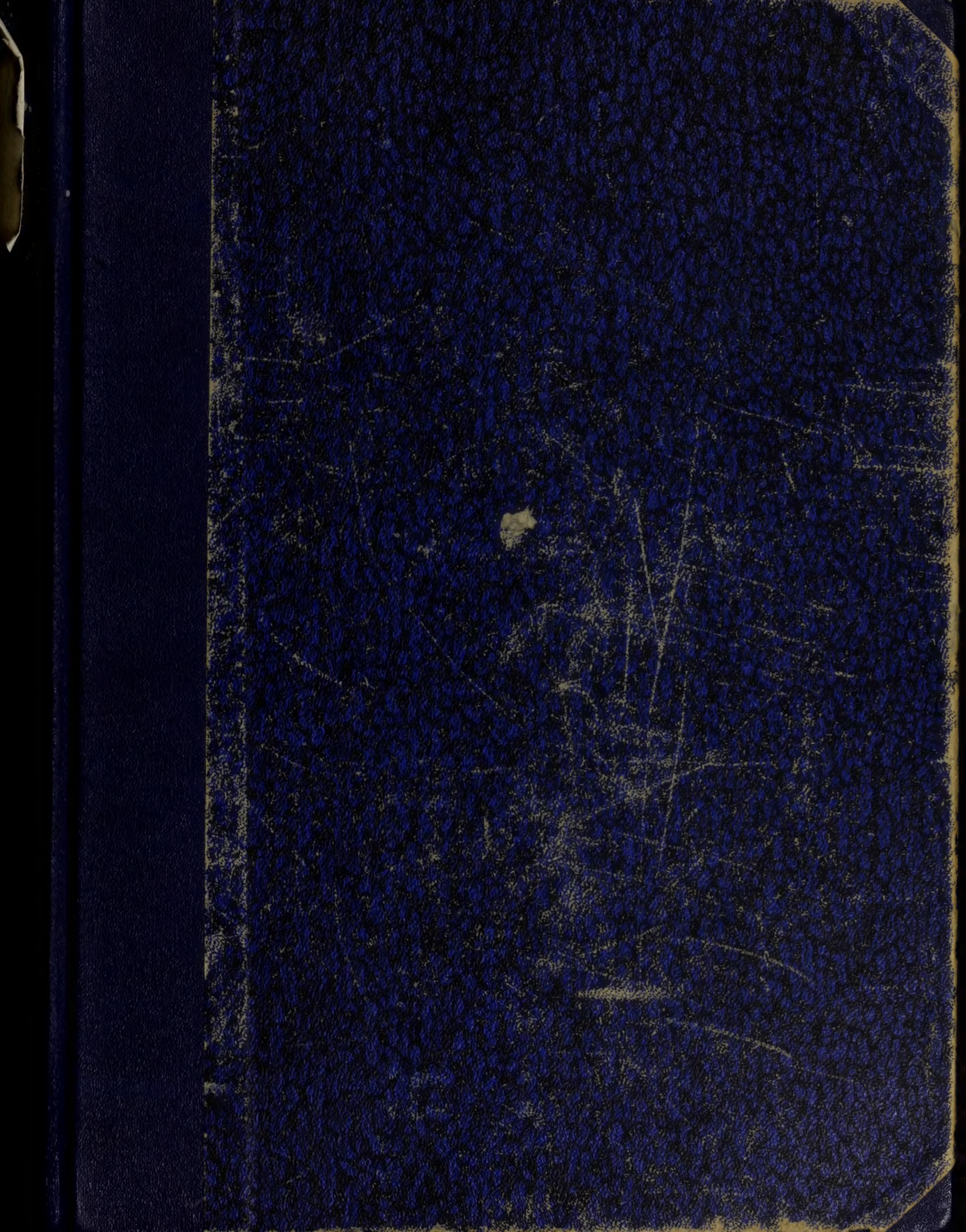
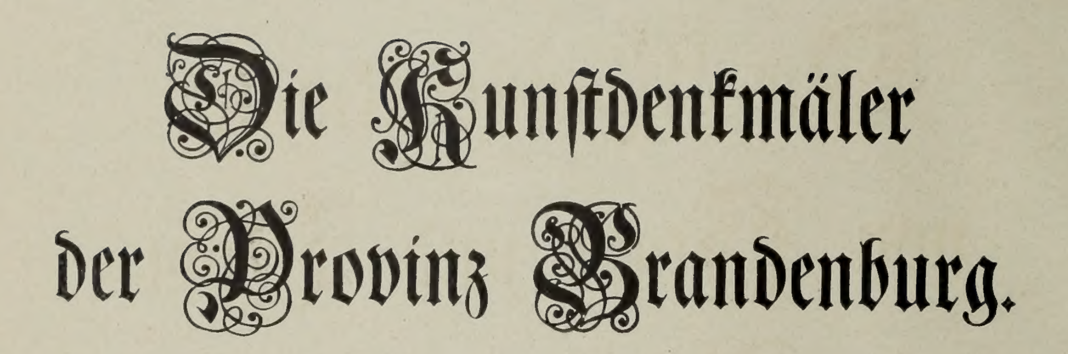





Brandenburg Stadt u. Dom.
St. Katharinen.
St. Johannis
Die Kunst-Denkmaeler der Provinz Brandenburg
Band: 2
Teil: 3
P. Eichholz
Bürger-haus.
Rat-haus.
St. Petrus
Dom.

Die
Kunstdenkmäler
der
Provinz Brandenburg



Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg.

* * *

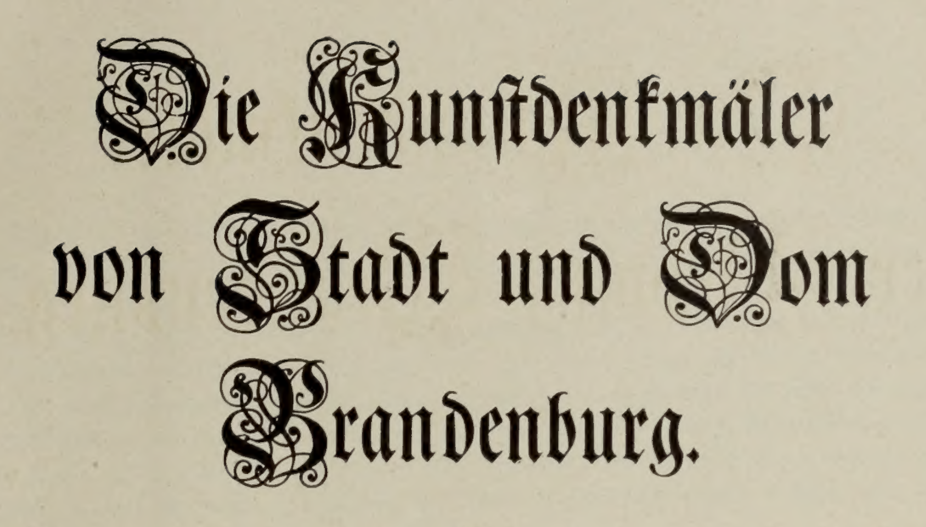
Herausgegeben
vom
Brandenburgischen Provinzialverbande.

* * *

Band II, Teil 3
Stadt und Dom Brandenburg.



Berlin.
Druck von der Vossischen Buchhandlung.
1912.



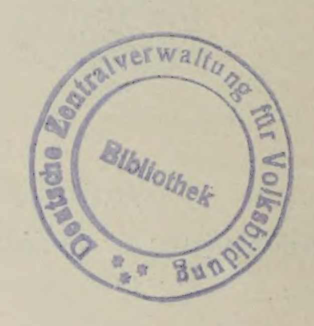
Unter der Schriftleitung
des
Provinzialkonservators Theodor Goecke
bearbeitet
von

Architekt Paul Eichholz,
mit Einleitungen von Professor Dr. Willy Spatz und
Professor Dr. Friedrich Solger.

Mit 2 Karten, 84 Tafeln, 314 Abbildungen im Text.



Berlin.
Im Kommissionsverlage der Vossischen Buchhandlung.
1912.


Deutsche Zentralverwaltung für Volksbildung
Bibliothek

Vorwort.

Sind in den ersten drei Teilen des Denkmalverzeichnisses Landkreise behandelt worden, so folgen jetzt zwei Städte, im vorliegenden Teile zunächst Brandenburg a. H. als 3. Teil des II. Bandes. Nach dem Programme sollte zwar die Darstellung der Städte mit der der angrenzenden Landkreise vereinigt werden, mit denen sie natürliche und geschichtliche Beziehungen verbinden oder aus denen sie gar hervorgegangen sind. Bei dem großen Reichtum an Denkmälern in Frankfurt a. O. sowohl als auch noch mehr in Brandenburg a. H. war dies aber nicht möglich, bezw. durch Einbeziehung des zum Kreise Westhavelland gehörigen Dom-Gebietes von Brandenburg nur z. T. möglich, so daß für beide selbständige Teilbände abgesondert werden mußten, die die Bogenzahl der bisher erschienenen erreichen.

Mit diesen Teilen hat erst in vollem Umfange die Schriftleitung des Unterzeichneten eingesetzt, während der 1. Teil des I. Bandes, die Westprignitz betreffend, im wesentlichen noch unter der Schriftleitung des früheren Provinzial-Konservators, des Königlichen Baurats Büttner, entstanden war, der außerdem noch die Bearbeitung des 1. Teiles des VI. Bandes, den Kreis Lebus umfassend, eingeleitet und ein gutes Stück gefördert hatte. Zu dem vorliegenden Bande haben nun wieder der z. Zt. an der Universität in Peking als Professor wirkende Dr. Solger die geologisch-geographische, der Oberlehrer Professor Dr. Spatz die geschichtlich-statistische und der Architekt Paul Eichholz die kunstgeschichtliche Übersicht zur Einleitung geliefert. Letzterer ist auch der Verfasser des eigentlichen Denkmalverzeichnisses und der zugehörigen baugeschichtlichen Erörterungen, während Professor Dr. Spatz noch die von Herrn Eichholz benutzte reichhaltige Literatur an der Hand der urkundlichen Quellen ergänzt hat. Einem Beschlusse der Provinzial-Kommission für Denkmalpflege entsprechend ist ein besonderer Wert auf die Wiedergabe von Stadtplänen und Profanbauten, sowie auch von Siegeln und Wappen gelegt worden.

Im übrigen sind auch diesmal wieder die Behörden (Magistrat und Domkapitel), einzelne Familien und Körperschaften bereitwilligst den Bearbeitern und der Schriftleitung behilflich gewesen; besonderer Dank ist namentlich dem Vorsteher des Domarchivs zu Brandenburg und dem Vorstand des Historischen Vereins, insonderheit Herrn Professor Dr. Tschirch daselbst abzustatten.

Eine unliebsame, ziemlich erhebliche Verzögerung hat die weitere Herausgabe des Werkes dadurch erlitten, daß es zweckmäßig erschien, auf Grund eines Gutachtens des Königl. Material-Prüfungsamtes in Groß-Lichterfelde an Stelle des sogenannten „holzfreien" Papiers, zu dessen Herstellung aber Holz- und Stroh-Zellstoff verwendet werden, ein längere Dauer verbürgendes, aus Hadern und Baumwolle herzustellendes

Papier zu verwenden. Ein solches, das sich auch zu einem einwandfreien Drucke der Abbildungen eignet, war jedoch nicht gleich zu beschaffen, so daß die Abbildungen der Bogen 1—14 trotz guter photographischer Unterlagen etwas dunkel ausgefallen sind.

Druck, Broschur und Einband hat wieder die Vossische Buchhandlung zu Berlin, die sämtlichen Abbildungen einschließlich der Lichtdrucke und farbigen Tafeln, zu denen der Maler Wilhelm Lindner die Aufnahmen gefertigt hat, sowie der zum ersten Male beigefügten Kupferdrucktafeln die Firma Meisenbach, Riffarth & Co. in Berlin-Schöneberg besorgt. Die photographischen Aufnahmen rühren von Herrn Photographen Zeisig aus Perleberg her, die Zeichnungen von Herrn Paul Eichholz, Charlottenburg.

Goecke

Berlin, im Februar 1912. Provinzialkonservator.

Inhaltsübersicht.

Seite

Geographisch-geologische Übersicht I
Übersicht über die geschichtlichen Quellen V
Geschichtliche Einleitung IX
Statistik L
Erläuterungen zu den Siegeltafeln LII
Kunstgeschichtliche Übersicht LIX
Topographie XCIV
Kunstgeschichtliche Werke und Abhandlungen CXVII
Beschreibung der Kunstdenkmäler:

Stadt Brandenburg.

St. Gotthardtkirche 1
Jakobskapelle 31
Johanniskirche 34
Johanniskloster 46
Katharinenkirche 47
Nikolaikirche 82
Paulikirche 96
Paulikloster 110
Marienkirche 121
Friedhöfe 137
Befestigung 138
Rathaus der Neustadt 153
Der Roland 161
Rathaus der Altstadt 166
Der Schöppenstuhl 177
Alte Bürgerhäuser:
A. Mittelalter.
Ordonnanzhaus 179
Frühgotisches Steinhaus am Katharinenkirchplatze 183
Altstädter Markt 31 186
B. Sechzehntes Jahrhundert.
Hauptstraße 3, Steinstraße 10 187
Eckhaus St. Annenstraße 37 und Abtstraße, ehemaliges Abtshaus 187
Das ehemals Storbecksche Patrizierhaus 188
Das ehemals Carpzowsche Haus 194
St. Annenstraße 25, Bäckerstraße 11 198

Inhaltsübersicht.

Seite

C. Achtzehntes und neunzehntes Jahrhundert.
Das ehemals von Massowsche Freihaus, Ritterstraße 19 . . . 199
Kurstraße 7, das Riedelsche Haus . . . 199
St. Annenstraße 12, Steinstraße 22, 21 . . . 204, 209
Münzstraße 6, Ritterstraße 22, Eckhaus an der Hauptstraße und Packhof . . . 207
Altstädter Heidestraße 1, 17, Neustädter Heidestraße 17, Bäckerstraße 22 . . . 209
Neustädter Markt 37, 7 . . . 211, 214
Gorrenbergstraße 14 . . . 211
Petersilienstraße, Jungfernstieg 5, Altstädter Markt 32 . . . 212
Haustüren:
Das ehemals Storbecksche Haus . . . 213
Altstädter Mühltorstraße 51, 8 . . . 213, 214
Hauptstraße 42 . . . 213
Wollenweberstraße 62 . . . 214
Schulen . . . 215
Profane Ausstattungsgegenstände in sonst nicht besprochenen Gebäuden . . . 218
Sammlungen . . . 222

Dom Brandenburg.

Domkirche:
Geschichtliche Beschreibung ihrer Anordnung und Einrichtung . . . 225
Baugeschichte . . . 231
Innere Ausstattung:
Altäre . . . 269
Kanzel, Taufe, Taufschüssel . . . 276
Altargeräte . . . 278
Leuchter . . . 279
Chorgestühle . . . 283
Möbel . . . 289
Geschnitzte Figuren . . . 294
Grabdenkmäler und Epitaphien . . . 295
Grabsteine . . . 300
Malereien . . . 305
Liturgische Gewänder . . . 308
Stickereien . . . 314
Bücher . . . 318
Särge und Glocken . . . 321
Domkloster:
Allgemeine Anlage des Klosters . . . 323
Gebäude außerhalb der Klausur . . . 324
Kreuzgang und Konventgebäude . . . 328
Evangelienbuch im Domarchiv . . . 351
St. Peterskirche . . . 355
Wohnhäuser . . . 372

Verzeichnis der Abbildungen . . . 373
Verzeichnis der Tafeln . . . 378
Verzeichnis der Familien, Stifter usw. . . . 380
Meisterverzeichnis . . . 386
Sachregister . . . 387

Geographisch-geologische Übersicht.

Vorbemerkungen. Die Städte des Mittelalters sind in mehr oder weniger engem Anschluß an wichtige Handelswege entstanden, die ihrerseits stark durch Geländeverhältnisse bestimmt waren, und wenn auch meist der Machtspruch eines Fürsten eine Stadt schuf, oder auch von zwei wetteifernden Orten den einen begünstigte, so war doch die Wahl der Stadtstelle fast immer durch Verkehrsrücksichten bedingt, und das dauernde Gedeihen einer solchen Gründung war nur möglich, wenn sie durch ihre geographische Lage in geeigneter Berührung mit der großen Handelsstraße war.

Etwas andere Voraussetzungen hat die neuere Industriestadt, zumal seitdem der Verkehr Schwierigkeiten, die früher entscheidend waren, spielend überwindet. Aber auch da ist die Lage nichts Zufälliges, auch sie hängt von Naturverhältnissen ab, von Erzeugungsbedingungen für die verarbeiteten Rohstoffe, von Kohlenvorräten oder anderen Gründen.

Immer steht die geographische Betrachtung einer kräftig sich entwickelnden Stadt zunächst vor der Frage, warum gerade an dieser Stelle ein Ort von Bedeutung aufblühte. Eine Frage ganz anderer Art ist es, welche Naturbedingungen die Ansiedler vorfanden, welche Schwierigkeiten sie zu überwinden hatten, um die Stadtanlage und ihre späteren Erweiterungen im Einzelnen durchzuführen.

Für die geographische Behandlung eines Stadtkreises müssen wir deshalb unterscheiden zwischen den Bedingungen seiner allgemeinen Lage und seiner Geländeverhältnisse. Dabei ist es möglich, alle die Einzelzüge in der Oberflächengestaltung der Provinz, die die maßgebenden Bedingungen für die Lage einer Stadt erzeugt haben, jedesmal geologisch zu begründen. Das muß dem Schlußbande vorbehalten bleiben, der das Gesamtbild der Provinz im Zusammenhange geben soll. Bei der Betrachtung des einzelnen Kreises müssen die Gründe, warum an dieser Stelle ein Tal, an jener eine weite Sandfläche entstand, zurücktreten gegenüber der Betonung der Folgen, die die Tatsache für die Entwicklung der betreffenden Stadt hatte. Eingehendere Berücksichtigung findet die geologische Entstehung dagegen bei der Betrachtung der Geländeverhältnisse in ihrer Bedeutung für die örtliche Baugeschichte.

Allgemeine Lage. Das Havelländische Luch im Westen und die waldigen Spree- und Dahmelandschaften im Osten haben von jeher den Verkehr, der vom Südwesten nach dem Nordosten durch das Gebiet der Provinz Brandenburg ging, auf den Spreeübergang von Berlin hingedrängt. Obwohl Brandenburg früher Stadtrecht besaß als Berlin, bekam es seine Bedeutung für den Verkehr doch dadurch, daß es der erste Havelübergang auf dem Wege von Magdeburg nach Berlin war. Der zweite lag bei Spandau. Trotzdem man dabei zweimal die Havel querte, zog man den Weg

durch das Havelland dem südlicheren über Belzig und Brück vor. Dort hätte man die Sümpfe der Plane- und Nutheniederung zu überwinden gehabt, hätte den Fläming fast an seiner höchsten Stelle überschreiten müssen und außerdem weite menschenleere Waldungen vorgefunden. Demgegenüber führte der Weg über den Lehmboden des Hohen Havellandes durch eine dicht besiedelte Gegend, und der Fluß, dessen Überschreitung das einzige Hindernis bildete, war eine schiffbare Wasserstraße, an der man Güter austauschen konnte und die man oft auch dem gefährlicheren Landwege vorgezogen haben wird.

Brandenburg bietet übrigens nicht nur einen Übergang vom Südwesten nach dem Havellande, sondern auch vom Havellande nach der Zauche. Auch dieser letztere Weg ist nicht ohne örtliche Bedeutung gewesen. Als die Stadt einmal bestand, wird sie auch einen großen Teil des Verkehrs aus dem Nordwesten über Pritzerbe an sich gezogen haben, doch ist ihre ursprüngliche Bedeutung in der Lage zwischen Magdeburg und Berlin begründet.

Der Platz, auf dem Brandenburg entstand, war nicht nur verkehrspolitisch wichtig. Der Ort tritt uns in der Geschichte vielmehr zuerst als Burg entgegen, nicht als ein bequemer Flußübergang, sondern als ein besonders unzugänglicher Punkt, der nur im Winter angegriffen werden konnte. Das liegt in den eigentümlichen Geländeverhältnissen dieses Flußüberganges begründet, der nicht an einer besonders engen Stelle der Havelniederung liegt, sondern durch eine schmale Sandzunge und mehrere Inseln in einem weiten Moore vermittelt wird. So wurde Brandenburg zugleich eine Art Brückenkopf für die Havelwenden. In der deutschen Zeit ist diese militärische Bedeutung gegenüber der kaufmännischen naturgemäß zurückgetreten.

Bodenverhältnisse. Die Eigenart der Geländeverhältnisse läßt sich zum großen Teile durch die geologische Geschichte der Gegend verständlich machen.

Auch hier hat die Eiszeit wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung des Bodens gehabt. Alle Sande, Lehme, Tone usw. der Brandenburger Gegend sind während der Eiszeit oder nach ihr abgelagert. In der letzten Interglazialzeit, d. h. der letzten eisfreien Pause zwischen den Vereisungen der diluvialen Zeit, war die Mulde, in der heute die Havel fließt, bereits vorhanden. Wir müssen sie zu der Gruppe von Tiefenlinien rechnen, die wir als das erzgebirgische System bezeichnen. Diese Geländewellen müssen wir etwa so erklären, daß in der „erzgebirgischen" Richtung, d. h. von Westsüdwest nach Ostnordost, lange Brüche das tiefere Felsgerüst der Erde in einzelne Staffeln zerlegten, und daß der lockere Diluvialboden diese Formen der Tiefe an der Oberfläche nur verschwommen wiedergibt. Neben dem erzgebirgischen System finden wir in Norddeutschland das „smaländische" verbreitet, dessen Tiefenlinien von Nord zu Ost nach Süd zu West laufen. Zu ihnen sind jedenfalls außer der Mulde, die der Südzipfel des Beetzsees einnimmt, diejenigen zu rechnen, in der der Bohnenländer, Görden- und der Ostteil des Breitling-Sees liegen, ebenso wie das Haveltal zwischen Plaue und Pritzerbe. Wahrscheinlich etwas später, aber auch noch in der Interglazialzeit, entstanden die meist schärferen Formen des „hercynischen Systems", dessen Längsrichtung von Ostnordost nach Westsüdwest geht. In der Nähe von

Brandenburg spielen sie eine wichtige Rolle in Gestalt einiger flacher Hügelrücken, die quer durch die weite Mulde zwischen den Höhen des Hohen Havellandes und der Zauche sich hinziehen (vgl. geologische Karte, Skizze I und III).

Diese Geländeformen fand das Eis vor, als es zum letzten Male den Boden Norddeutschlands überdeckte. Die Strömung, die bei Brandenburg wirksam war, kam in der Hauptsache durch die tiefe Mulde zwischen der Märkischen Schweiz und den Mecklenburger Höhen über Eberswalde. Sie kam also von Nordosten und folgte naturgemäß der erzgebirgischen Mulde, von der oben die Rede war. Dagegen boten die herzynischen Höhen Hindernisse, die zwar nicht hoch genug waren, um das Eis beiseite zu drängen, die aber doch die Strömung ein wenig ablenkten. Wo das Eis stärker strömte, schürfte es den Talboden tiefer aus. Gegen diese Austiefung waren die Stellen hinter den herzynischen Rücken mehr gesichert. So bildete sich eine Mulde in der Linie der Hauptströmung, in der sich später beim Abtauen des Eises die Schmelzwässer zu einem langgestreckten See sammelten. Der feine Schlamm der Schmelzwässer, der sich in diesem See ablagerte, ist der mergelige Ton, den heute zahlreiche Ziegeleien zwischen Ketzin und Brandenburg unter dem Moor abbauen. Die Moore aber haben sich überall in den Vertiefungen gebildet, als das Eis fort war und das heutige milde Klima zu herrschen begann. So bezeichnen die Moore und die unter ihnen liegenden Tonlager, wie ein Vergleich der Skizze I und III der geologischen Karte zeigt, die Linien der stärkeren Eisströmung, und daß unmittelbar bei Brandenburg die Moorbildung am Havelufer so sehr zurücktritt, hängt damit zusammen, daß hier teils der Rücken des Marienberges und seiner südöstlichen Fortsetzung die Strömung hemmte, teils die vorgelagerten Berge von Klein-Kreutz noch einen gewissen Schutz ausübten. Auch der Hügel, auf dem die Brandenburger Neustadt erbaut ist, wird einen merklichen Schutz gewährt haben, und die Sandzunge, die sich in diesem Schutze südwestlich von Brandenburg erhielt, war sicher ursprünglich breiter als heute. Als später das Eis abtaute, nahm ein starker Schmelzwasserstrom von Lehnin durch den Rietzer See den Weg über Paterdamm und prallte dann gegen die Seite jener Zunge, die er dementsprechend annagte. Bei starkem Wasserandrange werden seine Fluten sie wohl auch überströmt haben (vgl. geologische Karte, Skizze II). Im Gebiete dieses Schmelzwasserstromes finden wir keine Tonlager, da er zu rasch floß, um einen Absatz feiner Teile zuzulassen.

Dagegen breiteten sich in seinem ehemaligen Bette beim Eintritte wärmeren, feuchteren Klimas weite Moorbildungen aus, wie vor allem das Breite Bruch. Durch solche Moorbildung wurde auch der Rietzer See mehr und mehr eingeengt, vor allem aber der See, der sich an Stelle der heutigen Havel zwischen Ketzin und Brandenburg ausdehnte. Rohrdickichte und hinter ihnen Moorwiesen schoben sich immer weiter gegen die Wasserfläche vor. Je enger diese wurde, um so stärker wurde die Strömung in ihr, schließlich in so hohem Maße, daß sie ein weiteres Zuwachsen verhinderte. Diese zum Flußlauf eingeengte Wasserfläche ist die heutige Havel. Für die Bodenbildung in ihrer Nähe ist es von Wichtigkeit, daß die Havel aus dem Flachlande kommt und so gut wie gar keinen Schlamm mit sich führt.

So konnten die Hochwasser nicht, wie bei Elbe und Oder, tonigen Schlick in den Flußwiesen ablagern. Diese eignen sich daher wenig zum Ackerbau und sind aus diesem Grunde auch nicht eingedeicht worden. Übrigens pflegt das Wasser der Havel bei Hochwasser verhältnismäßig wenig zu steigen, da in solchem Falle ein großer Teil der Fluten schon vor Spandau durch das Havelländische Luch abströmt.

Aus diesen Mooren ragen die höheren Teile des Bodens als Inseln und Halbinseln hervor. Sie bestehen aus dem Material des alten Gletscherbodens, meist Sand, nur in den herzynischen Rücken tritt stellenweise etwas lehmiger Boden zutage.

Die langgestreckte Sandzunge im Südwesten und die Inselreihen zwischen dem Moor im Norden und Osten der Brandenburger Neustadt vermittelten den Havelübergang, aber der verfügbare Boden genügte nicht für das landwirtschaftliche Bedürfnis einer größeren Ansiedlung. So entstand die Altstadt nicht an dieser Straße, sondern etwas seitab am Nordufer der Havel, wo anbaufähiger Boden genug vorhanden war. Erst als der Verkehr größer geworden war, und die Zahl derer wuchs, die sich von ihm allein nährten, entwickelte sich die Neustadt an der eigentlichen Handelsstraße, aber ihr bot sich wenig Ackerland. Reicher war sie mit Wiesen bedacht, aber auch deren Brauchbarkeit litt unter der zu großen Nässe, die durch den Mühlenstau an der Dominsel noch erhöht wurde. In neuerer Zeit ist dem durch mehrere Entwässerungsgräben teilweise abgeholfen worden.[1])

---

[1]) Vgl. auch Schlottmann, Heimatkunde der Stadt B., zwei Programme der städt. höheren Mädchenschule zu B., 1898 und 1907.

I. Der diluviale Havelgletscher bei Brandenburg.

Maßstab 1:200000.



Hauptstromlinien des diluvialen Gletschers
Ufer des Gletschers
Erzgebirgische Tiefenlinie des Haveltals
Sandländische Tiefenlinien
Hercynische Rücken (unter dem Eise)

II. Unmittelbar nach dem Rückgange des Eises.

Maßstab 1:200000.



Eis — *Schmelzwasserbäche und Seen*

III. Heutige Bodenverhältnisse.

Maßstab 1:200000.



Wasser — *Sumpf* — *Flacher trockner Boden* — *Erhebungen, meist hercynischer Richtung*

IV. Bodenarten der Umgebung von Brandenburg.

(nach der Geologischen Spezialkarte vereinfacht.)

Maßstab 1: 60000.

(N)
Beetz-See
Heilige Geist-Bruch
Havel
Stein-Bruch
(W)
BRANDENBURG
(O)
Havel
Das breite Bruch
Schmerzke
(S)

Diluviallehm — *Diluvialsand zum Teil mit lehmigen Einlagerungen* — *Talsand* — *Torf- und Moorerde* — *Havelton unter Moor* — *Kalkreicher Humus*

Übersicht über die geschichtlichen Quellen.

Urkunden und Akten.

Außerordentlich reiches urkundliches Material aus der Zeit vom 10. bis zum 17. Jahrhundert lagert in den wohlgeordneten Archiven der Stadt und des Domes Brandenburg; daneben ist auch noch besonders im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin eine beträchtliche Zahl Brandenburg betreffender Urkunden (nämlich 75) erhalten. Zum großen Teile sind diese Schätze bereits gehoben, denn in dem von Riedel herausgegebenen Codex Diplomaticus Brandenburgensis (erschienen 1831—62) ist der VIII. Band (1847) ganz, der IX. (1849) zum größten Teile Brandenburg gewidmet. Unter Verwertung des gesamten von Beckmann, Buchholtz, Lenz, Ludwig und besonders Gercken sowie anderen Geschichtsschreibern des 18. Jahrhunderts gebotenen Stoffes wurde hier auf Grund der guten, von Heffter gelieferten Abschriften der größte Teil der die Stadt betreffenden, in den Archiven zu Brandenburg und Berlin, ferner auch in Rom, Magdeburg und Zerbst vorhandenen Urkunden abgedruckt; zudem gelangten mittelalterliche Grabinschriften sowie Visitationsprotokolle aus der Reformationszeit zum Abdruck. Die Kopiarbücher des Geheimen Staatsarchivs (Rep. 78) sind freilich nicht erschöpfend ausgebeutet. Wenn auch der Abdruck, wie z. B. bei den päpstlichen Bullen und Urkunden von 1117 (vgl. Hennig, Kirchenpolitik der älteren Hohenzollern, S. 210 f.), nicht immer einwandfrei ist und in der Datierung oder der Angabe der Herkunft manche Irrtümer unterliefen, so bilden doch die insgesamt 831 Seiten der beiden Bände eine Hauptquelle für das 10. bis 17. Jahrhundert; eine geschichtliche, über Bistum und Kapitel unterrichtende Einleitung mit Angaben über die Weiterentwicklung des Kapitels bis zum 19. Jahrhundert ist dem VIII. Bande beigegeben. Auch in den anderen Bänden des Codex diplomaticus finden sich verstreut Brandenburg betreffende Urkunden, auf die in dem von Heffter verfaßten alphabetischen Register hingewiesen wird (z. B. Band I der 2. Abteilg., S. 19: Urkunde von 1237, und S. 28: Urk. von 1248, und besonders die Bände X und XXIV der 1. Abteilg.); hierbei sei bemerkt, daß die Bände der ersten Abteilung ohne den Zusatz „1. Abtlg." einfach mit römischen Ziffern zitiert werden.

Neben Riedel sind für die mittelalterliche Geschichte auch die Urkundenwerke der Nachbarlandschaften von Bedeutung, so besonders v. Heinemann, Codex Anhaltinus, ferner Regesta Archiepiscopatus Magdeburgensis, hgg. von G. A. v. Mülverstedt, und Hertels Urkundenbuch von Magdeburg, vereinzelt auch die Urkunden der Markgrafen von Meißen, hgg. von O. Posse (Codex diplom. Saxoniae Regiae).

Für die Geschichte von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an bis zur Neuzeit treten die Urkunden zurück; Protokolle, ferner Stadt- und Ratsbücher, vorzüglich der Altstadt — ein Neustädter Schöppenbuch reicht bis zum Ende des 13. Jahrhunderts zurück —, insbesondere aber Akten bilden von nun an die Hauptquelle. Diese sind in Brandenburg im Stadtarchiv sowie im Archiv des Domkapitels und im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin geborgen. In den vom Verein für die Geschichte der Mark seit 1837 herausgegebenen „Märkischen Forschungen", fortgesetzt seit 1888 unter der Bezeichnung „Forschungen zur Brandenburg.-Preußischen Geschichte", sowie in den „Veröffentlichungen" desselben Vereins, in den Programmen der Brandenburger höheren Schulen und vornehmlich in den Jahresberichten des 1868 zu Brandenburg begründeten Historischen Vereins haben Sello, Grupp, Tschirch, Faulhaber, Gebauer, Curschmann, Krabbo u. a. m. manche auf diese Quellen begründete Arbeiten zur Geschichte Brandenburgs veröffentlicht (z. B. Sello, Märk. Forsch. XVIII, 1—109 über Stadtrechtsquellen).

Für die rein kirchlichen Verhältnisse bieten manche Ausbeute die Archivalien des Königlichen Konsistoriums zu Berlin: Visitationsabschied von 1575 — mit Daten betreffend das Epitaphium für Joachim II. im St. Paulskloster (Matrikel Superintendentur Neu- und Altstadt Brandenburg, Gen. 1) —, Protokolle über den Zustand der Kirchenkasten von 1712 (Altstadt B., C. No. 6)[1]) u. a. m. Die Pfarrarchive in Brandenburg reichen mit ihren Kirchenbüchern über die Zeit des Dreißigjährigen Krieges hinaus, sogar bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts zurück (vgl. Tschirch, 21.—25. Jahresb. des Hist. Vereins zu B.).

Alte Chroniken und neuere Literatur.

Wohl kaum eine andere Stadt der Mark hat in gleichem Maße die Aufmerksamkeit auch der west- und mitteldeutschen Chronisten des 10.—13. Jahrhunderts auf sich gelenkt wie Brandenburg. Diese Quellen, unter denen Widukind, Thietmar von Merseburg, Adam von Bremen, der Verfasser der Hamburgischen Kirchengeschichte, Helmold, der Autor der Slavenchronik, genannt seien, wurden von F. Curschmann vorzüglich in Kapitel I und II seines Werkes über die Diözese Brandenburg (Leipzig, 1906, erschienen als Veröffentlichung des Vereins f. Gesch. der Mark) verwertet; man vergleiche hierzu auch die im Erscheinen begriffenen und von Krabbo bearbeiteten Regesten der Markgrafen von Brandenburg.

Die wichtigste, Brandenburg insonderheit betreffende Quelle des 12. Jahrhunderts ist der etwa 1165 abgefaßte Traktat des Mönchs Heinrich von Antwerpen (Heinrici de Antwerpe Tractatus de urbe Brandenburg), abgedruckt und von Sello erläutert im 22. Jahresbericht des Altmärkischen Geschichtsvereins (vergl. Monumenta Germaniae, Scriptores [MG, SS.] XXV. Bd.); an zweiter Stelle sei die freilich nur in Auszügen bei Pulkawa und in den Pöhlder Annalen noch erhaltene Chronica episcoporum Brandenburgensium (hgg. von Sello, B., 1888) genannt. In den märkischen Chroniken des

[1]) Über Urk. im Berliner Stadtarchiv vgl. Fidicin, Histor.-diplomatische Beiträge II, 89: Urkunde vom 14. Mai 1386.

15. und 16. Jahrhunderts wird der Schicksale der Stadt mehrfach gedacht. Besonders ergiebig ist die Chronik des 1433 gestorbenen Brandenburger Stadtschreibers Engelbert Wusterwitz, des Begründers eines Altars in der Katharinenkirche (vgl. Küster, Accessiones ad Bibl. histor. Brandenb., S. 206). In der Urschrift verloren, liegt sie nur in den gegen Ende des 16. Jahrhunderts gemachten Auszügen des Angelus und Hafftiz vor (vgl. Jul. Heidemann, Wusterwitz's Märkische Chronik, Berlin 1878, S. 5).

Georg Sabinus, aus dem altstädtischen Geschlechte der Schuler, schrieb 1555 „De Brandenburgo"; diese kurze Beschreibung der Stadt verleibte Garcäus, mit Anmerkungen versehen, dem 3. Bande seiner um 1585 verfaßten Successiones ein (edid. Krause, in dem 2. Bande der Collectio scriptorum rerum Marchiae Brandenb., 1729; das Original befindet sich in Wernigerode, eine sehr gute Abschrift in der Königlichen Bibliothek zu Berlin); zudem hat er manche Daten zur städtischen Baugeschichte seiner Zeit gebracht (Kgl. Bibl., Manuscripta borussica 33a, z. B. fol. 217, 218, 220, 222). Gottfried von Warnstedt spricht in seinem Encomium Marchiae von 1622 (Scriptores Rerum Brand., ed. Kleybius, Frankfurt a. O. 1754, Tom. II, p. 446 f.) über einzelne Sehenswürdigkeiten der Stadt. Nicolais descriptio urbis Brandeburgi ist von 1650 datiert (hgg. von G. G. Küster, Berlin 1735): hier wird das auf Pfählen ruhende Schöppenhaus als ex ipsis undis exstructa bezeichnet. Joachim Fromme verfaßte 1679 eines der ersten in Brandenburg selbst gedruckten Bücher, eine Nomenclatura rerum quae Brandenburgi sunt (mit wertvollen Zusätzen hgg. von Kaspar Gottschling, 1727).

Im 18. Jahrhundert beginnt die Literatur, über die G. G. Küster (Collectio opusculorum etc., 1727—1731) eine Übersicht bietet, schon mehr anzuschwellen; die Notizen Beckmanns, die nicht zum Druck kamen, werden im Geh. Staatsarchiv aufbewahrt (Rep. 92, Topogr. V, Nr. 5).

Vornehmlich seien genannt: Kaspar Gottschling, Beschreibung der Stadt Alt-Brandenburg, mit Kupfern (1732). Nath. Reinh. Schäffer, Bericht von einigen zur Kirchenhistorie dienenden Nachrichten und Epitaphia in der Katharinenkirche (B., 1737). S. Lentz, Diplomatische Stiftshistorie (1750). Finke, 5 Programme (1719—1753). Ph. W. Gercken, Ausführliche Stiftshistorie (1766). Anton Friedrich Büsching, Beschreibung einer Reise von Berlin nach Rekahn (2. Aufl., 1780, S. 281 f.).

In den Bahnen von Sabinus und Fromme wandelten: Joh. Gust. Büsching, Reise durch einige Münster (1819, S. 9 bis 58); G. A. v. Rochow, Geschichtliche Nachrichten von Brandenburg und dessen Altertümern (1821; 2. Aufl., hgg. von Heffter, 1840); M. Heffter, Wegweiser durch Brandenburg (1850; neubearbeitet von O. Jork, 1880).

Den ersten Versuch zu einer umfassenden, allgemeinen Geschichte machte der Brandenburger Prorektor Heffter, Geschichte der Kur- und Hauptstadt Brandenburg (Potsdam, 1840, 432 S.): vornehmlich wird die mittelalterliche Geschichte erzählt, die Entwicklung der neueren Zeit bis 1837 nur kurz skizziert und zwar auf Grund mancher jetzt verloren gegangener Materialien, wie z. B. des 2. Jahrgangs des Brandenb. Anzeigers (vgl. Sello, Märk. Forsch., XVIII, 1).

Schillmanns Geschichte der Stadt Brandenburg von der ältesten Zeit (B., 1882, 577 S.) reicht nur bis zur Reformation (vgl. Sello, a. a. O.).

Dullo behandelt in seiner Kommunalgeschichte der Stadt (B., 1886, 330 S.) das Rathaus und gibt einen Rückblick auf die Kommunalverwaltung (Etats, Kämmereigüter, Forsten usw.); von S. 278 an bespricht er die neuen Straßenanlagen (Bebauung der Jacob-, Garten-, Schulstraße u. s. f.).

Sehr viel geschichtliches Material brachte Wernicke zusammen (vgl. Bergau, Kunstdenkmäler, S. 186 f.).

Die gesamte Geschichte der Stadt hat Tschirch in 8 Vorträgen unter dem Titel „Bilder aus der Geschichte der Stadt" auf 160 Seiten skizziert (B., 1912).

Die Geschichte des Schöppenstuhls hat Stölzel (Berlin, 1901) ausführlich auf 610 Seiten unter Beigabe von 5 Schöppensiegeln aus dem 15. bis 18. Jahrhundert erörtert; drei weitere Bände enthalten urkundliches Material aus den Schöppenstuhlsakten (Berlin, 1901).

Bahrfeld bringt auf Tafel 21 seines „Münzwesens der Mark bis 1415" (1889) Siegel der Stadt, auf S. 57f. behandelt er die Münzen des Pribislav, auf S. 125 und 146 ff. die in den Städten geschlagenen Münzen; verschiedene bischöfliche und Kapitelssiegel finden sich bei Voßberg, Siegel der Mark (2 Lieferungen, 1868 und 1887). Die Siegel der Alt- und Neustadt erörtert Sello in der Beilage zu Dullos Kommunalgeschichte (vgl. auch Hupp, Siegel und Wappen der Deutschen Städte, 1896, I. 31).

Eine Sammlung von Siegelstempeln und Silbermünzen birgt das Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin.



Abb. 1. Siegelstempel des Domkapitels von 1735 im Domarchiv. Umschrift: Secretum capitulare ecclesiae Brandenburgensis (Kapitelssiegel der Brandenburgischen Kirche).

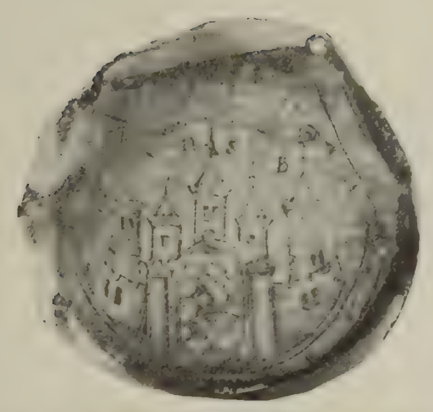


Abb. 11. Wappenbild der Neustadt auf einem Kelch von 1563 in der Paulikirche.

Geschichtliche Einleitung.

Lage und allgemeiner Charakter der Stadt.

In keiner anderen größeren Stadt der Mark spielt das Wasser wohl eine so große Rolle wie in Brandenburg. Bei den Befestigungen und der Anlage von Mühlen, bei der Fischerei und der Schiffahrt waren von je Fluß und Seen, Gräben und Kanäle von der größten Bedeutung. Des Wassers Treibkraft und Fischreichtum, das ruhige, verhältnismäßig tiefe Fahrwasser haben in allen Zeiten den Bürgern viel Vorteil gebracht, wenn auch freilich die Anlage von Dämmen durch die sumpfigen Niederungen und der Bau von Brücken recht kostspielig war. Auf älteren Karten treten die ursprünglichen, in neuerer Zeit durch Entwässerungen, Anlage von Kanälen und Aufschüttung schon hier und da verwischten Geländeformen noch deutlich zutage. Beim Betrachten der 1767—1787 entstandenen Schmettauschen Karte, die nur in zwei Exemplaren vorhanden ist, von denen eins im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin, das andere im Großen Generalstab ruht, wird man gewahr, wie südlich der Neustadt sich das Breite Bruch hinzieht und die Annäherung an dieses von Westen her durch die Buckau, den Sandfurt-Graben, die Alte und Neue Plane erheblich erschwert wird. Im Norden der Altstadt dehnt sich ja freilich eine mehrere Kilometer breite, trockene Fläche aus, doch diese wird westlich durch den Görden- und Bohnenländer See — dazwischen lag einst noch eine jetzt zu einer torfigen Wiese gewordene Wasserfläche — eingerahmt, während sich im Norden bei Marzahne das Große Fenn und die Schwarzen Berge hinziehen. So liegt Brandenburg an einer Art enger Pforte: hier bot sich eine Möglichkeit, auf dem Wege von Plane nach Nauen und Spandau leidlich trockenen Fußes durch das Wirrsal von Seen, Sümpfen und Flußläufen hindurch über Mötzow in die östlichen Teile des Havellandes zu gelangen. Anscheinend von der ältesten Zeit an war die Dominsel, die diesen Paß beherrschte, der Sitz einer wichtigen Burg in den ostelbischen Marken. Und auch in askanischer Zeit hatte die Stadt überragende Bedeutung, denn in mittel-

alterlichen Urkunden wird sie das eine Mal — Urkunde von 1170 — als camera imperialis, d. h. Sitz des Reichskämmerers bezeichnet, das andere Mal in der Urkunde vom 3. November 1315 als die Stadt, von der die ganze markgräfliche Herrschaft ihren Ursprung herleitete, wie von der Quelle die Bächlein.

Von der Art, wie damals wohlhabende Bürger gebaut und gewohnt haben, vermag uns die heutige Stadt kein klares Bild zu geben. Um so stärker ausgeprägt sind dagegen die Erinnerungen an die mittelalterliche kirchliche Vergangenheit. Dörfliche und städtische Gotteshäuser, Dom- und Mönchskirchen stehen noch heute in solcher Fülle aufrecht, daß die übrigen märkischen Bischofsstädte hierin keinen Vergleich mit Brandenburg aushalten. Und das Eigentümliche ist dabei, daß das bürgerliche Element durchaus nicht wie im mittelalterlichen Lebus oder Havelberg von der Kirche in den Schatten gestellt wurde. Alt- und Neustadt Brandenburg hatten vielmehr vom 13. Jahrhundert an ihre besonderen, von der Kirche unabhängigen Daseinsgrundlagen, auf denen auch nach der Reformation eine Weiterentwicklung möglich war.

Sagenhafte Überlieferungen und älteste geschichtliche Kunde.

Lebhaft beschäftigte sich von jeher die Phantasie märkischer Geschichtsforscher mit der Vorgeschichte Brandenburgs. Versetzte doch der Chronist Garcäus, den Spuren des Sabinus folgend, die Entstehung der Stadt in die Tage des Galliers Brennus, 416 vor Christi Geburt, und brachte ihren Namen mit dem Frankenherzog Brando, der 270 nach Christo gelebt haben sollte, in Verbindung. Und Bierstedius' Chronicon de Brandenburgo enthält Tabellen zur Stadtgeschichte, die bis 1253 vor Christi Geburt zurückreichen! So haltlos diese Fabeleien auch sein mögen, sie erweisen: der Zauber altehrwürdiger Vergangenheit umgab die Stadt. Deutsche wie Slaven suchten daher im Wetteifer miteinander die alte Metropolis Marchiae für sich in Anspruch zu nehmen, wobei auch die Herleitung des Namens eine Rolle spielte. In der ältesten Zeit kommen lediglich die rein deutschen Formen Brennaburg und Brendanburg vor; erst ein tschechischer Jesuitenpater des 17. Jahrhunderts, Bohuslaus Balbinus, hat versucht, den Namen auf slavische Wurzeln zurückzuführen, indem er rein willkürlich die Urform Brannybor, Brennabor (=Waldschutz) bildete. Ebenso unbegründet, weil auf einen polnischen, schlecht unterrichteten Chronisten des 14. Jahrhunderts zurückgehend, ist die Annahme, daß Sgorzelice (=Brandstätte) der wendische Name für Brandenburg gewesen sei, wie schon Beckmann notierte. Von jeher hat also Brandenburg einen deutschen Namen getragen, wenn es auch sicherlich lange Jahrhunderte nach der Völkerwanderung in den Händen der Slaven war[1]).

Im 8. Jahrhundert beginnt sich allmählich das Dunkel, das auf den Havellanden lastete, zu lichten. Die Havel wird zum ersten Male in literarischen Quellen zur Zeit Karls des Großen genannt und zwar in Verbindung mit dem Vorstoß, den, wie die Annalen des Frankenreichs berichten, der Herrscher 789 über die Elbe in das Slavenland hinein machte; zu Schiff auf dem Havelfluß, „per Habola fluvium“, kamen damals

[1]) Vgl. Tschirch, Bilder aus der Geschichte der Stadt, S. 2f

Friesen ihm zu Hilfe. Nahezu anderthalb Jahrhunderte vergehen, ohne daß die Havelgegend von Geschichtsschreibern oder in Urkunden genannt wird, während Magdeburg schon hin und wieder, zum ersten Male 805, Erwähnung findet.[1]



Abb III. Aufgedrücktes Siegel König Ottos I. auf der Gründungsurkunde des Bistums Brandenburg im Domarchiv, 1. Oktober 948.
Umschrift: OTT[O] [DEI] GRA(TIA) REX.

Die Sachsenherrscher und die Begründung des Bistums.

In den Tagen Heinrichs I. tritt Brandenburg selbst in das hellere Licht der Geschichte, vornehmlich dank dem Corveyer Mönche Widukind, dessen „Drei Bücher sächsischer Geschichte" für das 10. Jahrhundert die hauptsächlichste chronikalische Quelle sind. Zum Jahre 928 erzählt er, wie im strengen Winter König Heinrich I. über das Eis ging und „Brennaburg", den auf der heutigen Dominsel gelegenen befestigten Sitz eines mächtigen slavischen Fürsten, einnahm; so tritt deutlich bei diesem Berichte hervor, wie den Slaven, ihrer Eigenart entsprechend, das Wasser als Verteidigungsmittel diente, und zum Vergleich sei daran erinnert, daß Otto von Bamberg, der Pommernmissionar, Stettin „stagno et aquis undique cincta omni hosti inaccessibilis" nannte. Zwanzig Jahre darauf begründete hier Otto I., nachdem er in „Magadaburch" bereits in den Jahren 936—937 einen Mönchskonvent gestiftet und eine dem heiligen Moritz geweihte Kirche erbaut hatte, ein 10 „Provinzen", darunter auch den Gau Heveldun, umfassendes Bistum, dessen Mittelpunkt die Dominsel ward. Im Westen war der Sprengel von der Elbe begrenzt, östlich reichte er bis zur Oder, nördlich bis zur Uckermark, dem Gau der „Uucri", die Südgrenze war nicht genauer bestimmt. Neben anderem Besitz, z. B. den beiden civitates (Burgwarden) Pricervi (Pritzerbe) und Ezeri (Ziesar), erhielt der Bischof auch die nördliche Hälfte des auf der Insel gelegenen Ortes „Brendanburg", „dimidiam partem civitatis aquilonalem", so heißt es in der wohlerhaltenen Gründungsurkunde, und ferner die nördliche Hälfte der ganzen Insel und die Hälfte aller dazugehörigen Dörfer, „et dimidiam partem insulae totius septentrionalem in qua civitas eadem habetur constructa dimidiamque partem omnium villarum illuc pertinentium."[2] Gleichzeitig erfolgte auch die Gründung des Nachbarbistums Havelberg.

[1] v. Mülverstedt, Magdeb. Regesten I, 7.

[2] Vgl. Curschmann, Diözese Brandenburg, S. 21; über die Bedeutung des Wortes civitas vgl. Rietschel, Das Burggrafenamt und die hohe Gerichtsbarkeit (Leipzig 1905), S 226 f.; Curschmann verdeutscht civitas mit Burgward. — Von Widukind erschien 1904 eine durch Kehr hgg. Oktavausgabe der Monumenta.

Über die Tätigkeit des ersten Bischofs Thiatmar ist wenig bekannt; der Bau einer Kathedralkirche, die Vornahme von Taufhandlungen wird ihn vorzugsweise beschäftigt haben. Laut päpstlicher Bulle vom 20. April 967 wurde auf Veranlassung des Kaisers das Brandenburger ebenso wie das zur gleichen Zeit begründete Havelberger Bistum dem neueingesetzten Erzbischof von Magdeburg unterstellt, der von den Bischöfen von Brandenburg und Havelberg inthronisiert werden sollte[1]).

Slavischer Rückstoß.

Eine heftige slavische Gegenströmung, der die havelländischen Kirchen zum Opfer fielen, setzte zu der Zeit ein, als Kaiser Otto II. in Süditalien mit den Sarrazenen stritt. Im Jahre 983 schlug die Schicksalsstunde für die ostelbische, christlich-deutsche Kulturarbeit. Bezeichnend für den Stammes- und Rassenhaß ist, daß die Leiche des 980 begrabenen Bischofs Dodilo von den Slaven geschändet wurde. Bischof Folkmar rettete sich in eiliger Flucht, ebenso wie der deutsche Befehlshaber Dietrich[2]). In der Folgezeit machte der junge Otto III. einige Versuche, das Verlorene wiederzugewinnen und lag 991/2 vor der Feste Brandenburg; in einer Schenkung des Kaisers von 993 für die Äbtissin Mathilde von Quedlinburg werden „Geliti" (Geltow) und „Pozdubimi" (Potsdam?) genannt, wohl die östlichsten Punkte, die in der Frühzeit des Bistums innerhalb seiner Grenzen überhaupt bekannt werden. Bald darauf bemächtigte sich, wie Bischof Thietmar von Merseburg berichtet, ein Slave Boliliut der Feste Brandenburg, die vorübergehend um das Jahr 1000 von Udo, dem Markgrafen der sächsischen Nordmark, im harten Winter zurückgewonnen wurde. Von dieser Zeit an liegen keine Nachrichten mehr über Kämpfe an der Slavengrenze vor. Wenn Kaiser Heinrich II. 1010 das Bistum unter seinen besonderen Schutz stellte und dem Bischof Wigo den Zehnten bestätigte, so blieb dies ohne praktische Bedeutung, denn tatsächlich residierten die Bischöfe zumeist in Magdeburg und befanden sich im Gefolge des Erzbischofs. Im 11. Jahrhundert wurde jenseits der Elbe nur selten ein Christ gefunden, rarus inveniebatur christianus, und auf dem Hofe Leitzkau (Liesca), den einst Bischof Wigo besessen, hausten „unzählige wilde Tiere".

Deutsche Kolonisation in den Tagen Albrechts des Bären.




Abb. IV. Silberne Münze mit dem Bildnis des Pribislaw-Heinrich (Umschr.: SVC1RNI) auf der Vorder-, des Brandenburger Bischofs Wigger (?) auf der Rückseite.

Zu Beginn des 12. Jahrhunderts war die geschlossene Masse heidnischer Völker, die unter den Ottonen dem Vordringen der Deutschen gegen Osten sich entgegenstellte, sehr zusammengeschmolzen. Bereits Bischof Hartbert konnte daher um 1114 in seinem Sprengel die Mission von neuem aufnehmen und zum

[1]) Vgl. Urk. der Markgrafen von Meißen 948 1099 (Cod. Dipl. Sax. Reg. I. 1, S. 170 und 242); vgl. Uhlirz, Erzbistum Magdeburg unter den Kaisern aus sächsischem Hause (1887), S. 51.

[2]) Vgl. Krabbo, im 41./42. Jahresbericht des Histor. Vereins zu B., S. 26 f.



Siegel Brandenburger Markgrafen und des Erzbischofs von Magdeburg.
12. Jahrhundert.

Erläuterung siehe Seite LII.

Stützpunkt Leitzkau erwählen, wo zuerst eine hölzerne, dann eine steinerne dem Schutzpatron der Diözese St. Peter geweihte Kirche aufgeführt wurde, welcher der Zehnt zwischen Ihle und Nuthe verliehen ward. Sein Nachfolger Ludolf zog die Prämonstratenser von Magdeburg heran, da seine Mittel für das große, nun beginnende Kulturwerk nicht ausreichten. Die Mönche erhielten die Leitzkauer Petrikirche angewiesen, und eine Urkunde von 1136, laut der Bischof Ludolf dem Propste des Mutterklosters St. Marien zu Magdeburg alle Rechte der bischöflichen Regierung über Mönche, Geistliche wie Laienbrüder innerhalb seiner Diözese abtrat, zeigt recht den beherrschenden Einfluß von Norberts Orden, aus dessen Mitte in der Folgezeit mancher brandenburgische Bischof hervorging.

Die weltlichen Mächte folgten der voranschreitenden Kirche. An der deutschen Kolonisation des 12. Jahrhunderts waren zwar die Könige und Kaiser nicht so unmittelbar beteiligt wie in den Tagen Widukinds von Corvey. Im Mittelpunkte steht vielmehr ein Territorialfürst, Albrecht der Bär. In schönster Eintracht wirkt er mit der Kirche, den Bischöfen und mönchischen Kongregationen und handelt bedächtig und zäh, jeder neugewonnene Posten wird stark ausgebaut, wohl hört man von vorübergehenden Schlappen der Deutschen, doch nie von einem dauernden Rückschritt. In diesem langsamen Werden spielt Brandenburg mit Havelberg zusammen die wichtigste Rolle. Hier herrschten slavische Dynasten, die wohl erkennen mochten, daß die Tage der Slaven gezählt seien, und sich den Deutschen anschlossen, um ihre Stellung zu retten. Fürst Meinfried zu Brandenburg war 1127 eines gewaltsamen Todes gestorben. Bei seinem Nachfolger Pribislaw, mit christlichem Namen Heinrich, von dem im „Traktat" des Mönches Heinrich von Antwerpen erzählt wird, er habe in rechtmäßiger Erbfolge die Herrschaft über diesen Platz und die ganze Umgegend erlangt, — „ex legittima parentelae suae successione huius urbis ac tocius terre adiacentis sortitus est principatum", — weilte der urkundlich 1136 erwähnte Archipresbyter Ulrich gleichsam als Hausgeistlicher des Fürsten und Priester der kleinen christlichen Gemeinde zu Brandenburg sowie als Vertreter des Bischofs Wigger; dieser war nach dem Tode Bischofs Ludolf 1137 durch die auf Anweisung des Erzbischofs erfolgte Wahl seitens der Leitzkauer Mönche in der zweiten Hälfte des Jahres 1138 Bischof geworden. Pribislaw lebte im Zwiste mit der großen, heidnisch gebliebenen Mehrheit seiner Untertanen, war über ihren Götzendienst, spurcissimus idolatrie ritus, aufrichtig bekümmert, doch dem Triglaffdienst auf dem Marienberge mit starker Hand ein Ende zu machen, dazu fehlte ihm, der kriegerisch überhaupt nicht tätig gewesen zu sein scheint, die durchgreifende Tatkraft. Wohl aber siedelte der „Rex Heinricus" Prämonstratenser aus Leitzkau, wie Heinrich von Antwerpen und auch eine Brandenburg-Leitzkauer Chronik berichten,[1]) zunächst der alten Siedelung Parduin in der Godehardskirche „in suburbio Brandenburg" an, in Übereinstimmung mit dem Bischof Wigger, wie aus der Urkunde von 1166 hervorgeht (canonicos

[1]) Vgl. Riedel, 4. Abtlg., S. 286; über Leitzkau vgl. Riedel, Codex, X. Band.

quos episcopus Wigerus ante castrum Brandeburg collocaverat; Riedel VIII, 107). Bezeichnend für den starken Einfluß, den die Geistlichkeit auf ihn ausübte, ist, daß auf Münzen außer seinem eigenen Bild ein die Rechte erhebender Geistlicher zu erblicken ist.[1] In engsten Beziehungen stand der kinderlose Heinrich zu dem kinderreichen Grafen der Nordmark, Albrecht. Um 1130 hatte er seinen Sohn aus der Taufe gehoben und ihm die Zauche verheißen; den Vater setzte er zu seinem Haupterben ein, und schon 1142 nannte sich dieser „marchio Albertus Brandeburgensis".[2] Nachdem Heinrich 1150 gestorben und in seiner Brandenburgischen Kapelle auf der Burg — in capella sua Brandenburgensi in castro, so meldet die Bischofschronik — beigesetzt war, trat der Bär rasch entschlossen, wie das seine Art war, die Erbschaft an und wußte sich hier, in dem Mittelpunkte des Landes, mit Hilfe des Magdeburger Erzbischofs Wichmann dauernd festzusetzen. Als der slavische, mit dem verstorbenen Heinrich nahe verwandte Prätendent Jakzo von Köpenick Brandenburg für sein Volkstum zu retten suchte und die Feste in Albrechts Abwesenheit besetzte, wurde er von den Deutschen belagert und mußte sich in schneller Flucht retten, nachdem er von dem dreigeteilten Heer des Bären auch auf Kähnen angegriffen worden war.



Abb. V. und VI. Einseitig geprägte Silbermünzen im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin.
Umschrift: IACZA DE COPNIC. ADELBERTS MARCHIO (Markgraf Albrecht nebst Gemahlin).

Bischof, Domkapitel und Städte in der Zeit nach 1157.

Vom Jahre 1157 an blieb Brandenburg dauernd christlich und deutsch; die Heiligtümer des wendischen Götzendienstes bewahrte man als Schaustücke auf, und auf dem Harlunger Berge erhob sich eine Marienkirche, ecclesia beatae Mariae. Bischof Wigger starb 1161. Sein Nachfolger Wilmar erklärte auf einer Magdeburger Synode seine Absicht, den Bischofssitz nach Brandenburg zu verlegen und dort ein Domkapitel zu errichten. Im engsten Einvernehmen mit dem Magdeburger Erzbischof Wichmann[3] führte er 1165 feierlich die Prämonstratenser-Kongregation von Parduin nach der Insel, woselbst die Burg, „castrum", Brandenburg und der Bischofssitz, „sedes episcopalis," gelegen waren, und stattete das Kapitel reichlich mit Grundbesitz aus. Der kirchliche Mittelpunkt der Kanoniker wurde an Stelle der

[1]) Vgl. v. Sallet, Zeitschr. für Numismatik (1881), S. 249 ff; vgl. Bahrfeld, S. 65 u. 79.

[2]) Krabbo, Regesten der Markgrafen von B., 1. Lieferung, S. 21 (ersch. als Veröffentlichung des Vereins für Geschichte der Mark, 1910).

[3]) Vgl. Willy Hoppe in den Geschichtsblättern für Stadt und Land Magdeburg (1908).

ecclesia beati Godehardi die aus Schutt und Trümmern damals neu erstehende „cathedralis ecclesia beati Petri apostoli in Brandeburch“.

Markgraf Albrecht gewährte in einem um 1164 gegebenen Privileg[1]) den Stendaler Einwohnern Zollfreiheit in den Orten seines Machtbereichs — in urbibus dicionis mee sagt er selbst in der Urkunde —, unter denen außer den altmärkischen Plätzen auch „Brandenburg“ und Havelberg genannt werden. Sein Nachfolger, Markgraf Otto, dessen Bruder Siegfried nach Wilmars Tode den Brandenburger Bischofsstuhl bestieg, verhieß im Jahre 1170 in seinem gesamten Gebiete den Bürgern Zollfreiheit und die unbeschränkte Möglichkeit zu kaufen und zu verkaufen, und zwar weil der Name der Burg Brandenburg vor allen anderen in der Mark ruhmvoll und weit bekannt sei.[2]) Regale castrum, camera imperialis, sedes episcopalis, also als königliche Burg, Sitz des Reichskämmerers und Residenz eines Bischofs, so bezeichnete einer der Mannen des Markgrafen namens Burchard unsere Stadt auf dem „Botding“ zu Havelberg, woselbst diese älteste im Besitze der Stadt befindliche Urkunde ausgefertigt wurde. Aus jener Zeit stammt wohl das älteste Siegel, das den Unterschied zwischen Alt- und Neustadt nicht kennt, sondern sich einfach als sigillum Brandenburgensis civitatis bezeichnet und in der Mitte einen großen Turm, rechts und links davon einen kleineren und über jedem derselben je zwei kleinere Türme zeigt.



Abb. VII. Stadtsiegel, an Urkunden aus dem 14. und 15. Jahrhundert im Stadtarchiv zu Brandenburg. Umschrift: SIGILLVM BRANDENBVRGENSIS CIVITATIS.

In den letzten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts tritt Brandenburg in einen neuen Abschnitt der Entwickelung ein. War der Ort bis dahin als Burg, Fürstensitz und Mittelpunkt der Kirche von Bedeutung gewesen, so beginnt er unter den Markgrafen Otto I. und II. auch für Handel und Verkehr, für das deutsche Bürgertum wichtig zu werden. Der Verfasser der Slavenchronik Helmold rühmt den großen Gewinn, den die Bistümer Brandenburg und Havelberg von dem Zuzuge der Deutschen hatten.

In die Zeit von 1150 bis 1200 fällt der erste Aufschwung der deutschen Städte des kolonialen Ostens, und gewisse gemeinsame Züge lassen sich, mag es sich um die

---

[1]) Vgl. R. Aue, Zur Entstehung der altmärkischen Städte (Magdeburg 1910), S. 18.

[2]) Vgl. Krabbo im 41.—42. Jahresbericht des Hist. Vereins zu B., S. 1 f.

Lande Heinrichs des Löwen oder Albrechts, der Markgrafen von Wettin oder der schlesischen Piasten handeln, deutlich wahrnehmen, so besonders die Verbindung zwischen einer Alt- und Neustadt und das Aufsaugen von Dörfern durch die jungen Städte.

In den Tagen Albrechts des Bären spricht man nur von einer einzigen urbs Brandenburg, wie aus dem Zollprivileg für Stendal erhellte. Als suburbium der urbs auf der Dominsel nennt Heinrich von Antwerpen den auf dem rechten Havelufer gelegenen und ursprünglich wohl wendischen Ort Parduin oder Parduwin, der in den Urkunden bald villa, bald civitas oder villa forensis, in der Brandenburgischen Bistumschronik aber suburbium genannt wird.[1]) Ebenso wie Parduin sind die am Wasser belegenen Kietze wendische, ausschließlich von Fischern bewohnte Siedelungen, die insgesamt darauf hinweisen, wie verhältnismäßig stark bevölkert jene Gegend zur Zeit des Vordringens der Deutschen war. Um die Wende des 12. Jahrhunderts schälen sich aus diesem Chaos, das aber, wie das Beispiel der Meißenschen Stadt Leisnig mit seinen mindestens fünf Anlagen zeigt, nicht vereinzelt ist, drei fest voneinander abgegrenzte, selbständige Bezirke heraus.



Abb. VIII. Siegel des Bischofs Heidenreich an der Urkunde vom 23. VI. 1287 im Domarchiv (vgl. Riedel VIII, 176). Umschrift: . . . DEI GRACIA BRANDBVRGENSIS EPI[SCOPVS].

Die Dominsel, ursprünglich ein castrum und auch der Sitz eines vom Markgrafen abhängigen Burggrafen, trug von der Mitte des 13. Jahrhunderts an ein ausschließlich kirchliches Gepräge, und ähnlich wie auf den Dominseln in Posen und Breslau schalteten hier Kapitel und Prälat mit fast unbeschränkter Vollgewalt.

Die Altstadt, die von jeher auf ihrer jetzigen Stelle lag,[2]) war ein vielfach zusammengesetztes Gebilde, bei weitem nicht so einfach zu bestimmen wie Dominsel und Neustadt. Hier, wo ein forum oder Markt bestand, wo der uralte Verkehrs- und Handelsweg von Plaue in der Richtung auf Nauen und Spandau im Zuge der Mühlentorstraße und am Kietz vorbei führte, wo eine uralte slavische Kultstätte vorhanden gewesen, sodann ein wichtiger Mittelpunkt der christlichen Kirche entstanden war, wo außerdem der Sitz eines slavischen Fürsten, zeitweilig auch eines christlichen Bischofs und Kapitels in nächster Nähe lag, waren alle Vorbedingungen

[1]) Vgl. Urk. von 1166, 1179, 1209, 1216, 1234 bei Riedel VIII, 107, 112, 126, 133, 147; vgl. auch Curschmann, Diözese Brandenburg, S. 369 ff.

[2]) Vgl. P. J. Meier, 38.—40. Jahresber. des Hist. Vereins zu B., S. 1—23; über Kietze — das Wort ist von slav. hyza = Haus herzuleiten — vgl. Guttmann, Brandenb.-Preuß. Forsch. (1897), S. 496 f.



Siegel Brandenburger Bischöfe. 12. und 13. Jahrhundert.

Erläuterung siehe Seite LII.

zu vielfachen Siedelungen und für das Zusammenströmen von Menschen bei besonderen Gelegenheiten, zumal religiösen Festen, vorhanden. Daher lassen sich hier zum mindesten drei Ortschaften, Parduin, die wichtigste in der Mitte, Luckenberg westlich und der Kietz östlich nachweisen, aus denen spätestens zu Beginn des 13. Jahrhunderts ein deutsches Gemeinwesen mit städtischem Charakter erwachsen war. Besonders bei der Geschichte der Altstadt erinnere man sich, daß in unserer Mark ebenso wie auch in Schlesien (vgl. Meinardus, Neumarkter Rechtsbuch 1906, S. 25) und in der Mark Meißen, auf der Grenzscheide zwischen Städten und Dörfern Gemeinwesen mit vorläufig noch unbestimmtem Charakter vorhanden waren, in denen neben bäuerlichen Kolonisten Marktleute ansässig waren, cultores agrorum und forenses et mercatores. Waren die Umstände nicht günstig, so sanken derartige Gemeinwesen in der Folgezeit zu Dörfern herab, wie Falkenhagen im Lande Lebus; andere dagegen kamen unter der Gunst der Verhältnisse in den Besitz städtischen Rechtes und städtischer Freiheit — so vielleicht wohl auch die Altstadt. Kein Gründungsakt liegt bei ihr vor, sondern allmählich vollzog sich, ähnlich wie einst bei Magdeburg, die Wandlung aus einer wendisch-dörflichen Siedelung zu einem Mittelpunkte für die Kirche, einem Marktflecken und endlich zu einer Stadt mit deutschem Namen — als solche bezeugt in dem Privileg Bischofs Siegfried von 1216. Daß in munterem Wechsel der Ort das eine Mal Parduin (so noch in der Urkunde von 1238, Riedel VIII, 153), das andere Mal Brandenburg genannt wird, ist nicht befremdlich, denn fließend waren in jener Zeit die Grenzen zwischen deutschen und slavischen Ortsbezeichnungen, wie das Beispiel von Plötzin bei Potsdam erweist — ein Ort, der zeitweilig als Reinoldsdorf auftrat, für den sich aber im Gegensatz zur Altstadt schließlich wieder der alte slavische Name durchsetzte.

Wie es in den sächsischen Landen westlich der Elbe damals vielfach Brauch war, neben der alten Gemeinde eine neue, völlig unabhängige zu begründen (Quedlinburg, Hildesheim, Herford, Braunschweig), ebenso wie in dem Gebiete zwischen Saale und Lausitzer Neiße, z. B. in Altenburg, neben eine ältere, kleinere, allmählich erwachsene Marktsiedelung eine jüngere, geräumige, auf vorbedachtem Plane beruhende Anlage trat,[1]) ist auch in Brandenburg seit dem Ende des 12. Jahrhunderts eine Neustadt auf dem linken Havelufer nachweisbar, nova civitas Brandeborch in der Urkunde der Markgrafen Otto und Albrecht von 1196 genannt.[2]) Sie ist von vornherein als eine Siedelung von deutschem, städtischem Gepräge anzusehen; an dörfliche Antezedenzien, eine Entwickelung aus einer Landgemeinde erinnert nur die Tradition — man denke an die Straße „Deutsches Dorf“! Vermutlich hat ein wendischer Kietz in der Gegend des

[1]) Vgl. Rietschel, Markt und Stadt (1897), S. 121; Rietschel, Histor. Ztschr., 102. Bd., S. 255; Kretzschmar im 75. Heft von Gierckes Untersuchungen, S. 101.

[2]) Vgl. v. Heinemann, Cod. dipl. Anh. I., 523—525, nach dem Original in Magdeburg (fehlerhafter Abdruck bei Riedel, 3. Abtlg. I, 2—4).



Abb. IX. Siegel der Neustadt, an Urkunden aus dem 14. Jahrhundert im Stadtarchiv. Umschrift: S[IGILLUM] BURGENSIUM NOVE CIVTATIS DE BRANDENBURGH (Siegel der Bürger der Neuen Stadt von B.).

heutigen Mühlendammes gelegen. Im Grundriß ähnelt die Neustadt, bei der der städtische Charakter von vornherein mehr ausgesprochen erscheint als bei der Altstadt, den damals neugegründeten Städten Braunschweig und München. Sehr bezeichnend ist, daß, wie zumeist üblich bei den durch einen Gründungsakt entstandenen Kolonialstädten des Ostens, die Pfarrkirche in unmittelbarer Nähe des Marktes liegt — auch hierin im Gegensatz zur Altstadt. Die Neustadt erhob sich auf einer etwas erhöhten Fläche, war von Wasser und Sumpf umgeben, daher leicht verteidigungsfähig, und trotzdem trocken.[1])

Als sicher läßt sich wohl annehmen, daß die Neustadt, welche ja 1196 von dem Markgrafen Otto II. dem Erzbischof von Magdeburg zum Obereigentum aufgetragen worden war, mit Magdeburger Recht bewidmet wurde; auch ward nach Magdeburger Vorbild hier vermutlich schon zu Beginn des 13. Jahrhunderts ein Roland als Sinnbild kommunaler Privilegien errichtet.

Die zuerst in den Urkunden von 1216, und zwar in der Redaktion B (vgl. Curschmann, S. 381), und 1241 als vetus bezw. antiqua, und nova civitas entgegentretenden Städte, die beide, wie auch aus gleichzeitigen Münzen im Kaiser Friedrich-Museum hervorzugehen scheint, von vornherein befestigt waren, sind in ihrem Gesamtcharakter durchaus verschieden. Jene wurde von einer vorzugsweise Landwirtschaft treibenden Bevölkerung bewohnt. Diese, von der später sich entwickelnden Heer- und Handelsstraße Magdeburg—Ziesar—Berlin durchzogen, trieb hauptsächlich Handel und hatte nur wenig Ackerland zur Verfügung. Mochte dann auch die Neustadt im Laufe der Zeit die Altstadt weit überflügeln, der Nimbus alt-geschichtlicher Überlieferung verblieb dieser! Hier hatte Albrecht der Bär nach Jakzos Flucht sein Siegeszeichen errichtet, und die „sedes episcopalis“ wurde zur civitas vetus gerechnet, wie aus der Urkunde des Markgrafen Ludwig vom 23. Februar 1324 erhellt. Aus diesen Beziehungen zwischen Altstadt und Dominsel erklärt es sich, daß der Glanz des Bischofssitzes

[1]) Vgl. über die ähnliche Lage pommerscher Städte Deecke im IX. Jahrb. der Geogr. Ges. zu Greifswald (1905); ferner Fritz, Deutsche Stadtanlagen (Straßburg i. E., Progr. 1894) über die märkischen Rolande vgl. Sello, Monatsbl. der Brandenburgia, November 1903.



Siegel von Bischöfen und Pröpsten von Brandenburg und Merseburg.
13. und 14. Jahrhundert.

Erläuterung siehe Seite LII.

sich auch auf jene erstreckte, und noch in den Tagen Joachims I. ritten die Altstädter zunächst dem kurfürstlichen „Hauptpanier“.

In beiden Städten befanden sich Schulzen, die von dem Markgrafen mit einem Teil der einkommenden Gerichtseinkünfte belehnt waren, und in der Urkunde von 1211 wird Nicolaus, der prefectus nove civitatis, neben Petrus und Giselbert, prefecti antique civitatis, genannt. Eines bereits Ende des 13. Jahrhunderts vorhandenen pretoriums geschieht im Schöppenbuche der Neustadt Erwähnung, und laut einer Urkunde von 1348 wurde ein Vertrag der Städte mit Rathenow und Nauen „in deme rathus beyder stede“ abgeschlossen.[1] Mit der Dominsel unterhielten beide Städte, die untereinander wegen ihrer ewigen Streitigkeiten wenig Verkehr pflogen, lebhafte Beziehungen, führten doch die durch sie hindurch ziehenden alten Handelswege in ihrem weiteren Verlaufe über die Insel und dann nach Nordosten hin.

Burggrafen mit gerichtlichen und militärischen Befugnissen, die in unwillig ertragener Abhängigkeit von dem Markgrafen stehen, werden ähnlich wie in der Altmark, z. B. in Stendal, nur ganz vereinzelt — so Baderich als castellanus in einer Urkunde von 1234 — genannt, und bald hatte auch der Name „Burg“ keine innere Berechtigung mehr, wie ja denn die Burg in der Urkunde von 1238 nicht mehr erwähnt wird.[2] Die Kirche war auf der Insel Herrscherin geworden. Als Bischöfe erscheinen die aus Magdeburg herbeigekommenen Mönche Balderam (um 1185), Norbert (um 1200) und Gernand, eine besonders ausgezeichnete Persönlichkeit, der wegen seiner Gelehrsamkeit frühzeitig Magdeburger Domherr und Dekan geworden war und um 1222 dem Bischof Siegfried II. folgte. Zehntstreitigkeiten mit dem Markgrafen nahmen ihn vielfach in Anspruch. Nachdem er bei der Kurie Klage erhoben und Papst Gregor IX. den Bischof, Propst und Scholastikus von Merseburg mit der Untersuchung betraut hatte, kam es im Oktober 1237 zu einem Vergleich, nach dem die Askanier zwar das Obereigentum des Bischofs an dem Zehnten anerkannten, sich aber und ihren Erben die Nutznießung desselben vorbehielten. Auch unter Gernands Nachfolger Rutger klagte der Klerus über Bedrückungen seitens der Markgrafen, so daß Papst Innocenz IV. 1245 dem Bischof und Propst von Naumburg aufgab, Bistum und Domkapitel zu schützen, obwohl die Markgrafen Johann und Otto erst ein Jahr zuvor auf das Spolienrecht zugunsten der Geistlichkeit verzichtet hatten[3]. Erst unter Bischof Otto trat 1251 eine Versöhnung ein, bekräftigt durch die endgültige Überlassung der Peterskapelle seitens der Askanier.

---

[1] Vgl Sello in den Märk. Forsch. XVIII, 26; Riedel IX, 12.

[2] Riedel VIII, 153; vgl. v. Sommerfeld, Beiträge zur Verfassungs- und Ständegeschichte der Mark (Leipzig, 1901), S. 126 ff.; vgl. auch S. Rietschel, Burggrafenamt, S. 256.

[3] Riedel VIII, 151 ff.; vgl. Spangenberg, Hof- und Zentralverwaltung der Mark (ersch., ebenso wie die v. Sommerfeldsche Schrift, in den Veröffentl. des Vereins f. Gesch. der Mark, Leipzig, 1908), S. 208, 225; das Spolienrecht gab dem Laienpatron das Recht, beim Tode eines Geistlichen dessen Nachlaß einzuziehen.



Abb. X. Siegelstempel im Domarchiv.
Umschrift: SIGILLUM S[AN]C[T]I PETRI BRANDENBURGENSIS ECCLE[SIE]
Dieses „Siegel des hl. Petrus der Brandenburger Kirche" hängt an Urkunden z. B. aus dem 14. Jahrhundert (26. XI 1336, Stadtarchiv).

Noch 1197 hatte Papst Cölestin III. an den Dompropst geschrieben und betont, daß dieser inmitten eines schlechten und verderbten Volkes, zwischen Slaven und Feinden des christlichen Namens sitze, in medio nationis prave et perverse, scilicet inter Slavos et inimicos Christiani nominis. Doch zwei Menschenalter darauf waren die Grenzen der deutsch-christlichen Marken so weit nach Osten gerückt, daß das Domkapitel der von Päpsten wie Innocenz III., Gregor IX. und Innocenz IV. ausgestellten Schutzbriefe kaum mehr bedurfte. Zu kirchlichen Festen versammelte sich die Bevölkerung beider Städte und der Umgegend sowie der gesamte Klerus im Dom. Besonders feierlich wurde der Palmsonntag begangen, und das alte Herkommen, daß an diesem Tage nirgends in der Alt- oder Neustadt Messe gehalten werde, bevor in der Kathedralkirche die Weihe der Palmen festlich begangen war, wurde vom Bischof Siegfried II. im Jahre 1216 nochmals ausdrücklich bestätigt.

Emporstreben in konfliktreicher Zeit.

Auf das im großen und ganzen ununterbrochene Emporwachsen in der Zeit nach 1157 folgten von dem dritten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts an schwere Krisen und politische Verwicklungen aller Art. Neu- und Altstadt sowie Dominsel, durch kleinliche Eifersüchteleien, erbitterten Hader um Fischerei und Mühlen, Ziegeleien, Waldungen und andere Gerechtsame schon vielfach in Anspruch genommen, werden

auch noch in den Strudel der großen Politik hineingerissen, wissen sich jedoch mannhaft zu behaupten, gestützt auf den Kranz ihrer Befestigungen, die den Bürgern bereits 1229 ermöglichten, während der Fehde der Askanier mit dem Magdeburger Erzbischof beiden Parteien den Eingang in die Stadt zu verwehren.

Nach dem Tode der beiden einst in ihrer Jugend 1231 in Brandenburg zu Rittern geschlagenen Markgrafen Johann und Otto III. trat 1268 eine Teilung der Marken ein, und zwar erhielt die Salzwedler oder Ottonische Linie die Neustadt, während die Altstadt der Johannischen oder Stendalschen zufiel. Daher schieden sich jetzt vielfach die Wege der beiden Städte. Bischof Volrad, um 1296 durch päpstliche Provision berufen, lag im heftigsten Streit mit den Markgrafen der Salzwedler Linie wegen der Vogteigerechtsame und der Abgabenpflicht der geistlichen Untertanen. Der Bischof, unterstützt von seinem Havelberger Amtsbruder, schleuderte 1302 den Bannstrahl gegen die Markgrafen, und belegten ihre Lande mit dem Interdikt. Brandschatzungen waren die Antwort. 1304 versöhnte sich Volrads Nachfolger Friedrich mit Otto IV. bei einer Zusammenkunft in der Altstadt. Der Askanier zahlte 1000 Mark Silber, behauptete aber das Zehntrecht. Nach Ottos Tode 1308 betonte die Neustadt, daß sie sich verpflichtet halte, dem unmündigen Markgrafen Johann V. von der Salzwedler Linie mit Rat und Tat beizustehen, eine Erklärung, die auf Waldemar (Stendaler Linie) gemünzt war, der den jungen Fürsten in seine Gewalt zu bringen versuchte. Diese drohend feste Haltung der Neustädter, die im selben Jahre mit der Altstadt sowie mit Berlin-Kölln einen Vergleich zur Aufrechthaltung des Landfriedens abschlossen, hatte mit zur Folge, daß Waldemar die Rechte seines 1314 volljährig gewordenen Mündels Johann anerkannte. Nach dem Tode Johanns 1317 und der Übernahme seiner Lande durch Waldemar hörten diese Weiterungen auf.

In den ersten Jahren der seit 1323 herrschenden Wittelsbacher kam es zu einer zwiespältigen Bischofswahl: der markgräfliche Kandidat Heinrich von Barby stand dem mit dem Papst eng verbundenen Halberstädter Domherrn Ludwig von Neuendorf gegenüber. Die Bürger beider Städte nahmen für die Wittelsbacher Partei und zogen sich dadurch den Haß des Bischofs Stephan von Lebus zu, dessen Sitz Göritz sie zusammen mit den Frankfurtern 1326 zerstörten. Zur Strafe wurden sie mit dem Banne belegt, der bis 1335 auf ihnen lastete. Natürlich litt das Domkapitel sehr unter den unruhigen Zeitläuften und klagte über die Schulden, die es bei Juden hatte machen müssen. Im Jahre 1348 ging Brandenburg mit den meisten anderen Städten der Mark zum falschen Waldemar über, der mehrfach in der Neustadt weilte, die Privilegien der Altstadt im weitesten Umfange bestätigte und ihr sogar erlaubte, sich für den Fall, daß er seine Versprechungen nicht hielte, einen anderen Herrn zu wählen. Von Brandenburg ist die Erklärung vom 6. April 1349 datiert, durch die sich 36 Städte einschließlich der Alt- und Neustadt verpflichteten, nach Waldemars Tode die Nachfolge der anhaltischen Fürsten anzuerkennen. Während dieser Wirrnisse schlossen die Bischöfe Burchard von Havelberg und Dietrich von Brandenburg ein



Abb. XI. Siegel des Bischofs Friedrich von Plötzke an der Urkunde vom 22. VIII. 1303 im Domarchiv (vgl. Riedel VIII, 196).
Umschrift: . . RE . . ANDENBURGENSIS ECC[LESIE].

Abb XII. Siegel des Bischofs Ludwig von Neindorf an der Urkunde vom 29. VIII. 1329 im Domarchiv (vgl. Riedel VIII, 240).
Umschrift: LODEWICI DEI GRA[CIA] . . . RANDEBURGEN . . . EPI[SCOPI].

Schutz- und Trutzbündnis, indem sie sich gegenseitige Hilfe mit 12 bewaffneten Lanzenträgern, „armatis viris lanceatis", zusagten. Obwohl die beiden Städte, weil sie an den Anhaltinern festhielten, von Kaiser Karl IV. am 12. April 1350 mit dem Banne belegt wurden, öffneten sie erst 1355, nachdem der falsche Waldemar sie feierlich zu Dessau der Huldigung entlassen hatte, den Wittelsbachern, als letzte unter den märkischen Städten, wieder die Tore. Darauf bestätigte Ludwig der Römer die Gerechtsame der Altstadt und vertrug sich mit ihr wegen aller Vorfälle in den letzten sieben Kriegsjahren.

In den sechziger Jahren geriet das Kapitel mit denen von Falkow und den Beelitzer Bürgern in Streit, weil diese ihm „Raub und Schaden" zugefügt hatten. Besonders unruhvoll aber waren die letzten Jahrzehnte der Luxemburgischen Herrschaft. Das für den Verkehr so wichtige Schloß Plaue war der Zankapfel. Beide Städte vergaßen ihren eigenen Hader, schlossen sich 1398 eng zusammen und sagten sich zu, die Beute und Zehrungskosten nach dem Verhältnis von 1 zu 2 zwischen Alt- und Neustadt zu teilen; ganz ähnliche Verhältniszahlen finden sich übrigens auch bei den beiden Spreestädten. Im Jahre 1399 streiften die magdeburgischen Stiftsvasallen Ludwig von Neuendorf, Kuno von Wulffen und Werner Kracht vor den Toren plündernd umher. Um sich ihrer Räubereien zu erwehren, griffen die Bürger zu den Waffen, wurden aber bei den Bergen des Dorfes Marzahne am 17. November 1399 von ihren Gegnern besiegt. Diese



Abb. XIII. Siegel Kaiser Karls IV. an der Urkunde vom 31. VII. 1363 im Stadtarchiv (vgl. Riedel IX, 52). Umschrift: Karolus Quartus divina favente clementia Romanor [um] Imperator semper augustus et Boemie Rex.

Schlappe wurde von den Städtern, die sich mit verschiedenen Edlen, u. a. Wichard von Rochow, verbündet hatten, bald durch einen glücklichen Streifzug in das erzstiftische Gebiet, bei dem die Magdeburger 36 Gefangene verloren, wieder wettgemacht. Damals setzte sich Hans von Quitzow auf Plaue fest. 1401 suchte er die Neustädter, denen er 300 Schweine wegtrieb, zwei Jahre darauf die Altstadt zu überfallen, indem er sich „bey nachtschlaffender Zeit heimlich in die Kirche zu S. Nicolai außwendig der alten Stad Brandenburg" hineinschlich. Jedoch Mauern und Tore wurden von den Bürgern, die den „Braten gerochen", wohl bewacht; 40 Straßenräuber brachte man als Gefangene ein und setzte sie „hart in Stock". „So war Abitophels Rat zu nichte geworden". Von langer

Dauer war die Eintracht zwischen Alt- und Neustadt nicht, und bereits 1407 erhob man hüben und drüben die heftigsten Beschuldigungen, als die Neustädter den verunglückten Versuch gemacht hatten, den durch Hans von Quitzow gefangen gehaltenen Herzog Johann von Mecklenburg zu befreien, und die Altstädter nun geflissentlich um des Ritters Gunst warben. Ähnlich seinen Magdeburger Metropoliten war auch Henning von Bredow, der Brandenburger Bischof, ein streitbarer Herr, der sich in die Händel mischte, mit Dietrich von Quitzow einen Streifzug in die magdeburgischen Lande unternahm und in einem glücklichen Kampfe bei Ziesar 100 Gefangene machte; ein erbeutetes Banner wurde in der Neustädtischen Pfarrkirche aufgehängt, wie der Brandenburger Stadtschreiber Wusterwitz in seiner Chronik berichtet.



Abb. XIV. bis XVII. Siegel (Sigillum) des Bertram van Barut, Coppe van Ammendorp Cune (in der Umschrift „Cunradi") Baldewin und Hentze van deme Dore („Tore") an der Urkunde vom 18. September 1404 im Stadtarchiv (vgl. Riedel X, 135).

Die ersten Zollern.

Markgraf Jobst, der 1409 von dem Neustädtischen Rat 250 Schock böhmischer Groschen verlangt, aber erhebliche Schwierigkeiten gefunden hatte, starb 1411, und unter den märkischen Abgesandten, die in Ofen vor seinem Erben, König Sigismund, erschienen, befanden sich die Bürgermeister Kersten Meyns und Niklas Blankenfeldt aus der Neustadt, Jaspar Schutten aus der Altstadt. Ein Jahr darauf, am 21. Juli 1412, ritt der Mann, der nach dem Worte Sigismunds der Mark „hulplik wesen scholde", von Wittenberg her kommend, in die Städte ein. Der Burggraf, begleitet von Herzog Rudolf von Sachsen, Graf Günther zu Schwarzburg und von zahlreichen Rittern, wohnte im Dome einem Tedeum bei, küßte das Bild der Apostel Paulus und Petrus und gelobte, die Kirche in getreue Obhut zu nehmen. „Viele vom Adel und aus den Städten" versammelten sich damals in der Neustadt. Und als ihnen Friedrich des Kaisers Briefe vorlegte und sie fragte, ob sie ihm als einem Hauptmann und obersten Verweser der Mark treu sein wollten, da wurde hier in der



Abb. XVIII. Siegel des Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg an der Urk. vom 12. VII. 1412 im Stadtarchiv (vgl. Riedel IX, 87). Umschrift: S[igillum] Fridrici dei gracia Burcgravii de noremb[er]g.



Siegel Brandenburger Markgrafen. 14. Jahrhundert.

Erläuterung siehe Seite LIII.

Neustadt dem Zollern der erste Schwur geleistet; freilich traten „etliche von der Ritterschaft zurück und weigerten sich der Huldigung, besonders die Rochow, Bredow sowie der ganze Adel im Havelland". Es kam zum Bürgerkrieg. 1414 wurden die dicken Mauern des Schlosses Plaue, „darauf der Quitzows Zuversicht stund", zerschossen. Eifrig folgten die Bürger beider Städte, „die auff der anderen Seite des Schlosses über der Havel waren mit ihren Büchsen", dem flüchtigen Johann von Quitzow zu Roß und zu Fuß nach.

Sie schossen mit Büchsen große Stein',
Die Ritter riefen allgemein:
„Hilf uns, Maria, Jungfrau rein,
Daß wir den Hochmut dämpfen!"
Maria war zur Stund bereit,
So wie sie manchem tut noch heut,
Der fromm ihr seine Hoffnung weiht,
Und half den Recken kämpfen.

Das Wetter war bös und ungestalt',
Es regnete, schneit' und war gar kalt.
Herr Friedrich brach die Schlösser bald:
So kam's nach Gottes Willen.
Plaue, Friesack und Rathenow,
Sie beugten sich nun und waren des froh,
Auch die von Beuthen und Golzow,
Des Herrn Rat zu erfüllen.

Nun ließen die Fürsten das Streiten sein,
Ein jedermann zog wieder heim,
Gar mancher geschossen durch das Bein,
Daß sie auf Krücken ritten.
Ach großer Gott! Der Fürste gut,
Allzeit bleib' er in deiner Hut,
Durch dein viel heil'ges teures Blut!
Er schafft uns guten Frieden.

Dazu sein' edle Fraue zart,
Laß Engel sein um sie geschart,
So sind sie beide wohl bewahrt
Hier und im Himmel droben.
Daß wir einst alle leben alldar
Mit der heiligen Engelschar,
Helf' uns Marie aus aller Gefahr,
Dann woll'n wir ewig dich loben.

Der uns diesen Reigen sang,
Niklas Uppschlacht ist er genannt,
Zu Brandenburg ist er wohlbekannt,
Er preist den Fürsten mit Fleiße.[1])

Dieses erste märkische Lied zum Preise der Zollern wurde von einem Brandenburger Bürger, Niclas Uppschlacht, gedichtet. „Der milde Christ vom Himmelreich" so rief er in seinem „Reigen" aus, „hat der Mark zu Troste den edlen Fürsten gesandt". Als Burggraf Friedrich 1414 nach Konstanz zog, ward Johann von Waldow, Dietrich von Bredows friedliebender Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle, Regent in den Marken und der vornehmste Berater der Burggräfin Elisabeth.

Vom 12. Jahrhundert an hatten Beziehungen verschiedenster Art, kirchliche, politische und wirtschaftliche, ja auch rechtliche zwischen Brandenburg und den magdeburgischen sowie anhaltischen Landen an der mittleren Elbe bestanden; war doch beispielsweise Bischof Wigger ehedem Propst von S. Marien zu Magdeburg gewesen. Jetzt, von den Tagen der zollernschen Kurfürsten an, mußten sich die Städte ebenso wie die Dominsel mehr und mehr daran gewöhnen, nach Osten zu schauen, und in dem Maße, wie Magdeburg oder Zerbst zurücktraten, nahm die Bedeutung der Beziehungen zu Berlin-Kölln und zur Mittelmark im allgemeinen zu; schon rein äußerlich tritt dies in der Zunahme der Zahl von Urkunden, die von Berlin aus für Brandenburg ausgestellt wurden, in die Erscheinung. Bezeichnend ist, wie 1444 der Küchenmeister Friedrichs II., Ulrich Zeuschel, den Neustädter Rat aufforderte, dem Kurfürsten gute Mauersteine „to dem Berlin" zu senden, und wie ferner 1470 Markgraf

[1]) Neuhochdeutsche Übertragung von Tschirch (vgl. Bilder aus der Gesch. der Stadt, S. 75 f.).

Johann die Städte zu einem Landtag nach Kölln entbot. Wenn auch Friedrich I. oft genug betonte, wie ehrwürdig ihm Brandenburg als Sitz alter Könige erscheine, so war zweifellos die Verlegung des Schwergewichts in den Marken von Stendal-Salzwedel nach Berlin-Kölln für die Städte deshalb nicht vom Vorteil, weil dadurch Brandenburg fast zu einem Grenzort an der Südwestecke der märkischen Lande ward.

Oft genug wurden militärische Forderungen von den Zollern an die Bürger, die durch die auch noch nach 1415 fortdauernden Fehden mit Magdeburg stark zu leiden hatten, gestellt. 1421 sollten beide Städte 30 Gewappnete zu Roß und 100 Schützen nach Rathenow senden, 1440 gegen die Sachsen, die bei Wittenberg lagen, ziehen. 1469 und 1470 wurden starke und rüstige Reisige gen Soldin gegen die Pommern entboten. 1472 hatten die Städter mit 30 Pferden und Harnisch wohlgerüstet in Kölln zu erscheinen, da Gefahr von Hans von Sagan drohte. Zwei Jahre darauf wurden Zimmerleute und 10 Rüstwagen nach Garz zum Festungsbau beordert, und 1476 hatten sich Bewaffnete zu Pferde, Fuß und Wagen „to dem Berlin" einzufinden. Kurze Zeit darauf wurden in einem Gefechte bei Mittenwalde durch einen Feldhauptmann des Königs Matthias von Ungarn viele „reich Purger von Brandenburg" gefangen genommen, und so sah sich der Neustädtische Rat 1478 genötigt, den Pfingstjahrmarkt abzusagen. Erst gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts trat ein Friedenszustand von Dauer ein.

Noch im Jahre 1431 hatte man mit Berlin-Kölln und Frankfurt einen Bund zur Aufrechterhaltung der alten Rechte geschlossen — eine letzte Regung politischer Selbständigkeit! Ebensowenig wie man in der Folgezeit an den Abschluß von Bündnissen mit anderen märkischen Städten denken konnte, vermochte man auch die Beziehungen zur Hanse aufrecht zu erhalten, und im Jahre 1476 entschuldigte der Rat beider Städte sein Nichterscheinen beim Hansetag damit, daß er durch „trefflike Saken" seines gnädigen Herrn des Markgrafen verhindert sei; der förmliche Austritt erfolgte freilich erst 1518.

In ähnlicher Weise wurde auch den Bischöfen und dem Kapitel um diese Zeit die steigende Macht des Landesherrn fühlbar, besonders unter Kurfürst Friedrich II. Die Bischöfe des 14. Jahrhunderts, oft durch päpstliche Provision zum Bistum befördert, hatten sich dei et apostolicae sedis gratia genannt; oft wurden Abgaben nach Rom geliefert, so an Papst Urban, der 1368 für Herstellung des durch Erdbeben zerstörten Klosters Montecassino 780 Goldgulden verlangte. In der Zeit nach dem erfolglosen Auseinandergehen des Baseler Konzils kamen dagegen die Bischöfe völlig unter landesherrlichen Einfluß, nachdem Papst Eugen 1447 zugunsten des brandenburgischen Kurfürsten, den er für seine Abwendung vom Konzil und die Rückkehr zur römischen „Obödienz" belohnen wollte, auf Besetzung des Bistums verzichtet hatte. So warfen die Ereignisse der Reformation, die zu der Erhebung des Kurfürsten zum obersten Bischof der märkischen Kirche führen sollten, schon drei Menschenalter vorher ihre Schatten voraus (vgl. Hennig, Kirchenpolitik der älteren Hohenzollern und die päpstlichen Privilegien des Jahres 1447). Damals wurde die uralte Kirche auf dem Marienberge mit ihrem bereits 1435 von dem ersten Zollern begründeten Kloster



Siegel des Markgrafen Sigismund und des Kurfürsten Friedrich I.
14. und 15. Jahrhundert.

Erläuterung siehe Seite LIII.

der Mittelpunkt des 1443 von Friedrich II. gestifteten Schwanenordens. Inneren kirchlichen Sinn wollte der Fürst zu neuem Leben erwecken bei der Stiftung dieser Bruderschaft von ausgesprochen adligem Gepräge. Ganz in seinem Sinn entwickelte sich das unter strengster mönchischer Regel stehende Kloster, das fast uneingeschränkte Unabhängigkeit unter einem eigenen Propst erhielt und bald großen Besitz erwarb; daneben bildeten wohl die dem wundertätigen Marienbilde dargebrachten Opfer einen wesentlichen Anteil an dem Aufblühen dieser Gründung.

Entwicklung der städtischen Verfassung und städtischer Genossenschaften der Schöppenstuhl.

Trotz aller Wechselfälle der Zeit wußten die Städte zumeist auf Kosten der markgräflichen Gewalt ihren Besitz an Gerechtsamen aller Art zu erweitern und ihre Gemarkung zu dem Umfang auszubauen, den sie noch heute besitzt. Und zwar war es der Rat, dem die Städte dies zu verdanken hatten. Aus 12 Personen zusammengesetzt, wie für die Neustadt aus der Urkunde vom 9. März 1320 (Riedel IX, 15) erhellt, ergänzte er sich im engsten Kreise und führte mit einer durch dauernde Tätigkeit gewonnenen Übung umsichtig die Geschäfte, freilich ohne die „Gemeinheit" der Bürger allzusehr hineinreden zu lassen.[1] Den Markgrafen finanziell bei weitem überlegen, vermochten die „vorsichtigen, weisen Ratmannen" viele Hunderte von Mark Silber zur Erwerbung von Gerechtsamen flüssig zu machen. Mancherlei Hoheitsrechte und Nutzungen kamen auch in die Hände Privater, z. B. erwarben Zabel Becherer und Johann „aus dem Steinhaus" 1337 die städtischen Zolleinkünfte auf 14 Jahre.

Schon im 13. Jahrhundert hatten die Altstädter die Befreiung von Hufen- und Worthzins sowie von allen Abgaben überhaupt erlangt. Von größter Bedeutung war, daß 1324 Alt- und Neustadt den erblichen Besitz der Mühlen erhielten. Wie sehr die landesherrlichen Rechte zusammenschmolzen, erhellt aus dem Landbuche Kaiser Karls IV., der von 1373 bis 1378 regierte. Danach hatte die Neustadt an Orbede zu Martini 20 Mark, als Abgabe von den Mühlen 15 Mark sowie je 7½ Wispel Roggen und Gerste zu entrichten; aus der Altstadt bezog der Landesherr keinerlei Einkünfte mehr. 1386 erkaufte die Neustadt von dem Hauptmann Lippold von Bredow und dem Landschreiber Ortwin, Propst zu Berlin, für 100 Schock böhmischer Groschen sogar die oberste Gerichtsbarkeit in der Stadt und dem markgräflichen Kietz.

Der Außenwelt gegenüber trat die mächtige Stellung der Städte schon längst dadurch in die Erscheinung, daß sie, wie mehrfach aus Urkunden des 14. Jahrhunderts erhellt, das Recht, eigene Münzen zu prägen — hierbei sei an den Namen Münzstraße erinnert — ungehindert ausübte.

Unaufhörlich vergrößerte sich inzwischen der Besitz an Dörfern, Seen und Heiden. So verleibte sich 1295 die Altstadt, die schon 1219 das nach Westen zu gelegene Blosen- (heute Neuendorf) mit dem Callenberg an sich genommen hatte, das Dorf Luckenberg ein — in ähnlicher Weise wie damals Wusterbusch in Stendal und Christiansdorf in

[1]) Vgl. Sello, Märk. Forsch., XVIII, 62 f.; seine Ausführungen beruhen auf dem Stadtbuche der Neustadt; über den Wechsel zwischen altem und neuem Rat vgl. Urk. von 1380 (Riedel IX, 322).

der sächsischen Stadt Freiberg aufgingen. 1319 erkaufte die Neustadt, nachdem ihr bereits 1297 das Dorf Planow vom Markgrafen Otto übereignet worden war, den Kietz, den Krug Cracow und Stenow für 135 Mark Silber. Die Altstadt, vielleicht schon seit 1308 im Besitz des Wendenkietzes und des Beetzsees, erwarb 1326 die Plauensche Heide (merica antique Plawe) und 10 Jahre darauf vom Domkapitel den Hof Görne. Späterhin folgten die Dörfer Schmölln, Prützke, Päwesin, Zudam und Radewege. 1396 und 1398 erhielten die Neustädter die Dorfstätten Gröben und Görrisgräben, um eine „Landwehr" zu bauen. Auch unter den Zollern ging die Entwicklung in derselben Richtung weiter, um so mehr, als die Städte den Anforderungen der Landesherren im Gegensatz zu Berlin-Kölln nie entgegentraten; nur als es sich um das altstädtische Schulzenamt handelte, leistete man einigen Widerstand. 1424 setzten sich Bürgermeister, Ratmannen und Gemeinde der Neustadt für 200 Schock Groschen in den Pfandbesitz der dem Kurfürsten Friedrich zustehenden Einkünfte aus dem Zoll in den Städten selbst und auf den Straßen Plaue und Pritzerbe bis zu Wustermark und von Brandenburg bis zum Werder. Vier Jahre darauf überließ Markgraf Johann dem Neustädter Rat 20 Schock jährlicher Zinshebungen aus den Mühlen. 1438 verkaufte Erzbischof Günther die wüste Dorfstätte Wendgräben an die Neustadt. 1446 wurden abermals Zoll, ferner auch die Urbede vom Landesherrn der Neustadt für 2089 rheinische Gulden zum Pfande gesetzt. 1459 verpfändete



Abb. XIX. Siegel des Erzbischofs Günther von Magdeburg an der Urkunde vom 9. Mai 1438 im Stadtarchiv (vgl. Riedel IX, 146). Umschrift: S[AN]C[TV]S MAVRI[CIUS] GLORIOSVS.

Friedrich II. der Altstadt das oberste Gericht für 400 rheinische Gulden; 1469 bat er die Städte, zusammen mit ihren „Sprach"städtchen ihm sofort 100 Schock Groschen zu senden und zwar wegen des Streites mit Pommern, „so wir doch sonder Geld nicht enden können". Eine Ziegelei der Neustadt befand sich laut Urkunde von 1469 (Riedel X, 321) zu Glindow. — Die Städte waren also kapitalkräftig! Münze, Gericht u. s. f. kamen ihnen freilich später abhanden, doch die mit dem Landerwerb zusammenhängenden Rechte sind ihnen vielfach verblieben, — noch heute ist der Magistrat Patron in dem 1290 erworbenen Brielow.

Lebhafter Handelsverkehr herrschte, denn über Brandenburg führte die freie Heerstraße von Magdeburg nach Berlin (vgl. Urk. von 1420 und 1424 bei Riedel IX, 102 ff.). Von Süden und Südwesten her mündeten hier die über Belzig bezw. Ziesar führenden Straßen, die dem Verkehr mit den sächsischen und anhaltinischen Landen dienten. 1433 wurde vom Kurfürsten Friedrich bestimmt, daß der Verkehr zwischen Brandenburg und Magdeburg über Plaue, der nach Sachsen und Anhalt „über die Heide" gehen sollte. Ferner wurde auch Salz von Lüneburg her auf der alten Straße von Salzwedel hindurchgeführt. All diese „gemeinen", freilich oft „baufälligen" Heerstraßen trugen an ihrem Teil zum kräftigen Pulsieren des Lebens innerhalb der Bürgerschaft bei.

Das genossenschaftliche Leben war stark entwickelt, und wir hören 1444 von dem Gewerke der Schneider, „Werk der Scrodere", von den Gewerken der Schuhmacher und Lohgerber und ihrer Lohmühle. Der Name Wollenwebergasse erinnert an die große Bedeutung, die dieses Gewerk im Mittelalter hatte. 1422 bauten Bürgermeister und Ratmannen der Altstadt für die „Lakenmacher" eine Walkmühle. Der Tuchrahmen an den Mauern wird öfters gedacht, auch der Gerbereien und der Lohgerbergilde. Nach einem spätmittelalterlichen Stadtbuchfragment gingen an dem Tage des heiligen Blutes in der Prozession die „Wantsnyder" mit den Lichtern voran, dann kamen die Bäcker, Knochenhauer, — deren Innungsbrief von 1391 sich im Geheimen Staatsarchiv befindet —, Schuhmacher, Wollweber und die übrigen, weniger bedeutenden Gewerke wie „Peltzer", Leineweber oder Schröder. Auch die Weingärtner bildeten eine Gilde (vgl. ihre Artikel von 1535 in v. Raumer, Codex Continuatus II, 295). Als sogenannte Budenleute bezeichnete man Einwohner, die in von wohlhabenderen Bürgern in Seitengassen oder auch an Kirchhöfen erbauten „Buden" wohnten. Sie wurden gleich den „Vorstädtern" in der Bürgerrolle nicht aufgeführt; auch auf die „Kietzer" sah man wegen ihrer wendischen Herkunft herab.

Abb. XX. Siegel der Nikolaigilde an der Urkunde vom 8. IX. 1455, dem „Geburtstage der ruhmwürdigen Jungfrau" (gloriose virginis) im Stadtarchiv. Umschrift . . . Coven[tus](?).

Unter dem Schutze der Bischöfe begann frühzeitig christliche Liebestätigkeit. In einer Urkunde Bischofs Gernand von 1230 findet sich ein Hinweis auf ein neu zu erbauendes Hospital; zu seinem Verwalter wurde der Bruder und Kanoniker Daniel von Mukede bestellt, ehedem ein Ritter, miles, der nach dem Tode seiner Gemahlin



Abb. XXI. Siegel der Brandenburger Schöppen, im Königlichen Amtsgericht, mit der Umschrift: Sigillum Scabinorum Brandenburgensium (mit um 1630 erneutem Felde im Schöppenhause gebraucht).



Abb. XXII. Siegel des Richters der Altstadt (S. judicis veteris civitatis) im Stadtarchiv. 17. Jahrhundert.

Berchta Mönch geworden war und reiche kirchliche Schenkungen, wie z. B. von 4 Hufen zu Ferchesar, gemacht hatte. Das Hospital zum heiligen Geiste wird in mehreren Urkunden von 1303 und 1309 erwähnt. Sehr zahlreich waren die geistlichen Genossenschaften. In der Altstadt gab es eine Bruderschaft „Von unserer Lieben Frauen Rosenkranz", ferner eine Kalandsgenossenschaft in der Neustadt. Zahlreiche Stiftungen in den Kirchen erinnern mit ihren Hausmarken an die Donatoren.[1])

Bereits in der Zeit zwischen 1420 und 1432 hatten sich die Schöppenkollegien beider Städte zu einem einzigen Schöppenstuhl vereinigt, dessen erstes Schriftstück von 1432 stammt. Der Brandenburger Stuhl gelangte neben dem Magdeburger zu immer größerem Ansehen, und wie ein Landtagsbeschluß von 1503 ergibt, waren Regierung und Stände recht erfreut darüber, daß sich die Mark vom Einfluß einer im Auslande zu holenden Rechtsbelehrung befreite. Der wichtigste Teil der Schöppenbibliothek, eine Reihe Inkunabeln (d. h. Wiegendrucke) des Notars Petrus Viti, geht bis in die Jahre 1480 bis 1530 zurück und wird im Amtsgericht aufbewahrt.

Bischöfe und Kapitelsherren im 14. und 15. Jahrhundert.

Auf das innere Leben der Bürgerschaft übten die Bischöfe keinen wesentlichen Einfluß aus; mit Vorliebe weilten die Kirchenfürsten in den zu ihrem Sprengel gehörigen Landen westlich der Elbe, wo sie Einweihungen von Kirchen beiwohnten und Ablässe ausstellten.[2]) Nachdem sie nach 1188 auf „Lusici" (Lausitz) zugunsten des Meißener Bischofs verzichtet hatten[3]) und ihre Grenzstreitigkeiten mit Havelberg durch einen päpstlichen Legaten i. J. 1237 entschieden worden waren, umfaßte der Sprengel die heutigen Kreise Ost- und Westhavelland, Zauche, Jüterbog, Teltow, Barnim, den größten Teil der Uckermark, ferner die heute zur Provinz Sachsen gehörigen Kreise Jerichow, Wittenberg und den rechtselbischen Teil von Anhalt. Die geistliche Regierungsgewalt war zwischen dem Bischof auf der einen und sechs Pröpsten mit

[1]) Vgl. Homeyer, Haus- und Hofmarken (Berlin 1870), S. 88.

[2]) Vgl. Krabbo, Die ostdeutschen Bistümer unter Kaiser Friedrich II., S. 42f.

[3]) Posse, Urk. der Markgrafen von Meißen (Cod. dipl. Sax. Reg. I, 1), S. 185f.

Befugnissen der Archidiakone auf der anderen Seite geteilt. Die Zweiteilung der Diözese in „Alte und Neue Lande" war auch für die Archidiakonatsverfassung von Bedeutung: in den Alten Landen gab es die beiden Archidiakonate von Brandenburg und Leitzkau, als deren Vorsteher die Pröpste der Konvente von Brandenburg und Leitzkau durch bischöfliche Verleihung bestellt waren. Für die Archidiakonate der Neuen Lande besaßen die Markgrafen das Ernennungsrecht und bestellten die Pröpste von Berlin, Bernau, Liebenwalde-Templin und Stolpe-Angermünde.

Die Bischöfe entstammten besonders seit dem 14. Jahrhundert vorwiegend den märkischen Adelsgeschlechtern, z. B. Dietrich von der Schulenburg (1366—1393), Henning von Bredow (1406—1413), Johann von Waldow (1414—1421) und Dietrich von Stechow (1459—1472). Bischof Stephan (1421—1459) war freilich nach seiner eigenen Angabe der Sohn eines Böttchers, — daher „Bodeker" genannt. Manche der Prälaten sind in Brandenburg selbst bestattet, so der 1316 gestorbene Friedrich von Plötzke; Dietrich von Stechows schönes Grabdenkmal befindet sich dagegen in der Schloßkapelle zu Ziesar.



Abb. XXIII. Siegel des Bischofs Dietrich von Stechow an der Urkunde vom 11. Juni 1462 im Domarchiv.
Umschrift: Sigillum Theodrici ep[iscopi] Brandeburg.

Den Anteil am „Burgward" Brandenburg hatten die Bischöfe im Laufe der Zeit längst verschenkt und zum guten Teil an das Domkapitel, so daß zu Beginn des 16. Jahrhunderts nur noch ganz geringe Reste, u. a. das Schulzengericht zu Weseram, ihnen zustanden. Um so mehr waren ihre Besitzungen in der weiteren Umgebung angewachsen, wie sich aus dem Landbuche Kaiser Karls IV. ergibt (vgl. Landbuch, Ausg. von Fidicin, S. 109f.). Im Teltow gehörten ihnen seit 1299 das Städtchen Teltow und 6 Dörfer, im Barnim das Städtchen Blumberg sowie das Dorf Tempelfelde. Ja sogar bis nach Königsberg in der Neumark und Querfurt in Thüringen (vgl. Urk. von 1305, Riedel XXIV, 348) erstreckten sich zeitweilig ihre Eigentumsrechte. In Magdeburg besaßen die Bischöfe bis 1351 am Neuen Markt ein eigenes Haus mit einer dem heiligen Georg gewidmeten Kapelle, in Berlin am Marienkirchhof eine aula episcopalis. Der dauerndste Besitz blieb Ziesar, eine stattliche burgartige Residenz, die sich wohl mit dem Wittstock der Havelberger Bischöfe vergleichen ließ. Eine große Anzahl von Rittern standen zu den Bischöfen im Lehnsverhältnis. Nach einem Verzeichnis von 1555 hatten die Bredow, Lochow, Redern

Trott, Wulffen mit vielen Pferden zu dienen, und aus Pritzerbe, Ketzin, Teltow, Blumberg und Ziesar waren Heerwagen zu stellen.

Oft genug nahmen die Markgrafen die Gastfreundschaft des Bischofs oder Kapitels in Anspruch. Dies sogenannte „Ablager" war äußerst drückend, da auch zahlreiches Gefolge unterzubringen war. Einer Nachricht aus dem Jahre 1424 zufolge hatten die Bischöfe Silbergeschirr, das der Domkirche gehörte, in Gebrauch, wofür dem Kapitel jährlich 2 Schock Groschen Zins gezahlt werden mußten.

Von Zeit zu Zeit sammelten die Bischöfe ihren Klerus um sich. Da sie ihre Prämonstratenser-Ordenstracht nicht ablegten — Bischof Joachim von Bredow behielt selbst nach der „Transmutation" von 1506 den blauen Mantel mit Wams und weißen Hosen bei (vgl. Riedel VIII, 85) — schärfte Bischof Dietrich von der Schulenburg auf der Synode von 1380 den Geistlichen ein, daß sie die Tonsur nicht vernachlässigen, zur Kleidung nicht grünes oder rotes Tuch wählen dürften. Messen sollten nur mit den vom Bischofe geweihten Kelchen, Ampullen und Gefäßen gehalten, 20 Feste den ganzen Tag, 11 nur den Vormittag begangen werden. Viele Klagen über die Sittenlosigkeit des Klerus ließ der gelehrte Bischof Stephan laut werden, dessen Aufzeichnungen über die bei Visitationen zu behandelnden Fragen nähere Auskunft geben.

Das Kapitel stand zum Bischof in gutem Einvernehmen; es wurde jährlich von ihm visitiert, wofür nach einer Vereinbarung von 1377 an Gebühren 4 Mark Silber zu entrichten waren. Eine Fülle von Besitzungen und Gerechtsamen aller Art war dem Kapitel bereits im Jahre 1217, wie aus der Urkunde des Bischofs Siegfried hervorgeht, zu eigen: die Kathedralkirche in der „urbs Brandeburch" und die Seelsorge daselbst, die Godehards-, Marien- und Nikolaikirche in Parduin, auf dem Harlunger Berg und in Luckenberg, das Armenspital in Parduin nahe der Brücke von „Cracow" und alle Gärten, die gesamte neue Brücke und die Hälfte der alten, dazu eine stattliche Reihe von Dörfern. Im Jahre 1321 erwarb das Kapitel ein Stück der Havel mit den Slaven auf dem Domkietze, 1325 Saaringen und Tieckow, drei Jahre darauf fast den ganzen bischöflichen Anteil an der Havelfischerei; doch dann folgten wieder magere Jahre, in denen mancher Verkauf vorgenommen werden mußte, wie z. B. der des Hofes Görne mit zwei Seen an die Altstadt. In mehreren Urkunden der siebziger Jahre bezeugte Bischof Dietrich, daß Propst und Kapitel kaum den notdürftigsten Unterhalt hätten, und in der Zeit von 1382 bis 1385 suchten verschiedene Mitglieder des Konvents in anderen Klöstern Unterkunft.

Zur Zeit der ersten Zollern war in den märkischen Domkapiteln eine gewisse Abweichung von der kommunistischen Lebensweise, der Ordensregel zuwider, zweifellos schon eingetreten, wie aus den Berichten des Klosterreformators Johannes Busch erhellt. Die regulierten Kanoniker von Brandenburg und Havelberg hatten bereits Anteile an den Stiftseinkünften zu eigener Verfügung zugewiesen erhalten. Das Brandenburger Kapitel betrieb Geldgeschäfte großen Umfangs und erkaufte



Siegel Brandenburger Bischöfe. 15. und 16. Jahrhundert.

Erläuterung siehe Seite LIII.

z. B. 1436 vom Erzbischofe Günther von Magdeburg für 300 Schock Groschen eine von dem Jüterboger Rat zu zahlende Rente.

Streitigkeiten zwischen Propst und Bischof blieben nicht aus; beispielsweise entschied Joachim I. 1503, daß „Sigemund Britzk, Probst", geloben sollte, „Herrn Joachim Bischoven uff sein Furbescheiden vor dem gantzen Capittel Obedientz zu erzeigen".[1])



Abb. XXIV. Siegel des Priors Bertram an der Urkunde vom 19. November 1375 im Domarchiv (Riedel VIII, 311). Umschr.: S. PRIORIS(?) . . . . . BRANDEN . . .

Friedrichs II. kirchliche Reformbestrebungen zielten auch auf das Domkapitel ab, dessen Mitglieder er in das Kloster oben auf dem Marienberg versetzen wollte, worauf er nach Entfernung jedes klösterlichen Zwanges das Kapitel zu einer ganz unter seinem Einfluß stehenden Pflanzschule für seine Räte umzuwandeln gedachte.[2]) Wenn freilich die Bestimmungen eines hierüber für den Kurfürsten ausgestellten päpstlichen Privilegs nicht zur Ausführung kamen, so muß der Hauptgrund dafür im Widerstand des Kapitels selbst gelegen haben. Denn bei einer Gesamtversetzung in das Kloster hätte dem Kapitel zwar das „Kollationsrecht" des Landesherrn über die Kanonikate des Domstiftes gleichgültig sein können, aber dieser Weg wäre einer Herabdrückung des ganzen Kapitels von Domherren zu einfachen Mönchen gleichgekommen. Das Kapitel verblieb also auf der Dominsel, bis endlich unter Joachim I. durch Papst Julius II. die Prämonstratenserregel 1506 endgültig aufgehoben wurde. An die Stelle des Priors trat fortan der Dechan, als erster Peter Diricke. Die weltlichen Domherren nahmen fortan in den neu errichteten Kurien ihre Wohnung, und die alten Klosterzellen verödeten.

Im Zeitalter der Reformation.

Wohl in keiner anderen Stadt der Mark, abgesehen von Havelberg und Fürstenwalde, hat die Reformation ähnliche Umwälzungen hervorgerufen wie in Brandenburg. Hier waren die Einwirkungen besonders stark wegen der reichen Entwickelung

[1]) Geh. Staatsarchiv, Rep. 78. 4 (fol. 9. 10).

[2]) Vgl. Hennig, Kirchenpolitik S. 62; von ungedruckten Urkunden über das Kloster im Geh. Staatsarchiv sind zu erwähnen: Urk. „Stadt Brandenburg" und zwar Nr. 12 Landkauf des Klosters; Nr. 13 das Kloster kauft eine Reihe von Büchern vom Kloster Dobrilugk; Nr. 14 Propst Peter Klitzke setzt das Kloster zum Erben einer Rente von 100 Gulden ein.



Abb. XXV. Siegelstempel aus dem 15. Jahrhundert im Domarchiv.
Umschrift: S[igillum] ecclesie beate marie virginis in monte Brandeborgh.

des klösterlichen Lebens. Wo gab es so viele Abarten mönchischer Kongregationen wie hier? Wo neben drei Klöstern noch Bischof und Domkapitel? Bischof Hieronymus Schulz (1507—1520), ein scharfblickender, zuerst Luther gegenüber versöhnlich gestimmter Kirchenfürst, geriet später freilich mit den Wittenbergern aneinander. In einem Briefe, den Luther an Staupitz am 3. Oktober 1519 schrieb, erzählte er, der Bischof, der mit ihm noch 1518 sich freundlich unterredet hatte, habe erklärt, er könne sein Haupt nicht eher ruhig niederlegen, bis der Martinus dem Holzstoß überliefert sei. Im Kapitel stand es anders, denn der Kanonikus Werner von Stechow trat 1526 um seiner Überzeugung willen aus und wurde durch Luthers Vermittlung Dorfpfarrer bei Belzig. Die Anzeichen eines bedrohlichen Umschwungs mehrten sich: nicht mehr eilten wie in den Jahren 1507—1521 die Bürgersöhne nach Frankfurt, der Hochburg des alten Glaubens, um philosophische Grade zu erwerben.[1] 1524 wurden die Neustädter bei dem Bischofe Dietrich von Hardenberg wegen Zulassung eines lutherischen Prädikanten vorstellig, doch auf ein Gutachten des Kapitels gab der Bischof abschlägigen Bescheid. Immer mehr schmolz die Zahl der auf dem Harlunger Berge Ablaß begehrenden Wallfahrer zusammen. Opfer und Schenkungen für die Kirchen wurden seltener, so daß man 1529 an der Katharinenkirche kaum noch „die Kaplan und andere gebräuchliche Bestallung" unterhalten konnte. Von Seiten des Metropoliten, des Erzbischofs Albrecht, des Bruders Joachims I., erfolgte keine erfolgreiche Gegenwirkung (vgl. Abb. XXVII).

---

[1]) Vgl. Gebauer, Brdbg.-Preuß. Forschg. XIII, 436, und Landeskunde der Provinz B., II, 145.

1528 trat Matthias von Jagow die bischöfliche Regierung an. Passiv und vorsichtig veranlagt, zeigte er sich von Anfang an milde, ließ sich ganz im Gegensatz zu seinen streng altgläubigen Amtsbrüdern von Havelberg und Lebus von der lutherischen Hochflut schieben und war weit entfernt davon, der Entwickelung sich entgegenzustemmen. Schon 1531 entwichen mehrere Mönche aus dem Dominikanerkloster, vielleicht weil die Mildtätigkeit der Bevölkerung versagte. Hier in der gewerblich lebhaften Neustadt, wo sich überhaupt evangelische Neigungen früher und stärker als in der mehr konservativen, ländlichen Altstadt bemerkbar machten, erreichte man schon 1536 die Anstellung des mit Wittenberg in enger Fühlung stehenden Predigers Baytz, freilich erst nachdem der Kurfürst durch Überführung der silbernen Bilder des heiligen Ägidius und der heiligen Hedwig sowie eines großen Kreuzes aus der Katharinenkirche in die Berliner Silberkammer günstig gestimmt worden war. Zwei Jahre darauf folgte auch der Altstädtische Rat dem Beispiele der Nachbarstadt und berief den Prädikanten Kaspar Michaelis zur Verkündigung des Wortes Gottes und „Verreichung" der Sakramente.[1] Vielfache Klagen über die Sittenlosigkeit der hohen Geistlichkeit wurden damals laut, hatten doch Bischöfe ihre außerehelichen Nachkommen testamentarisch bedacht, und die Kinder des Brandenburger Domherrn Peter Beme, die der „Würdige und Andächtige aus menschlichen und der Natur Gebrechen erzeugt", wurden sogar amtlich legitimiert. — Die Akten im Domarchiv geben ein genaues Bild von dem Haushalt eines damaligen Domherrn. Ein Inventarium Utensiliorum des Domherrn Joachim Cassel von 1538 ist erhalten, in dem „16 Zinnen Schüsseln, sechs große und mittelmäßige messingne Handbecken, sieben zinnerne Kannen, drei Messingleuchter" als Ausstattung der „Großen Stube" angeführt werden.[2]



Abb. XXVI. Siegel des Bischofs Hieronymus an der Urkunde vom 17. März 1510 im Domarchiv (Riedel VIII, 168). Umschrift: S. HIERONIMI EPISCOPI ECLESIE BRANDENBURGENSIS.

Nachdem im Jahre 1539 Bischof Matthias von Jagow selbst an der Einführung der neuen Lehre tätigen Anteil genommen hatte, fuhr man mit vollen Segeln im neuen Fahrwasser. Im März 1541 übertrug Bischof und Domkapitel das Patronat beider Pfarren den Räten der Städte; der Abschied von 1541 für die Altstadt ist im Original im Stadtarchiv erhalten

---

[1]) Vgl. Grupp im 13.—16. Jahresber. des Hist. Ver. zu B., S. 93.

[2]) Vgl. Gebauer, im Jahrbuch für Brandenburg. Kirchengesch. (6. Jahrgg.), 1908, S. 76 f.



Abb. XXVII Siegel des Erzbischofs Albrecht von Mainz und Magdeburg an der Urk. vom 8 XII. 1527, im Domarchiv. Umschr.: Albertus . . (Pe)tri ad vincla Ro[manae] E[cclesiae] P[res]b[yte]r Cardinal Archi[episcopvs] Magvnti et Maigde Prin[ceps] Elec[tor] Primas.

(Acta I, K. 60; vgl. Sehling, Evangelische Kirchenordnungen Deutschlands, 3. Bd., 1908). Der Rat hatte von nun an die Pflicht, „weil das Pfarrhaus itztt etwas verfallen, es wider zu erbauen“. Dagegen verpflichtete sich das Kapitel alljährlich zu Lieferungen von Getreide, Holz und Wein zum Unterhalte beider Pfarrer. Die kurfürstlichen Visitatoren Jacob Stratner, Generalsuperintendent, Buchholzer, Propst zu Berlin, Joh. Weinlöben, Kanzler, und Andreas Stolp stellten eine Übersicht über die kirchlichen Anstalten — 11 Kirchen, 4 Klöster, 8 Hospitäler — auf (vgl. Schäffers „Reformations-Historie der Stadt Brandenburg“, 1740, S. 76). Da ergab sich unter anderem, daß in der Katharinenkirche nicht weniger als 36 geistliche Lehen, zumeist wohl Altarstiftungen, vorhanden waren. All deren Einkünfte flossen von nun an in einen „gemeinen Kasten“, dessen Vorsteher, zwei aus dem Rate und drei aus den Gilden und der Gemeinde, durch den Pfarrer „samt dem Rate gesetzt“ werden sollten; aus diesem gemeinen Kasten unterstützte man im Notfall auch die Hospitäler, wie aus dem Visitationsabschied von 1600 hervorgeht.[1]) Die Visitatoren ermächtigten damals den altstädtischen Rat, den Dominikanern, diesem „Bettelvolk“, so heißt es in dem Kopialbuch des Kanzlers Weinlöben, „ihre ärgerlichen und ungeschickten Reden und Predigten“ zu untersagen, verwandten sich aber dafür, daß dem Fürsten „Herrn Matthias“, Bischof zu Brandenburg, den ja immer noch „Pfarrer, Kaplan, Schule und andere Geistliche als ihren Ordinarius gebührlich erkennen“ sollten, die Ausfuhr seines Roggens gestattet wurde. Unter dem Einflusse der Visitatoren faßten die Kapitulare den Beschluß, die Messe zu unterlassen und Weibspersonen von sich zu entfernen. Als der Propst Johann Meindorf sich weigerte, diesem Beschluß beizutreten, mußte er, da der Kur-

[1]) Königl. Konsistorium zu Berlin, Altstadt Brandenburg, Matrikel c, Nr. 1; vgl. Akten Rep. 17. B. 2, Geh. Staatsarchiv. — Der Zusatz ad vincla weist auf eine der Petrikirchen in Rom hin.



Abb. XXVIII. Siegel des Bischofs Matthias von Jagow an der Urkunde vom 20. VIII. 1529 im Domarchiv.



Abb. XXIX. Siegel des Herzogs Joachim zu Münsterberg, Bischof von Brandenburg, an der Urkunde vom 25. IV. 1558 im Domarchiv. Umschrift: Dei gra[cia] Joachim Ep[iscopu]s. Branden. Dux Munster. in Slesia Olsn. Com. Glacz. (vgl. Voßberg, Siegel, II, 36).



Abb. XXX. Siegel des „Thumbropstes" Johann an der Urkunde vom 29. VIII. 1552 im Domarchiv.

fürst nicht dulden wollte, daß „in einem und demselben Stift zwei Religionen" beständen, abreisen und vorläufig auf seine Einkünfte verzichten.

Als 1544 das Kapitel mehrere der neuen Kirchenordnung zuwiderlaufende Gebräuche einführte, wurde es vor das Berliner Konsistorium geladen und gab darauf nach. 1568 setzte Joachim II. die Zahl der residierenden Kapitelspersonen einschließlich Propst und Dechant auf sieben fest, die alle dem evangelischen Glauben angehörten; sie standen im Genuß der mehrere Hundert Wispel Korn betragenden Einkünfte aus Dörfern und Vorwerken. Eine Satzung betreffend Ausschließung des Bürgerstandes wurde 1621 aufgestellt, so daß von da an das Kapitel fast ausschließlich aus verdienten märkischen Adligen zusammengesetzt war, welche die Residenzpflicht immer weniger beachteten; wie aus dem Privileg König Friedrichs I. für Grumbkow im Domarchiv hervorgeht, war zur Erlangung einer Stelle ein Zeugnis über 32 Ahnen erforderlich. Die Einkünfte des Stiftes schmolzen infolge der Reformation zusammen, da die Einnahmen aus der geistlichen Gerichtsbarkeit und den Seelenmessen in Fortfall kamen; auch die dem Kapitel früher zufließenden Anteile an Pfarreinkünften gingen verloren.

Doch trotz allem trägt die Reformation, hier in Brandenburg wie in der Mark überhaupt, durchaus keinen radikalen Charakter, wenn auch besonders die Schätze der Marienkirche reißend schnell verschwanden, wie der Kurfürst selbst in einem Briefe von 1551 zugab. Matthias von Jagow behielt seine bischöfliche Würde, und nach seinem Tode 1548 wurde Joachim, Herzog zu Münsterberg in Schlesien, sein Nachfolger, dem nach einer Verordnung des Kurfürsten von 1552 die „Procuration" — eine Gebühr bei Visitation der Kirchen — unweigerlich zu entrichten war. Als Bischof Joachim, der sich eifrig der Stifts-

güter, wie zahlreiche in Ziesar ausgestellte Urkunden erweisen, angenommen hatte, 1560 die Dompropstei in Breslau erlangte und das Stift „dem Churfürsten und dem Kapitel resignierte", übertrug der Herrscher die „Administration" dem Kurprinzen Johann Georg;[1]) Wolfgang von Barby, der 1551 die Anwartschaft erhalten hatte, mußte verzichten. Nachdem Johann Georg 1571 Kurfürst geworden war, wurden ebenso wie in Havelberg auch in Brandenburg die bischöflichen Güter mit den landesherrlichen Domänen vereinigt; auch die Residenz Ziesar nahmen die Zollern in Besitz. Das „Kloster auf dem Berge", das Joachim II. bereits seinem Gläubiger Antonius von Warberg 1549 verschrieben hatte, überantwortete er bald darauf „sampt zugehoreden Gebeuden" dem Domstifte, nebst Einkünften aus einigen Dörfern zum Unterhalt eines Klausners. Freilich das Johanniskloster, dessen letzter Mönch bis 1570 sein Leben fristete, ward bereits 1544 der Altstadt übereignet,[2]) das Pauli- oder das „Schwartze" Kloster, dessen „Liberey" Joachim II. seinem hochgelehrten Rate Johann Heyler geschenkt hatte, stand „wüste" und verfiel zum großen Teile, bis es 1560 der Stadt geschenkt wurde.[3])

Die große Blüte des städtischen Schulwesens stammt von jener Zeit. Weit und breit in der Mark war kein so ansehnliches Schulhaus zu finden wie das 1571 von der Neustadt eingeweihte Gebäude mit seinen reichen Renaissanceerkern; der Historiker Angelus, 1586/87 hier Konrektor, pries in seiner Abschiedsrede De Brennopoli inclyta die Stadt besonders wegen ihrer Schulen. Der Platz, auf dem sich die 1589 von der Witwe des Matthias von Saldern gestiftete Schule erhob, war einstmals ein bischöflicher Hof, den Kurfürst Joachim II. seinem alten Diener Wichard Bardeleben übergeben hatte und der von diesem an den obersten Kämmerer Matthias von Saldern 1567 gekommen war.[4]) Viele auf diesen Schulen vorgebildete Brandenburger wendeten sich der Wittenberger Hochschule zu, unter deren Studenten Mitglieder der alten Familien Bardeleben und Storbeck erscheinen (vgl. Siegeltafel IX).

Ratsverfassung und wirtschaftliche Verhältnisse um 1600.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts beginnen die Rats- und Stadtbücher besonders der Altstadt ergiebig für die Bau- und Kunstgeschichte zu werden. In einem Ausgaberegister von 1572 ist von dem Ausbau des Rathenower Turmes die Rede und der „Illuminierung der Wimpen in dem Thurm" durch einen Maler, in einem anderen altstädtischen Kodex von dem Einsturze der Katharinenkirche 1582 und

---

[1]) Geh. Staatsarchiv, Rep. 78: 51/52, Lehnsregister der Stifte Brandenburg und Havelberg unter der Verwaltung Johann Georgs; vgl. auch Copiarium Brandeb. in Rep. 78: 56, 58, 64.

[2]) Vgl. Gebauer, Ztschr. f. Kirchengeschichte (Oktober 1900).

[3]) Stadtarchiv, Dok. I. N. 162, Altstadt Codex A 8, Fol. 405.

[4]) Vgl. Tschirch, Geschichte der Saldria, und Pieper, Progr. der 2. Berl. Realschule 1902, S. 12.



Stadt- und Schöppenstuhlsiegel. 14. bis 17. Jahrhundert.

Erläuterung siehe Seite LIV.

dem Herbeischaffen der Rüdersdorfer Kalksteine, ferner von dem Verkauf eines Häuschens in der Beginenstraße, dem „Pipenbrun" auf dem Markt und der Zeigerglocke auf dem Rathause. Simon Roter, Stadtschreiber der Altstadt, berichtet über den Bau einer neuen Orgel, über den Glockengießer Meister Jacob, sowie über das „Abweißen der Munche-Kirche". Vielfach ergeben auch die Schoßregister, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts einsetzen, wichtige Daten. So wird in dem Schoßregister von 1607 die Gesamtzahl der Häuser der Altstadt auf 402 angegeben.

Die Ratsfähigkeit war auf einen engen Kreis von Familien beschränkt. Die Vetternwirtschaft wurde zu einem Hauptübel, und vielfache Klagen ertönten über die Mißbräuche bei der Verwaltung der altstädtischen Mühlen sowie über die Eingriffe der „Ratspersonen" in Fischerei und Holzung. In jeder Stadt gab es außer den Stadtschreibern je zwei regierende Bürgermeister und acht „Ratsverwandte", darunter waren ein Kellerherr, Bauherr, Ziegel- und Mühlenherr. Das Recht der freien Ratswahl, das die Städte noch bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts behaupteten, wurde am 20. März 1619 durch eine kurfürstliche Verordnung beseitigt.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse waren noch bis in die Zeit der Reformation leidlich, denn der besonders privilegierte Salzhandel mit Lüneburg brachte recht viel ein, und auch für die märkische Tuchindustrie war Brandenburg ein Mittelpunkt: die Tuchmacherzünfte zählten mehr als 200 Meister, und aus allen Teilen Deutschlands zogen tüchtige Gesellen herbei. Doch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts drangen über Hamburg englische Erzeugnisse, besonders Tuche ein, und bald vermochte das Brandenburgische Tuch den Wettbewerb mit dem „Lundeschen" nicht auszuhalten, weshalb unter den „Gravamina" der Städte bei der Huldigung für den neuen Kurfürsten Joachim Friedrich 1598 die Forderung auftrat, das Land „möge an Wolle geschlossen werden".[1])

Der Dreißigjährige Krieg.

Noch im Jahre 1622 pries Gottfried von Warnstedt in seinem Encomium Marchiae ähnlich wie es zwei Menschenalter vor ihm bereits Georg Sabinus getan hatte, den Dom mit dem Grabmal Albrechts des Bären, den Roland, „das untrügliche Zeichen der Immunität", und endlich das „nach Art einer Burg" erbaute Gymnasium Salderianum (arcis formam repraesentat). Doch gerade als dieses Loblied gedruckt wurde, begann die schlimmste Leidenszeit, und es zeigte sich, daß trotz aller „Musterungen"[2]) die Bürgerschaft nicht mehr den rasch entschlossenen Sinn, die Lust zum kräftigen Zugreifen besaß wie einst im 14. Jahrhundert, um so mehr, als die Stadtmauern an vielen Stellen verfallen waren. Schon 1621 wurden in beiden Städten sog. Kippermünzen aus reinem Kupfer geschlagen.[3]) Das Jahr 1626 war besonders

[1]) Vgl. für den gesamten Abschnitt: Stadtarchiv, Cod. A. 32. 33. Geh. Staatsarchiv, Rep. 21, 9 und 11; vgl. ferner Ehrenberg, Hamburg und England im Zeitalter der Elisabeth, 1896, S. 90f.

[2]) Musterung von 1610, Geh. Staatsarchiv, Rep. 78. I, Nr. 52.

[3]) Vgl. Bahrfeld, Die Brandenb. Städtemünzen aus der Kipperzeit (1882), S. 11f.

unheilvoll[1]). Nachdem das Domkapitel bereits seit langem unter „gartenden" Soldaten zu leiden gehabt hatte, erschien im März Oberst Karpzow im Auftrage Mansfelds zur Unterhandlung wegen Besetzung der Stadt. Allgemeine Hilfslosigkeit! Der General erlangte für seinen Stab täglich 300 Taler, und Rechnungen des Domkapitels legen Zeugnis von seinem üppigen Wohlleben ab. Dazu zeigte sich noch die Pest im Juni zunächst in der Altstadt, sprang dann Mitte Juli auch auf die Neustadt über und raffte hier 950, dort 576 Personen, etwa ein Achtel der ansässigen Bevölkerung, dahin. Nach einem Magistratsberichte vom Ende Juni fehlten in der Altstadt 200, in der Neustadt sogar 400 Bürger. Im selben Jahre noch näherten sich auch die Kaiserlichen. Vergebens flehten die acht Gewerke in einem mit ihren Siegeln versehenen Schreiben die Regierung um Schutz an.[2]) Denn Anfang November „losierte" Oberst von Fahrensbach etwa 1400 Mann in den Schwesterstädten ein und äußerte den Geheimen Räten gegenüber, „er achte die Kurfürsten des Reiches nicht höher als den Bürgermeister von Beeskow". Nach einer Kostenberechnung über die dreizehn Monate dauernde Einquartierung hatte 1628 die Neustadt insgesamt 102 799 Taler eingebüßt. Nachdem Gustav Adolph im Juni 1630 Brandenburg besetzt hatte, wurden die Städte, ähnlich wie einst im 12. Jahrhundert, von den Parteien heiß umstritten und hatten mehrfache Belagerungen, das eine Mal durch die Schweden, das andere Mal durch die Kaiserlichen, zu erdulden. Im April 1632 klagte der Rat der Altstadt dem Kurfürsten, daß nur noch vierzig Bürger anwesend seien und von diesen wieder nur die Hälfte „zur rechten Zeit das liebe tägliche Brot" hätte. Am 11. Dezember desselben Jahres wurde die Leiche des Schwedenkönigs in der Katharinenkirche niedergesetzt. In den Stürmen des Krieges ging auch die Plauer Havelbrücke in Flammen auf, so daß die alte Handelsstraße rechts der Havel ungangbar ward; die Kaufleute zogen nunmehr durch die Neustadt. Daher waren im März 1633 in der Altstadt 165 Häuser völlig verfallen und weitere 65 spurlos verschwunden.[3]) Im April 1638 standen in der Neustadt 143 Häuser aufrecht, ein knappes Fünftel des ehemaligen Bestandes; „ledig", d. h. unbewohnt waren 345 Häuser, so daß 1640 der Rat in der Brüder- und Heidestraße auf einmal fünf wüste Stellen für 400 Taler verkaufen konnte;[4]) die ausgehungerten Soldaten des kaiserlichen Generals Gallas verzehrten menschliche Leichname. Im Februar 1642 erschien der kaiserliche Proviantkommissar Zacharias Wegner in der Stadt und forderte 124 Wispel Korn, etliche Hundert Tonnen Bier, dazu auch Hering,

---

[1]) Geh. Staatsarchiv, Rep. 21. 11; über die Wehrkraft um 1525 vgl. v. Bardeleben, 36. 37. Jahresbericht des Hist. Vereins zu B.; über das folgende vgl. Gebauer (Brandbg.-Preuß. Forschungen XXII, 1 ff.); ferner Theatrum Europäum I, 922, und endlich Gebauer: 29./30. Jahresber., S. 41; (auf Grund von Akten im Domarchiv, Tit. VIII).

[2]) Geh. Staatsarchiv, Rep. 21. 9; vgl. Siegeltafel VIII.

[3]) Vgl. Schilderung der Notstände durch den kurfürstlichen Kommissar Wernicke (Geh. Staatsarchiv, Rep. 21. 10).

[4]) Vgl. über den Rückgang der Bevölkerung Urk. u. Akten zur Gesch. des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, X, 114; Behre, Gesch. der Statistik, S. 58.



Siegel von Zünften. 15. bis 17. Jahrhundert.

Erläuterung siehe Seite LIV.

Stockfisch, frische Fische und Fleisch. Im selben Jahre verlangte der schwedische Feldherr Torstenson, daß ihm für den Durchmarsch durch die Stadt von Berlin aus Lebensmittel geliefert würden: die Neustadt selbst sollte 15000 Pfund Brot und 25 Tonnen Bier geben. Das Jahr 1643 brachte endlich Waffenruhe.

Der junge Kurfürst, der im Sommer 1643 als Gast des Kapitels in Brandenburg weilte, schuf bald Wandel. Denn statt 3000 Einwohner im Jahre 1643 waren es 1645 wieder etwa 4000, immerhin noch eine geringe Zahl gegenüber dem alten Stande von etwa 10000. Auch die Altstadt hatte bereits wieder 129 Bürger- und 23 Kietzerhäuser in wohnlichem Zustande aufzuweisen. Im Dombezirke zählte man 1642 auf dem kleinen Kietz 14 wüste und nur 3 besetzte, auf dem großen Kietz 4 wüste und 18 besetzte Stellen. Kein Haus ist erhalten, das aus der Kriegszeit und den Tagen des Großen Kurfürsten stammt. Die alten Geschlechter, von denen die Urkunden berichten und die unmittelbar von den Markgrafen Gerechtsame zu Lehn trugen, die Bardeleben, Dorstedt, Rauch, Schulenburg, Schuler, Storbeck, Trebaw,[1]) waren in den Stürmen des Krieges zugrunde gegangen. Die ältesten Familien der Stadt, z. B. die Blell, können nur auf eine etwa 200jährige Vergangenheit zurückblicken!

Der Große Kurfürst.

Unter dem Großen Kurfürsten wurde entsprechend dem Charakter der absoluten Regierungsweise, wie sie sich, seitdem der allgemeine Landtag der Mark 1653 auseinandergegangen war, einbürgerte, die Zentralgewalt mit dem Sitz in den beiden Spreestädten der Punkt, von dem aus Alt- und Neustadt entscheidend beeinflußt wurden: Einführung des reformierten Gottesdienstes, Besetzung des Ratskollegiums mit kurfürstlichen Kandidaten, Einrichtung der Akzise, Regelung der städtischen Finanzen durch königliche Beamte, Sorge für Hausindustrie, Anlegung von Kolonien, Belegung der Stadt mit Garnison, und besonders Verschmelzung der beiden Städte — auf allen diesen Gebieten wurde von Berlin aus das entscheidende Wort gesprochen.

Die Reformierten hatten, besonders seit 1686 durch die Refugies, denen verschiedene Privilegien, wie z. B. 20jährige Abgabenfreiheit und Stellung unter einem eigenen Richter, verliehen worden waren, starken Zuwachs erhalten. Auf Befehl des Großen Kurfürsten wurde ihnen die Johanniskirche überwiesen, woselbst sie mit den Deutsch-Reformierten zusammen Gottesdienst abhielten. Sicherlich trug die Ankunft der Fremdlinge sehr zur Belebung der Industrie bei. Auch die vom Landesherrn wieder in die Mark hineingelassenen Juden mehrten sich, und in der Großen Münzstraße richteten sie sich später eine Synagoge ein; zu größerer Bedeutung gelangten sie ebenso wenig wie im Mittelalter, wo sie, wie Urkunden des 14. Jahrhunderts berichten, nur zu 3 oder 4 Familien Aufnahme gefunden hatten.[2])

---

[1]) Belehnung des Hans Roch mit dem Gericht in der Alten Stadt, (Geh. Staatsarchiv, Rep. 78, 42, fol. 179 i. d.; Belehnung der Storbeck ibid, fol. 196.

[2]) Ackermann, Geschichte der Juden in B. (Berlin 1906): S. 144 befindet sich eine Abbildung vom Innern der heutigen, neuen Synagoge; vgl. Gebauer in den Brandenb.-Preuß. Forschungen XX, 244 (mit dem Hinweis darauf, daß die Linden- früher Judenstraße hieß); vgl. Riedel IX, 19 f.

Der Kurfürst erteilte 1664 dem Buchdrucker Matthias Möller ein Privileg, spendete 1672 der Neustadt Bauholz für ihren Rathausturmbau, gewährte 1685 in einem Schlußrezeß auch dem Bürgermeister und den Ratsverwandten ein Gehalt, bestätigte den neuen Bürgerausschuß der Achtzehner; er „empfahl" 1667 den Bürgern der Neustadt einen reformierten „Glaubensgenossen" zum Bürgermeister und erzwang 1693 in jeder der beiden Städte seinem Kandidaten den Eintritt in das Ratskolleg. Der Sattlerinnung befahl er die Aufnahme eines Mitgliedes, sich über die Zunftbestimmungen hinwegsetzend. Ein besonders wichtiger Eingriff in die städtische Verwaltung war die Einführung der Akzise. Die direkte Steuer der Kontribution, die auf den Hausgrundstücken lastete und monatlich in einer Höhe von gegen 300 Talern von der Altstadt, 500 Talern von der Neustadt aufgebracht werden mußte[1]), kam in Fortfall und wurde durch diese indirekte Steuer ersetzt, die man von den die Tore ein- und auspassierenden Waren erhob. So gewann jetzt das Befestigungswesen aus finanztechnischen Gründen als wirksames Mittel zur Verhütung von „Accisedefraudationen" eine erhöhte Wichtigkeit. Das „vornehmste Fundament" der Akzise war laut Bericht von 1713 (Acta Borussica I, 468) „das Brauen". Weiß doch der alte Chronist Beckmann von dem Bier, „der alte Klaus und der neue Klaus" genannt, „einem Hauptstück der menschlichen Gesundheit", Wunderdinge zu berichten![2])

Die Vereinigung beider Städte.

Eine der folgenreichsten Veränderungen wurde 1715 von oben her veranlaßt. Friedrich Wilhelms I. praktisch-nüchternem Sinn widerstrebten Streitigkeiten zwischen zwei im innersten Grunde doch aufeinander angewiesenen Interessengruppen. Ein einfaches Mittel kannte er: Verschmelzung, Vereinigung. Was er 1722 für die obersten Finanzbehörden des Königreichs durchsetzte, erreichte er schon 1715 für die beiden Städte, die des vielhundertjährigen Haders noch immer nicht müde, nun endlich zum Frieden gezwungen und, ähnlich wie schon vordem die Gemeinwesen in Berlin und in Salzwedel, vereinigt wurden. Infolge des „Kombinationsreglements" von 1715, das der König in seinem Lager vor Stettin unterschrieben hatte, bestand in beiden Städten nur noch ein einziger, die kirchlichen und Zivil-, die Kriminal- und Polizeisachen verwaltender Magistrat, der in zwei Kollegien oder Senate, deren einem das Polizei-, dem andern das Justizwesen oblag, geteilt war. Vor allem wurde der Vettern- und Cliquenwirtschaft gründlich gesteuert, der Rat von untauglichen Mitgliedern gesäubert und darauf gedrungen, daß tüchtige Leute, wenn nötig, von außerhalb herangeholt und lebenslänglich angestellt werden sollten. Niemand aus dem Kollegium, dessen Sitz das Neustädtische Rathaus wurde, durfte „bürgerliche Nahrung", die viele Reisen erforderte, oder Schankwirtschaft betreiben; die Besoldung wurde neu geregelt.[3]) Fortan führte die Stadt den Namen „Die vereinigten Kur- und Hauptstädte Brandenburg".

[1]) Protokolle und Relationen II, 5 ff.; vgl. Gebauer, Brandenb.-Preuß. Forschungen XXII, 78.

[2]) Geh. Staatsarchiv, Beckmanns Nachlaß, Rep. 92, Topogr. V, Nr. 5; vgl. auch Rep. 21.

[3]) Vgl. 26.—28. Jahresber. des Hist. Ver. zu B., S. 105; ferner Schmoller in der Ztschr. für preußische Gesch. und Landeskunde X, 315 f., XI, 521.

Fortschritte unter absolutistischer Regierung.

Ein Kriegs- und Steuerrat, mit dem Sitz zumeist in Potsdam, führte nunmehr die Aufsicht. Mit eine Folge dieser scharfen Beaufsichtigung der Finanzen und der durch die Vereinigung der Magistrate erzielten Ersparnisse war, daß am Schluß der Regierung des Soldatenkönigs einer Einnahme von über 27000 Talern eine Ausgabe von nur 13000 Talern gegenüber stand. Die jährliche „Pension aus der Burg- und Crackowischen Mühle“ sowie der alten und neuen Mahlmühle bildete einen Hauptposten.[1] In den Forsten wurde dem Magistrat die Bebauung von Sandschollen und die Anlage von Wegen zur Pflicht gemacht, und lobend erkannte der Städteforstmeister v. Lepell in einem Berichte vom Oktober 1770 an, wieviel hierin erreicht sei.

Auch auf die Baupolitik erstreckte sich die Bevormundung von oben, und 1770 schrieb Steuerrat Richter fast drohend an den Magistrat: „Es ist in Erfahrung gekommen, daß mit dem Bau-Inspector Busse über die Anfertigung dero Kämmerei-Bau-Anschläge Magistratus nicht gehörig zu Rathause conferiret.“[2] Besonders wurde durch die Vermittelung des Steuerrats die Besetzung der wüsten Stellen betrieben, und wenn es sich um Neubauten handelte, hatte der sonst so sparsame Friedrich der Große stets Mittel zur Bewilligung von Baufreiheitsgeldern zur Verfügung.

Die Schatten fehlen ja freilich in diesem Bilde auch nicht, so der von oben befohlene Neuanstrich des Neustädter Rathauses 1720,[3] späterhin die Umwandlung des Altstädter in ein „Fabriquen“Gebäude, ferner die Einmischungen der Militärbehörden in die Zivilverwaltung, wie z. B. am 5. Juni 1722 der Oberstleutnant v. Pini durch einen Fähnrich den Magistrat an die „Abweißung der Häuser, Pflasterungen der Straßen und andere Reparationen“ erinnern ließ.[4] Und, last not least, der Abbruch der Marienkirche!

Schon von 1656 an blieb Brandenburg dauernd mit starker Garnison belegt. In den Tagen Friedrich Wilhelms I. lagen hier die „Riesen“, auch „Leib-Regimentschen“ genannt, die den „Breiten Stein“ für sich beanspruchten, und öfters vor dem König, der in dem „Freyhaus“ an der Langen Brücke abstieg, in Parade standen; auf dem Neustädter Markt befanden sich Hauptwache und Galgen. Von 1742 an lag hier das Infanterieregiment Nr. 36. Um das Ausreißen zu verhüten, zog man Palisaden und stellte auf dem Marienberg eine Lärmkanone auf, die die Desertionen aller Welt verkünden sollte; man „aptierte“ auch den Hauptsaal im Neustädtischen Rathause für 500 Taler zum Exerzieren, und wie die Soldaten sich als Herren fühlten und die Magistratsmitglieder fast „aufgespießt“ wurden, lehrt ein Schreiben des Rates an den Kriegs- und Steuerrat Richter vom Jahre 1773, — Nachklänge zu den Tagen des Dreißigjährigen Krieges, als die Scharen

---

[1]) Städt. Archiv, Cod. G. 26.

[2]) Städt. Archiv, A a I. 48.

[3]) Vgl. Frommes Beschreibung, S. 46 f, mit Hinweis auf die Vernichtung alter Gemälde.

[4]) Städt. Archiv, Cod. G. 8, p. 642; vgl. Tschirch, Bilder, S. 129 f.

des Obersten Volckmann den Leuten Pferde und Rinder wegnahmen. Der Kommandeur wohnte in dem Hinneburgschen Haus Ritterstraße 19. Die Soldaten waren vorerst in Bürgerquartieren untergebracht, und in alten Häusern waren bis vor kurzer Zeit neben dem Haupteingange Luken zu erblicken, die als Lichtöffnungen für die Soldatenzimmer angebracht worden waren. Erst im Jahre 1774 baute man in der Klosterstraße für 17808 Taler die erste Kaserne, die noch heute steht.[1])

Alles in allem ist in den 150 Jahren des Absolutismus ein wesentlicher Fortschritt zu verzeichnen. Im Jahre 1680 hatte man in der Neustadt 297 ledige Plätze und 113 ledige und wüste Häuser gezählt und nur 330 bewohnte Häuser. Im Anfange des 19. Jahrhunderts, so berichtet Bratring in seiner Beschreibung der Mark (II, 70f.), gab es nur noch 26 wüste Stellen, dagegen zählte der „gut, doch größtenteils von Holz mit Fachwerk gebaute Ort" 166 massive Häuser (gegen 63 im Jahre 1780), 1319 Häuser mit Ziegeldächern (gegen 1188 im Jahre 1719). Die mit Stroh gedeckten Häuser, deren es 1719 noch drei gab, waren ganz verschwunden. Die Einwohnerzahl, die endlich wieder den Stand vor dem Dreißigjährigen Kriege erreicht hatte, betrug 10228, d. h. 2000 mehr als zwei Menschenalter zuvor. Dazu kamen 2281 Mann Militär. Unter den Einwohnern befanden sich 109 Franzosen und 104 Juden; den katholischen Einwohnern war 1784 der Mitgebrauch der Johanniskirche verstattet worden (vgl. M. Lehmann, Preußen und die katholische Kirche V, 606).

Die Kämmereieinkünfte (vgl. S. XXVIII) setzten sich zusammen aus Pächten, Dienstgeld, Erb- und Grundzins und dergleichen mehr von Brielow, Briest, Kl.-Kreutz, Neuendorf, Päwesin, Prützke, Radewege, Wust und von acht Vorwerken, nämlich Bohnenland, Kl.-Kreutz, Görden, Gorris-Gräben, Wendisch-Gräben, Schmöllen, Plauerhof und Kaltenhausen (1771 erkauft), ferner aus den Erträgnissen von zwei Ziegeleien, einem Krug, sieben Seen, einem Teerofen, mehreren Mühlen und 16802 1/2 Morgen Forst. Die Gesamteinnahmen beliefen sich auf 36094 1/2, die Ausgaben auf 30743 Reichstaler. Für 1719 lauteten die entsprechenden Zahlen 24698 2/3 und 18991 1/3 Taler. Den Verkehr, der durch zehn Jahr- und Viehmärkte sowie drei Wollmärkte belebt war, bezeichnet Bratring als lebhaft. Für 270000 Taler Wollstoffe wurden hergestellt, von denen weit über die Hälfte außer Land gingen; 1500 Menschen waren bei der Parchentmanufaktur mit Wollspinnen beschäftigt; auch viele Lederarbeiter waren tätig (vgl. Bratring, Brdbg.-Preuß. Miszellen, S. 95). Die auf Betreiben Friedrichs des Großen begründete und hauptsächlich von Spinnern bewohnte Kolonie Wilhelmsdorf gedieh dagegen nicht sonderlich.

In hoher Blüte stand das Schulwesen. Mehrere Leiter der städtischen Schulen hatten sich, unterstützt durch die trefflichen Bibliotheken, zu denen der Rat mitten in den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges durch Ankäufe den Grund gelegt hatte, vorzüglich in den geschichtlichen Wissenschaften einen Namen gemacht; so sei Daniel

[1]) Vgl. Anderson, Die Geschichte Brandenburgs als Garnisonstadt (Weißenfels, 1902, S. 28); Schneider, 1. Jahresber. des Hist. Vereins zu B., S. 6.



Abb. XXXI. Siegel der Tuchmacher der Altstadt.



Abb. XXXII. Siegel der Tuchknappen der Neustadt.



Abb. XXXIII. Siegel der Bäcker der Neustadt

Stadtarchiv, 18. Jahrhundert.

Finke genannt, der Verfasser der „Nachrichten von Altertümern und Urkunden".[1]) Durch ein Patent Friedrich Wilhelms III. von 1797 wurde das städtische Lyceum zu einem Gymnasium erhoben unter dem Namen „Vereinigtes Gymnasium der beiden Städte". Bald darauf richtete man die Saldria zu einer höheren Bürgerschule ein; der Bau kostete gegen 7000 Taler und wurde im April 1800 eingeweiht.

Ritterakademie und Domherren.

Inzwischen entwickelte sich auch auf der Dominsel eine Pflanzstätte der Bildung. Schon vor 1700 hatte der märkische Adel es empfunden, daß er infolge „übler education der Jugend in Zivilsachen wenig employiret" wurde. Nachdem das Kapitel sich lange mit sachkundigen Männern, darunter auch Leibnitz, beraten hatte, wurde der Magister Caspar Gottschling von dem Halleschen Pädagogium berufen,[2]) der in der ersten Zeit ganz allein die drei Zöglinge, die anfangs der Domherr von Strantz in seiner Kurie aufgenommen hatte, unterrichtete. Nachdem inzwischen die ehemaligen Mönchswohnungen durch Aufführung eines neuen Stockwerks erweitert worden waren, wurde die Ritterschule am 8. Juli 1706 eingeweiht. Da das Kapitel ein Kapital von 7500 Talern stiftete und außerdem die mittelmärkische Ritterschaft Beihilfe spendete, konnten bald weitere Lehrkräfte angestellt werden, so daß die jungen Edelleute im Deutschen, Französischen, Italienischen, Lateinischen, in der Geschichte und Erdkunde, im Zeichnen, Tanzen, Fechten und Reiten gründlichen Unterricht genossen. Ein königlicher Erlaß vom 8. Juni 1729 ordnete an, daß alle Edelleute unter 12 Jahren, wenn sie „Civilbedienungen" haben wollten, zwei Jahre auf der Ritterschule studiert

[1]) Fünf Einladungsschreiben 1749—1753, abgedruckt bei Büsching, Magazin für Historie und Geographie, 1779, S. 415f.

[2]) Vgl. Gottschlings eigene Erzählung darüber, in der 1737 von ihm neu herausg. Frommeschen Beschreibung, S. 161.



Abb. XXXIV. Siegelstempel in barockem Charakter im Domarchiv (bis 1755 in Gebrauch). Umschrift: Secretum capitulare ecclesiae Brandenburgensis.

haben müßten.[1]) Eberhard von Rochow und Karl Abraham von Zedlitz, deren von Boeltzig geschaffene Marmorbüsten heute den Kreuzgang schmücken, gehörten zu den Schülern des Kollegiums, das bei seiner Hundertjahrfeier 1805 vom König den Titel einer Akademie erhielt.

Die Kapitelsherren selbst zeigten sich nur selten; daß der General Friedrichs des Großen und Held aus dem Siebenjährigen Krieg de la Motte-Fouquet hier residierte, war eine Ausnahme. Sie gehörten fast ausschließlich dem niederen, märkischen Adel an, wie die von dem Wappenschild des Großen Kurfürsten überragten Wappen derer v. Schwerin, v. Gröben, v. Hünicke, v. Brösigke, v. Görne, v. Brösigke, und v. Bredow hoch oben an der Westfront des Domes erweisen.

Im Jahre 1755 verlieh Friedrich der Große den Kapitularen ein Ordenskreuz.[2]) Nach einem Berichte, den 1771 das Domstift an den König abstattete, hatten die sechs Präbenden an Einkünften jährlich je 1500 Taler; der Propst bezog etwa 2400 Taler. Neben den „residierenden Domherren“ gab es etwa sechs Anwärter, davon je drei „minores a latere Regis“ und „a latere Capituli“; engere Beziehungen zwischen dem Kapitel und der Stadt bildeten sich nicht. Der Dom wurde zum „platten Land“ gerechnet, und gehörte, während Brandenburg selbst kantonfrei war, zu einem Kanton.[3]) Den „Weinberg“ am Marienberg hatte das Stift 1802 für 3120 Taler verkauft.

Kriegsleiden und Reformen.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts begann der Bau von Chausseen, womit vielleicht der Abbruch einiger Tortürme, z. B. des angeblich baufälligen St. Annentors 1804, im Zusammenhang steht. Auf der Chaussee von Magdeburg über Genthin (nicht mehr über Ziesar, vgl. S. XVIII) rückten im Oktober 1806 die Feinde — ein seit 1675 nicht mehr gesehener Anblick! — vor. Obwohl den 25000 Franzosen unter dem Befehle des Marschalls Bernadotte das erst kürzlich an Stelle des alten Abthofes für 10400 Taler errichtete Militärlazarett trefflich zustatten kam, war ihre Zahl doch so groß, daß viele auf den Straßen lagern mußten. Wie ritterlich sich der Marschall, der die beste Mannszucht hielt, benahm, erzählte Bock, Prediger der französischen Gemeinde, und auch der Direktor der Ritterakademie, Arnold, rühmte in

[1]) Acta Borussica IV. 2, 470.

[2]) Geh. Staatsarchiv, Gen.-Direktorium Kurmark, Tit. CXIX, Stadt B., Nr. 9; vgl. Riedel VIII, 61; über die Besetzung vgl. Akten in Rep. 57, 8 (Geh. Staatsarchiv).

[3]) Bratring, Beschreibung der Mark II, 73.



Siegel Brandenburger Bürger und Mittelmärkischer Adliger.
14. bis 16. Jahrhundert.

Erlauterung siehe Seite LIV.

seinen Tagebüchern die feine Bildung der französischen Offiziere,[1] die freilich nicht verhindern konnten, daß die innere Einrichtung der Nikolaikirche, wo man Kranke und Gefangene untergebracht hatte, zerstört wurde. Wie hart die Kontributionen drückten, davon wissen die Nachrichten in dem Knopfe des Katharinenturms zu berichten.[2] Nicht weniger als 460 000 Mann waren in der Zeit vom Oktober 1806 bis Dezember 1808 zu verpflegen.

Mit der Einführung der Städteordnung beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Stadt, wichtiger noch für Brandenburg als manche andere märkische Stadt, weil in der Hardenbergschen Epoche ebenso wie für den Johanniterorden und das Havelberger Kapitel, so auch für das Domkapitel im Oktober 1810 die Aufhebung verfügt wurde, weil ferner auch der alte Schöppenstuhl einging, die erst 1787 hierher verlegte Akzise- und Zolldirektion nach Potsdam übersiedelte und die Garnison, wenigstens vorläufig, ihre Quartiere verließ. Bis zum Jahre 1808 war die Polizei ebenso wie die Justiz mit der Verwaltung verbunden. Infolge der Städteordnung von 1808 wurde eine staatliche Gerichtsbehörde, die im Altstädter Rathaus Unterkunft fand, und auch eine besondere Polizeiverwaltung eingerichtet; doch da deren Kosten, über 4000 Taler jährlich, für die Stadt, die nur 10078 Einwohner, aber nahezu 200000 Taler Schulden hatte, unerschwinglich waren,[3] schlug man Brandenburg mit dem seit 1810 vorübergehend eingemeindeten Dombezirke zu dem neugebildeten Westhavelländischen Kreise und übertrug nunmehr dem Magistrate die Polizei unter der Aufsicht des Landrats. 1839 wurde die Stadt in Kommunal- und Polizeisachen unmittelbar der Potsdamer Regierung unterstellt. Das vollständige Ausscheiden aus dem Kreise Westhavelland und die Bildung eines eigenen Stadtkreises erfolgte erst im Jahre 1881, nachdem Brandenburg die Zahl von 25000 Einwohnern weit überschritten hatte.

Inzwischen war schon 1826 das Domkapitel vom König wieder neu errichtet worden, wobei der Herrscher hauptsächlich Rücksicht auf seine geschichtliche Bedeutung und auf die Möglichkeit nahm, die sich ihm hierdurch bot, verdienten Männern besondere Benefizien zuteil werden zu lassen;[4] später wies der Kultusminister Falk das Abgeordnetenhaus, das die Auflösung des Kapitels anregte, auf diese Beweggründe hin. Die zwölf Kapitulare sind in drei Klassen eingeteilt, deren jede aus einem geistlichen und drei weltlichen Mitgliedern zusammengesetzt sein soll. Die Trennung des Doms von der Stadt in polizeilicher Hinsicht erfolgte 1827, und seitdem ist der Dom, im Gegensatze zu dem 1875 eingemeindeten Dombezirke Havelberg, ein besonderer Gutsbezirk nebst Landgemeinde geblieben. Das Domkapitel ist Besitzer der Güter Mötzow mit 805, Grabow mit 599, Kieck mit 421, Lünow mit 195 ha, ferner der Forstgüter Seelensdorf und Gapel mit 1360 ha. Patronatsrechte hat es in

---

[1] Vgl. Brandenb. Anz., 1810, St. 38 f.; ferner Kehr in der Festschrift der Ritterakademie 1905, S. 16 f.

[2] Vgl. Tschirch, Bilder, S. 143 f.

[3] Mayer, 29.—30. Jahresber. des Hist. Vereins zu B., S. 101 f.

[4] Vgl. das Statut vom 30. November 1826 bei Rönne-Zorn, Staatsrecht der preuß. Monarchie II, 381; vgl. den Bistümer und Klöster behandelnden Band in Siebmachers Wappenbuch, 1885.

21 Dörfern des Havellands sowie des Kreises Zauche-Belzig. Manches hat das Kapitel veräußert, so 1873 die Gerechtsame an dem See bei Pritzerbe, demselben Ort, der schon in der Gründungsurkunde von 948 genannt war. Trotzdem ist alles in allem für das Kapitel die zähe Ueberlieferung, das Beharren charakteristisch — im Gegensatze zu dem bürgerlichen Gemeinwesen.

Städtische Industrie und Stadterweiterung.

In der Stadt, die seit 1846 Eisenbahnverbindung besaß, entwickelte sich industrielle Tätigkeit im 19. Jahrhundert nicht in der Art, daß in einem Zweige, etwa wie in Cottbus, ein ununterbrochenes Aufsteigen zu verzeichnen gewesen wäre. Ist ja doch die Zahl der in Webereien, Färbereien, Appreturen und Bleichereien beschäftigten Arbeiter von 1170 im Jahre 1860 auf etwa 350 zurückgegangen. 1840 hatte man wohl hier den ersten Versuch gemacht, die Jacquard-Maschine bei der Wollenweberei einzuführen, und leichte wollene Stoffe nicht allein auf den deutschen Messen, sondern auch in Holland und der Schweiz, sogar in Amerika abgesetzt.[1] Doch waren auch diese vielversprechenden Anfänge nicht nachhaltend, und heute stehen Maschinen-, Fahrrad-, Werkzeug-, Automobil-, Blechspielwaren- und Kinderwagenfabriken an der Spitze. Durch die Wasserläufe begünstigt, ist eine Schiffswerft entstanden, und auch die Jute- und Kammgarnspinnerei hat sich entwickelt. In der Altstadt sind freilich viele Bewohner der Landwirtschaft treu geblieben, treiben aber mehr Gemüsezucht als Ackerbau.

Im Jahre 1820 trat an die Stelle der Akzise eine bis 1875 in Kraft gebliebene Mahlsteuer von 2 Mark für den Zentner Weizen und ½ Mark für den Zentner Roggen und Gerste sowie eine Schlachtsteuer von 3 Mark für den Zentner; der Gemeinde war gestattet, eine Erhöhung bis zu 50 % zur Deckung ihrer Bedürfnisse eintreten zu lassen. Damit war dem Niederreißen der Befestigungswerke Tür und Tor geöffnet, da die Regierung nicht mehr wie ehedem auf die Erhaltung eines Gürtels rings um die Stadt herum Wert zu legen brauchte. Ein durchgehender Charakterzug in der Geschichte der märkischen Städte zeigt sich also auch hier. Und ähnlich wie z. B. in Frankfurt wurde hier 1824 der Wall vom Plauer bis zum Rathenower Tor bepflanzt. Die „Kommunikation" genannte schmale Straße zwischen der Mauer und der inneren Stadt, einst zur Verhütung von Desertionen und Akzisedefraudationen von großer Wichtigkeit, war schon seit 1821 von der Stadt den angrenzenden Besitzern in Erbpacht überlassen worden; an einzelnen Stellen, besonders zwischen Annen- und Steintor, wurde sogar die Mauer selbst verkauft. Zwischen dem Plauer und dem Rathenower Tor legte man 1884 die ganze Stadtmauer nieder, und hier entstand die Wallstraße. So wurde der Stadt das Herauswachsen über ihre mittelalterlichen Grenzen erleichtert. Die Große Gartenstraße wurde infolge der 1846 vollendeten Erbauung der Potsdam—Magdeburger Eisenbahn über den Trauerberg hinaus verlängert. 1854 begann die Bebauung der Kleinen Gartenstraße, drei Jahre darauf die Anlage der Vereinsstraße in der Altstadt

[1]) Berghaus, Neues Landbuch II, 25; Dullo S. 288 ff.

durch den Spar- und Unterstützungsverein für Arbeiter. Besonders vor dem Plauer Tor entwickelte sich nach 1880, auch infolge der Errichtung von Kasernen, ein ganz neuer Stadtteil mit der Harlunger, Marien-, Magdeburger und Neuendorfer Straße. Bezeichnend für diese neueren, gradlinig, breit angelegten Viertel ist, daß ihre Häuser im Gegensatze zu den vielen im 18. Jahrhundert entstandenen Ein- oder Zweifamilienhäusern der Innenstadt zumeist für mehrere Familien zugeschnitten sind — damals Haus- und Kleinbetrieb, jetzt Groß- und Fabrikindustrie! Der Durchschnittsatz von $8\frac{1}{2}$ Personen auf ein Haus hat sich im 19. Jahrhundert auf $12\frac{1}{2}$ erhöht.

Im 19. und 20. Jahrhundert.

Die großen Ereignisse des 19. Jahrhunderts haben in Brandenburg einen lebhaften Widerhall gefunden. Die in den Kirchen aufgehängten Tafeln mit den Namen der in den Befreiungskriegen Gefallenen legen hiervon Zeugnis ab. Durch die starke Garnison, seit 1817 die Kürassiere, seit 1820 auch wieder Infanterie, und zwar zuerst ein Bataillon, später das gesamte 35. Regiment, blieb die Stadt im engen Zusammenhang mit dem Heer; seit 1882 liegt hier auch Feldartillerie.

Stürmisch ging es 1848 zu: Wahlen zum Landtag und zur Nationalversammlung, die Gründung eines konstitutionellen Klubs, eines Spar- und Unterstützungsvereins für Arbeiter, die Errichtung einer Bürgerwehr, die übrigens bei den Tumulten in der Kurstraße einzuschreiten hatte, der Empfang des Prinzen von Preußen bei seiner Durchfahrt nach Berlin und endlich die Sitzungen der Nationalversammlung in der zum Parlamentssaal umgewandelten Domkirche hielten die Bürgerschaft in Atem. Ein bleibendes Ergebnis aus jenen Tagen war der aus städtischen Mitteln begonnene Bau einer Teilstrecke der Chaussee nach Rathenow. Im Jahre 1849 gingen die Wogen der Aufregung wieder hoch, als Bismarck als Kandidat für die Zweite Kammer aufgestellt wurde und eine bedeutende Minderheit, nämlich 33 von 68 Wahlmännern, für ihn eintrat. Die Erinnerung an die Zeit Kaiser Wilhelms I. wird durch zwei Denkmäler auf dem Marienberg, wo einst Albrecht der Bär schon sein Siegeszeichen errichtet hatte, wachgehalten. Die Spitze der Kuppe krönt, weithin sichtbar, das 1874—1880 nach dem Entwurfe von Hubert Stier errichtete Kriegerdenkmal. Etwas unterhalb hat man neuerdings schöne Schmuckanlagen geschaffen; ihren Mittelpunkt bildet die eigenartige, von opferfreudigen Bürgern 1908 gestiftete Bismarckwarte, eine Schöpfung des Architekten Professor Bruno Moehring und des Bildhauers Hugo Lederer.

So verbinden sich in Brandenburg in einer innerhalb der Provinz wohl einzigartigen Weise Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die Kirchen legen Zeugnis von der mittelalterlichen Vergangenheit ab, die starke Garnison ist ein Ergebnis der Entwicklung, die zur Gründung des heutigen Reiches führte, die Fabrikschornsteine, die sich vornehmlich im Westen und Süden der Stadt erheben, bekunden, daß Brandenburgs Blick auch in die Zukunft gerichtet ist.

Statistische Angaben.

a. Stadt.

Die Zahl der Bewohner belief sich um 1625 auf 3—4000 in der Alt-, auf 8—9000 in der Neustadt; für 1645 lauten die entsprechenden Zahlen 9—1200 und 2700—3800; um 1715 zählte die Neustadt schon wieder 5200 Seelen.

Die langsame, aber stetige Entwicklung vom 18. Jahrhundert ab veranschaulicht folgende Tabelle:

Jahreszahl	Einwohner	
1740	8 266	
1780	11 156	(darunter 1988 Militär)
1800	12 509	(darunter 2281 Militär)
1816	12 319	
1830	13 528	
1840	15 856	
1860	20 926	
1880	29 066	
1890	37 817	
1900	49 250	
1905	51 239	(darunter 3614 Militär)
1910	53 595	(darunter 3590 Militär und etwas über 200 Bewohner auf Vorwerken, Kolonien und Förstereien).

Wie man sieht, erfolgte also die relativ stärkste Vermehrung in den Jahren zwischen 1880 und 1900. — Von jeher waren weit über neun Zehntel der Bevölkerung evangelisch; 1830 zählte man nur 137 Katholiken und 126 Juden; für 1860 lauten die entsprechenden Zahlen 398 und 240, für 1910 3518 und 283.

Im Erwerbsleben überwiegt heute die Industrie und zwar waren 1910 in Maschinenspinnereien nahezu 1400 Arbeiter, in Schneide- und Ölmühlen gegen 150 Arbeiter beschäftigt, in Webereien, Färbereien, Appreturen etwa 350, in Blechspielwarenfabriken 216 männliche und über 850 weibliche Arbeiter. Die Kinderwagen-, Fahrrad- und Automobilfabriken beschäftigten sogar 3600 Arbeiter, darunter gut ein Zehntel weibliche. In Schiffbauereien waren 400, in Maschinenfabriken etwa 700 Männer tätig. Insgesamt arbeiteten in 69 Fabriken etwa 11 000 Arbeiter, darunter beinahe ein Drittel weibliche. In der Landwirtschaft waren nach der letzten Zählung im Hauptberuf 582, im Nebenberuf 486 Personen tätig, die, wie in den ältesten Zeiten, vorwiegend in der Altstadt ansässig waren.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts gab es nahezu 1500, zu Beginn des 20. nur wenig mehr als 4000 Wohnhäuser, so daß damals auf je ein Haus $8^1/_2$, heute dagegen $12^1/_2$ Personen kommen.

Der Umfang des Stadtkreises Brandenburg, eines der größten der Monarchie, beläuft sich einschließlich des im Kreise Zauch-Belzig belegenen Neustädtischen Forstes auf 11 750 ha, also mehr als 2 Quadratmeilen, davon entfallen auf Kämmereibesitz der Stadt selbst 7212 ha, und zwar: auf bebaute Grundstücke 11 ha, auf Baustellen

und Anlagen 15 bezw. 28 ha, Acker, Wiesen und Rieselfeld umfassen 589, Seen 1944 und Forsten 4625 ha; der Rest von 4538 ha entfällt auf Privatbesitz.

Die Einnahmen der Kämmerei beliefen sich um 1720 auf etwa 24 700, um 1800 auf 36 100 Reichstaler. Heute hat der städtische Etat als Nettoetat in Einnahme und Ausgabe nahezu $3^1/_2$ Millionen Mark erreicht.

Der Eisenbahnverkehr auf der Fernlinie Berlin-Magdeburg ist sehr lebhaft; täglich halten auf dem 1845 erbauten Bahnhof in der Neustädtischen Vorstadt etwa 32 Personen-Züge. Der noch in Entwicklung begriffene Verkehr auf der „Städtebahn" kommt vornehmlich den nördlich und südlich der Hauptlinie gelegenen kleineren Ortschaften der Kreise Westhavelland und Zauch-Belzig zugute, während die Kleinbahnen mehr dem Kreise Osthavelland dienen. Die alte Landstraße von Plaue her wird heute nicht mehr von der Stadt aus in nordwestlicher, sondern in genau westlicher Richtung auf Potsdam-Berlin zu benutzt und zwar vielfach von Kraftfahrzeugen. Acht Chausseen münden fast strahlenförmig in die Stadt ein.

Der Schiffsverkehr macht durch Zahl und Ladung der Schiffe Brandenburg zum wichtigsten Hafen der Mark.

1897 betrug die Zahl der Schiffe in der Richtung von der Elbe her 16 387, zur Elbe hin 15 843, die beförderten Güter betrugen 2 152 000 bezw. 892 000 Tonnen; 3 Jahre darauf lauteten die entsprechenden Zahlen schon 17 900 bezw. 17 465 Schiffe und 2 458 000 bezw. 1 062 000 Tonnen. 1906 passierten außer 1417 Flößen insgesamt 42 964 Fahrzeuge mit über 5 Millionen Tonnen Ladung. Neue Entwicklungsmöglichkeiten boten sich durch die Anlage des nördlich um die Stadt herumführenden, 1910 vollendeten Silokanals. Der Durchgangsverkehr hat sich seitdem von der Zugbrücke zwischen Alt- und Neustadt zu dem Hafen an dem neuen Kanal hingezogen, in dessen Umgebung die Stadt Landankäufe gemacht und Straßen hat abstecken lassen.

b. Dom.

1860 zählte die Landgemeinde 763, der Gutsbezirk 161 Einwohner, für 1905 beliefen sich die entsprechenden Zahlen auf 210 bezw. 817, für 1910 auf 218 bezw. 851.

1860 umfaßten die Gehöfte, das Gartenland und die Wiesen des Dorfes 20 + 25 + 176 Morgen, des Gutsbezirks rund 44 Morgen; im Jahre 1909 sind am Marienberg 12 Morgen des Gutsbezirks an die Stadt abgetreten worden, von den verbleibenden 32 Morgen befinden sich etwa 11 Morgen im Besitz des Domstifts als Hofstellen oder Gärten. —

Jetzige Mitglieder des Kapitels sind: Dechant Graf zu Eulenburg, Senior Feldmarschall v. Hahnke, Ehrendomherr D. Faber, Rittergutsbesitzer v. Stülpnagel, Generalsuperintendent Koehler, Gymnasialdirektor Dr. Kehr, Generaloberst v. Schlieffen, Fürst Bülow, Admiral v. Knorr, Hauptritterschafts-Direktor v. Buch, D. Dryander, Generaloberst v. Bock und Polach und General der Kavallerie v. Massow.

Literatur:

Behre, Geschichte der Statistik in Brandenburg-Preußen, 1905; Bratring, Beschreibung der Mark (1805); Berghaus, Landbuch der Mark (1854); Boeckh, Statistik des Regierungsbezirks Potsdam (1861); Tschirch, 21.—25. Jahresber. des Hist. Vereins, S. 106 f.; die die neueste Zeit betreffenden Daten verdanke ich Herrn Stadtkämmerer Hirschfeld und Herrn Domsekretär Flöter.

Erläuterungen zu den Siegeltafeln.

Vorbemerkung. Die photographischen Aufnahmen wurden mittels des Zeisigschen Verfahrens (nach farbigen Gipsabgüssen der an den Urkunden befestigten Siegel) hergestellt. Abkürzungen der Umschriften mit Ausnahme des oft wiederkehrenden S (Sigillum = Siegel) sind in eckigen Klammern aufgelöst; die bei beschädigten Siegeln ergänzten Buchstaben sind in runden Klammern hinzugefügt. Falls nichts Besonderes bemerkt ist, handelt es sich um die Archive in Brandenburg selbst, ferner um Bischof, Propst und Kapitel ebendort. Auf Riedels Codex diplomaticus Brandenburgensis wird mit dem Buchstaben R hingewiesen. Die Umschriften auf den Siegeln werden hinter der Angabe des Aufbewahrungsortes wiedergegeben. Die häufig wiederkehrenden lateinischen Worte haben folgende Bedeutung: marchio (Genetiv marchionis) = Markgraf, episcopus = Bischof, archiepiscopus = Erzbischof, prepositus (Genetiv prepositi) = Propst, ecclesia (Genetiv ecclesie) = Kirche, dei gracia = von Gottes Gnaden, civitas (Genetiv civitatis) = Stadt, nova civitas = Neustadt, vetus civitas = Altstadt, secretum = Geheimsiegel.

Tafel I.

1. Markgraf Otto I., 1166 (R VIII, 107), Domarchiv. OTTO DEI GRA[CIA] BRANDEBVRGENSIS MARCHIO.
2. Markgraf Otto I., 28. XII. 1170 (R VIII, 107), Domarchiv. (SI)GIL(LUM) . . . BRANDEBVRG[EN]SIS.
3. Erzbischof Wichmann von Magdeburg, 1161 (R VIII, 105), Domarchiv. WICMANNVS D[E]I GRA[CIA] MAG(DEBU)RGENSIS ECCLESIE ARCHIEP[ISCOPV]S.

Tafel II.

1. Bischof Wilmar, 1161 (R VIII, 104), Domarchiv. WILMAR[US] BRANDABVRGENSIS EP[ISCOPV]S.
2. Bischof Siegfried I., 1173 (R VIII, 109), Domarchiv. SIFRID[VS] BRANDABVRGENSIS EP[ISCOPVS].
3. Bischof Siegfried II., 28. XII. 1216 (R VIII, 132 f.), Domarchiv. SIFRIDVS D[E]I GRA[CIA] BRANDEBVRG(E)NSIS EP[IS]C[OPVS].
4. Bischof Norbert, 1194 (R VIII, 121), Domarchiv. . . . BRANDEBVRG[E]NSIS.
5. Bischof Balduin, 24. IX. 1215 (R VIII, 131), Domarchiv. BALDOVIN (?) . . D[E]I GRA[CIA] BRANDEBVRG[E]N[SIS] EP[IS]C[OPVS].

Tafel III.

1. Bischof Gernand, 2. III. 1238 (R VIII, 151 f.), Domarchiv. GERNANDVS DEI GRA[CIA] BRANDEBVRGEN[SIS] EP[IS]C[OPVS].
2. Bischof Ekkehard von Merseburg, 2. III. 1238 (R VIII, 151 f.), Domarchiv EKEHARD[VS] D[E]I G(RACIA) (MERSE)BVRG[E]N[SIS] ECLE[SIE] EP[IS]C[OPV]S.
3. Dompropst Heinrich, 2. III. 1238 (R VIII, 151 f.), Domarchiv. HENRICUS . . . DENBURGENSIS P[RE]P[OSITV]S.
4. Propst Rudolf von Merseburg, 2. III. 1238 (R VIII, 151 f.), Domarchiv. S. RVDOLFI M . . . VRG[E]N[SIS] P[RE]POSITI.

5. Propst Dietrich, 26. XI. 1336 (R VIII, 247), Stadtarchiv.
6. Bischof Otto, 25. IV. 1255 (R XIII, 317), Stadtarchiv. S. OTTO . . . DEBVRGEN[SIS] EP[IS]C[OPVS].
7. Dompropst Johann, 11. III. 1320 (R IX, 16), Stadtarchiv. JOHA . . ES D[E]I G[RACIA] . . . DEBVRG . . .
8. Bischof Friedrich von Plötzke, 1304—1316, ohne Datum, Domarchiv. S. FREDERICI DEI GRA[CIA] BRANDEBVRGEN(SIS) ECCL[ES]IE EP[ISCOP]I.
9. Propst Hentzo, 13. VIII. 1389; Domarchiv. HENTZONIS P[RE]P[OSIT]I BRANDEBVRGEN . . . ECC[LESI]E.

Tafel IV.

1. Markgraf Waldemar, 1307, Stadtarchiv: I A 10. S. WOLDEMARI DEI GRACIA MARCHIONIS B(RAN)DEBURGENSIS.
2. Markgraf Ludwig der Römer, 12. III. 1353 (R IX, 46), Stadtarchiv. . . . LUDWICI . . .
3. Der falsche Waldemar, 10. V. 1355 (R IX, 48), Stadtarchiv. . . . ARI . . .
4. Markgraf Ludwig der Ältere, 4. II. 1321 (R IX, 23 f.), Stadtarchiv. SIGILLUM LUDOWICI DEI GRA(CIA) (MAR)CHIONIS BRANDEBURGENSIS.

Tafel V.

1. Markgraf Sigismund, 10. VIII. 1378 (R IX, 60), Stadtarchiv. S. SIGISMUNDI . . . BOEMIA D[E]I GRA[CIA] MARCHIONIS BRANDENNBURGEN[SIS].
2. Kurfürst Friedrich I., 10. II. 1433 (R IX, 134), Stadtarchiv. FRIDRICUS DEI GRATIA MARCHIO BRANDENBURGENSIS SACRI ROMANI IMPERII ARCHICAMERARIUS ET BURGGRAVIUS) NUERENBERGENS[IS].

Tafel VI.

1. Bischof Johann v. Waldow, 13. VIII. 1419, Domarchiv. S. JOHANNIS DEI GRA[CIA] EPI[SCOPI] . . BRAND[E]BURG.
2. Bischof Arnold von Burgsdorf, 11. IV. 1474 (R VIII, 435), Stadtarchiv. S. ARNOLDI DEI (GRA)CIA EPI . . . . . . BRANDEBURG.
3. Bischof Arnold, 7. VII. 1483 (R IX, 230), Domarchiv. S. ARNOLDI EPI[SCOPI] ECCL[ES]IE BRANDEBURGENSIS.
4. Bischof Stephan, 1425, Stadtarchiv. S. STEPHANI EPI . . . . . . ECCLES . . BRANDEBURG
5. Bischof Dietrich v. Stechow, 31. III. 1467 (R X, 312), Stadtarchiv. SIGILLUM THEODERICI EP[ISCOPI] ECCLESIE BRANDEBVRGENSIS.
6. Bischof Johann v. Bredow, 25. I. 1486, Domarchiv. S. JOA. DEI GRACIA EPI[SCOPI].

7. Bischof Hieronymus Schulz, 28. VII. 1518, Domarchiv. HIE(RONYMU)S BRAN[DEBURGENSIS] ECCLE(SIE) EPISCOPVS.
8. Bischof Matthias von Jagow, 1542. DEI GRA[CIA] CONVIR(MATUS) . . . EPIS[COPVS] BRAN[DEBVRGENSIS].[1])

Tafel VII.

1.—3. Altstadt, 1447, 1531, 1552, Stadtarchiv. SECRETUM CIVITATIS BRANDEBORCH.
4. Neustadt, 1318, Stadtarchiv. SECRETUM NOVE CIVITATIS BRANDE......
5. Neustadt, 1565, Stadtarchiv. S(IGILLUM) N(OVE) C(IVITATIS) BR(ANDENBURG).
6. Neustadt, 1639 (R 185 b). S. BRANDEBURGENSIS .... NOVE CIVITATIS.
7. Neustadt, Stadtarchiv.[2])
8. Gerichtssiegel, Stempel im Stadtarchiv. SIG ..... IUDICIS VETERIS CIVITATIS BRAND . . (Siegel des Richters der Altstadt).
9. Schöppenstuhl, Stempel im Königlichen Amtsgericht. S. SCABINORUM AMBARUM CIVITATUM BRANDENBURG (Siegel der Schöffen der beiden Städte Brandenburg).
10. Schöppenstuhl, Stempel im Stadtarchiv. Umschrift wie bei Nr. 9.

Tafel VIII.

1. Schuhmacher der Neustadt, 1..V. 1453 (R IX, 179), Stadtarchiv. S DR WERKE SUTORU[M] ET NOVE CIVITAT BRAD.
2. Schröder der Neustadt, 25. IV. 1444 (R IX, 138), Stadtarchiv. S DER SCRODERE. VT. DBEORGH.
3. Weiß- und Lohgerber, 17. VI. 1627, Geh. Staatsarchiv in Berlin. Überschrift: W L G.
4. Bäcker der Neustadt, 17. I. 1467 (R IX, 198), Stadtarchiv. . . DER BEKERE DER NEUEN STADT IN BRADEBG.
5. Schneider der Altstadt, 17. VI. 1627, Geh. Staatsarchiv in Berlin. SCHNIDE DER ALTEN S[TADT] BRANDE . . VRC.
6. Tuchmacher, 17. VI. 1627, Geh. Staatsarchiv in Berlin.
7. Schuster und Lohgerber, 17. VI. 1627, Geh. Staatsarchiv in Berlin. D[IE] SCHUSTER U[ND] LOGERBER . . . .
8. Bäcker, 17. VI. 1627, Geh. Staatsarchiv in Berlin.
9. Schneider der Neustadt, 17. VI. 1627, Geh. Staatsarchiv in Berlin. SNIDER S(IGIL) IN DER NEYGEN BRANDAB . . .

---

[1]) Die Schildhalter, die auf dieser Gruppe der bischöflichen Siegel zuerst auftreten, sind rechts St. Petrus mit dem Schlüssel, links St. Paulus mit dem Schwert, in einem Buch lesend. Das bischöfliche Wappen mit den beiden Schlüsseln wird in dem Schrotschen Wappenbuch von 1576 wie folgt beschrieben: „Ein rother Schild und 2 weisse Schlüssel, creutzweiß über ein ander" (vgl. Siebmacher, Wappenbuch, Bistümer, S. 53).

[2]) Über das heutige Wappen der Stadt vgl. Siebmacher, Wappenbuch, Städte, S 191.

Tafel IX.

1. Hermann Bardeleben, 1386 (R VIII, 361), Domarchiv. HERMEN (?) BARDELEVE.
2. Ludike Wadeschinkel, 1392 (R VIII, 369), Domarchiv. S. LUDEKE WATE(SCH)INKE(L).
3. Henning Knop, 1392 (R VIII, 369), Domarchiv. S. HINRIC KNOP.
4. Hans Nybede, 1418, Stadtarchiv. HANS NEBEDE (?)
5. Hermann Dames, 1419 (R IX, 393), Domarchiv.
6. Kersten Meine, 1434, Stadtarchiv.
7. Claves Huneke, 1434, Stadtarchiv.
8. Hans Prenne, 1434, Stadtarchiv.
9. Christian Bucholte, 1438, Domarchiv. BVCHOLT.
10. Johann Bardeleben, 1466 (R VIII, 427), Domarchiv. . . . JOHAN BARDELEUE.
11. Ruk, 1536 (R IX, 276), Stadtarchiv.
12. Frau v. Saldern, Testament von 1589, Stadtarchiv.
13. Andreas Schünemann, 1514, Domarchiv.
14. Peter Schere 1569, Stadtarchiv.
15. Mathias Klinckow, 1569, Stadtarchiv.
16. Wichard v. Bardeleben, 1567, Stadtarchiv.



Abb. XXXV. Siegelstempel der Altstadt im Stadtarchiv.



Abb. XXXVI. Randleiste aus der Werkstatt von Lukas Cranach d. j.
Das Original befindet sich in einem Sammelbande der Bibliothek der Katharinenkirche.



Die Kunst Brandenburgs, des alten Bischofssitzes, der einstigen Hauptstadt der Mark, wurzelt im Mittelalter, seinem Geiste und seinen künstlerischen Bedürfnissen. Im 13. bis 15. Jahrhundert lag Brandenburgs Blütezeit. Sein Reichtum an mittelalterlichen Bauwerken ist ohnegleichen unter den Städten der Mark.

Die Kirche als früheste Förderin seines Kunstschaffens verpflanzte die kirchlichen Bautypen, welche die entwickelte Kunst des Westens ihr bot, in das neu gewonnene Land, übersetzte sie aber in die Formensprache des bodenständigen Baustoffes und legte damit den Grund zu einem ausgeprägt einheitlichen Stil der Architektur Brandenburgs: dem Backsteinbau. Alle seine Abwandlungsformen und Entwicklungsstufen im Laufe des Mittelalters sind in den Bauwerken der Stadt verkörpert.

Bald entwuchs aber der Bürger der Führung durch die Kirche. Der Anschluß an die Hansa weitete ihm den Blick, selbständiges Handeln hob sein Gefühl und seine künstlerischen Lebensäußerungen. Seine Rathäuser und Mauertürme zeugen davon. Selbst seinen Pfarrkirchen prägte er einen bürgerlichen, mehr weltlichen Stempel auf.

Die Kunst des Mittelalters ist vor allem tüchtige Handwerkskunst; solche wiegt auch in Brandenburg vor. Die Überlieferung wirkte hier stets stärker als die künstlerische Individualität.

Mit dem Ausgange des 16. Jahrhunderts trat ein Mangel an größeren Aufgaben ein — Brandenburgs Bedeutung als Hauptstadt war vorüber. Überdies waren

der Umschwung im Glauben, die Spannung der Gemüter, die theologischen Kämpfe und das drohende Gewitter des großen Religionskrieges dem künstlerischen Schaffen für die nächste Zeit nicht günstig. Die Baukunst, die einst im Kirchenbau so gottbeseelt begonnen und sich, von stolzem Bürgersinn gehoben, kräftig aufgeschwungen hatte, sank durch den Krieg und die Not der Zeiten tief herab. Nur langsam erhob sich Brandenburg wieder aus dem Elend.

Den Glanz fürstlicher, höfischer Kunst hat die alte Hauptstadt des Landes nie in ihren Mauern gesehen, am wenigsten zur Zeit, da er am höchsten strahlte. Die weitausblickenden Hoffnungen, die der Stadt Brandenburg auf dem Havelberger Botding v. J. 1170 eröffnet worden waren, hat das Schicksal ihr schließlich nicht erfüllt.

Architektur.

Kirchliche Baukunst.

Das Bestehen Brandenburgs ist an Hand der geschichtlichen Nachrichten bis in das 10. Jahrhundert zurück zu verfolgen. Was aber etwa in der Zeit bis gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts an Bauwerken entstanden sein mag, hat keine sichtbaren Spuren hinterlassen, und noch für lange Zeit, wohl für immer, werden es offene Fragen bleiben, wie die Wenden damals hier gebaut haben, wie der erste Dom, die ursprüngliche Marienkirche beschaffen gewesen sind.

Aus dem weitläufigen Gebiete der Vermutungen treten wir erst gegen 1140 einigermaßen auf den festen Boden einer Kunstgeschichte, für die noch vorhandene Reste als Belege dienen.

Die Kirche als Trägerin der Bildung und Kultur übertrug bei ihrem Vordringen in die Mark auch die überlegene Kunst Westdeutschlands in das vorher so armselige Wendenland.

Die rührigsten Vorkämpfer im Dienste der Kirche waren die tatenfrohen Mönchsorden des 12. Jahrhunderts, die Prämonstratenser und Zisterzienser, von denen jeder eine Schar von baukundigen Laienbrüdern als Hilfskräfte für die Ausführung der kirchlichen Bauwerke mit sich führte.

Es war die Zeit, wo der romanische Baustil bereits auf der Höhe seiner Entwicklung stand, wo man im alten Kulturlande, im Westen und Süden des Reiches, neben herrlichen gewölbten Domen selbst schon mancherlei weltliche Bauwerke in monumentaler Fassung erstehen sah.

Die Ausgestaltung der Kirchen hatte dort seit dem Beginn des neuen Jahrtausends bereits bedeutende Fortschritte gemacht. Ihr Westbau war von der aus einem Mittelbau und zwei seitlichen runden Treppentürmen gebildeten Gruppe durch Hinausschieben und eckige Gestaltung der Türme zu einer zweitürmigen Fassade mit dazwischen liegender Vorhalle übergegangen und hatte damit einen Aufbau erlangt,

der bei weitem wirkungsvollere Gegensätze in der Gruppierung der Basilika ergab und überhaupt zu den künstlerisch bedeutendsten der Kirchenarchitektur gehört. Die Ostteile hatten sich allmählich immer reicher entwickelt. Ausgehend von einem einfachen Rechteck, aus dessen Ostmauer drei flache Apsiden ausgehöhlt waren, wurden diese bald frei nach Osten hinausgeschoben. Schüchterne seitliche Erweiterungen an den Ostteilen reckten sich schließlich als Flügel eines Querschiffs weit hinaus und setzten ostwärts ebenfalls halbrunde Altarnischen an. Die Hauptapsis erhielt in dem östlichen Kreuzarm einen Vorchor, die Seitenschiffe schossen beide durch das Querschiff hindurch, ostwärts weiter fort, um den Hauptchor zu begleiten. Ihr Ziel erreichten sie hier gleichfalls in Altarnischen. Gewissermaßen als Rückstau ihres Vorstoßes gen Osten traten westlich vom Querschiffe schließlich verstärkte Vierecke heraus, um sich zu Türmen zu erheben. — So etwa war der Stand der Grundrißentwicklung der zuweilen bereits ganz gewölbten Kirchen, zur Zeit als sich in Brandenburg in rascher Folge innerhalb dreißig Jahren drei neue Gotteshäuser gleichsam aus grünem Rasen zu erheben begannen.

Von den zwei geistlichen Bruderschaften, die in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts in kühnem gottbegeisterten Streben ihren Aufschwung nahmen, waren die Zisterzienser bei äußerster Strenge und Enthaltsamkeit in der Lebensweise der nützlichen Werktätigkeit im Ackerbau und in der Kunst hingegeben. Die ihnen befreundeten Prämonstratenser, von nicht minder heiligem Eifer beseelt, hatten sich ihre Ziele hingegen hauptsächlich auf dem geistlichen Gebiete gewählt. Wiewohl auch sie sich dem eigenen Betriebe der Bodenkultur nicht versagten, waren sie doch insofern vor allem vorzüglich zum Kulturträger für die neu erworbenen Landstriche des Ostens geeignet, als dieser bisher heidnisch gewesen und sie selbst — eigentlich weniger Mönche als vielmehr eine Kongregation von regulierten Kanonikern — anfänglich ihre Hauptaufgabe in der Heranbildung von Geistlichen sahen, wie solche hier für die vielen neu einzurichtenden Landkirchen bald zahlreich erforderlich wurden. Fürst Pribislav hatte im Bunde mit Bischof Wigger die Übersiedlung eines Konvents dieses Ordens von Leitzkau nach Brandenburg bewirkt. Aus ihm ging bald das Domkapitel hervor, dessen Patronat sich — abgesehen von der bischöflichen Kathedrale selbst — gerade auf die drei zur Parochie Parduin gehörigen Kirchen erstreckte, deren Gebäude, als die ältesten Bauwerke der ganzen Stadt, für ihre früheste Kunstgeschichte vor allen anderen in Betracht kommen, nämlich St. Gotthardt, St. Nikolai und St. Marien auf dem Harlunger Berge. Sie dürfen mit Bestimmtheit als Prämonstratenserwerke bezeichnet werden. Soweit sich bei dem Mangel an Vorarbeiten ersehen läßt, scheinen diese weniger auf eine eigenartige Ausgestaltung ihrer Kirchen ausgegangen zu sein, vielmehr sich gern der am Orte bestehenden Bauweise und seinen sonstigen Verhältnissen angepaßt zu haben. Örtliche Kunstüberlieferungen fehlten nun allerdings in Brandenburg im 12. Jahrhundert noch gänzlich. Das Ergebnis jener Anpassung konnte daher hier nur Sparsamkeit im Aufwande sein. Aus ihr allein erklären sich bereits hinreichend einzelne Züge, aus denen man wohl mit Unrecht einigen Werken der Prämon-

stratenser den Vorwurf der Rückständigkeit gemacht hat. Diese dürfte sich vielmehr allem Anschein nach in vielen Fällen nicht als Unvermögen, sondern als ein bewußtes Festhalten an altehrwürdigen Überlieferungen bezw. als absichtliches Zurückgreifen auf ältere einfache Entwicklungsformen herausstellen.

Im übrigen standen die Prämonstratenser unter dem damals mehr und mehr an Bedeutung gewinnenden französischen Einflusse, der durch das süddeutsche Kloster Hirsau von dem tonangebenden Cluny nach Deutschland übertragen worden war. Auch die Lossagung der sächsischen Cirkarie des Ordens vom Mutterkloster konnte diesen nicht aufheben.

Vielleicht durch Vermittlung von Oberzell bei Würzburg hatte die Hirsauer Bauweise in St. Marien zu Magdeburg, dem Mutterkloster der sächsischen Cirkarie des Prämonstratenserordens, Wurzel gefaßt und weiterhin der Kirche zu Jerichow zu ihren nachträglich angefügten Nebenchören sowie durch die Vorliebe der Hirsauer für die Säulen zu ihren aus Backstein aufgemauerten Säulen verholfen.[1]) Auch in Süddeutschland, in Böhmen und am Rhein sehen wir die Prämonstratenser den Hirsauer Baugewohnheiten Folgschaft leisten, und so werden uns mehrere der Eigenheiten, welche der Entwicklung der kirchlichen Architektur unter Cluny und Hirsau angehören, im Folgenden auch an den älteren Kirchen der Stadt Brandenburg begegnen.

Das älteste Bauwerk von Stadt und Dom Brandenburg ist unstreitig der schlichte ernste Westbau der Gotthardtkirche (Tafel 2). Nach Anlage und Aufbau steht dieser Westbau mit seinen zwei Türmen schon ganz auf der christlichen Bauüberlieferung und dem damaligen Stande der Entwickelung des deutschen Kirchenbaues, ja es unterliegt keinem Zweifel, daß seine Planung im besonderen den Jüngern Norberts angehört, deren Einfluß im Lande, wie wir sahen, unbestritten war und deren sonstigen Baugewohnheiten er vollständig entspricht. Zeigt er doch die bei ihren Kirchen so oft wiederkehrende Anlage eines Zwischenbaus zwischen zwei westlichen Türmen, der unten eine geräumige Vorhalle und darüber den Engelchor enthielt. Die geringen Spuren einer breiten Fenstergruppe im obersten Geschoß des Zwischenbaus deuten noch auf ihre altertümlich sächsische Gewohnheit, diesen nicht in einem Stirngiebel, sondern in schlichtem, querliegendem Satteldach endigen zu lassen, wie wir es an den Prämonstratenserkirchen von Jerichow, Ilbenstadt, Steingaden, Tepl, Vessera und anderen finden. — Im Zusammenhange mit dieser Sattelstellung steht der wenn auch nur ganz geringe Rücksprung des Mittelbaus, der die Türme im Grundriß ein wenig hervortreten läßt. Diese Gruppierung der Westfront erweist sich demnach bereits als die Schlußbildung jener Entwicklung der Westteile, die oben (S. LX) skizziert wurde. Die zweitürmige Westfront war übrigens ein Ideal der Hirsauer Baumeister. Sie ist hier, wie man sieht, mit einer künstlerischen Klarheit in den Grundzügen gegliedert, die z. B. den Kirchen von Leitzkau und Jerichow noch abgeht, da sie im Festhalten am Vorbilde des sächsischen

[1]) Baer, Hirsauer Bauschule S. 106 f. und 122.

Mutterklosters (1129) noch den Zwischenbau vor die Türme springen lassen. Die mittlere Stellung zwischen beiden entgegengesetzten Lagen, nämlich die einer bündig durchlaufenden westlichen Flucht, nehmen eine größere Zahl von Kirchen unseres Ordens ein, von denen nur Havelberg und Vessera genannt sein mögen.

Von besonderer Bedeutung wurde hier im heidnischen Lande die bereits erwähnte Vorhalle im Erdgeschoß des Mittelbaus zwischen den Türmen, welche in den Hirsauer Kirchen zum Teil durch Hinzufügen einer besonderen Vorkirche zu großartiger Ausbildung gekommen und in die Mehrzahl der Kirchen mit zweitürmigen Westfronten aufgenommen ist. Wie einst nach der Bauvorschrift des Kluniazenserklosters Farfa[1]) alle Laien in die Galilea (westliche Vorhalle) verwiesen waren, damit sie die Prozessionen in der Kirche nicht störten, so bedurfte es hier im Wendenlande eines Vorraums, in welchem die noch nicht getauften Heiden von ferne dem Gottesdienste beiwohnen konnten, ohne den Kirchenraum selbst zu betreten.

Auch bei der Anlage der Kathedralkirche folgten die Prämonstratenser in den wesentlichen Hauptzügen den Baugewohnheiten des damals maßgeblichen Benediktinerklosters: in der strengen Kreuzform, der zweitürmigen Westfront der Basilika und in der Ausführung aller ihrer Decken in Holz.[2])

War man nun auf diese Weise bei der Grundrißplanung des Domes von der Deckenbildung völlig unabhängig, so wirkte andererseits um so entscheidender die Rücksicht auf die vorläufig nicht allzu bedeutenden Mittel für den Kathedralbau und die geringe Aussicht auf eine reiche Entfaltung des kirchlichen Lebens. Unter so beengenden Umständen, überdies bei der allgemeinen herben Lage, welche die Unwirtlichkeit der Gegend sowie die schwere Missionsarbeit und Gefahr unter den Heiden mit sich brachte, ja bei dem strengen, in Selbstzucht gestählten Sinne der Ordensbrüder verbot sich eine jener üppigen Chorbildungen französischer oder rheinischer Kathedralen von selbst. Ein fertig von anderwärts eingeführtes Schema hätte alledem nicht entsprochen, und so wurde die Anpassungsfähigkeit der Prämonstratensermeister gerade hier zur schätzenswerten Tugend, wo es sich nur um äußerste Vereinfachung des Planes handeln konnte. Sie mußte — bei bedeutender Größe des Maßstabes — für die Grundrißanlage in erster Linie maßgebend werden. Der bescheidene Aufwand, mit dem man vorerst für den Gottesdienst rechnen mußte, gestattete zunächst nur einen einzigen Altar, da auf Stiftungen für diese Zwecke anfänglich wenig zu hoffen war. So kam es, daß der Dom zwar nach alter Kluniazenserweise in strenger Kreuzform mit verlängertem Chor angelegt wurde, aber die Seitenschiffe des basilikalen Langhauses sich jenseits des Querhauses nicht fortsetzten, wie die Hirsauer es längst eingeführt hatten, sondern der Chor einschiffig, ohne Nebenchöre, ja selbst ohne Nebenapsiden an den Kreuzarmen in knappester Anlage ostwärts geschlossen wurde (Taf. 43), so daß alle anderen niederdeutschen Dome ihm durch diesen oder jenen bereichernden Zug überlegen sind.

---

[1]) Mon. Germ. SS. XI, 546.

[2]) Baer, Hirs. Bauschule S. 126–127.

Selbst gegen die Kirche des sonst gern zum Vorbilde genommenen Mutterklosters — für Brandenburg war es Leitzkau — und die des Liebfrauenklosters in Magdeburg, der Mutter der ganzen sächsischen Cirkarie, mußte die neue Kathedrale zurückstehen, da beide wenigstens noch die Querschiffapsiden voraus hatten; ja ein solcher Grad von Einfachheit wurde überhaupt selbst von den Prämonstratensern bei größeren Kirchen nur äußerst selten angewendet, wie etwa bei der ursprünglichen Ausführung der Ostteile von Jerichow, das nach Wernicke (Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Jerichow II, S. 316, 319, 324) anfänglich auch der Nebenapsiden entbehrte. Die Kirchen von Enkenbach und Griffenthal in Kärnthen, zwar ebenfalls ohne jede Nebenapsis, sind kaum zum Vergleich geeignet, weil erheblich kleiner; St. Wiperti in Quedlinburg ebensowenig, weil zu sehr verstümmelt, um ein sicheres Urteil zu gestatten. Übrigens haben auch die Zisterzienser gelegentlich ihr Grundrißschema in gleichem Grade vereinfacht, wie wir an der Klosterkirche von Dobrilugk sehen können.

Von den Westteilen des Domes ist wenigstens die zweitürmige Anlage, als die wesentlichste Zierde einer Kathedrale, sowie die Vorhalle als ursprünglich gesichert. Diese war naturgemäß hier noch von weit höherer Bedeutung als bei der Pfarrkirche von St. Gotthardt.

Auch im Langhause siegte nach wenigen Anläufen zu einer reicheren Gliederung der Pfeilerkanten (Abb. 163) doch wieder jene entsagungsvolle Schlichtheit, welche einst die ganze Basilika in ruhigem Gleichmaß umfaßte.

Diese Einfachheit der Formen sowohl wie das zähe Festhalten an Holzdecken und die Ausbildung der westlichen Vorhalle waren alles Eigenheiten der älteren Hirsauer Bauschule. Zu ihnen tritt noch eine weitere in dem ursprünglichen Fehlen der Krypta in der Kathedrale,[1]) deren nachträgliche Einfügung der Verfasser mit Sicherheit nachweisen konnte.

Die bisher angeführten Punkte der Raumausgestaltung sind später meist als rückständig empfunden und beseitigt, einige aus Not verkümmert worden. — Unverändert blieben hingegen gewisse Einzelheiten der Formgebung, die auf Hirsau zurückzuführen sind. Dazu gehört die viereckige Umrahmung von Bogenöffnungen, die hier freilich nur noch an den Portalen der Nikolaikirche nachgewiesen werden kann, da die ursprünglichen des Domes alle durch spätere ersetzt sind; ebenso das Schachbrettornament an den steilen Schrägen der Kämpfer der Krypta (Abb. 166), sowie die eigentümlichen mit feinen Profilen umzogenen und seitlich mit Nasen besetzten Schildformen der Würfelkapitelle, welche an die der beiden Kirchen St. Peter und St. Aurelius zu Hirsau erinnern.

Selbst für die so merkwürdige und höchst seltene Art, wie bei der Klosteranlage neben der Kathedrale der Kreuzgang gegen deren Querschiff geführt ist (Taf. 43), finden wir wohl auf den Spuren der kluniazensischen Überlieferung einen Schlüssel. Das im Sabinergebirge belegene Kloster Farfa bietet in seiner uns erhaltenen Bau-

[1]) Dehio und v. Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes I, 212.

vorschrift[1]) einen wenn auch schwachen Ersatz für die fehlenden früheren Klosterbaulichkeiten daselbst. Die zuerst von v. Schlosser, dann mit besserem Ergebnis von Hager versuchte Herstellung des Planes von Farfa macht es wahrscheinlich, daß auch hier die Rückwand des östlichen Kreuzgangs in der Ostflucht des Querschiffes verlief. Die gleiche Lage findet sich, soweit dem Verfasser bekannt ist, nur noch in St. Peter in Hirsau.[2]) Danach scheint sie auch in Brandenburg nicht lediglich Zufall zu sein oder aus rein praktischen Gründen selbständig angewendet, sondern vielmehr bewußt mit alten Kluniazenser Gewohnheiten in Zusammenhang zu stehen.

Während auf der Dominsel die bedeutenden Massen der Kathedrale über die ringsum sich dehnenden Weiten der Brüche emporwuchsen, begann drüben im alten Dorfe Luckeberg hinter der Altstadt ein Kirchenbau, der zwar vom gleichen Baustoff wie der Dom hergestellt, im übrigen aber durchaus anders geartet war. Wiewohl bedeutend kleiner und über den ganzen Grundriß hin in einem Gusse angelegt, stockt auch hier bald der Bau und gibt so zu lehrreichen Unterschieden Anlaß, die uns zum erstenmal den Fortschritt der Brandenburger Architektur von karg bemessenem Aufwande und ungleichem, schwankendem Können zu einem frischen Arbeiten aus dem Vollen und zu kräftigerer Formgebung erkennen lassen. Selbst bei den zuerst hochgeführten Ostteilen bricht sich neben einigen Unsicherheiten in der Formgebung schon eine kühne Neuerung Bahn: die ersten Kreuzgewölbe in Backstein, welche die Bischofstadt sah. Das kleine, aber feste und regelmäßig geformte Steinmaterial mußte zu diesem ersten Versuche reizen, bei dem man freilich über etwas unbeholfene, in geraden Reihen aufgemauerte Kappen von einfacher Krümmung nicht hinauskam.

Im Grundriß von St. Nikolai (Abb. 50) sehen wir eine uralte syrische Anlage, den in Deutschland seit dem 9. Jahrhundert und später namentlich von der Hirsauer Bauschule in Süddeutschland häufig wiederholten Plan einer kleinen, querschifflosen, in drei Apsiden endigenden Basilika. Auch bei den Prämonstratensern war die Unterdrückung des Querschiffs eine bei kleinen Kirchen häufig angewendete Einschränkung. Wir finden sie bei einer ganzen Reihe von Kirchen dieses Ordens, wie z. B. in Brunnenburg a. d. Lahn, Germerode am Meißner, Osterhofen im Regensburger Sprengel, Roggenburg, Steingaden, Ursberg in Bayern. Für die rasche Entwicklung der damaligen Verhältnisse in Brandenburg ist nun bezeichnend, daß nicht gar lange nach der fast dürftigen Choranlage des Domes eine Dorfkirche vor den Toren der Stadt mit drei Altarnischen bedacht wurde. Doch noch mehr: während sonst die drei Konchen meist an gemeinsamer Grundlinie beginnen, ist hier die Hauptapsis hinausgerückt worden, um einen geräumigen Vorchor zu schaffen. Aber ehe die Kirche noch ihre Vollendung erfuhr, genügte auch dieser schon nicht mehr für die nun stetig zunehmende Ausgestaltung des liturgischen Zeremoniells und wurde durch eine westliche Verschiebung der Laienschranke noch vergrößert.

---

[1]) Die Gebräuche und Gewohnheiten von Cluny, Manuskript in der Vatikan. Bibliothek, Nr. 6808 (Viollet-le-Duc, I. 125). Annales Benedict. A. IV, p. 207—208 (Viollet ebenda Anmerk 2).

[2]) Zeitschrift für christliche Kunst, XVI, 170 und 179.

Wie der Dreiapsidentypus der Basilika offenbar unter dem Einflusse der Kreuzzüge im Abendlande neue Aufnahme gefunden hatte, so wurden in jener bewegten, sich lebensfreudig aufschwingenden Zeit auch allerlei formale Erinnerungen an orientalische Bauwerke, wie die Hufeisenform, der Zackensaum an Bögen und andere hier und dort haften gebliebene Tändelformen, angespült und die heimischen Bauwerke zuweilen in kindlichem Spieltrieb damit aufgeputzt. Die Übergangszeit, welche besonders stark dazu neigte, verhalf auch Brandenburg zu dergleichen fremdem Zierat. So erklären sich an zwei der nördlichen Arkadenbögen von St. Nikolai (Abb. 51) die Rundbogenzacken, die vermutlich das Wohlgefallen an der damals im Bau befindlichen Westfront des Halberstädter Domes eingegeben hat. Ebenso verhält es sich wohl mit der merkwürdigen Hufeisenform der Seitenapsiden, welche Schierer (38.—40. Jahresbericht d. Hist. Ver. zu B., S. 42) auch an den Apsiden von zwei Kirchen des Fläming, nämlich zu Lüsse bei Belzig und zu Lotzschke bei Raben, feststellte. Sie findet sich gleichfalls an der Klosterkirche zu Mühlberg a. d. Elbe, der Kirche von Simmersfeld bei Nagold und der reichgeschmückten Walderichskapelle zu Murrhardt in Schwaben. So lassen auch endlich die äußeren Absätze der Konchenmauer, welche Stiehl (Backsteinbau romanischer Zeit S. 72) in ähnlicher Weise an der Frauenberger Kirche zu Nordhausen feststellte, kaum auf einen unmittelbaren Zusammenhang mit dieser Kirche schließen.

Im Aufbau des Langhauses beginnt nun aber der Spitzbogen bereits seinen Siegeszug und deutet damit auf einen Fortschritt, der inzwischen wohl auch anderwärts in der Stadt eingesetzt hatte, vor allem an einem Bauwerke, das einen gewaltigen Schritt im Entwicklungsgange der Brandenburger Kunst bedeutet: der Marienkirche auf dem Harlunger Berge.

In Plan und Anlage gänzlich abweichend von den ältesten Kirchen in der Stadt, erhob sich in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts die Wallfahrtskirche auf dem Marienberge (Abb. 83). Zumal der kaum vollendeten Nikolaikirche gegenüber bietet die der Schutzpatronin des Prämonstratenserordens geweihte Bergkirche den denkbar größten Gegensatz. Die Kreuzform, welche wir dort vermissen, tritt hier in entschiedenster Form als griechisches Kreuz auf, der (ursprünglich) ganz turmlosen, äußerst schlichten Gestaltung des Langhausbaus stellt sich der lebendig gruppierte Zentralbau mit seinem für den mäßigen Umfang unerhörten Turmreichtum gegenüber. Hier zum ersten Male in der Mark finden wir den ganzen Innenraum überwölbt.

An orientalische Kreuzkirchen erinnernd, ist der Grundriß doch aus den leitenden Gedanken der damaligen abendländischen Kunst entwickelt. Die Form des griechischen Kreuzes verbindet er mit dem Konchenabschluß der Kreuzflügel.

Die Gründe, welche hier gegen die Errichtung einer Langhauskirche bestimmend wurden, lagen keineswegs in der Raumbeschränkung auf der Bergeskuppe, sondern im Programm der Wallfahrtskirche. Auch eine unmittelbare Nachahmung orientalischer Zentralbauten hat wenig Wahrscheinlichkeit. Die zentrale Anlage, deren Anwendung bei anderen Kirchenarten meist die Trennung der Geistlichkeit von der Laienschaft

entgegenstand, eignete sich noch am besten für die Wallfahrtskirche, deren emporenartige Präsentationsbühne ihre Hauptausdehnung durch die Breite der Kirche entfaltete. Sie führte zur Steigerung des Querschiffs unter Verminderung des Langschiffs, d. h. zum Ausgleich des Unterschiedes zwischen beiden, zum griechischen Kreuz.

Überschauen wir die große Zahl der Zentralkirchen von der frühchristlichen Zeit bis ins 13. Jahrhundert, so zeigt sich bei einer großen Anzahl derselben die Reinheit der Anlage getrübt durch ein Zugeständnis an die kirchlichen Zwecke. Leidenschaftlich begeistert für die nach allen Seiten symmetrische Gestaltung sucht man sie lieber durch allerlei Anpassungen im kleinen zu retten, als daß man sie ganz aufgibt. Unter diesen ist die Dehnung des Schemas in westöstlicher Richtung eine der häufigsten. Auch bei unserer Marienkirche zeigt sich eine solche (Abb. 77 u. 80). Doch auch sie ist in äußerst geschickter Weise gerade dem Raumteil zum Vorteil gewendet, für den eine Vergrößerung hier am erwünschtesten war: dem Querschiff.

Die Aufgabe, die ungewöhnlichen Forderungen des Zweckes mit den Vorbedingungen von Bauplatz und Baustoff zu vereinigen, bedurfte eines Meisters von bedeutendem künstlerischen Vermögen. Er stand jedenfalls auf der Höhe der Kunst seiner Zeit und war imstande, mit ihren neuen Errungenschaften frei zu schalten. Eben deswegen dürfte der Entwurf kaum in Brandenburg entstanden sein. Die Strahlen, welche die Kunst Brandenburgs damals lebendig erhielten, weisen auf Magdeburg als ihre Sonne. Dort nahm gerade mit dem zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts die Baukunst einen hohen Aufschwung durch den seit 1208 unternommenen Neubau des Domes, dessen erster romanischer Entwurf wohl den Prämonstratensern zuzuschreiben ist. Die 1222 im Bau begriffene Marienkirche Brandenburgs zeigt in ihrer formalen Ausbildung verschiedene Einzelerscheinungen, welche der heimischen Backsteinkunst vom Anfange des 13. Jahrhunderts fremd sind. Die Abtreppung der Turmgiebel ist von auffallend kleinlicher Art; die Friese, zumal die erhaltenen Reste von Bogenfriesen erscheinen als Nachahmung der Werksteintechnik; die zierlichen Rundfialen, welche in Backstein kaum solide ausführbar sind, stehen hier einzig da; die Wölbekunst und ihre Anwendungen zeigen sich auf einer für Brandenburg erstaunlichen Höhe.

Es ist kein Zweifel: der Meister unserer Marienkirche ging aus der Schule der Werkleute hervor, welche die in Einzelheiten verwandten Dome von Magdeburg und Halberstadt errichteten. Nur von dort dürfen wir den Anzeichen nach den Baukünstler erwarten, welcher mit solcher Freiheit und Sicherheit seine Anordnungen trifft, die statischen Wirkungen der Gewölbe so genau kennt und ihnen so geschickt zu begegnen weiß.

Die bis dahin an den Kirchen Brandenburgs ausschließlich angewendete basilikale Anordnung und Beleuchtung war — soweit wir beurteilen können — mit der Marienkirche für immer überwunden. Der bedeutende Grad von Vollendung, den die Wölbekunst durch die Gliederung der Pfeiler, die Ausbildung der Rippen und die Herstellung doppelt gekrümmter, also freihändig gewölbter Kappen hier erreicht hatte, sollte bald

auch dem Dome zustatten kommen. Einschneidender aber noch wirkte die innere Anordnung der Marienkirche auf die Kathedrale. Die Anlage ihrer östlichen Emporkirche über einer ebenerdigen „Kluft" wird, wie man vermuten darf, die Anregung dazu gegeben haben, in der Kathedralkirche das Presbyterium mit dem Hauptaltare samt dem Sängerchor (in der Vierung) und der Sakristei auf die Höhe des Dormitoriums zu legen und darunter die Krypta anzuordnen.

Die Kirchen der Prämonstratenser waren, wie bereits bemerkt, wohl unter dem Einflusse der Hirsauer Baumeister meist ohne Krypten errichtet worden. Doch scheint um die Wende des 12. Jahrhunderts hierin ein Wandel der Anschauungen eingetreten zu sein, denn die nachträgliche Einrichtung einer Krypta unter Hochlegung des Chores im Brandenburger Dome steht nicht vereinzelt da. Trotz einiger widersprechender Ansichten ist sie auch für Jerichow augenscheinlich; ja der gleiche Vorgang steht fest für das wichtige Prämonstratenserkloster Strahow bei Prag, das seit dem 30jährigen Kriege die Gebeine des Ordensstifters birgt. Hier wurde der 1143 gegründeten Pfeilerbasilika erst im Jahre 1182 eine Krypta eingefügt und gab dadurch zur Erhöhung des Chores Anlaß.[1])

In der Baugeschichte des Domes ist auf die schroffe Scheidung des Chores von der Laienkirche hingewiesen. Der an der Westseite der hochaufsteigenden Abschlußwand aufgestellte Laienaltar konnte das Verlangen des Volkes nach möglichst innigem Anteil an den gottesdienstlichen Vorgängen im Chore kaum befriedigen. Der diese Umwälzungen im Dome herbeiführende umfassende Umbau zeigt die Brandenburger Baukunst auch in formaler Hinsicht auf erheblich fortgeschrittener Stufe; ein merkwürdiges Gähren geht durch die Massen und Gliederungen. Der Backstein erreicht fast seine größte Stärke, mit ihr wächst die Kraft und Wucht der Formen. Starke Rundstäbe, so dick, wie sie der Stein nur hergeben will, werden bevorzugt. Auch die Säulen beginnen eine größere Rolle zu spielen. Für ihre Basen und Kapitelle greift man noch immer zum Sandstein, ihre Formen werden freier, und die Bereicherung der Schmuckteile nimmt in raschem Aufschwunge zu.

Alles ist im Wandel und Übergange zu einer neuen Auffassung der Architekturformen und Konstruktionen. Die Bögen häufen sich: der altehrwürdige Rundbogen nimmt seinen jugendlich kecken, aber tragkräftigen Nachfolger schon häufig zum spielenden Begleiter, bis er ihm schließlich ganz das Feld räumt und die schwersten Lasten aufbürden läßt. Hand in Hand damit geht die Scheitelverstärkung der Bögen, namentlich an Portalen; doch auch die verstärkende und umrahmende Flachschicht lebt noch fort. Gleichzeitig mit dem immer größeren Gefallen am Spitzbogen entsteht die Neigung zu anderen eckigen Formen, z. B. übereckgestellten Quadraten für Fenster (Abb. 51) und Blenden (Abb. 241 oben). So gesellte sich schon bei St. Nikolai der Rautenfries zum einfachen und verschlungenen Rundbogenfries. Er wird auch am

[1]) Wir sind über diesen Vorgang gut unterrichtet durch die zuverlässige Nachricht: „ecclesia secundarie dedicata est . . . . et hac de causa, quia majus altare motum et chorus fuerat sublevatus" (Font. rerum Boh. II, S. 482).

Dome nicht gefehlt haben. Leider sind ja die Werke dieser ganzen, höchst bedeutenden Bautätigkeit unter Bischof Gernand, zu welcher auch das Hospital des Klosters gehörte, zu sehr der Vernichtung anheimgefallen, um alle ihre anziehenden einzelnen Züge noch deutlich verfolgen zu können.

Die Marienkirche und der frühgotische Umbau der Kathedral-Ostteile nebst Krypta und bunter Kapelle bezeichnen in gewissem Sinne den glanzvollen Höhepunkt der älteren Baukunst unserer Stadt. In ihr kommt die siegreiche Macht der streitenden Kirche einerseits, der kindliche Wunderglaube des Volkes andrerseits zu einem den Verhältnissen nach großartigen Ausdruck. Anfänglich äußerst schlicht, ja herb, nimmt sie doch schließlich vollere und reichere Formen an. Gegenüber den urwüchsigen, bäuerlichen Verhältnissen, welche noch überall herrschen, ist ihr, wie den meist ritterbürtigen Prämonstratenser-Mönchen, welche sie schufen, ein gewisser aristokratischer Zug eigen. Stimmungsvolle Feierlichkeit beherrscht das Wesen der Kunst wie des Gottesdienstes.

Inzwischen hatte die Bevölkerung im Lande zugenommen; die Städte füllten sich mit Bewohnern; eine breite Volksschicht war im Entstehen, die ihre eigenen kirchlichen Bedürfnisse durch den Bau stattlicher Pfarrkirchen zu befriedigen begann. Gerade die noch lange sich steigernde Blüte des Bürgertums hat es in Brandenburg bewirkt, daß uns von den ersten Pfarrkirchen der beiden Städte nur noch die Turmstümpfe übrig blieben, und nur bei der Katharinenkirche läßt sich auf Grund einer schwachen Spur vermuten, daß ihr wohl um 1200 entstandener Bau die erste Hallenkirche der Mark wurde. Wie deren innerer Aufbau beschlossen gewesen, ob beide Kirchen ganz in Granit errichtet waren — wer weiß es? Aber schlicht und recht und gesund, ohne Überschwang und hohlen Prunk, das waren sie sicher; das bezeugen noch heute die kärglichen Überbleibsel, welche die stolzen Nachkommen von den altväterischen Feldsteinbauten ihrer Altvordern stehen ließen.

Den tiefwurzelnden, kernigen Gesinnungen und regen menschlichen Empfindungen des Bürgerstandes, seinem sehnsüchtigen Verlangen nach echter Herzensreligion stand das Domkapitel kühl und fremd gegenüber. Die vom Domkapitel bestellten Pfarrer und Meßpriester, die, im Besitz ihrer Pfründen, sich um die Nöte des Volkes bald wenig sorgten, waren nicht imstande, volles Vertrauen und tiefere Zuneigung zu erwecken. Die äußere Pracht der Liturgie ließ die Herzen leer.

Solche Zustände mußten einer Erneuerung des kirchlichen Lebens den Boden bereiten. Aufgewühlt, bestellt und befruchtet wurde er durch die schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts zu hoher Geltung kommenden begeisterten Scharen der volkstümlichen Bettelorden. Sie, die freiwillig Armen und Entsagenden, stillten das Verlangen des Volkes nach gleichstehenden, für seine Lebenslage und Anschauungen verständnisvolleren Seelsorgern. Von der Pfarrgeistlichkeit, in deren Kirchen sie zum Teil anfänglich predigten, vielfach angefeindet, wurden sie vom Volke mit Freuden aufgenommen, und man räumte ihnen gern am Rande der Stadt einen Platz zur Errichtung von Kirche und Kloster ein.

Die veränderten religiösen Bedürfnisse, welche die Aufnahme der Bettelorden begünstigt hatten, führten nun auch eine neue Grundlage für die Baueinrichtung der Kirche ein. Die Armut der Franziskaner war zunächst freilich ein Hindernis für eigne Kunsttätigkeit und es war schon viel, daß es ihnen in Brandenburg gelang, frühzeitig überhaupt zu einer eigenen Kirche zu kommen. Nach deren in der jetzigen Johanniskirche verbauten Resten kann es nur ein ganz schlichter holzgedeckter Saal gewesen sein. Aber solche zu bauen, war eben gerade nach ihrer Art. War in den Augen der Prämonstratenser der Bau ihrer Wallfahrtskirche schon an sich ein gottgefälliges Werk gewesen, so war den neuen, armen Brüdern ihr fast scheunenartiger Bau nur ein Mittel für ihren Zweck: die trostreiche, zu Herzen gehende Predigt für alle, die zu ihnen kamen, arm oder reich.

Noch vor Schluß des Jahrhunderts trat ein zweiter Bettelorden in Brandenburg auf den Plan. Von verwandten Daseinsbedingungen und Absichten ausgehend, waren auch die Dominikaner beim Gottesdienste vornehmlich auf die Wirkungen der Predigt bedacht, wiewohl deren Art und Ziele etwas andere waren. Gegenüber der einfachen gewinnenden Sprache der Franziskaner war sie von vornehmer gelehrter Bildung durchdrungen, ein Kampf mit Worten für die Rechtgläubigkeit im Sinne der päpstlichen Auffassung. Durch Übernahme einiger Satzungen der Prämonstratenser traten die Dominikaner zu den Regular-Kanonikern am Dome in ein noch näheres Verhältnis. Vornehme Beziehungen zum Adel und zu den Fürsten erleichterten ihnen von vornherein ihren Eintritt, wohin sie kamen. So auch in Brandenburg, wo ihnen im Süden der Neustadt vom Markgrafen und dem Rate der Stadt ein ausgedehntes Gebiet zum Bau von Kirche und Kloster zur Verfügung gestellt wurde. Ihre reichlichen Mittel gestatteten ihnen, für ihre Predigtkirche sofort einen dreischiffigen Hallenbau zu beginnen und seinen Chor i. J. 1286 in raschem Gange hochzuführen. Der später planmäßig fortgesetzte Bau führte Raumverhältnisse und Bauformen ein, wie man sie in Brandenburg bis dahin wohl nicht kannte.

Durch hohe breite Fenster flutete das Licht in die weiträumige Halle mit ihren freien Durchblicken zwischen den schlanken Stützen und vertrieb die mystischen Schauer aus allen Ecken. Von den vielen dämmerigen Winkeln der alten Basiliken, wo zwischen breiten Pfeilern die Priester im stummen Gebete vor den Altären lagen, war keiner geblieben. Das Offizium der Messe trat stark zurück beim Gottesdienst. Ein einziger Altar stand dort für viele. Der Nebenchöre bedurfte es also nicht. Ein Querschiff, das nur wenigen größeren Basiliken fehlte und in der Wallfahrtskirche auf dem Berge als sehr wesentlicher Bestandteil erachtet worden war, fiel bei den Bettelorden grundsätzlich ganz fort. Die gesamte Liturgie wurde stark gekürzt und vereinfacht. In dieser lichterfüllten Halle von edlen vornehmen Verhältnissen sollten aller Augen dahin freie Bahn haben, wo von der Kanzel das deutsche, verständliche, vom Zeitgeist erfüllte Wort des Predigers ertönte. Fast dafür allein war der ganze Kirchenraum geschaffen; wenn auch — nach der raschen Rückbildung der ursprünglichen Grundsätze des Ordens — nicht ohne Scheidung in Chor und Halle, in Kleriker- und Laienkirche, so doch wenigstens ohne starke Erhöhung jener über diese. Bald zeigte sich freilich, daß die Herablassung zum Volke nur Politik gewesen, und der in den

Dominikanern wieder erstehende Geist der Prämonstratenser zog auch hier eine hohe Schranke zwischen sich und dem Volke: einen Lettner, als dessen Überreste sich wohl die im Kreuzgange von St. Pauli noch erhaltenen Apostelfiguren zu erkennen geben.

Hat aber auch die wahre Religiosität durch das eifernde weltbürgerliche Treiben der Dominikaner wenig gewonnen, so muß sie doch die Kunstgeschichte als treffliche Baumeister schätzen. Ihre Paulikirche zu Brandenburg ist ein vollgültiges Beispiel für die Förderung, welche gerade die Architektur durch sie erfahren hat. Ein vornehmer Zug beherrscht die nicht unbedeutende Anlage namentlich im Aufbau und sichert dem Bauwerke besonders im Inneren eine edle monumentale Wirkung trotz der recht schlichten Bauglieder und des sehr maßvollen Schmuckes.

So einfach die Architekturformen der Dominikaner indessen waren, so bedeuten sie doch für Brandenburg einen wesentlichen Fortschritt und eine Bereicherung des Formenkreises. Die reife Gotik mit ihrer schön durchgebildeten Wölbung kam durch die Paulikirche zum ersten Male zu voller Ausgestaltung, der Spitzbogen zu ausschließlicher und vollendeter Anwendung. Ganz neue Motive, wie das Maßwerk, treten fast fertig entwickelt in die Erscheinung. Zwar ist den Chorfenstern noch anzumerken, daß ihr Maßwerk von den weltläufigen Dominikanern aus dem Werksteingebiete eingeführt wurde; doch schon im Langhause verliert es an Fleisch, während zugleich seine spitzer und eckiger werdenden Formen frühzeitig die Richtung zur Spätgotik verraten. In seinen geometrischen mit Hilfe von Zirkel und Winkel erzeugten Motiven erstarrt die freie Handzeichnung. Das Maßwerk verdrängt nun überhaupt bald mehr oder weniger die freien plastischen Schmuckformen. Das kaum noch stärker gewordene Backsteinmaß bestimmt auch jetzt die Kraft der Bauglieder, der Fensterpfosten und inneren Wandvorlagen und bewirkt jene äußerst magere Schlankheit, die dem Wesen dieser Ordensbauten so gut entsprach. Die Profilglieder verfeinern sich, statt eines gibt der halbe Stein ihrer drei her, die meist zwischen Stäbchen und Kehlen wechseln. Am Äußeren ist es vor allem der Strebepfeiler, der hier zum ersten Male als unabweisbare Folgeerscheinung der Wölbung seine ausgesprochen gotischen Querschnittverhältnisse, große Tiefe bei geringer Breite, annimmt.

Gewisse Ähnlichkeiten mit der Paulikirche zeigt der etwa gleichzeitige Umbau des bis dahin noch romanischen Domlanghauses. Vor allem macht sich in der Einrichtung des als Kanzel dienenden Ambo mit seinen seitlichen Treppenaufgängen eine Einwirkung der Predigermönche geltend.

Inzwischen waren auch die nächst dem Dome stehende Peterskirche zur Hälfte aus dem Feldstein der alten Burgkapelle, und die Jakobskapelle vor dem Steintore, vorerst ohne ihren Turm, entstanden. Beide kleinen, noch ungewölbten Bauwerke liefern uns anspruchslose, aber doch anziehende Beispiele jener schlichten Kapellenbauten, die das Mittelalter vor den Toren der Städte so zahlreich geschaffen hat und die meist, wie bei St. Jakob, als Hospital- oder Siechenhauskapellen dienten.

In ganz ähnlicher, nicht minder einfacher Erscheinung war ja die erste noch kleine Johanniskirche der Grauen Brüder der Altstadt erstanden. Seitdem war aber viel

Volk zu ihnen gekommen, um ihre flammenden, befreienden Worte zu hören und ihnen Gaben zu spenden. So gelang es ihnen schließlich im Laufe des 15. Jahrhunderts, sich eine stattlichere und allmählich auch an äußerem Umfange zunehmende Kirche zu errichten; zunächst wieder nur einen einschiffigen Raum mit geradem Ostschluß auf den Resten ihres früheren Predigtsaales, der aber im Maßstab der Fenster, in den Gewölben und der Portalanlage auf der Nordseite den veränderten Verhältnissen und der neuen Bauweise Rechnung trug. Das Hauptschmuckstück der Kirche, die große Maßwerkrose über dem Portale, zeigt, was man inzwischen an technischer Fertigkeit erreicht hatte.

Gleichfalls auf der Nordseite der Kirche finden wir im Innern die Reste des Aufstiegs zur wichtigsten Einrichtung der Franziskaner: der Kanzel. Es war der bei den Minoriten übliche Platz dafür: unweit der Mitte der nördlichen Langseite. An dieser Stelle zeigt noch heute eine kleine Spitzbogentür in Obergeschoßhöhe den Zugang dazu an. Hier befand sich der Redner annähernd inmitten der Hörer und wurde auf seinem hohen Standorte von allen gesehen. Dennoch hatte diese Kanzel im eigentlichen Sinne nichts bühnenartiges und erscheint hier zum ersten Male völlig getrennt vom Priesterraum.

Die späteren Erweiterungen und Zusätze der Kirche, das Seitenschiff mit Portal und Rose, der schlanke Turm und der schöne neuartige Chor in sieben Seiten des Zehnecks sind Zeichen dafür, daß der Orden in Brandenburg gedieh. Überdies zeigen sie freilich, daß die Strenge seiner auf äußerste Sparsamkeit und Schlichtheit gerichteten Bauvorschriften auch bei ihm schließlich nachließ. Der Chor dieser Form ist eine typische Erscheinung einer kleinen Gruppe von Franziskanerkirchen, zu welcher außer der Ordenskirche in Brandenburg die von Berlin und Stettin gehören; vielleicht ist darin eine Erinnerung an die Chorausbildung der Oberkirche von San Francesco zu Assisi ausgeprägt.

Das Konstruktionsprinzip der Hochgotik, den Gewölbeschub durch äußere Strebepfeiler aufzufangen, tritt zum letzten Male in ausgesprochener Anwendung, ja in einer gewissen starren Übertreibung an der 1443 errichteten Schwanenordenskapelle der Marienkirche auf. Der Aufwand an Masse in ihren Pfeilern, welche dichtgedrängt die Kapelle umstehen und den Fenstern das Licht absperren, stellt diesen Anbau mit seiner gewaltsamen Vertikalgliederung in ein recht ungünstiges Verhältnis zu dem fein durchdachten, sich in ruhigen Massen aus dem Boden erhebenden Hauptbau. Die formal ausgereifte, aber unkünstlerisch angewendete Hochgotik bleibt hier weit hinter dem Werke der Übergangszeit zurück.

Die daran hervortretenden Mängel fallen dadurch um so schwerer ins Gewicht, daß bereits Jahrzehnte früher der glanzvolle Neubau der Neustädter Pfarrkirche durch Weiterentwicklung des Bausystems der Bergkirche das Mittel zu ihrer Vermeidung an die Hand gegeben hatte.

In der mannigfaltigen, fast alle Haupttypen von Grundrißgestaltungen umfassenden Reihe der Kirchenanlagen Brandenburgs bilden die neueren Umgestaltungen der beiden Pfarrkirchen von etwa 1401 und 1475 die letzte Stufe der Entwicklung. Die weiträumige Hallenform kommt hier zu ihrer stattlichsten Entfaltung, die Unterschiede von Chor- und Laienkirche sind völlig ausgeglichen, an ein Querschiff wird

gar nicht mehr gedacht. An seine Stelle treten mancherlei kapellenartige Anbauten, die den inzwischen gebildeten geistlichen Gesellschaften und Gilden für gesonderte Gottesdienste und Zusammenkünfte dienen. Das Gesamtbild der Kirche ist innen und außen ganz verändert, der Raum einheitlicher und weiter, der äußere Körper mit dem alle drei Schiffe überdeckenden Dach mächtig breit und hoch, vor allem aber der konstruktive Aufbau der Wände aus einem neuen Gedanken entwickelt, nämlich dem, die Strebepfeiler, die Hauptstützen des Bauwerks, ins Innere zu verlegen. So erscheint die Wand nun außen fast ohne Vorsprünge, innen aber reich gegliedert, zumal wenn, wie in der Katharinenkirche, die Pfeiler zweimal übereinander von türartigen Öffnungen durchbrochen sind. Auch die Gestaltung der Gewölbe ist hier neu und eigenartig, besonders im Mittelschiffe, wo die einstige Einteilung in einzelne Felder ganz aufgehoben und durch die ganze Länge der Kirche ein Netzwerk von mehrfach durchkreuzten Rippen ausgespannt ist. Wie der bauenden Gemeinde ausschließlich der Raum der Kirche am Herzen lag, erkennt man daran, daß die Türme an dem Neubau fast keinen Anteil haben. Man behält die alten soweit wie möglich bei.

Aller Schmuck wandert vom Innern, wo er in der alten Basilika heimisch war, an die Außenseiten, die kraftvollen Vorsprünge der Strebepfeiler durch ein reiches Formenspiel von Friesen ersetzend. Hier und an den Kapellengiebeln wuchert üppig das frei durchbrochene und das vorgeblendete Maßwerk und feiert in wunderbar figurierten großen Rosen einen wahren Triumph geometrischen Formenspiels und technischer Geschicklichkeit (Taf. 14 u. 15). Figuren und Glasuren treten hinzu, aber nirgends ein Laubwerk. In der Katharinenkirche zeigt sich der Backsteinstil in seiner reichsten Entfaltung; mit ihr ist nach dieser Seite hin wieder ein Höhepunkt der Kunst Brandenburgs erreicht; sie gilt als solcher weit über seine Mauern hinaus, vielleicht für die norddeutsche Backsteinarchitektur überhaupt. Für den künstlerischen Unternehmungsgeist der Bürger legt sie ein ebenso großartiges Zeugnis ab wie für die Kunstfertigkeit ihres Meisters Heinrich Brunsberg.

Mit ihr kann sich der späte Bau von St. Gotthardt in bezug auf den Aufwand nicht vergleichen; ihr im Grundgedanken verwandt, entwickelt er die Gliederung der Außenmauern weiter durch Ausbildung einzelner niedriger Kapellen zwischen den Strebepfeilern — eigentlich eine Rückbildung des Motivs, insofern über den Kapellen auf eine lange Strecke wieder die Strebepfeiler außen hervortreten. Auch hier gliedern sich außer jenen kleinen seitwärts noch mehrere größere, meist zweistöckige Kapellenbauten an, die von dem zwar veränderten, aber immer noch regen religiösen Leben in der Gemeinde zeugen.

Damit schließt nicht allein der mittelalterliche Kirchenbau Brandenburgs ab, sondern seine Kirchenbaukunst in gewissem Sinne überhaupt. Die Reformation richtete sich in dem alten Bestande an Kirchengebäuden ein und so fand die Renaissance keine neuen großen Aufgaben. In der Folgezeit führte sogar diese völlige Deckung des Bedürfnisses neben anderen Ursachen zur Vernachlässigung und schließlichen Zerstörung der Marienkirche. Was an den Kirchenbauten geschah: der Einbau von hölzernen

Emporenanlagen und neuen Ausstattungen mit Kanzeln, Orgeln und Gestühl, ließ das Steinwerk der Bauten fast unberührt.

Nur die oberen Endigungen fast aller Türme der Stadt machen hiervon eine Ausnahme. Schon dem ausgehenden Mittelalter war die Aufgabe zugefallen, der Vervollständigung der Kirchen nach dieser Richtung sowie gleichzeitig der Unterbringung größerer Glocken seine Fürsorge zuzuwenden. Es sei nur an die Türme der Nikolai-, Johannis- und Domkirche erinnert. Infolge mehrfacher Zerstörungen dieser den Elementen sehr stark ausgesetzten Bauteile hatte sich auch die spätere Zeit besonders der Türme anzunehmen und die meisten verdanken ihr die jetzige Erscheinung. Sie führen uns über die weite Strecke von zwei Jahrhunderten in ganz anders geartete Formenkreise. Die frühere Gestalt des Gotthardtturmes von 1557, wie sie uns das Trebawsche Epitaph überliefert hat (Abb. 1), bildet den Abschluß des Turmes noch in schlichter Weise nach dem Vorbilde gotischer Dorfkirchen durch ein Satteldach mit aufgesetztem Dachreiter. Nur die Einzelformen erscheinen im Sinne der Renaissance umgebildet. Bei der dem Ende des 16. Jahrhunderts angehörenden Spitze der Katharinenkirche beginnt der neue Formencharakter mit dem achtseitigen Kuppeldach, jedoch an seinen Luken durch gotisierende, den flachen Giebeln unorganisch aufgepfropfte Helmspitzen in seiner Reinheit getrübt (Taf. 13). Um die Mitte des 17. Jahrhunderts nahm auch die Johanniskirche durch ein geschweiftes Turmdach an der neuen Geschmacksrichtung Anteil (Abb. 26). Zwanzig Jahre später folgte der Dom mit seiner zierlichen, sich in drei geschweiften Dächern verjüngenden Achteckspitze (Abb. 183). Dem gleichen Grundgedanken, welcher die Turmbildung der Renaissance fast allgemein beherrscht, folgt auch noch die neue, nicht eben bedeutende Endigung des schlanken Turmes der Paulikirche. Erst die 1767 an Stelle der früheren gesetzte Endigung des Gotthardtturmes verrät in den Verhältnissen, der unregelmäßig achteckigen Grundform des Aufsatzes (Taf. 2), der Galerie um die Laterne, dem rhythmisch bewegten Kontur des zwiebelförmigen Daches und mancher dekorativen Einzelform einen neuen Charakter der Architektur. Bei maßvoller Höhenentwicklung leitet sie den Blick von dem einfach massigen Bauwerk der Kirche zu ihrer reizvollen und doch würdigen Gliederung empor und erfüllt besser, als es die anderen Turmendigungen vermögen, die neuzeitlichen Ansprüche einer organischen Einfügung des Zifferblattes der Uhr und freier Umschau zur Überwachung der Stadt.

Die kirchliche Baukunst Brandenburgs umfaßt demnach zwar ausschließlich das Mittelalter; innerhalb dieses Zeitraums aber liefert sie eine nahezu vollständige Erläuterung der ganzen Entwicklung des Kirchengrundrisses vom 12. Jahrhundert an. Auch im Formalen gibt sie uns, unter fast ausschließender Beschränkung auf den Backsteinbau, alle seine Wandlungserscheinungen innerhalb seiner ganzen Blütezeit in vorzüglich lehrreichen und z. T. hervorragenden Beispielen.

Profanbaukunst.

Die profane Baukunst Brandenburgs, obwohl an sich nicht von der gleichen Bedeutung wie die auf kirchlichem Gebiete, vervollständigt, rundet und belebt doch erst recht das Gesamtbild der gerade durch ihre alte Architektur so ausgezeichneten Stadt. Der Kranz ihrer Mauern und Türme, die beiden gotischen Rathäuser und manches hohe Giebelhaus der Bürger geben in Verbindung mit den zahlreichen alten Kirchen ein noch immer prächtiges Bild einer alten norddeutschen Stadt, das uns lebhaft genug an die glanzvollen Zeiten ihrer Vergangenheit mahnt. —

Höchst schätzbar sind, zunächst wegen teilweise vorzüglicher Erhaltung, die Klosterbauten Brandenburgs. Sie vertreten im Domkloster und dem von St. Pauli zwei wesentlich verschiedene Anlagen: dort noch die alte nach den Grundsätzen der Benediktiner, hier eine jüngere, umgewandelte nach den Bedürfnissen und Aufgaben der Dominikaner; dort durch vielfache über Jahrhunderte sich hinziehende Umbauten stark verändert, hier planmäßig fortschreitend fast in einem Zuge errichtet und von späterer Benutzung nur wenig entstellt. Bei beiden liegt gegenwärtig der Schwerpunkt des Interesses in den Kreuzgängen, dort in der schönen Ausbildung der Architektur, hier in dem malerischen Zauber des von den gewölbten Gängen und der Kirche umschlossenen, im Schatten seiner Bäume träumenden Kreuzgartens. Bei beiden nimmt der Westflügel eine Schule ein, doch nur die des einstigen Dominikanerklosters ist alt. Sie gehörte zu den wichtigsten Bedürfnissen der Predigermönche, die ihre Räume gegen 1500 noch durch einen ansehnlichen Bibliothekbau vermehrten.

Von den Tortürmen ist keiner mehr erhalten, der in alter Weise den Torweg umschloß, wie es einst beim Annentor der Fall war. Die noch bestehenden sind eben wohl nicht die ersten, sondern später Ersatz. Nur als trotzige Wächter stehen die teils viereckigen, teils in mächtiger Rundung aufgeführten Türme neben den zur Stadt hinein führenden Straßen. Vortore und Zwinger haben überall längst dem Verkehr weichen müssen, und nur aus älteren Abbildungen und Plänen erhalten wir Andeutungen über die weitläufigen Wehranlagen, die auch Brandenburg zum Schutze seiner Bürger vor seinen Toren errichtet hatte. Auffallend ist die geringe Zahl von Weichhäusern selbst in den älteren Plänen. Sie erklärt sich doch nur z. T. aus der wasserreichen Umgebung der Stadt. Von einem Zinnenkranz der Mauer findet sich auch nicht der kleinste Rest. Von Einrichtungen neuerer Befestigungssysteme blieb Brandenburg glücklicherweise verschont.

Die Rathäuser, nächst der Befestigung einst der größte Stolz der Bürger, gehören in ihrem Kern bereits der späteren Zeit an, wo beide Städte schon die ersten Stufen einer Entwicklung im Handel wie im Gemeinwesen hinter sich hatten. Dem entspricht ihre für damalige Zeit stattliche Größe und die Anordnung ihres Inneren, bei dem indessen die Kaufhalle noch weitaus vorherrscht. Dies trifft in erhöhtem Maße beim Rathause der Altstadt zu, das wegen der äußerst selten gewordenen Ausdehnung dieser Halle durch die Höhe der beiden Stockwerke bis zum Dach in der baugeschichtlichen Entwicklung der Rathäuser eine besondere Wertschätzung bean-

sprechen darf. Das Hauptgewicht der architektonischen Ausbildung beider Häuser liegt in den Giebeln; sie vor allem sollten die Bedeutung und Machtstellung der Stadt widerspiegeln.

Auf dem Gebiete des Wohnhausbaus herrschte in Brandenburg durch das ganze Mittelalter fast ausschließlich das Fachwerk, vermutlich über schlichten Granitsockeln. Obwohl von den frühen Holzhäusern kein einziges auf uns gekommen ist, wird die Annahme dieser landesüblichen Bauweise für Brandenburg dadurch besonders unterstützt, daß wir noch im Laufe des 13. Jahrhunderts, also der Zeit, wo die Stadt aufzublühen begann, je einen der Bürger der beiden Schwesterstädte Alt- und Neustadt nach seinem steinernen Hause: de domo lapidea, „ut dem Stenhuse", benannt finden, das demnach, wie man schließen muß, vereinzelt dastand unter den Fachwerkhäusern. Ein besonders günstiges Geschick scheint uns nun diese beiden seltenen Vertreter ihrer Gattung erhalten zu haben. Wenigstens finden sich aus dieser frühen Zeit nur zwei Backsteinhäuser vor und zwar in beiden Städten gerade in der besonders günstigen Lage gegenüber dem Rathause, als Eckhaus am Markte, also da, wo wir die Anwesen der vornehmsten Patrizier der beiden Städte voraussetzen müssen. Das älteste von ihnen ist im sog. Ordonnanzhause der Altstadt (Abb. 103) erhalten, allerdings nicht mehr in der Fassung des 13. Jahrhunderts, sondern in einem etwas späteren, aber höchst stattlichen Umbau. Seine höchst eindrucksvolle Gestalt mit dem wuchtigen Giebel entstand wohl unter dem Einflusse des Rundpfeilermotivs am Lübecker Rathause und ist dadurch zu einer unter den niederdeutschen Bürgerhäusern einzigen Erscheinung geworden. — Im Hofe des stattlichen Frührenaissancehauses des ehemaligen Bürgermeisters der Neustadt, Storbeck, gelang es dem Verfasser, das älteste Steinhaus der Neustadt (Abb. 105) aufzufinden. Es gehört in seinem freilich stark verbauten Kern der frühgotischen Zeit an. Seine Stellung zur Straße läßt auf deren einstige große Breite schließen, seine Aufzugöffnung am Giebel auf den Kaufmannsstand seines Besitzers, die Wandbilder in seinem Erdgeschoß auf dessen Wohlhabenheit. Bei alledem vermitteln uns seine bescheidenen Abmessungen und die Urwüchsigkeit seiner Fensterverschlüsse und putzlosen inneren Wandflächen die richtige Vorstellung von den damaligen Bürgerhäusern und der gesamten Bauanlage der Stadt: kleine Giebelhäuser vermutlich in offener Bauweise an sehr breiten Straßen, die selbst nach ihrer stellenweise bedeutenden Einengung meist noch heute für den Verkehr genügen.

In dem langen Zeitraume bis Mitte des 16. Jahrhunderts fehlt es an weiteren Steinbauten, ohne daß man freilich mit Bestimmtheit annehmen dürfte, daß jene zwei des 13. Jahrhunderts so lange die beiden einzigen geblieben wären; denkbar wäre eine so große Seltenheit des Steinbaus immerhin.

Erst mit dem merklichen Aufschwunge, den die Renaissance anfänglich im bürgerlichen Kunstwesen bewirkte, erhoben sich in den Hauptstraßen der Stadt einige recht stattliche Wohnhäuser. Ihr Aufbau hält im wesentlichen noch an den Grundsätzen des Mittelalters fest, selbst ihre Giebelbildung erinnert noch sehr an die gotische und ist im einzelnen noch stellenweise mit gotischen Motiven wie Maß- und Stabwerk

durchsetzt (Abb. 116). Neu ist an einigen namentlich die ausgeschweifte Form des Giebelumrisses und eine zierliche Pilasterarchitektur an den Fronten, namentlich an den früher öfter vorgekommenen runden Erkern (Abb. 109). Den reichsten Schmuck des Hauses bilden aber immer die prächtig ausgestatteten Portale, die wie z. B. am Karpzowschen Hause (Abb. 119) die ganze Jugendfreude und Phantasiefrische des neuen Stiles an den Tag legen. Was hätte man nach einem so schönen Anlaufe alles vom Brandenburger Bürgerhause erwarten können! Aber die frisch belebte Freude am künstlerischen Schaffen, ja die notwendigsten Vorbedingungen dafür, vor allem der Wohlstand der Bürger wurden bald durch die lange gefürchtete und schließlich hereinbrechende Schreckensnot des Dreißigjährigen Krieges vernichtet. Mit der wirtschaftlichen Blüte sank auch die der bürgerlichen Kunst dahin. So beginnt erst wieder nach einer Unterbrechung im Wohnhausbau von mehr als hundert Jahren, um 1723, der Bau steinerner Wohnhäuser und zwar in sehr bezeichnender Weise mit einem vom Könige unterstützten Bau, dem sog. Massowschen Freihause in der Ritterstraße (Abb. 122). Es folgt nun eine zwar mehr geschlossene, aber im ganzen nicht bedeutende Reihe von Beispielen für die Entwicklung bis ins 19. Jahrhundert, welche durch die Abbildungen 125 bis 142 und die im Texte dazu gegebenen Erläuterungen anschaulich vorgeführt ist. Nur ganz vereinzelt erheben sich die Wohnhäuser in Stattlichkeit und Aufwand zu der im 16. Jahrhundert schon erreichten Höhe. Der malerische, hochgipfelnde Aufbau der noch bekannten Renaissancehäuser, die freilich fast alle Eckbauten waren, ist aufgegeben. Man legte nun grundsätzlich die Traufe an die Straßenseite, der Hausbau beschränkte sein künstlerisches Walten auf die Ausbildung einer Fassade; diese aber, nun ausschließlich in Putz ausgeführt, wurde von nun an mehr und mehr von maßgeblichen Vorbildern der Residenz abhängig.

Plastik und Malerei.

Altarwerke.

Die zahlreichen gotischen Altäre, welche in den Kirchen Brandenburgs, vor allem im Dome, erhalten sind, werden hinsichtlich ihrer Werke der Plastik und Malerei an den ihnen zukommenden Stellen dieser Übersicht besprochen werden; die Art der Anordnung ihres Aufbau's erfordert indessen eine gesonderte Betrachtung.

In dieser Hinsicht liegt der Schwerpunkt des wissenschaftlichen Interesses bei dem in seinen verschiedenen Teilen noch annähernd vollständig erhaltenen früheren Hauptaltare des Domes. Es ist ein Werk von etwa 1375, das vielfach irrtümlich als Sakramentsaltar angesehen, doch nur eine seltene Art des Reliquienaltars darstellt. Sein Aufbau aus einem zierlich aus Holz gearbeiteten, schlanken, turmartigen Tabernakel und zwei sich beiderseits anschließenden Bilderschreinen vertritt einen sonst wohl nirgends wieder vorkommenden Typ und gewährt damit einen wichtigen Einblick in den Wandel der Grundlagen, die für die Komposition der Altäre im Mittelalter maßgeblich gewesen sind.

Unter den späteren Schreinaltären Brandenburgs sind die geschnitzten in der Mehrzahl gegenüber den ausschließlich gemalten. An den Außenseiten der Schreintüren läßt sich die Malerei ihre alten besonderen Anrechte nicht streitig machen, doch sind diese äußeren Malereien wie auch sonst gewöhnlich von geringerem Werte. Nur ein einziger frei aufgelöster architektonischer Aufsatz für den Schrein findet sich in der Katharinenkirche (Abb. 37). Die Baldachinarchitektur dient innerhalb der Schreine als niedriger Fries am oberen Rande und als Trennung der Geschosse, deren fast durchgehend zwei vorhanden sind. Doch findet sich gelegentlich auch eine Betonung der Mitte durch eine über beide Stockwerke hinragende Nische, die eine große Standfigur aufnimmt. Der frühere Hauptaltar der Gotthardtkirche zeigt, wie in der Renaissancezeit die Malerei von neuem überwiegt. — Bei der Fülle von Altären, die das Mittelalter in Brandenburg hinterlassen hat, kann es nicht wundernehmen, daß die späteren Jahrhunderte auf diesem Gebiete fast ganz tatenlos blieben.

Plastik.

Die Steinplastik war durch den Mangel eines geeigneten Natursteins in Brandenburg ungünstig gestellt. Wohl hauptsächlich aus diesem Grunde erklärt sich die geringere Zahl ihrer Werke, von denen wir nicht einmal wissen, ob sie in Brandenburg entstanden sind.

Die Bildhauerei setzt mit den noch etwas steifen Verzierungen der romanischen Architektur des Domes ein. Die zaghafte, unreife Art der Modellierung haben mit den Langhauskämpfern auch noch die ersten Kapitellbildungen des Kryptaeinbaus gemein. Aber während seines Verlaufes tritt für die Apsis und Freisäulen plötzlich eine vorzügliche Kraft auf den Plan, voll Phantasie und Sorgfalt der Technik, welche das spätromanische Blatt- und Palmettenwerk mit vollendeter Anmut und schwellender Fülle frei und schwungvoll gibt, ja sogar in das Gebiet der Grotesken in fast vollrunder Darstellung übergeht. Von dieser Hand entstehen Kapitellbildungen, deren Schönheit in Brandenburg auch später nicht übertroffen wird, allen voran das prächtige Würfelkapitell mit den vier gewappneten Grotesken (Abb. 168). Hier sowie in den vier Evangelistensymbolen und den Sinnbildern der vier Elemente an Kapitellen der Apsis (Abb. 167 oben) tritt bereits das Gegenständliche in den Vordergrund. Noch weiter geht man darin bei den derben Schildereien an einigen Kämpfern des östlichen Kreuzgangs, die z. T. durch Ungebundenheit des Inhalts ersetzen, was ihnen an Schönheit der Form abgeht. Andere Kapitelle unmittelbar daneben an denselben Jochen des Kreuzganges weisen hingegen den bescheidenen Anteil auf, den Brandenburg an der um diese Zeit allgemein zu hoher Blüte emporschnellenden frühgotischen Laubwerkplastik hat. Die so sehr verschiedenartigen Vorwürfe und Behandlungsweisen erklären sich teils aus dem Charakter der Übergangszeit, teils aus den verschiedenen Materialien von Sandstein und Backsteinmasse, die nebeneinanderher verwendet wurden.

Das 14. Jahrhundert bringt dann in dem Friese der Taufe die ersten figürlichen Darstellungen. Sie wurden leider stark erneuert, so daß über ihren Wert und Charakter

kaum zu urteilen ist. Indessen sind die etwas pygmäenhaften Gestalten in ziemlich ungleicher Verteilung, teils in ruhiger Reihung, teils in sehr lebhaft bewegten Gruppen aneinandergeschlossen.

Am Fuße der Taufe und an den Kämpfern der Westteile des Domes tritt uns eine auffallende Vorliebe für das Leben der Tiere und die Tierfabel entgegen, vermutlich die neuere Entwicklungsform der früheren Neigung für symbolische Tiergestalten und Grotesken, also ein Fortschritt von der stilisierten zur naturalistischen Tierfigur, vom Fabeltier zur fabelnden Erzählung aus der Tierwelt. Über die zahlreichen Abstufungen der Gewände des Westportals ziehen sich in flotter Meißeltechnik und nicht ungeschickter Anordnung die Fabelszenen hin, deren verständlichste die bösen Streiche Meister Reineckes bilden.

Wohl aus der Zeit des Neubaus der Katharinenkirche stammt das stark erhabene Steinrelief mit Maria und mehreren Heiligen (Taf. 22) in der dortigen Fronleichnamskapelle. Es bildet eine schlichte Aneinanderreihung von fünf Standfiguren in einer uns nicht mehr durchweg verständlichen Auswahl und ist wohl als ein Altarretabulum anzusehen. Als solches würde es in Brandenburg einzig dastehen, da alle anderen Altäre der Stadt aus Holz gearbeitet sind. Die Steinarbeit wurde in Brandenburg zu wenig gepflegt, um hervorragende Leistungen zu zeitigen, und so steht auch dieses Retabulum nicht gerade auf hoher Stufe. Die welligen Tütenfalten, welche von jedem der zehn Arme herabhängen, geben der Gewandung einen Anflug von Manier. Schematismus verdirbt auch die Haltung der beiden weiblichen Heiligen, deren Köpfe dick und pausbackig erscheinen. Den beiden männlichen Gestalten Augustinus und Benediktus ihre hohe Bedeutung für die Kirche vom Angesicht abzulesen, hält schwer. Alle sind derbe Erscheinungen ohne Adel in Haltung und Ausdruck. Dennoch ist das Relief als einziges seiner Art in Brandenburg ein schätzenswertes Beispiel für die Entwicklung des Altaraufbaus aus dem steinernen Retabelaltar zum geschnitzten Flügelschrein.

Ähnlich verhält es sich mit den allein noch übrig gebliebenen beiden Figürchen vom Äußeren der Kirche (Abb. 31), deren wenig naturwahre Verhältnisse wohl mit Bewußtsein auf ihre dekorative Wirkung in den Pfeilernischen berechnet waren. Verwandte Absichten sowie technische Gründe wirkten außer dem Streben nach straffer monumentaler Erscheinung sicher auch bei der hageren Gestaltung der Rolandfigur mit.

Fehlt bei diesen vereinzelten Leistungen für die verschiedensten Zwecke die Möglichkeit zu Vergleichen und damit zur Schätzung der Fortschritte, so bietet sich hierfür ein um so günstigeres Gebiet in den Grabsteinen und steinernen Epitaphien, deren Betrachtung in zusammenhängender Folge sich daher empfiehlt.

Die mittelalterlichen Grabsteine enthalten fast alle als Hauptgegenstand der Darstellung die ganze Figur des Verstorbenen, in der Frühzeit, bis 1380, nur in schlichten eingeritzten Linien, später plastisch. Die Grabschrift umzieht bis gegen Mitte des 17. Jahrhunderts den Stein, bis 1380 noch in gotischen Majuskeln, dann in Minuskeln, schließlich in römischen Majuskeln. Bei dem ältesten Grabsteine, dem des Kanonikus Peter von Thure († 1281), tritt das schwer zu unterdrückende Streben nach stilistisch-

dekorativer Wirkung noch in der schmalen Grundform, ihrer altertümlichen Verbreiterung gegen das Kopfende und in der Umziehung des Kopfes selbst mit einer sachlich hier doch unangebrachten kreisförmigen Glorienlinie auf. Die Größe, namentlich die Breite des Steines nimmt später bedeutend zu (v. Tuchheim, 1324). Die symbolischen Tiere unter den Füßen der Figuren fehlen in der Frühzeit noch. Unter den späteren Grabsteinen ragen zwei im Dome durch Aufwand, künstlerische Bedeutung, kraftvolles Relief der Darstellung, eigenartige schmückende Beigaben und bezeichnende Nebendinge hervor, nämlich die des Bischofs Dietrich († 1393) und Stephan Bodekers († 1459). Diese Nebendinge, z. B. Bischof Stephans Lesepult, ferner die Architektur, vor allem aber die Haltung der Figur selbst mit der segnenden Hand, bezeugen den Übergang zur Absicht einer aufrechten Aufstellung des Steines trotz des symbolischen Tieres unter den Füßen und des Kissens unter dem Haupte. Hier tritt auch die Heraldik zum ersten Male auf und zwar sogleich in dreifacher Wiederholung des Stiftswappens. Bei Bischof Dietrichs Grabstein fehlt bereits jenes Kissen unter dem Haupte, das Oben wird durch die herabschwebenden Engel noch schärfer betont und zum Stiftswappen tritt das persönliche hinzu.

Die ersten kindlich zutappenden Schritte in die Renaissance wagen einige Steinepitaphien in St. Gotthardt (Abb. 12 und 14) aus den Jahren 1549 und 1559. Die übersprudelnde Phantastik einzelner Formen und die ungezügelte Lust an inhaltreicher Schilderei in den Reliefs, sowie der überall kräftig sich bahnbrechende Zug nach individueller Auffassung lassen hier die Komposition noch nicht zur Klarheit und Schönheit durchdringen. Erheblich reifer erscheint bereits das zierliche, fein durchgearbeitete Epitaph des Bäckermeisters Heinse († 1559) in der Katharinenkirche (Abb. 47), dessen Akanthusranken im flachen Dreiecksgiebel allerdings noch eigentümlich an romantisches Blattwerk gemahnen und dessen Profilbildung noch in spätgotisches Stabwerk zurückzufallen droht. Zum ersten Male tritt an diesen Werken die römische Majuskel auf. Aber nicht nur ein stilistisch formaler Wandel beginnt damit. In ihnen tritt für Brandenburg die ganze Gattung der Epitaphien überhaupt neu auf und zwar als Erinnerungsdenkmäler, die fern vom Grabe selbst im Schutze des Kirchengebäudes angebracht wurden. Bei ihnen rückt an die Hauptstelle des Kunstwerkes, die bei den mittelalterlichen Grabsteinen die Figur des Verstorbenen einnahm, eine der Andacht gewidmete bildliche Darstellung, welcher der Verstorbene sich als ganz kleine Figur in anbetender Stellung oder in Gestalt eines beiläufig auftretenden Brustbildes unterordnet. Der Stil der figürlichen Darstellungen ist noch sehr schwankend. Neben ängstlichem Anklammern an hervorragende Meister der neuen Richtung wie Dürer (Abb. 16) finden wir übermütiges Austoben in wilder Bewegung und feinsinniges Bemühen, bei dem der Glaube freilich stärker als das Können ist.

Schnell blüht nun die Epitaphkunst zu wunderbarer Prachtentfaltung auf, wofür am besten das herrliche Schulenburgsche Epitaph in der Katharinenkirche (Tafel 24 und Abb. 18) Zeugnis ablegt. Es ist ein Werk der auch anderwärts zahlreich vertretenen Gattung von reich aufgebauten Wanddenkmälern, in der um 1600 die Bildhauer eins der vorzüglichsten Schaffensgebiete ihres bedeutenden künstlerischen

Vermögens finden. Wollen und Können sind nun ins Gleichgewicht gekommen und die Fülle des sachlichen Inhalts beeinträchtigt nicht mehr die Abklärung zu einer vollbefriedigenden Komposition. Klar tritt hier auch die gegen das Mittelalter völlig veränderte Gesinnung und religiöse Anschauung hervor. In der Begeisterung für die kunstvolle Ausschmückung des Gotteshauses wie zur Verherrlichung des Verstorbenen erscheint selbst fürstlicher Aufwand nicht zu hoch. Der Stein soll auch nicht nur das Andenken eines Einzelnen bewahren, wie es bei römisch-kirchlichem Wesen der mittelalterliche Grabstein tat. Hier kommt vielmehr mit der reformatorischen Gesinnung, mit der neu entfachten und gestärkten evangelischen Glaubenskraft, die Zusammengehörigkeit der Familie zu innigem und zuversichtlichem Ausdruck. In voller Zahl und Lebensgröße reihen ihre Mitglieder sich, nach Geschlechtern gesondert, hintereinander, alle anbetend die Knie gebeugt vor den heilbringenden Vorgängen aus Christi Leben, welche der großartige Aufbau der Rückwand in seinen Nischen umschließt.

Welch reiche Blüte der Kunst erschließt sich hier um die Wende des 16. Jahrhunderts: man schwelgt in der wiedergewonnenen und nach eigenem Gutdünken umgestalteten antiken Formenwelt, in der sich der Künstler bald frei und sicher bewegt. In schier unerschöpflich scheinender Überfülle schüttet die neue Kunst ihre edelsten Gebilde über das Werk aus. Gegenüber dem kindlichen Durcheinander des Trebawschen Epitaphs (Abb. 12) sehen wir jetzt die Architektur in klarer Trennung von der Figurenplastik in schön gegliedertem Aufbau der Schwesterkunst einen festen Rahmen für ihre Reliefdarstellungen bieten. Diese selbst nimmt im Figürlichen einen gewaltigen Aufschwung. Ein halbes Jahrhundert des mittelbaren Studiums der Antike, an welchem namentlich den Holländern ein großer Anteil zukommt, hat Wunder der Vervollkommnung geschaffen. Ohne irgend welche schablonenhaften Körperausbiegungen, wie sie der Gotik so oft anhafteten, bewegen sich die Gestalten frei in naturwahrer Haltung und selbstbewußter Schönheit. Mehr und mehr spricht das Individuelle aus den vom seelischen Ausdruck belebten Gesichtern. So unverhohlen diesem und den verwandten Werken die dekorative Absicht zugrunde liegt, wird durch sie doch nirgends die Schönheit und Wahrheit des Einzelnen beeinträchtigt.

Zu der unendlichen Formenfülle tritt schließlich noch ein Wechsel in den Farben durch Anwendung verschiedener Materialien, wie bei dem fein gegliederten Epitaph des Adam von Königsmarck († 1621). Bedenkt man freilich, daß bis in die Renaissance hinein eine mehr oder weniger durchgeführte Polychromierung derartiger Steinarbeiten üblich war, so ist der jetzt eintretende Wandel vielmehr als eine Vereinfachung der farbigen Wirkung, als eine Geringschätzung des Pigments und sein Ersatz durch natürliche Materialfarbe aufzufassen. Leider kommt man dabei über schwarz, grau und weiß kaum hinaus und somit eigentlich nicht recht zur Farbe selbst, und es währt nicht gar lange, so hat sich der Übergang zur vollen Einfarbigkeit oder Farblosigkeit vollzogen.

Gleichen Schritt mit diesem Streben nach beruhigter Wirkung hält eine vornehme Dämpfung des Reliefs bei einigen Grabsteinen von Domherren aus der

ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Hier verschwindet das architektonische Element, das in der Spätgotik durch das Baldachinwerk ziemlich aufdringlich hervortrat, bald ganz; dafür schießt bis etwa zur Mitte des 18. Jahrhunderts das Heraldische etwas stark ins Kraut. Die Figur des Verstorbenen steht ohne jede Andeutung einer horizontalen Lage vor einer flachen Nische, jede Starrheit ist aus ihr gewichen und dafür eine freie ungezwungene Haltung gewählt, meist mit leichter seitlicher Wendung des Hauptes. Die Grabinschrift hält sich noch immer am Rande.

Gegen Ende des Jahrhunderts sehen wir in dem schönen Epitaph der Frau von Barfus (Tafel 57) die edelste kraftvolle Plastik sich mit vornehm zurückhaltendem Materialwechsel zu einer ganz neuartigen Kompositionsweise verbinden. Nichts bleibt hier mehr von dem einstigen Etagenbau der Epitaphien mit den zahlreichen Säulen und Gebälken. Die Vereinigung der Grundgedanken von Epitaph und Grabstein führt wieder zur Grundform der Tafel, gibt das Andachtsbild und damit das eigentlich Christlich-Religiöse auf und der Gestalt des Toten wieder die ihr zukommende Bedeutung. Von der Architektur bleiben nur die festen Linien der Tafelkanten und ein Verdachungsgesims; alles beherrscht eine edle wuchtige Plastik, deren wenige wohlerwogene Motive eine neue Richtung der Epitaphkunst begründen. An Stelle des Religiösen schleicht sich das Weltlich-Mythologische mit seiner Vorliebe für das Nackte auch in die Denkmalkunst ein.

Beschränkte sich diese dem Einflusse der Antike zuzuschreibende Vorliebe zunächst nur auf Putten größeren Maßstabes und üppiger Bildung, so sehen wir ein Viertel Jahrhundert später bei dem Schlabrendorffschen Grabdenkmale schon Kronos in ihrer Gesellschaft. Die beiden Figuren der Verstorbenen, welche aus der Mitte der Komposition entfernt und seitlich fast wie Hüter der Gruft neben deren Tür gestellt sind, bezeichnen durch diese für die Verewigten wenig angemessene Aufstellung deutlich die Hohlheit der rein äußerlich dekorativen Absichten. Immerhin zeigt sich in diesen Arbeiten, wie auch in den wenigen tüchtigen Werken der Friedhofdenkmäler eine durch zahlreiche Vorbilder und lange Schulung erworbene Gewandtheit im wirkungsvollen Aufbau und Beherrschung der gebräuchlichen Formen, zumal des Nackten. Eine Art routinierter Mache ohne gesunden Gedanken und ohne echte Empfindung finden wir leider unter den späteren Denkmälern, an denen besonders die Katharinenkirche reich ist, häufig. Fade Allegorien, lange phrasenhafte Inschriften oder gar billiges Versegeklapper, welche ihnen eigen sind, können diesen Mangel nicht ersetzen. Zum Ansehnlichsten in Maßstab und Ausführung gehört das Heinsesche Grabmal von 1745 (Abb. 46), zugleich typisch für die die Obeliskenform nach allen Richtungen ausbeutenden Entwürfe dieser Klasse.

Eine Dom-Brandenburg eigentümliche Gattung bilden die aus einzelnen größeren gebrannten Tonstücken oder sogar solchen in gewöhnlichem Backsteinformat zusammengesetzten Grabsteine. Auch sie umgibt am Rande die Grabschrift; das mittlere Feld enthält meist ornamentale Motive in vertieften Umrissen (Abb. in Bergau Fig. 63, und Grabstein der Frau Winkelmaß in der Peterskapelle Abb. 255), doch kommt vereinzelt auch eine annähernd lebensgroße Relieffigur vor. Diese Denkmäler sind

daher wesentlich anderer Art als die aus Schachbrettmustern gebildeten Grabplatten von Ziegeln in der ehemaligen Zisterzienserkirche zu Doberan, welche mit den Brandenburgischen wenig mehr als das Material gemein haben.

Die figürliche Holzplastik des Mittelalters ist in Brandenburg zunächst durch mehrere Triumphkreuzgruppen im Dom, St. Gotthardt und St. Nikolai vertreten. Von monumentaler Wirkung bei geradezu altertümlicher Strenge ist der Kruzifixus von 1375 hinter dem Hauptaltar des Domes (Taf. 55), höchst eindrucksvoll sind auch die ihn begleitenden Figuren der Maria und des Johannes ebenda, trotz ungünstig wirkender neuer Bemalung.

Zwei fein individualisierte Köpfe des Petrus und Paulus im Antiquarium des Domes (Taf. 49) waren einst vergoldet und dienten als Reliquienbehälter. — Unter den gotischen Einzelfiguren spricht besonders die anmutreiche Madonna mit dem Kinde (Abb. 68) im Paulikloster an.

Am vorzüglichsten ist die Holzplastik in einer ansehnlichen Reihe von Schnitzaltären vertreten, die mit dem früheren Hauptaltare von 1375 beginnen und sich in mannigfachen Gestaltungen bis gegen die Renaissance hin ausbreiten.

Der frühere Hauptaltar des Domes, dessen eigentümlicher Aufbau erläutert wurde, ist nicht minder bemerkenswert wegen seiner böhmischen Herkunft, welche Wernicke bereits früher nachgewiesen hat. Gerade die geschnitzten Figuren in den Schreinen, welche von größerem Maßstabe sind als die der Flügel, erscheinen geeignet, die Annahme Wernickes zu unterstützen. Die Köpfe der Hauptgruppe, der Marienkrönung, bekunden einen sonst hier ungewöhnlichen Typ. Zwar sind die Verhältnisse vom Kopf zum Körper besser getroffen als oft in späterer Zeit, aber die Köpfe sind z. T. merkwürdig lang, besonders die der Propheten neben dem Throne Christi zeichnen sich durch hohe gerunzelte Stirn, lange Wangen, Nasen und Bärte aus. Die Augen sind schreckhaft weit geöffnet, der Gesichtsausdruck zeugt von verhaltener Erregung und innerem Temperament, auch bei den Nebenfiguren, die doch dem Vorgange abgewendet sind und vorwärts gerichtet stehen. Der Faltenwurf der durchweg unverzierten Gewänder ist reich, nicht eben großzügig, aber flüssig und ohne die Manier der feinen Knitterfalten. Zwar stimmt diese Charakteristik der Gestalten nur z. T. mit der überein, welche uns von den Werken der böhmischen Malerschule gegeben wird; dennoch ist kaum zu zweifeln, daß auch diese plastischen Figuren dem böhmischen Kunstzentrum in Prag entstammen.

Die Mehrzahl der späteren Schnitzaltäre enthält vorherrschend kleine puppenhafte Figürchen, meist als einzelne Standfiguren, doch auch zu figurenreichen, bewegten Szenen zusammengeschart. Jene finden sich hauptsächlich im Dome, diese, besonders bezeichnend, am Wegerschen Altar der Katharinenkirche von 1474 (Tafel 17), in seiner Predella und den Flügeln. Hier liegt das Hauptgewicht auf der sachlichen Deutlichkeit des Dargestellten. Der erzählende Vortrag der Geschehnisse führt zu naturalistisch behandelten Hintergründen; Kostüm, Rüstungen und alles Beiwerk ist trotz des kleinen Maßstabes mit Treue behandelt. In der Formgebung der Architektur, wie bei den Gewändern der fünf größeren Standfiguren herrscht die

Manier. Steife, blitzartig hin und her zuckende dünne Röhrenfalten umspinnen die Leiber. Von den Gesichtern sprechen am wenigsten die weiblichen an, welche die in der Mitte zusammengedrängten Sinnesorgane mit breiten formlosen Fleischflächen umrahmt zeigen. Die Seitenausbiegung der Körper, sonst das Hauptkennzeichen manirierter gotischer Figuren, erscheint hier bei der Enge des Raumes unwahrscheinlich. vielmehr hat sich etwas von dem straffen Zuge der Architektur den Figuren und ihren Gewändern mitgeteilt. Das architektonische Kristallisationsgesetz beherrscht den ganzen Inhalt des vollgepfropften Schreines.

Bei dem meist als zugehörig zu diesem Altar betrachteten Aufsatze (Abb. 37) ist dies Gesetz ein anderes und schon dadurch die Zusammengehörigkeit unwahrscheinlich.

Von erheblich vornehmerer Art und feinerem Charakter sind die drei leider stark beschädigten Figuren des Hedwigaltars (Tafel 18).

Das künstlerisch Vollendetste an Standfiguren enthält der Schrein des jetzigen Hauptaltars der Domkirche, welcher 1518 für Kloster Lehnin angefertigt wurde. Dieses Lob gilt namentlich den prächtigen Köpfen der beiden Apostelfürsten, die voll lebensprühenden, sprechenden Ausdrucks sind. Petrus von gewinnender Güte, Paulus mit heiligem Ernst in dem schönen Greisenantlitz, beide weit überlegen dem etwas stumpfen breiten Gesicht der Maria. Auch hier fehlt den Gewändern der natürliche Fluß der Falten, von denen ganze Partien an künstlichem Geknitter leiden. Virtuos, aber auch mit den Zeichen der Entartung, ist die Architektur der Baldachine behandelt. Ganz leise schleichen sich an ihren Stützen bereits einige schüchterne Zieraten der Frührenaissance ein. Sie ist es, deren Atem man auch in den Köpfen schon spürt, die über das Angesicht des Petrus die lächelnde Verklärung gießt.

Aus jedem der hier geschilderten Werke spricht ein anderer Geist, weder eine innere noch äußere Verwandtschaft läßt auf Schulzusammenhänge oder gar die gleiche Werkstatt schließen. Ihre Unterschiede bedeuten keine Fortentwicklung, sondern nur verschiedene Auffassungen, verschiedene Grade des künstlerischen Vermögens.

Die ornamentale Holzplastik, von Urzeiten her wohl die volkstümlichste aller Künste, ist im mittelalterlichen Brandenburg an Fachwerkhäusern gar nicht mehr vertreten. Abgesehen von mehreren archäologisch wichtigen verzierten Chorstühlen im Dom, in St. Pauli und St. Katharinen, sowie von den Möbeln der Domsakristei sind es erst die reichen gotischen Schnitzaltäre, welche diese Kunst noch in gotischer Zeit in die Ausstattungs- und Dekorationsgegenstände der Kirchen einführen und schnell zu reicher Blüte bringen. Mit dem Eintritt der Renaissance erschließen sich ihr dann neue Felder für eine glänzende Betätigung an den Kanzeln und Orgelprospekten, von denen auch Brandenburg prächtige Stücke aufzuweisen hat, geradezu meisterhafte in der Kanzel von St. Gotthardt (Taf. 5 u. 6) und dem Orgelprospekt in der Katharinenkirche (Taf. 19 u. Abb. 38). In Verbindung mit der damals besonders hoch stehenden Schreinerarbeit liefert die Holzschnitzerei schließlich den Aufbau und das Rahmenwerk der zahlreichen hölzernen Epitaphien, die besonders in der Altstadt bevorzugt wurden.

Der Metallplastik begegnen wir an einer Reihe von Ausstattungsgegenständen der Kirchen, teils als Guß an Glocken, Taufen, Kronleuchtern, Leuchtern, Monstranzen,

Kannen und Humpen, teils als getriebene Arbeit an Buchdeckeln und Altargeräten sowie an einem Bischofsstab im Dom. Nach allem was wir vom Betriebe dieser Technik im Mittelalter wissen, darf auch hier angenommen werden, daß die Mehrzahl dieser Gegenstände nicht in Brandenburger Werkstätten, sondern von umherziehenden Gießern gefertigt oder von auswärts bezogen worden ist. Zu den wertvolleren Stücken der ersten Gattung zählen außer den Glocken die noch rein romanische Taufe in St. Gotthardt (Taf. 9), die prächtige gotische in der Kathrinenkirche (Abb. 39) und die als kniende Engel gestalteten Altarleuchter im Dome (Abb. 191). Besonders hingewiesen sei auch auf die phantastisch aufgebauten zinnernen Gildehumpen im Besitz des Historischen Vereins. Von getriebenen Stücken ragen der Deckel des Epistolars im Dome sowie einige Kelche in St. Pauli und Katharinen hervor. Auch von den zahlreich verbreiteten getriebenen Messingbecken, welche als Taufbecken verwendet wurden, sind stattliche Stücke nach Brandenburg gekommen.

Erwähnenswerte Schmiedeeisenarbeiten sind neben einigen schönen Stücken in der Wredowschen Sammlung die fein ziselierten frühgotischen Beschläge des Dreigiebelschrankes in der Domsakristei, die Herbergsschilder in der Wollenwebergasse und im Historischen Verein, sowie die Gitter am Wiesikeschen Hause und an dem Erbbegräbnis bei St. Nikolai.

Malerei.

Unter den Werken der Malerei nehmen zunächst einige Bruchstücke monumentalen Wandschmucks unsere Beachtung in Anspruch. Die noch dem 13. Jahrhundert angehörigen ornamentalen Reste in St. Nikolai sind freilich kaum als Kunstleistungen im eigentlichen Sinne zu bezeichnen. Besser sind die gut gezeichneten Friese in der Höhe der Gewölbeanfänge der Bunten Kapelle am Dome (Abb. 219 u. 220), von deren weiterer ursprünglicher Ausmalung uns leider keine zuverlässigen Spuren geblieben sind. Auch die anziehenden kleinen figürlichen Umrißbilder im frühgotischen Hause der Neustadt entstammen noch dem 13. Jahrhundert. Sie erinnern zu sehr an die in gleicher Technik ausgeführten Bildnisfiguren im Kreuzgange des Magdeburger Domes, um nicht eine vorbildliche Einwirkung von dorther anzunehmen. Erstaunlich ist die Anspruchslosigkeit der hier angewendeten Mittel, die auf Farbe vollständig verzichtet und andererseits selbst in dieser bescheidenen Aufgabe ein hohes Streben nach Monumentalität bekundet. — Aus den späteren Zeiten des Mittelalters sind nur wenige zerstreute Reste im Dome, St. Katharinen[1]), St. Johannis, St. Gotthardt und im Dorment von St. Pauli erhalten. Auch die neuere Zeit bietet außer der v. Saldernschen Wanddekoration an der Nordwand von St. Gotthardt an Malereien nichts Nennenswertes.

---

[1]) Hier wurden zu den schon früher sichtbaren Resten einer Golgathadarstellung an der nördlichen Chorwand gelegentlich der Wiederherstellung des Innern i. J. 1911 noch weitere Wand- und Gewölbemalereien aufgedeckt. Sie gehören dem Anfange des 15. Jahrhundert an. Einige Proben geben die beistehenden Abbildungen XXXVII—XL.



Abb. XXXVII. Wandmalerei in der Katharinenkirche (St. Katharina und St. Amalberga).
(nach einer Aufnahme des Architekten Blaue).

Bei der Betrachtung der Tafelmalerei müssen wir von den z. T. ja hervorragenden, aber doch erst spät hierher verschlagenen Gemälden der Wredowschen Kunstsammlung absehen. Die weitaus größte Zahl der Werke dieser Gattung ist in den Altären und Epitaphien namentlich des Domes und der Gotthardtkirche erhalten. Neben vielem Unbedeutenden findet sich darunter doch auch eine Anzahl beachtenswerter figürlicher Darstellungen fast ausschließlich religiösen Inhalts, die zu einer Erläuterung der Tafelmalerei vom letzten Drittel des 14. Jahrhunderts bis ins 18. Jahrhundert einiges brauchbare Material beitragen.

Bezüglich der Entwicklung des Altaraufbaues im frühen Mittelalter ist zum Verständnis der höchst eigenartigen Anordnung des früheren Hauptaltars im Dome folgendes zu bemerken. Er zeigt den Flügelschrein noch in einem Vorstadium, noch abhängig von der älteren Auffassung des Reliquienaltars. Die frühere rein architektonische Gestaltung der Reliquienaltäre von der Form, wie wir sie z. B. noch in dem schönen Altaraufbau der Elisabethkirche zu Marburg finden, leidet an einer gewissen Leere und konnte, selbst wenn seine Gehäuse mit Reliquienbehältern gefüllt wurden, den religiösen Sinn so wenig wie den künstlerischen dauernd befriedigen. Alles drängte vielmehr dahin, der Welt von hohen Gedanken

und Vorstellungen, welche diese heilige Stätte erfüllte, einen würdigen sichtbaren Ausdruck zu verleihen. Die Malerei, durch die mauerauflösende Tendenz der gotischen Bauweise ohnehin in ihrem bisherigen Schaffensfeld geschmälert, kam diesem Streben mit ihren inzwischen bedeutend vervollkommneten Leistungen hilfreich entgegen. Sie eroberte sich im Verein mit der Schnitzkunst rasch den bedeutungsvollsten Gegenstand der ganzen Kirchenausstattung und entfaltete an ihm den ganzen Reichtum ihres Gestalten- und Farbenkreises. Jener älteste Brandenburger Altaraufbau bekundet durch seine Herkunft aus einem der frühesten zunftmäßigen Kunstzentren des Mittelalters, nämlich Prag, wie die Verbreitung der Flügelaltäre gerade durch den Aufschwung der Tafelmalerei gefördert wurde.



Abb. XXXVIII. Wandmalerei in der Katharinenkirche (Maria mit dem Kinde).
(nach einer Aufnahme des Architekten Blaue).

Der böhmische Einfluß, welcher sich bei diesem Altar in entschiedener Weise geltend machte, beruhte nicht allein auf der allerdings gerade damals dominierenden Bedeutung der böhmischen Künstler, sondern, wie die politischen Verhältnisse es nahe legen, auf mancherlei Beziehungen zwischen der Mark und Böhmen. Beides war nicht von Dauer, und so blieb diese Erscheinung auch unter den Kunstwerken Brandenburgs vereinzelt, ja ganz ohne weitere Nachwirkungen. Durch das ganze 15. Jahrhundert beherrschen deutsche Schulen das Feld der Tafelmalerei wie der Schnitzerei.

Der gegenstandlose, einfarbige, meist in Gold gehaltene Hintergrund, gegen den sich die Figuren umso vollfarbiger in fast harten Umrissen absetzen, zeichnet den älteren strengen Stil aus. Zu ihm gesellt sich meist eine liebevolle, höchst sorgfältige Behandlung nicht nur der Köpfe, sondern auch der Gewänder, der Kleidung, Rüstung und alles Beiwerks, bei denen reiche Stoffmuster, feiner Goldaufputz und Schrift keine unerhebliche Rolle spielen. Die Treue in allen diesen Dingen, die spröden, z. T. noch unbeholfen wiedergegebenen Formen, der im übrigen schlichte



Abb. XXXIX. Wandmalerei in der Katharinenkirche (nach einer Aufnahme des Architekten Blaue).

Vortrag, die etwas kleinliche Malweise und spitze Pinselführung gestatten, einige dieser Tafeln noch in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts zu setzen.

Doch schon 1474 belebt sich an den äußeren Flügeln des Wegerschen Altars der Katharinenkirche der Hintergrund; eine reiche landschaftliche Ferne mit burgengekrönten Hügeln und befestigten Städten in den Tälern tut sich auf und rundet die dargestellten Vorgänge zum Bilde ab. Diese spielen nur im nächsten Vordergrunde. Die menschliche Figur wird daher noch nicht von der perspektivischen Wirkung betroffen.

Während die Figuren der Schnitzaltäre im allgemeinen noch lange an der strengen vorwärts gerichteten Stellung festhalten, wenden sich die der gemalten Tafeln in gefälliger Drehung seitwärts, ja werden mit Vorliebe zu zweien zusammengestellt und, wie zum Ausdruck innerer Beziehungen, einander zugewendet.

Derart sind auch die schönen inneren Flügelgemälde des Lehniner Altares im Dom von 1518. Der Realismus der Darstellung erstreckt sich nur auf die kräftig modellierten Figuren und den Fußboden aus Marmorplatten. Der Hintergrund verharrt in althergebrachtem Goldtone mit zarter Reliefierung. Von den Köpfen sind namentlich die weiblichen recht gut gelungen und bekunden einen Wandel im Ideal der weiblichen Schönheit; doch ist die Stirn der heiligen Ursula immer noch sehr hoch. Die weiten Mäntel schlagen wenige große und ruhige Falten. In den Händen ist ein Streben nach zierlicher Stellung der Finger bemerkbar. — Die in der Farbe weniger wirkungsvollen Bilder der Rückseiten mit blauem, himmelartig wirkendem Hintergrunde weisen außerdem an Landschaftlichem nur noch den zierlich mit Gräsern und Blumen geschmückten Boden auf.

Auf dem Gebiete der Altäre schafft weder die Reformation noch die bald nach ihrem Siege eintretende neue Stilrichtung der Renaissance sofort einen neuen Typus. Das zeigt der einstige Hauptaltar der Gotthardtkirche, der, 1559 errichtet, im wesentlichen noch die Grundform des bis dahin allgemein herrschenden Flügelaltars beibehält. Die Malerei, welcher hier fast allein die Ausschmückung zufiel, bedurfte freilich des Schreines ebensowenig wie der protestantische Altar Räume für Reliquien-



XL. Wandmalerei in der Katharinenkirche (nach einer Aufnahme des Architekten Blaue).

behälter nötig hatte. So wurde der Schrein zum einfachen Tafelaufbau. Der Inhalt dieser Tafelmalereien zeigt ähnliche Neuerungen wie die Reliefs der steinernen Epitaphien: statt Schildereien aus dem Heiligenleben solche aus dem alten und neuen Testament. Auch ihr künstlerischer Charakter ist verändert. Um diese Zeit scheint es vornehmlich die damals in Norddeutschland an Bedeutung gewinnende sächsische Schule gewesen zu sein, deren Richtung und Art sich allgemein und daher auch an den Altären geltend machte, wenn wir dabei auch an so hervorragende Werkstätten wie die des Lukas Cranach kaum jemals denken dürfen. So begegnet uns als Künstler des Hauptaltarbildes von St. Gotthardt ein Leipziger Maler namens Wilhelm Gulden.

Ein weit größeres Feld der Betätigung als an den wenigen damals neu errichteten Altären findet die Malerei indessen nun an den hölzernen Epitaphien, welche bald nach Einführung der Reformation Gegenstand zahlreicher Stiftungen wurden und in manchen Kirchen, wie z. B. St. Gotthardt, durch ihre große Anzahl und ihren beträchtlichen Umfang an dem Eindruck des gesamten Innern einen sehr wesentlichen Anteil gewannen. Alle sind in ziemlicher Höhe hängend an Wänden und namentlich an den freistehenden Pfeilern angebracht. Durch ihre Komposition geht ein ziemlich gleichförmiger Zug. Sie bestehen im wesentlichen aus vier Hauptteilen: einem konsolartigen Beginn, einem niedrigen predellenartigen Querstück, einem mittleren Haupt-

teile in Hochformat und einem stark eingezogenen Aufsatzstücke. Innerhalb dieser durch einen mehr oder weniger reichen architektonischen und ornamentalen Aufbau gegliederten Komposition finden sich nun meist drei Gemälde, welche den Verhältnissen der drei letztgenannten Teile entsprechen und häufig untereinander in gewissen inhaltlichen Beziehungen zu einander stehen. Das untere Querbild enthält meist in kleinem Maßstabe die Gestalten der ganzen Familie, wie bei den Steinepitaphien nach Geschlechtern getrennt, zu beiden Seiten des Gekreuzigten knieend, vor einem architektonischen oder landschaftlichen Hintergrunde. Das Gemälde im oberen Aufsatze zeigt gewöhnlich eine dem geringeren Umfange entsprechende knappe Darstellung, meist nur eine einzelne Figur, etwa die des auferstehenden Heilands, oder Gottvater oder auch wohl die Dreieinigkeit. Mannigfaltig sind die Vorwürfe des Hauptbildes, doch sind es fast immer Gegenstände aus der heiligen Geschichte oder der evangelischen Heilslehre.

Die künstlerische Art dieser Gemälde weist ebenfalls auf sächsische Einflüsse. So finden wir bei dem Epitaph, welches am besten das Wesen dieser Gattung zum Ausdruck bringt, dem des Bürgermeisters Petrus Weitzke (Abb. 15), als Hauptbild eine Darstellung, die einem Vorbilde Cranachs nachgeahmt scheint, obwohl sie einem um 1585 in Brandenburg auftretenden und sonst in der Kunstrichtung des niederländischen Malers Martin Voß arbeitenden Künstler, dem Thomas Heren aus Emden, ihre Entstehung verdankt. Die Komposition zeigt sich hier auf bedeutend höherer Stufe als in einem in Gotha befindlichen Cranachschen Bilde verwandten Inhalts und steht auch sonst über den beiden noch in St. Gotthardt vorhandenen Gemälden Herens. Der gleichen Richtung gehören noch mehrere Epitaphbilder dieser Kirche an, unter denen auch Gulden, der Leipziger Maler des früheren Altars, wieder vertreten ist. Nur vereinzelt kommt, wie z. B. in dem Bilde des von der Hageschen Epitaphs und einem Madonnenbilde der Katharinenkirche, italienischer Charakter zur Geltung. Der weiter fortschreitenden Zeit entspricht leider keine gleichkommende Erhebung der künstlerischen Bedeutung der Tafelmalerei. Als koloristisch schwache Leistungen sind namentlich die wohl dem gleichen Meister angehörenden Bilder der Himmelsleiter Jakobs im Chor und des himmlischen Jerusalems in der westlichen Südkapelle der Gotthardtkirche zu bezeichnen.

Aus der Gesamtheit all dieser Gemälde tritt uns zwar keine bedeutende eingesessene Künstlererscheinung entgegen, aber — namentlich wenn wir die Altargemälde in Betracht ziehen — ein immerhin schätzenswerter Bestand an Stücken, die sorgfältiger Pflege würdig sind, weil sie, wenn auch nicht von der gefälligen Linienschönheit und dem verfeinerten Farbenreiz neuzeitlicher Werke, doch oft genug in der weniger ansprechenden Schale den gesunden Kern eines tieferen Gemütslebens in sich schließen.

An Glasmalereien besitzt nur der Dom und die Paulikirche bedeutendere Reste. Daß jener bereits bei seiner ersten Erbauung farbige Fenster bekommen habe, ist unter den damaligen Verhältnissen kaum anzunehmen, obschon sich die Blüte der alten Glasmalerei gerade damals zu entfalten begann.

Abgesehen von der z. T. sehr reizvollen ornamentalen Verglasung in der oberen Hälfte des mittleren Domchorfensters gehören die figürlichen Reste drei verschiedenen Entwicklungsstufen der Glasmalerei an. Nur ein sehr nachgedunkeltes Stück einer Maria mit Kind könnte etwa der älteren Gattung mit einzelnen Standfiguren zugewiesen werden.

Von größeren, zusammenhängenden, alten Teilen dürften die figürlichen Malereien des mittleren Chorfensters von St. Pauli die frühesten in Brandenburg sein (Taf. 30 rechte und linke Seite). Die einen wohlgeordneten Zyklus bildenden typologischen Darstellungen von kleinem Maßstabe sind in den beiden seitlichen Reihen des dreiteiligen Fensters in Form von Medaillons einem fortlaufenden, ornamentalen Friesmotiv eingefügt. Die diesen gleichzeitige und ebenfalls dem 14. Jahrhundert angehörige Mittelreihe zeigt bereits den Übergang zu dem damals aufkommenden Motiv architektonischer Umrahmung der einzelnen, durch die Windeisen gebildeten Felder, dessen weitere Entwicklung wir dann bei einer größeren Zahl von Feldern des Domchorfensters beobachten können. Die früher rein malerisch in der Fläche entworfene und oben mehr oder weniger frei endigende Architektur endigt hier jedesmal unter dem Windeisen kurz, ja fast friesartig, wofür meist perspektivisch gezeichnete Deckenbildungen von sechseckigen Innenräumen benutzt sind.

Die dritte und späteste Gattung verzichtet schließlich ganz auf das architektonische Element, ja selbst die so wesentlichen hellen Trennungsstreifen gegen die Pfosten fallen nun fort; der Maßstab des Figürlichen wird größer, an Stelle der früheren Einzelfiguren von ruhiger Haltung treten jetzt z. T. leidenschaftlich bewegte, öfter unter Hinzufügung von Nebenfiguren. Soweit die jetzige willkürliche Zusammenstellung der Felder ahnen läßt, haben wir es hier schließlich mit Teilen einer größeren, über eine Anzahl Felder ausgedehnten Komposition zu tun, wie sie seit dem 16. Jahrhundert bevorzugt wurde.

Auch unter den vorherrschend ornamentalen Resten nehmen die fast nur aus Kreisen gebildeten in St. Pauli wegen ihrer strengen Anordnung und Linienführung das höhere Alter vor den schon mehrfach aus leichterem Stab- bezw. Bandwerk gebildeten des Domes in Anspruch. In der Ausschmückung der Fenster wie im Bauwesen scheinen die Unternehmungen der Dominikaner für die Herren vom Domkapitel anregend und vorbildlich gewirkt zu haben.

Einen für unsere östlichen Gebiete seltenen Schatz besitzt Brandenburg in seinen Miniaturmalereien des 13. Jahrhunderts im Dome, von denen man vielleicht sogar annehmen darf, daß sie in Brandenburg selbst entstanden sind. Die Donatorenfigur des Rutgerus scheint dies wenigstens für das Epistolar (Taf. 69) zu bestätigen. Die bildlichen Szenen dieser Miniaturen erinnern in der monumental-dekorativen Art, in welcher sie wohl unbewußt der älteren Wandmalerei und Mosaikkunst folgen, noch stark an byzantinische oder südliche, von dorther beeinflußte Vorbilder. Ihre strenge Anordnung in diesem Sinne, sowie die Wiederkehr bedeutender Bestandteile und ganzer Figurengruppen in der überlieferten, typischen Gestaltung weist dahin zurück. Vorwürfe, welche sich häufig wiederholen, wie der auf Taf. 73 abgebildete Einzug Christi in

Jerusalem, lassen dies besonders deutlich erkennen. Die Verwandtschaft mit der etwa 100 Jahre älteren Darstellung des Vorgangs in den Mosaiken der Capella Palatina in Palermo ist fast noch größer als mit der im Dome zu Gurk, die etwa gleichzeitig ist. Die kompakte Gruppe der Jünger, der Palmbaum mit den Knaben darin, die Wohnung der in der Tür stehenden Juden finden sich hier in gleicher Reihenfolge und Anordnung, ja selbst die Haltung und der Gang der Eselin sowie die einzelnen Bewegungsmotive der die Kleider ausbreitenden Jugend stimmen überein. Das Eigene des nordischen Malers macht sich indessen geltend in der gewissenhaften Wiedergabe des Beiwerks, besonders des Handwerkszeugs (Beil) und aller Attribute von handgreiflicher Art (Schlüssel des Petrus), zu denen namentlich die nirgends vergessenen Spitzhüte der Juden zählen. Aus den weitgeöffneten Augen spricht die starke Spannung des Gemüts, selbst bei ruhiger Körperhaltung. Doch beinträchtigt das Streben nach Deutlichkeit und kräftigem Ausdruck in den Köpfen wie im Faltenwurf der Gewänder die Schönheit und den Adel der Zeichnung, welche einen hervorstehenden Zug der Vorbilder ausmachen. Die beiden Codices im Dome mit ihrem farbig figuralen Schmuck blieben für alle Zeit ohne Nachfolge in Brandenburg, wenn wir nicht annehmen wollen, daß beim Brande der Bibliothek des Klosters oder im Dreißigjährigen Kriege Erzeugnisse dieses Kunstzweiges zugrunde gegangen sind.

Im Anschluß an die Malerei sei hier des prächtigen Gobelins (Taf. 11) gedacht, der den Chor der Gotthardtkirche ziert. Durch den Gegenstand der Darstellung, die Jagd nach dem Einhorn, steht er zwischen zwei in der spätmittelalterlichen Gobelinweberei gleich beliebten Gattungen von Vorwürfen; sie bestehen einerseits bis ins 15. Jahrhundert in Gruppen von einzelnen Figuren und Fabeltieren, andrerseits gegen Schluß des 15. Jahrhunderts in Darstellungen aus dem höfischen Leben, wie z. B. Szenen aus Jagd, Turnier und Spiel. Die Tracht ist die des 15. Jahrhunderts und deutet auf das Rheinland oder Frankreich.

Die große, als Altardecke gebrauchte, farbige Leinenstickerei im Antiquarium des Domes ist als ein seltenes Stück mittelalterlicher Nadelmalerei zu schätzen und vielleicht in einem der märkischen Nonnenklöster entstanden. In dem altertümlich strengen Entwurf herrscht noch der Kreis als Grundform, wie einst allgemein bei romanischen Teppichen und Behängen sowie vielen byzantinisch-romanischen Gewebemustern. Trotzdem darf der Behang frühestens ins 13. Jahrhundert gesetzt werden.

In der Mark wohl einzig dastehend ist die Sammlung der mittelalterlichen liturgischen Gewänder und Stoffreste, welche teils im Antiquarium, teils in der Sakristei des Domes aufbewahrt und durch einige Stücke in der St. Gotthardtkirche vermehrt wird. Sie enthält Kaseln, Dalmatiken, Pluvialen, ja einige ganze Kapellen, doch nur aus spätgotischer Zeit, wo ihre Entwicklung bereits abgeschlossen war, aus dieser aber in um so glanzvollerer Vertretung. Einige der Kaseln sind besonders durch reiche Seiden- und Goldstickerei ausgezeichnet. — Die Stoffmuster reichen bis ins 14. oder gar 13. Jahrhundert zurück. Zu den ältesten zählen einige jener aus süditalischen Webereien stammenden Stoffe mit Mustern von sarazenischem Charakter, die entweder in Streifen (Abb. 221) oder in Gruppen mit senkrechter Symmetrie-

achse (Abb. 224) oder endlich in steil schräg ansteigenden Zügen (Abb. 226) angeordnet sind. Während die beiden ersten Arten noch an den Motiven von Löwen, Adlern, Hunden und Huftieren, von schönen Palmetten bezw. Bäumen in umschlossenem Garten festhalten und sich durch eine gleichmäßig strenge Verteilung der Flächen und überaus edle Linienführung auszeichnen, tritt bei der dritten Art zuweilen ein Rhythmus von Motiven stark abweichenden Maßstabes und sehr ungleicher Flächenwirkung hervor. Auch verraten die Keime des Granatapfels daran schon den Übergang zu einer neuen Geschmacksrichtung. Sie zeitigte das während des 15. Jahrhunderts in hundertfacher Abwandlung durchgearbeitete Granatapfelmuster großen Stiles, für dessen Entwicklung die Brandenburger Kaseln einige schöne Beispiele liefern. Sie gehören meist französischen Samten und Brokatstoffen an, und es ist beachtenswert, wie die Muster mit den einseitig in Wellenlinien ansteigenden Stammzügen in Stücke zerschnitten sind, um sie und ihre herrlichen großen Ananasmotive in ganz streng symmetrischer Anordnung wieder zusammenzusetzen. Unter ihnen sei die Kasel mit der Stickerei des Schwanenordens auf dem Rücken als ein besonderes Prachtstück hervorgehoben.



Abb. XLI. Ansicht vom Dom Brandenburg von Norden (1908).

Topographie.

I. Abbildungen und Pläne.

Die Darstellungen der Stadt oder einzelner Teile ihrer dreigliedrigen Gruppe reichen nur bis ins 16. Jahrhundert zurück. Während andere Städtebilder dieser Zeit gewöhnlich in Gestalt von Vogelperspektiven oder langgedehnten „Prospekten" erscheinen, begegnen uns hier gleich am Anfang der Reihe einige durchaus malerisch aufgefaßte Teilansichten, die uns engumgrenzte Stücke aus dem nordwestlichen Gebiete der Altstadt in farbiger Darstellung vorführen.

Die älteste von ihnen ist in der Originalhandschrift der Chronik des Zach. Garcäus von 1582 in der fürstlichen Bibliothek zu Wernigerode enthalten. Es ist ein in Wasserfarben gemaltes Bild, dem offenbar eine unmittelbare Aufnahme nach der Natur zugrunde liegt. Ihr Standpunkt läßt sich annähernd an einem der westlichen Fenster des Gotthardtturmes bestimmen. Das Bild enthält zunächst im Hintergrunde eine Übersicht der Marienkirche und der benachbarten Klostergebäude, sodann weiter vorn die Mauer- bezw. Tortürme des nordwestlichen Teiles der Stadtbefestigung und im Vordergrunde die an der Westecke des Kirchplatzes von St. Gotthardt stehenden Gebäude in annähernd richtiger Wiedergabe. Kopien des Bildes sind auch in andere Garcäushandschriften übergegangen (vgl. darüber Tschirsch im 26.—27. Jahresberichte des Hist. Ver. zu B., S. 90—95).

Auch das zweite Bild stellt den Marienberg und Teile jener Tortürme dar, aber in entgegengesetzter Richtung aufgenommen und daher mit Einschluß der Gotthardtkirche. Es bildet den Hintergrund des Trebawschen Epitaphbildes von 1586 in St. Gotthardt. Ein Ausschnitt davon unter Ausschluß der Marienkirche ist in Abb. 1 wiedergegeben.

Ebenfalls noch dem 16. Jahrhundert, vermutlich der Zeit zwischen 1585 und 1592, gehört ein im Rathause der Neustadt befindliches stark nachgedunkeltes Ölge-

mälde auf Leinwand an. Das bei älteren Städtebildern häufige Schwanken im Standpunkte beeinträchtigt einigermaßen den Wert auch dieses Bildes, dessen prospektartige Darstellung links mit dem Marienberge beginnt und zum ersten Male alle drei Hauptteile der Gesamtstadt umfaßt. Der Maßstab der einzelnen Gebäude ist dadurch kleiner ausgefallen, als man wünschen möchte.

Das im ehemaligen Dechaneigebäude des Domes befindliche Gemälde von gleichem Umfang und Standpunkt beruht im wesentlichen auf dem vorigen.

Eine kleine Ansicht der Stadt von etwa 10 cm Länge in der 1548 zuerst erschienenen Kosmographie von Münster macht nicht im geringsten den Eindruck von Naturwahrheit. Als ein besonderes Mißgeschick ist es anzusehen, daß Brandenburg durch einen Irrtum im Merianschen Werke leer ausgegangen ist. Die dort gegebene Abbildung stellt ein Städtchen gleichen Namens am Frischen Haff dar. Der gleichen Verwechselung begegnen wir in dem 1716 zu Leipzig erschienenen Werke: Schauplatz von 93 berühmten Städten (vgl. darüber Tschirsch im 26.—28. Jahresberichte des Hist. Ver. zu B., S. 91f.).

Fast ebenso schlimm steht es mit dem um 1730 entstandenen Stich von Bröbes, dessen Standpunkt im Osten der Stadt liegt. Der im Vordergrunde gezeichnete Dom mit Domkirche, Peterskirche und Stiftsgebäuden beruht lediglich auf Erfindung im Sinne eines steifen Barock. In der Gegend der Forderstraße ist eine Kirche gezeichnet, die nie bestanden hat.

Um so mehr erfreut der mit großer Sorgfalt in den Jahren 1722—1724 von Hedemann aufgenommene Plan der Stadt (Taf. 35) im Maßstab 1:1500, dem leider die nähere Ausführung des Domgebietes fehlt, so weit es nicht mit zur Stadt rechnet. Trotz dieses Mangels ist der Hedemannsche Plan mit seinem Register weitaus die wichtigste und zuverlässigste Grundlage für alle topographischen Fragen. Die Einzelheiten sind mit Genauigkeit gezeichnet, so namentlich die Straßen mit ihren Erweiterungen und Verengerungen, die Grundstückeinteilung, die Befestigungsringe und Wasserläufe. Der Plan wird ergänzt durch die ebenfalls 1722—1724 angefertigte, vierteilige „Generalcharte" mit weiterer Umgebung (Stadtarchiv VII, 1). Ebendort befindet sich eine später mehrfach abgeänderte Kopie des Hedemannschen Planes.

Die zwar kleine, aber wertvolle Vogelschau der Stadt von D. Fincke aus dem Jahre 1730, welche im Jahre 1732 Gottschlings „Beschreibung der Stadt Alten-Brandenburg" beigegeben wurde, zeigt die drei Bestandteile der Gesamtstadt klar, doch in starker Verkürzung und ohne Genauigkeit in den Umrissen. Aus den durch Schraffierung bezeichneten bebauten Flächen erheben sich die Hauptgebäude in perspektivischer Darstellung, die freilich bei dem kleinen Maßstabe ebenfalls keinen hohen Grad von Genauigkeit erreicht.

Ein Ölgemälde auf Leinwand von 1740 im oberen Vorplatze des Rathauses, das aus dem Besitze des Schöppenstuhles stammt, stellt die Stadt bei tiefliegendem Augenpunkte dar und bietet für ihre topographische Erscheinung keinen Anhalt.

Ein Plan der Stadt aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, der aus dem Nachlasse des Baurat Gossow in den Besitz des Historischen Vereins übergegangen ist,

kommt dem Hedemannschen gegenüber wenig in Betracht. Bezeichnend für seine Darstellungsweise ist die rosettenförmige Signatur der Gärten (abgebildet in Gurlitt, Hist. Städtebilder, Ser. I, Heft 3, S. 23).

Der kleine Kuhlmeiersche Plan der Stadt nebst Umgebung von 1767 im Stadtarchiv beruht anscheinend auf den Hedemannschen Arbeiten und bietet schon des kleinen Maßstabs wegen nichts Neues von Bedeutung.

Ein von G. Schulze im Jahre 1782 aufgenommenes Kärtchen im Städtischen Archiv zeigt uns die Stadtmauer und die doppelten Gräben mit den Bleichplätzen und Tuchmacherrahmen auf der Strecke vom Neuen Tor bis zur Wasserpforte in größerem Maßstabe und aller wünschenswerten Ausführlichkeit.

Der vom Regierungskondukteur Schneider im Jahre 1824 aufgenommene „Situationsplan" gibt eine deutliche Vorstellung von der Bebauung der damals noch jungen Vorstadt Venedig.

In die Zeit um 1830 fällt die in der Festnummer des Brandenb. Anzeigers (1909) wiedergegebene und irrtümlich auf 1809 gesetzte Stadtansicht.

Ein Ölgemälde, das dem Magistrat im Jahre 1898 von Berlin zuging und die Stadt gegen das Jahr 1850 vom Marienberge aus darstellt, ebenso wie einige Stiche und Lithographien haben für die hier geltende Betrachtung nicht den Wert wie der in Abb. 265 od. Taf. 75 wiedergegebene Plan aus dem Heffterschen Wegweiser durch Brandenburg. Er gibt eine klare Übersicht über die Gesamtstadt einschließlich des Domes und zeigt, daß ihr Umfang bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts die alten Befestigungen eigentlich nur zwischen beiden Städten überschritten hat. Die Legende des Planes ist überdies nützlich für unsere Kenntnis der Straßennamen.

II. Geschichtliche Ortsbeschreibung.

A. Dom.

Lage im Bruch.

Der Beetzsee, welcher sein langes Becken von Norden her bis gegen Brandenburg streckt und hier seine Wasser mit denen der Havel vereinigt, schließt mit dieser einen zungenförmigen Streifen Landes ein, der erst durch den Rückgang des Sees allmählich breiter geworden ist und von der in mehrere Arme aufgelösten Havel durchbrochen wird. Zwischen den beiden südlichen von ihnen liegt mitten im Überschwemmungsgebiet von See und Havel eine flache Insel, deren festgründiger mittlerer Teil von wässrigen Wiesen umgeben ist. Auf ihr hatte sich im Schutze all dieser breiten Wasserflächen wohl schon in Urzeiten eine Fischeransiedlung gebildet. Hier sind jedenfalls die ersten Anfänge Brandenburgs zu suchen.

Westlich davon erhob sich gegenüber am rechten Havelufer ein Hügel, der den Namen Harlunger Berg führte und dessen Nähe für die Siedlung gewiß nicht ohne Bedeutung war. Ob auf seiner Höhe schon die heidnischen Germanen ihren Göttern geopfert hatten — wer kann es sagen? In der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends aber hatten die Wenden hier dem Triglav ein Heiligtum geweiht. Schon damals mußte jener Ort auf der Insel, der bereits im 10. Jahrhundert Sitz eines Wenden-

fürsten war, einen gewissen Ruf genossen haben, so daß ihn König Otto I. für würdig hielt, ihn zum Mittelpunkt eines weitausgedehnten Bistums zu machen.

Eine uralte Heerstraße führte von Magdeburg her gen Nordosten ins Slavenland. Sie zog sich südlich vom Plauer See und der unteren Havel nach der Insel. In ihrer von hier zunächst nördlich gerichteten Fortsetzung überschritt sie zwei in den urkundlichen Nachrichten zuweilen als Lanken bezeichnete Nebenarme der Havel, den südlicheren, durch die Ausläufer des Marienberges südwärts gelenkten bei der späteren Burgmühle, den nördlichen, in den Beetzsee mündenden, bei der Krakauer Mühle. Das Dorf, welches dieser den Namen gab, war ihr nächstes Ziel; von hier lief sie nunmehr auf festem Boden in nordöstlicher Richtung nach der Gegend des späteren Berlin zu. Diese Landstraße erhielt um so größere Bedeutung, als die Havel wegen ihres eigentümlich gebogenen Laufes für einen weitreichenden Schiffahrtsverkehr in dieser Richtung ungeeignet war. Heerstraße uber die Insel.

Bei der Gründung des Bistums i. J. 948 war dem Domstift der nördliche, breitere Teil der Insel als Besitz zugewiesen worden. Die Anlage der bischöflichen Kathedralkirche und der zugehörigen Stiftsgebäude rief im Zuge jener Straße innerhalb der Insel eine leichte Abschwenkung nach Nordosten hervor. Sie führte hier die Bezeichnung Großer Domkietz. Östlich vom Kloster, durch die Straße von diesem getrennt, finden wir die kleinen hufenlosen Grundstücke der Fischer, die von jeher einen wesentlichen Bestandteil der Bewohnerschaft der Insel bildeten. Ihr südlicher, im landesherrlichen Besitz gebliebener Teil trug den Namen Markgräflicher Kietz oder Woltitz, bis ihn i. J. 1319 die Neustadt erwarb und ihn Neustädter Kietz nannte. Er lag vor der „urbs“ Brandenburg zur Rechten, wenn man von dieser zur Neustadt ging, und bildete 1378 eine für sich abgeschlossene Gemeinde mit eigenem Schultheiß und Schöffen. Der Domkietz. Der Woltitz.

Die ursprüngliche Lage des Klosters im Norden der Insel, sein Umfang und seine Grenzen sind durch die Jahrhunderte seines Bestehens im wesentlichen die gleichen geblieben. Sie werden im Abschnitt Dom Brandenburg (S. 323f) auf Grund des urkundlichen Materials beschrieben. Das Kloster.

An der Insel oder doch an gewissen Teilen derselben blieb bis gegen die neueste Zeit der Name Burg B. haften. Sie bildete eine von der Natur so begünstigte Wasserfeste, daß im frühen Mittelalter zu ihrem Schutze eine künstliche Befestigung kaum nötig war. Die wenigen Vorkehrungen, welche zur Zeit der Wenden diesem Zwecke gedient haben mögen, waren gewiß einfachster Art und entbehrten ohne Zweifel massiver Werke. Indessen führte der Ort von Alters her die Bezeichnungen urbs und castrum und i. J. 1179 legte Markgraf Otto I. dem Domkapitel auf, an der gemeinsamen Befestigung der Stadt (communi aedificatione urbis Br.) mitzuwirken. Die Urkunde von 1238 über den Vergleich zwischen Bischof und Markgrafen setzt andrerseits noch den Fall: „wenn es sich ereignen sollte, daß die urbs B. befestigt werden müßte“, und scheint damit anzudeuten, daß sie es noch nicht war. Das Domkapitel wurde damals zur Befestigung seines Teiles der „urbs“ verpflichtet. Indessen erhielt die Insel höchstwahrscheinlich niemals eine umfassende Befestigung mit Ring- Burg Brandenburg.

mauern und Türmen. Von einer solchen monumentalen Umschließung mit einer Wehrmauer hätten sich bei den wenig veränderten Verhältnissen des Ortes Spuren irgendwelcher Art erhalten; doch fehlen solche gänzlich.

Eine markgräfliche Burg im Sinne eines befestigten Schlosses ist auf der Insel schwerlich nachzuweisen. Sie und die Wohnstätten der gegen 1200 genannten Burgmannen müßten südlich vom Kloster in der Gegend des Petrifriedhofs gesucht werden. Hier stand höchstwahrscheinlich die 1238 und 1254 genannte „capella de Brandeburch", die bis dahin im Besitze der Markgrafen und vermutlich die alte Burgkapelle gewesen war. Hier hatten wahrscheinlich auch die seit 1162 genannten castellani oder Burggrafen ihren Sitz. In nächster Nähe wuchs die uralte Linde, unter der sich die Richtstätte für die zum Tode durch das Schwert Verurteilten befand, denn hier vor dem „Pforthause" (Eingangstor) des Klosters lag „dat bleck by Sunte Peter" (1412), auf welchem noch bis ins 17. Jahrhundert Hinrichtungen mit dem Schwerte stattfanden, während für solche am Galgen das Hochgericht auf dem Wasenberge bei Mötzow (nördlich von B.) bestimmt war.

Die Burgkapelle.

Die Richtstätte.

Die Bezeichnung „Burg Brandenburg" hatte wohl schon im 13. Jahrhundert nur traditionelle Bedeutung. Sie wurde später willkürlich auf das Dorf Dom-Brandenburg übertragen, ja zuweilen auf das Kloster, wenn z. B. die Petrikapelle als „vor der Burg" gelegen bezeichnet wird, oder gar (1693) auf die Propstei (Gebauer, Festschrift, S. 47 Anmerk. 2). Letzteres scheint darauf zurückführbar, daß die Markgrafen in späterer Zeit bei ihren Ablagern in der Propstei wohnten, wodurch diese im weltlichen Sinne das Hauptgebäude des Klosters wurde.

Die Burg im späteren Sinne.

Ist es nun schon schwer, für das 12. Jahrhundert eine Burg auf der Insel nachzuweisen, so fehlt es für das Bestehen einer städtischen Anlage neben dem Kloster und den Wendenkietzen noch mehr an irgendwelchen bestimmten Anzeichen. Vielmehr scheinen außerhalb des Klosters von jeher und bis in die neuste Zeit in jeder Beziehung unentwickelte Verhältnisse bestanden zu haben, die nicht über den Charakter des Dorfes hinausgediehen sind.

In seiner Umgebung sind einige Örtlichkeiten besonders erwähnenswert.

Die Mühlen.

Über die beiden nördlichen der oben erwähnten Lanken führten Dämme mit Brücken an den Stellen, wo sie die Krakauer Straße kreuzten. An der südlichen lag dicht beim Kloster die freilich erst i. J. 1412 vom Kapitel angelegte Burgmühle und an der nördlichen, die nach jenem Hospital den Namen Heilige-Geist-Lanke führte, unweit vom Ostende des „alten" oder Krakauer Dammes die Mühle gleichen Namens, die der Markgraf i. J. 1309 der Altstadt abtrat.

Die Gewässer.

Die Gewässer im Norden und Osten der Dominsel, deren Nutznießung bereits i. J. 1204 dem Domkapitel zustand, waren seit alters für einen umfangreichen und sehr ergiebigen Fischereibetrieb eingerichtet. Die Rechte des Kapitels reichten stromaufwärts bis nach Ketzin zu einer Örtlichkeit, welche Biesebusch hieß. Diese oberen Teile der Brandenburger Havel, namentlich das „Trebbesche water" (Trebelsee) bei den Dörfern Zachow und Deetz dienten der sachgemäß betriebenen Fischzucht des Kapitels als Hegewasser. Erst unterhalb davon begann die Fischerei auf der oberen



Abb. XLII. Ansicht der Altstadt von Südosten (1908).

Havel bis zu einem Orte, der vom 12. bis Ende des 15. Jahrhunderts häufig in den Urkunden unter dem Namen „Vürstede“ vorkommt und unweit Saaringen gelegen haben muß (einige Forscher halten ihn irrtümlich für eine Fährstätte zwischen Dominsel und Neustadt). Von dieser Feuerstätte aus, wo sich vermutlich die Fischer ihr Mahl bereiteten, bis an das Südende der Dominsel rechneten sie auch (entgegen dem heutigen Gebrauch für Brandenburg) die „nedderste Havele“. Zum Fischereigebiete des Klosters gehörten auch die beiden bereits mehrfach erwähnten Verbindungsläufe der Havel mit dem Beetzsee. Unter einer großen Zahl der Fischerei dienender Wehre wird besonders ein „Carpwehr“ (gargusta seu piscium captura) am Südende des Sees unweit der heutigen Homeienbrücke schon 1204 und später öfter genannt.

Die Vurstede. Die Unterhavel. Die Wehre.

Eine Ausbeute ganz anderer Art lieferten die ausgedehnten Graswerder im Osten und Südosten der Insel jenseits der Havel, die unter dem Namen „Heuen“ mehrmals in den Urkunden vorkommen, da ihre Nutzung öfter zu Streitigkeiten zwischen Domkapitel und Neustadt Anlaß gab.

Die Werder.

B. Altstadt.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts finden wir auf dem östlichen Ausläufer des Harlunger Berges, beim Abfluß des fischreichen Beetzsees in die Havel ein Wendendorf namens Parduin. Die Fischerei, der Hauptnahrungszweig der wendischen Bevölkerung, drängte sie jenem wichtigen Punkte bei der jetzigen Homeienbrücke zu, wo man den Fischsegen des Sees mit Hilfe geflochtener Wehre abfangen konnte. Der jetzt an dieser Stelle belegene Altstädter Kietz, im Mittelalter „Wendkietz“ genannt, läßt in seiner Bebauung noch bis heute die Form eines länglichen wendischen Rundlings durchscheinen (siehe den Hedemannschen Plan, Taf. 35). Es ist jene bezeichnende Beutelform mit abgerundetem, weitem Bodenteil und verengertem Halsteil. Die Grundstücke liegen um einen mittleren länglichen Platz, dessen Mündung sich bei der Homeienbrücke auf den „Alten Damm“ (Grillendamm) öffnet. Der Boden des Beutels ist nach der Gotthardtkirche hin durchbrochen. Nach alledem ist kaum ein Zweifel, daß das Wendendorf Parduin eben hier gelegen habe. Bemüht, sein Volk

Das alte Parduin.

mit sich zu den idealeren Anschauungen des Christentums zu erheben, begann der Wendenfürst Pribislaw nahe am Wege zum Harlunger Berge und außerhalb des alten Dorfes die erste christliche Kirche, deren Reste wir noch im Westbau von St. Gotthardt erblicken.

St. Gotthardt.

Die Lage außerhalb des Dorfes sowohl wie die stattliche Größe der ursprünglichen Feldsteinkirche bezeugen, daß sie nicht als Dorfkirche gedacht war, daß vielmehr schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts von ihr aus südwärts neben dem Wendendorfe eine Siedelung begonnen hatte, die eine so bedeutende Kirche benötigte. Zur Seelsorge in der neuen Gemeinde war ein Prämonstratenser-Konvent berufen, der den Bau der Kirche fortsetzte und nicht nur des geistlichen Amtes darin waltete, sondern bei ihr auch seinen Sitz hatte, bis die Konventgebäude des auf der Burginsel neu zu begründenden Domstiftes zu seiner Aufnahme bereit waren. Höchstwahrscheinlich ist das ehemalige Wohnhaus der Brüder bei St. Gotthardt gemeint, wenn 1179 und noch 1209 in den Urkunden von einer curia adjacente bei dieser Kirche gehandelt wird. Sie stand vermutlich annähernd an der Stelle, wo im 15. Jahrhundert Bischof Stechow seinen Wohnsitz errichtete, also auf der Nordseite der Kirche.

Sollte wirklich einmal die Wage geschwankt haben, welchem von beiden Orten, die am Südende des Beetzsees einander gegenüber lagen, die Ehre des Domkapitelsitzes und religiösen Mittelpunktes zufallen sollte, so war mit der Übersiedlung der Prämonstratenser nach der Burginsel das Schicksal Parduins endgültig zu seinen Gunsten entschieden, ja die erste Grundlage zu materiellem Gedeihen und zur ungehinderten Entfaltung eines freien Gemeinwesens gegeben. Nur in rein kirchlicher Beziehung verblieb es fortan noch unter dem Domstifte, durch dessen Niederlassung auf der Burginsel diese ihre frühere weltliche Bedeutung vollständig verlor.

Altstadt und Kietz.

Der altgewohnte Name Parduin ging zunächst auch auf die neue fleckenartige Siedelung bei St. Gotthardt über (vergl. Rietschel, Markt und Stadt, S. 125) und wurde erst allmählich durch den der „Altstadt" verdrängt, seitdem südlich von der Dominsel eine neue bedeutende Ansiedlung entstanden war. Vermutlich schon i. J. 1170 bei Erteilung der Zollfreiheit besaß die Altstadt einen Markt und genoß städtisches Ansehen sowie die Anwartschaft auf eine Hauptstadt des Markgrafen. So begünstigt, überflügelte sie bald das alte Wendendorf, ja schloß es bei Anlage seiner Umwallung aus und drückte es zu seiner Vorstadt, dem Wendkietze herab. Aus dessen Feldern bildete man wohl die 1275 urkundlich genannten „alten Hufen" der Altstadt. Während dieser schon 1280 der Wortzins erlassen wurde, verblieb der Kietz bis zum Jahre 1308 im Besitze des Markgrafen und stets außerhalb der altstädtischen Befestigung, die ihn durch Mauer und Graben auch von St. Gotthardt trennte (siehe den Hedemannschen Stadtplan von 1716, Taf. 35). Das Parduiner Tor (1238: porta quae ducit versus Parduin, Riedel VIII, 153), welches P. J. Meier (Jahresber. des Hist. Ver. zu B., 1908, S. 19) an den Schnittpunkt von Markt und Bäckerstraße verlegt, lag nicht in der Altstadt, sondern auf der Dominsel (siehe Seite CI und 323). Als Vorstadt der Altstadt wird der Wendkietz bereits i. J. 1204 charakterisiert, insofern

darin vor dem Mühltor, also in der Gegend des noch bestehenden Heiliggeist-Spittels, das meist in Vorstädten belegene Hospital St. Spiritus lag.

Der „Alte" und der „Neue" Damm.

Parduin stand mit der Burginsel bis etwa zur Mitte des 12. Jahrhunderts nur durch den „alten Damm", den jetzigen Grillendamm, in Verbindung, den die Straße von Plaue über Brandenburg gen Osten bildete, der aber einen starken Umweg für beide Nachbarorte bedeutete. Er gehörte nachmals zur Hälfte Parduin, zur Hälfte fiel er dem Domkapitel zu. Wohl durch die Entstehung der Altstadt, sowie durch die engeren Beziehungen, welche die Prämonstratenser infolge der Domgründung zwischen Burg und Stadt schufen, stellte sich das Bedürfnis nach einem „Neuen Damme" ein, der geeignet war, den Verkehr auf etwas kürzerem Wege zu ermöglichen. Er war wie der „Alte Damm" Parduin benachbart, gehörte aber ganz dem Domkapitel (Urk. von 1217, Riedel VIII, S. 133), das ihn wahrscheinlich angelegt hatte. Er führte vermutlich etwa vom jetzigen Schiffsbauplatz vor der Homeienbrücke südöstlich über den Havelarm zum oben erwähnten Parduiner Tor des Domes, das vermutlich an der Südwestecke des Klosters, etwa zwischen den jetzigen Häusern No. 53 und 54, zu suchen ist. Der „Neue Damm" ging allem Anschein nach in der Folgezeit wieder zugrunde und wer heute von St. Peter nach St. Gotthardt gelangen will, muß seinen Weg wieder über den „Alten Damm" nehmen.

Eine erste bescheidene Marktanlage dürfte in nächster Nähe des Gotthardtfriedhofes bestanden haben (siehe oben bei St. Gotthardt).

Ausbreitung der Altstadt.

Durch den Verkehr und den Wettstreit mit der Neustadt rückte der Schwerpunkt der älteren Schwester indessen bald mehr südwärts; mit ihm auch der Markt, den wir daher in beträchtlicher Entfernung von der Kirche sehen. Die Bebauung konnte sich, durch den Marienberg gegen die Havel gedrängt, dicht an dieser hinziehen, da deren Ufer hier frei von Morast waren. Um 1240 muß die Altstadt im Süden ihre heutige, durch die Mauer bezeichnete Ausdehnung erreicht haben, da um diese Zeit das Franziskanerkloster mit seiner in Resten noch erhaltenen ersten Kirche nach der Gepflogenheit des Ordens am äußersten Rande der Stadt angelegt wurde. Ist der Zeitpunkt der ersten Ummauerung der Altstadt auch unbekannt, so muß er doch vor dieser Zeit angenommen werden. — In den Jahren 1249, 1290 und 1295 wurden der Stadt die Gemarkungen der z. T. eingehenden Dörfer Blosendorf, Brielow und Luckeberg zugeteilt, wodurch sie wohl erheblichen Zuzug gewann und vielleicht erst recht jenes Gepräge einer Ackerbaustadt erhielt, das sie von der durch die Lage mehr zur Handelsstadt geeigneten Schwester so wesentlich unterschied.

Die Altstadt wird im Register zum Hedemannschen Plan in vier Viertel eingeteilt, deren Reihenfolge indessen der Entwickelung der Stadt nicht entspricht.

Die Straßen.

Die Hauptstraßenzüge gingen aus den herrschenden Verkehrsrichtungen hervor. Der älteste Zug führte, wie schon erwähnt, von Plaue um den Marienberg herum nach Cracow. Er trat beim Plauer Tore in die Stadt (Plauer Torstraße) und nahm, noch ehe er den Markt kreuzte, die Hauptverbindung mit der Neustadt (die jetzige Ritterstraße) auf. Am Markte versetzte sich der Straßenzug um dessen Breite, wie wir es in älteren Städten öfter finden. Kurz hinter dem Markte zweigte die

Rathenower Straße nach dem gleichnamigen Tore ab, von wo eine Landstraße um den Marienberg nordwärts gen Rathenow zog. Die Stadt zeigt also keines der bekannten regelmäßigen Schemata, nach denen die Gründungen des östlichen Kolonialgebietes angelegt sind.

Ihre Namen erhielten die Straßen z. T. nach dem Tore oder Orte, nach dem sie führten; so, außer den bereits genannten, die Mühlentorstraße im Nordosten, die Wassertorstraße östlich vom Markte, die Marktstraße nordwestlich an diesem, die Klosterstraße bei St. Johannis, die Heidestraße (auch Seidenbeutel oder Seitenbeutel genannt), welche nach dem einst ansehnlichen Walde bei Cracow führte, der Huck in einer toten Ecke der Stadt in der Fortsetzung der Ritterstraße. Diese bezeichnete man vielleicht nach dem Wege der Ritter des Schwanenordens, die in jedem Jahre einmal nach der Marienkirche wallfahren mußten. Sie litt früher durch große Enge am südöstlichen Ende, wo sie in den einst hier vorhandenen Torturm mündete. Die örtlichen Verhältnisse sind hier in neuerer Zeit mehrmals verändert worden. Einige andere Straßen leiteten ihren Namen von den Gewerken her, die darin hauptsächlich vertreten waren; so die Bäcker-, Fischer- und Schusterstraße. Die Kapellenstraße nannte man nach einer 1516 an Stelle eines Judenhauses hier errichteten nicht mehr vorhandenen „Neuen Kapelle“ oder Corporis-Christi-Kapelle, welche sehr bald wieder einging. Der Schiffbauerdamm und der Fischmarkt waren außerhalb der Mauer an der Havel, ihre innerhalb der Mauer zur langen Brücke hinlaufende Fortsetzung hieß in den letzten Jahrhunderten Kommunikation. Anfang des 18. Jahrhunderts gab es auch hier eine Petersiliengasse (vergl. d. Register zum Hedemannschen Plan und 38.—40. Jahresber. d. Hist. Ver., S. 153). Im Jahre 1808 nannte man so die linke Seite der Wassertorstraße von der Bäckerstraße aus. Unter Fischerhalbe verstand man die Wasserseite des altstädtischen Kietzes (38.—40. Jahresber. d. Hist. Ver., S. 152).

Gebäude. Von den Gebäuden der Altstadt war die Gotthardtkirche stets das bedeutendste. Um sie her, zumal auf der Südseite, lag der bis 1787 benutzte Hauptfriedhof der Stadt. Nördlich von der Kirche lag, wie bereits bemerkt, wahrscheinlich die im Anfang des 13. Jahrhunderts genannte „curia“ bei St. Gotthardt, die entweder als Rest eines Fürstenhofes des Pribislaw oder als das Wohngebäude der Prämonstratenser-Niederlassung zu betrachten ist. — Im Jahre 1433 erhielt das Domkapitel von der Stadt die Erlaubnis, nahe beim Pfarrhause zum Abschluß eines bisher offenen Durchganges eine Pforte und ein Tor bei der Stadtmauer anzulegen, die der Pfarrer indessen zur Zeit des Rufes mit der Wächterglocke den Stadtwächtern öffnen lassen mußte (Riedel IX, S. 136). Ende des 15. Jahrhunderts baute Bischof Stechow nördlich von der Kirche seinen Sitz, dessen Hauptgebäude im 16. Jahrhundert im Besitze der Familie Saldern war und zur Saldernschen Schule eingerichtet wurde. Gegenwärtig stehen hier Schul- und Predigerhäuser. Das Archidiakonat war vermutlich das einstige Kalandshaus.

Der hinter der ehemaligen Saldria sich an Stelle des früheren Walles ausbreitende Kreisgarten hat seinen Namen daher, daß ihn König Friedrich II. einem

gewissen Matthias zur Züchtung von Maulbeerbäumen für den Kreis übergab. — Auf der Westseite der Kirche stand das bereits 1381 genannte Wedem- oder Witwenhaus, an dessen Stelle i. J. 1552 das Schulgebäude der Altstadt entstand.

Es wäre wohl möglich, daß sich der Markt einst in voller Breite bis an den Huck ausgedehnt habe.

Der Markt.

Das Rathaus der Altstadt scheint, nach den Fundamenten zu schließen, früher anders als heute, nämlich in der Richtung von Nordosten nach Südwesten gestanden zu haben. Sein Keller führte nach dem dort im 15. Jahrhundert verschenkten Biere den Namen „Zerbster Keller". Es war jedenfalls gleichbedeutend mit dem Kaufhause, dessen zuweilen urkundlich Erwähnung geschieht, ebenso wie auch der Scharnen und Brotscharnen (1320). In diesen Gebäuden, sowie auf dem umliegenden Platze und den angrenzenden Straßen wurde der Wochenmarkt abgehalten; die Ratswage (1455 die Wagebude genannt), die Ratsschreiberei, das Schulzenamt (Ordonnanzhaus, jetzt Waisenhaus), der Stadthof (jetzt Siechenhaus) und das Syndikatshaus (jetzt Armenarbeitsanstalt) befanden sich nahe dabei. Im Anfange des 18. Jahrhunderts stand mitten auf dem Markte die Hauptwache des Militärs, wurde aber im Jahre 1722 dem Rathause angebaut. Vor diesem damaligen „Gerichtshause" stand ein Militärgalgen (Tschirch im 38.—40. Jahresber. d. Hist. Ver., S. 153).

Das Kloster.

Die an dritter Stelle bedeutendste Bauanlage der Altstadt war das Franziskaner- oder Barfüßerkloster mit der Johanniskirche. Sie füllte die südliche Ecke innerhalb der Stadtmauer. 1514 wurde darin ein Armenhospital eingerichtet und später verlegte man auch das Gertrudenhospital hierher. Das Brauhaus des Klosters lag an der Stelle des späteren „Salzhauses" (siehe S. 16). Auf dem westwärts belegenen Gebiet des Johannisfriedhofs und Hospitalgartens errichtete man 1775 eine Kaserne.

An die Ritterstraße schloß sich ein kurzes Stück Damm mit der langen Brücke und der darauf belegenen, seit 1323 der Altstadt gehörigen Mühle.

Der Wendkietz war meist von Fischern und Garnmeistern bewohnt (Fromme, Nomenclatura).

Der Kietz und die Homeienbrücke.

Die Brücke bei der „Schiffart" zwischen dem Kietz und dem noch 1420 sogenannten „alten Damm" erhielt erst in neuerer Zeit den noch nicht zuverlässig erklärten Namen Homeienbrücke (1722, Kataster zum Hedemannschen Plane der Stadt). In den Urkunden von 1381 und 1423 heißt sie: „Brücke nächst dem Kietze vor der alten Stadt". Unmittelbar nördlich davon befand sich das i. J. 1201 dem Domkapitel bestätigte Karpwehr, captura, das nach seiner Lage im Südende des Beetzsees auch die Benennung „Seewehr" erhielt. Bei der Bedeutung, welche die Fischerei in Brandenburg hatte, war sein Besitz und seine Instandhaltung von nicht geringer Wichtigkeit, zumal für die Altstadt, welche i. J. 1308 den See und i. J. 1321 dessen Fortsetzung zwischen Riewendt und Bagow erwarb. Ein Jahrhundert danach wurde sie angehalten, daselbst eine Zugbrücke von der Weite anzulegen, daß man mit einem Korn- und Lehmschiffe bequem hindurchfahren könne. Die vorzügliche Ziegelerde, an welcher die Ufer des Beetzsees reich sind, führte man schon damals in großer Menge zur Stadt ein. Nun lag zwar die altstädtische Ziegelei mit ihrer noch heute

erhaltenen, massiv erbauten mittelalterlichen Ziegelscheune am Nordrande des Kietzes und nahe dem Graben, der das Wasser des Beetzsees in den Stadtgraben (Syndikatsgraben) leitete. Sie stand so in unmittelbarer Verbindung mit dem See; hingegen mußten alle Lehm- und Kornschiffe der Neustadt unter der Krakauer Brücke hindurchfahren und der Rat wachte eifersüchtig über deren Freihaltung. Seit 1324 gehörte zur Altstadt auch die am Nordostende des „alten Dammes" belegene Krakauer Mühle.

Der Marienberg. Der ehemalige Harlunger-, spätere Marienberg fällt nach Süden steiler, auf der Nordseite allmählich ab. Ihn krönte nach dem Triglavheiligtum seit Mitte des 12. Jahrhunderts die der Maria geweihte Wallfahrtskirche. Mit ihren vier Türmen überragte sie bis ins 18. Jahrhundert die Stadt als ein Wahrzeichen. Zu ihr wurden mehrmals im Jahre Wallfahrten veranstaltet und in ihrer unmittelbaren Nähe lag das Prämonstratenserkloster, von dessen Grundmauern neuerdings geringe Reste zutage gekommen sind. An der Stelle der Marienkirche erhebt sich heute das in den Jahren 1874 bis 1880 von Hubert Stier ausgeführte Kriegerdenkmal. Die Abhänge des Berges umkränzten im Mittelalter auf der Südseite wohl die frühesten Weinberge der Mark, die bereits 1173 erwähnt werden, während sich im Westen und Norden ergiebige Gruben für Ziegelerde befanden, die ursprünglich der Altstadt gehörten, um deren Ausbeutung die beiden Schwesterstädte aber wiederholt (1321 und 1416) in Streit gerieten.

Nördliche Umgegend. Auf der Nordseite der Altstadt vor dem Rathenower Tore befand sich die alte Gerichtsstätte des Stadtschulzen. Die Wiese, welche „am ufstalle" gelegen war, auch Richterwiese genannt, hatte von jeher den Schulzen (praefecti) oder Stadtrichtern gehört, zuletzt der Familie Rauch, die das Schulzenamt durch Jahrhunderte bekleidete. Im Jahre 1536 verkaufte sie die Wiese an den Rat der Stadt. Bis 1420 besaß die „Gemeine" hier auch eine Pferdeweide, die besonders zur Zeit des Jahrmarktes am Tage der Geburt Mariä den Pferden der Gäste, die anderwärts nicht untergebracht werden konnten, über Nacht zum Aufenthalte diente und eingehegt war. Aus der „Nachtheininge" wurde im Jahre 1718 ein Exerzierplatz gemacht. Ihm nordwärts benachbart war die Schützenwiese nebst Schützenhaus, unweit dessen im Jahre 1591 „auf der Messinge" der Altstadt ein neuer Pferde- und Viehmarkt gewährt wurde. Weiterhin am Westufer des Beetzsees folgt schließlich das Gut Massowburg.

Südliche Umgegend. Im Südwesten vor dem Plauer Tore lag das Dorf Luckeberg, das schon im 12. Jahrhundert genannt wird. Zu Büschings Zeit bewahrte das „Luckeberger Feld" noch das Andenken seines Namens. Seine ansehnliche Dorfkirche ist bis heute in der Friedhofskirche St. Nikolai erhalten.

Ob am Fuße des Harlunger Berges vielleicht auch der Ort Harlungathe zu suchen ist, dessen Priester Walther in der Urkunde des Jahres 1195 (Riedel VIII, S. 122) genannt ist, bleibe dahingestellt.

Zur Entstehung einer Vorstadt kam es im Süden der Stadt im Mittelalter nicht, doch lag hier noch das Gertraudenhospital nebst Kapelle, das 1544 nach dem

Johanniskloster verlegt wurde. Auch zu St. Nikolai gehörte (nach Hefter S. 260) 1431 ein in der Gegend zwischen der Kirche und der Havel belegenes Hospital.

Im Jahre 1790 wurde vor dem Plauer Tore ein Landarmenhaus errichtet. Seit 1820 dient es als Zuchthaus oder Strafanstalt.

Auf dem Walle vor dem Tore befanden sich die Rähmen oder Rahmplätze, welche die Tuchmacher früher zum Aufspannen ihrer Erzeugnisse benutzten.

Weit draußen vor der Stadt, in der Gegend des Kleinbahnhofs, erhob sich neben der Plauer Landstraße der Galgenberg der Altstadt (38.—40. Jahresber. d. Hist. Ver., S. 153).

Neuzeitliche Erweiterungen.

An die ersten Anfänge der Altstadt muß angeknüpft werden, wenn von ihrer Ausbreitung außerhalb der Mauern gehandelt werden soll. Der Wendkietz, aus dem sie entsprungen war, fristete durch die Jahrhunderte seinen Bestand, ohne je den Mauern der Stadt einverleibt zu werden. Er blieb auch bis gegen die neueste Zeit die einzige Vorstadt. Weniger die etwas eingeengte Lage, als das später nachlassende Gedeihen der Altstadt, ließen es zu weiteren Vorstädten nicht kommen. Erst im 19. Jahrhundert breitete sie sich in verschiedenen Richtungen, besonders nach Nordosten und nach Westen aus, wo groß angelegte Kasernen für die Garnison mit ihrem mannigfachen Zubehör bedeutende Flächen in Anspruch nahmen.

C. Neustadt.

Ansiedelung auf dem südlichen Festlande.

War für die erste Ansiedelung auf der Dominsel die vorzüglich geschützte Lage zwischen breiten Wasserflächen vor allem bestimmend gewesen, so trat diese Vorbedingung für eine Stadtgründung im 12. Jahrhundert bereits zurück gegen die Notwendigkeit eines bedeutenderen Festlandgebietes zur freien Entwicklung eines größeren Gemeinwesens. Dies ist wohl der eigentliche Grund, daß sich nicht auf der Dominsel, auch nicht in der beengten Lage zwischen dem Fuße des Marienberges und der Havel, sondern in dem flachen Gebiete südlich der Oberhavel, das überdies jener uralte Straßenzug durchkreuzte, die mächtigste der drei Ansiedlungen Altbrandenburgs entwickelte. Ihr zwang der geringe zeitliche Vorsprung der Schwesterstadt am Fuße des Marienberges den Namen Neustadt auf.

Wenn auch der Lauf der Havel und die Ausdehnung der Wasserflächen im 12. Jahrhundert nicht mehr mit Sicherheit festzustellen sind, so erscheint doch unzweifelhaft, daß der Zug der alten Heerstraße und damit der Markt und Kern der Neustadt der vor dem Hochwasser gesichertsten Stelle den Vorzug gab. Vom Südteil der Neustadt ganz zu schweigen, bewahrte sie im Osten jenseits der Deutschdorfstraße, noch vielmehr aber im Westen auf der Altstadtseite einen weiten Abstand vom Havellauf. Es lag zunächst kein Bedürfnis vor, das sich hier ausbreitende Bruchland zu bebauen.

Verhältnis zu Dom und Altstadt.

So blieb die neue Ansiedlung weit entfernt von Parduin und dem Kern der Altstadt. Nur im Norden drängte sich die Stadt mit ihrem Markte schon frühzeitig nach Möglichkeit dem Ufer der Oberhavel zu und erhielt auf diese Weise eine viel engere Verbindung mit der Dominsel als mit der Schwesterstadt. Diese Lage und

das fast gleichzeitige Aufblühen beider Ansiedlungen nötigen zu der Annahme, daß die Neustadt nicht als Filia der Altstadt, sondern als selbständige Gründung neben der Burginsel entstanden ist. Der alte Handelsverkehr über diese hin schuf sie zur Handelsstadt. Überdies hinderten die für Ackerbau untauglichen Brüche, welche sie im Osten, Süden und Südwesten umschlossen, von vornherein den Betrieb von Landbau. Durch diese eigentümlichen Grundlagen ihrer Entstehung kam die Neustadt bald in ein ausgesprochen gegensätzliches Verhältnis zur Altstadt, das in der Folge für beide eine langanhaltende unheilvolle Wirkung erhielt.

Entstehung der Neustadt.

Über die Art und den Umfang der Gründung sind die Meinungen bisher ziemlich übereinstimmend gewesen. Adler (Jahresber. d. Hist. Ver., 1870, S. 6) erschien die Neustadt nicht naturwüchsig nach und nach, sondern nach einem bestimmten Plane in ihren Hauptteilen auf einmal entstanden. Auch P. J. Meier (Hist. Ver. 1908, S. 21) glaubt, daß sie durch einmalige Tat gleich von Anfang an planmäßig nach Umfang und Straßeneinteilung angelegt wurde. Immerhin dürften Zweifel an dieser Auffassung, die durch keinerlei bestimmte Nachrichten gestützt wird, zulässig sein. Es dürfte sich vorerst doch nur um die Festlegung des Hauptstraßenkreuzes, um die Anordnung von Markt und Kirchplatz gehandelt haben.

Der Markt.

Der Markt bildet nur eine Erweiterung jener alten Handelsstraße, die in die Steinstraße auslief; das Rathaus erhob sich am südwestlichen Ende des Marktes, gerade gegenüber der Steinstraße und fing so den Durchgangsverkehr gewissermaßen auf. Die geradlinige Verbindung seines Einganges mit dem Marienberge und der Altstadt an dessen Fuße gab die Richtung für die zweite Hauptstraße der Stadt, die auf diese Weise die Havel in kürzester Linie durchquerte und mit der ersten ein Kreuz bildete. Als im Jahre 1196 Markgraf Otto die Neustadt dem Erzstift Magdeburg als Eigentum überließ, besaß sie ohne Zweifel bereits Marktrecht und Pfarrkirche. Zu dieser hatte er wahrscheinlich selbst den Grund und Boden angewiesen, da sie noch bis zum Jahre 1305 unter dem Patronate der Markgrafen stand. Neben dem Hauptstraßenkreuz gehören wohl die Gr. und Kl. Münzstraße zu den ältesten der Neustadt; sowohl wegen ihrer Lage, als wegen des hohen Alters der schon früh genannten Brandenburger Münze.

Älteste Straßen.

Umfang im 13. Jahrhundert.

Ist es nicht möglich, den Umfang der Stadt gegen 1200 genau zu umgrenzen, so lassen sich für die infolge ihres Aufschwungs durch zunehmenden Gewerbefleiß und dauernd günstige Handelsverbindungen im Laufe des 13. Jahrhunderts erfolgte Ausdehnung schon eher einige Anhaltspunkte gewinnen. Allem Anschein nach erreichte sie gegen dessen Ende einen Umfang, der in der Nordhälfte durch die Lindenstraße, das Mühltor und die Deutschdorfstraße bezeichnet wird. Die Südhälfte war im Westen durch die Wollweberstraße, im Osten durch die Abtstraße begrenzt; ihre damalige südliche Grenze ist zwar in Wirklichkeit jetzt verwischt, aber in dem Plane von 1716 noch durch Rücksprünge, Knicke und andere Unregelmäßigkeiten der Häuserfluchten an der Kur- und Steinstraße merkbar. Der Zug der Mauer muß der Büttelstraße benachbart gewesen sein, da diese nach dem städtischen Scharfrichter benannt war und die Scharfrichter gewöhnlich nahe der Mauer, oft in einem der Mauertürme

wohnten. Die Kurstraße hatte damals die Bezeichnung Kuhstraße, wenigstens wird eine platea vaccarum 1353 genannt (Sello in Märk. Forsch. 1884, S. 17). Vielleicht hatte der 1336 genannte komarkd verwandte Bedeutung und benachbarte Lage. Im Jahre 1420 wird er ein „water und eigendum“ der Neustadt genannt, zu dem die Altstädter „waterwegs“ gelangen. Die i. J. 1423 genannten „Kumarchschen“ waren wohl die Bewohner der betreffenden Gegend.

Das Gelände, welches Markgraf Otto der Lange im Jahre 1286 den Dominikanern schenkte, reichte so weit in die Stadt hinein, daß die Mönche es teilweise mit Mierhäusern bebauen konnten (1306). Es war dies aber das Gebiet des einstigen markgräflichen Hofes. Da nun die Schlösser der Grundherren gewöhnlich am äußeren Umkreis ihrer Städte lagen, so dürfen wir schließen, daß bis zu jener Zeit die Stadt nur bis zur Abt- und Heidestraße reichte.

Der Befestigung der Stadt geschieht zum ersten Male i. J. 1229 Erwähnung (Hefter S. 173, nach Haftiz), als ihre Tore beim Kriege der beiden jungen Markgrafen gegen den Erzbischof von Magdeburg von den Bürgern geschlossen wurden. Erst gegen 1300 scheinen dann die Erweiterungen der Neustadt vorgenommen worden zu sein, welche ihr Gebiet bis zu dem in Resten bis heute erhaltenen Mauerzuge ausbreiteten. Auch hierüber fehlen indessen bestimmte Nachrichten.

Die Einteilung in Grundstücke (siehe den Plan auf Taf. 35) ist in beiden Städten meist recht ungleich. Die Blöcke sind fast durchweg von so bedeutender Tiefe, daß die Grundstücke nicht durchgehen, sondern ihre Reihen hinterwärts aneinander stoßen; sog. Hinter- und Stallstraßen kommen — abgesehen von der Kommunikation an der Stadtmauer — nicht vor. Die Tiefe der Grundstücke ist fast immer viel größer als ihre Breite; sie steht im allgemeinen im Verhältnis zur Bedeutung der den Block einschließenden Straßen, beispielsweise zwischen Altstädter Markt und Kapellenstraße, zwischen Steinstraße und Heidestraße, zwischen Annenstraße und Klappstraße. Die Breite steht im allgemeinen in annähernd gleichem Verhältnis zur Tiefe. Eine Großteilung finden wir naturgemäß hauptsächlich an den Hauptstraßen, die Kleinteilung an den Nebenstraßen und in den langen schmalen Blöcken an der Mauer hin. Die größeren Grundstücke an den Hauptstraßen hatten auch die größeren Höfe. Zwischen ihnen sind hier und da vereinzelt kleine eingeschaltet, die aber die Ausweitung der großen Nachbarhöfe nach rückwärts nicht behinderten. Die Grundstückseinteilung.

Die Neustadt wurde in vier Viertel geteilt, wie sie das Hauptstraßenkreuz liefert (vgl. Gottschlings Beschreibung von B., S. 62, und das Register zum Hedemannschen Plan). Die vier Viertel.

Diese Einteilung der Stadt mag auch hier bei der Beschreibung der einzelnen Örtlichkeiten tunlichst innegehalten werden. Von besonderer Wichtigkeit war das erste Viertel mit dem Markte nebst den nördlich und nordöstlich anschließenden Blöcken. An hervorragender Stelle steht hier das Rathaus, dessen Giebelfront gerade gegen die Steinstraße blickt und dessen Längsrichtung sich gegen Nordosten erstreckt. Die eigentliche Front scheint allerdings der jetzige Hintergiebel gebildet zu haben, der einst wohl frei am Marktplatze stand und sich überdies dem Molken-, Fisch- und Holzmarkte als Das erste (nordöstliche) Viertel. Das Rathaus.

den hauptsächlichen Schauplätzen des Handels zuwendete. Damit hängt wohl auch der ehemalige Aufstellungsort des Rolands auf dem Markte zusammen.

Umgebung des Rathauses.

Nordwestlich vom Rathause, im Erdgeschoß des alten Kämmereigebäudes an der Hauptstraße waren die Brotscharren des neustädtischen Bäckergewerkes. Auf dem Seitenhofe des Rathauses waren noch bis 1773 elf, bis 1806 sieben Fleischscharren, zu denen ein Zugang durch den Torweg der Brotscharren, ein anderer vom Molkenmarkte durch die Schuhbudengasse führte. Unweit des Rathauses waren auch wohl das „Frauenhaus“ (1472) und die „Virbuden“, in denen die städtischen Diener wohnten. Eine städtische Wagebude wird schon 1455 angeführt. Noch bis 1838 gab es ein besonderes Ratswagegebäude (Dullo, Kommunalgeschichte, S. 186) beim Rathause. Der Beginn des Wochenmarktes wurde durch Aufrichten eines Strohwisches auf dem Marktplatze angezeigt. Der jetzt an der südöstlichen Ecke des Rathauses stehende Roland hatte bis 1716 seinen Platz am nordöstlichen Ende des Marktes bei der „Corps de Garde“ („Cortigarde“, Wachthaus, Hauptwache), beim jetzigen Offizier-Kasino, Neustädter Markt 21—22, und zwar mit dem Gesicht gegen das Rathaus gewendet. In seiner Nähe war die „Justiz“, eine Art Galgen, um Verurteilte oder betrügerische Bankerotteure in effigie daran zu hängen. Er fiel gegen Ende des 18. Jahrhunderts um und wurde wegen Einspruchs der Anwohner des Mühltors nicht wieder aufgerichtet. In der Nähe stand einst ein Laufbrunnen, der „mit einem wohlausgebauten Schure (Schutzdach) geziert“ war und von den Röhren (Pipen), aus denen das Wasser lief, den Namen „Pipenbrunnen“ oder „Papenbrunnen“ erhalten hatte. Später trat an seine Stelle ein Ziehbrunnen mit Rolle und Kette. Als aber i. J. 1719 die Gassen vom Neuen Tor bis zum Corps de Garde gepflastert wurden, beseitigte man ihn und ersetzte ihn durch mehrere Plumpen. Die Hauptwache wurde 1790 ins Rathaus verlegt.

Mühlendamm und Holzmarkt

Vom Marktplatze und dem Molkenmarkte führten zwei enge Straßen nordwärts, die östlichere zum Wassertore, die westlichere zu dem 1316 zuerst genannten Mühltor. Hier, in nächster Nähe des Wassers, wohnten die zahlreichen Fischer, von denen die östlichere der beiden Straßen ursprünglich den Namen erhielt. Das Wassertor verlor später an Bedeutung und der Name Fischerstraße ging später auf die Mühltorstraße über. Vor dem Mühltore muß schon in sehr früher Zeit eine Fähre die Verbindung mit der Dominsel hergestellt und die Unterbrechung der alten Heerstraße geschlossen haben. Bald aber nach Entstehung der Neustadt ersetzte sie ein Damm aus mehreren Stücken, zwischen denen hölzerne Brücken eingeschaltet waren. Auf ihnen errichtete der Markgraf zwei Mahlmühlen mit vier Gängen, die im Jahre 1324 in den Besitz der Neustadt übergingen. Der im Laufe der Zeit zunehmende Verkehr nötigte i. J. 1454 zu einer Einschränkung der Gebäude zugunsten der freieren Durchfahrt mit Pferd und Wagen. Selbst um 1850 erfuhr die Straße hier noch eine Erweiterung (Dullo, Kommunalgeschichte, 281). Vor dem Mühltor, wo der Damm begann, herrschte stets reges Leben. Hier lag der Hauptstapelplatz (die Niederlage, 1455) der Neustadt, auch der Holzmarkt, wo alles Holz, das an den Ufern des Beetzsees und havelaufwärts geschlagen wurde, anlandete und zum Verkauf kam. Auch Korn und

mancherlei anderes zollbares Gut kam am Holzmarkte zur „Landruringe". Gegenüber auf der anderen Seite des Dammes, westlich vom Mühltor, stand in einem Winkel das Schlachthaus. Es war über dem Wasser erbaut, das hier einen „starken Ausschuß" hatte und den „Unflat" des geschlachteten Viehs mit hinwegnehmen konnte. Daß in der Gegend zwischen dem Schlachthause und den Fleischscharren beim Rathause der bereits 1428 genannte Wursthof gelegen habe, kann nur als Vermutung ausgesprochen werden. Vor dem Mühltor wird bereits 1316 eine Badestube (stupa) genannt (Sello, Märk. Forsch., 1884).

Die Deutschdorfstraße sollte nach früherer Annahme in ihrem Namen eine Bestätigung dafür enthalten, daß die Neustadt einst aus einem Dorfe deutscher Siedler entstanden sei, wie die Altstadt neben einem Wendendorfe. Nachdem jedoch Gebauer in den Brand.-Preuß. Forschungen darauf hingewiesen hat, daß der Name am Ende des 16. Jahrhunderts eine andere, eine solche Deutung ausschließende Form, nämlich „Stutz- oder Steutzdorf" gehabt habe, erscheint jene Annahme zweifelhaft. Innerhalb dieses Viertels der mittelalterlichen Stadt war wenig Verkehr und infolgedessen auch keine andere Straße als die eben genannte. Sie verlief in ihrem nördlichen Ende an der Innenseite der Mauer hin und bog kurz vor dem Wassertore nach dem Markte ein. Die jetzige Wassertorstraße blieb daher außerhalb.

Das zweite (südliche) Viertel.

Das zweite Viertel der Stadt, in deren Süden zwischen Steinstraße und Annenstraße belegen, ist das ausgedehnteste von allen. Einen bedeutenden Raum und gleichzeitig die geschichtlich hervorragendste Stelle nahm darin das Dominikaner- oder Schwarze Kloster mit der Paulikirche ein. Es hieß auch kurzweg das Kloster oder die „monnike". Seine Anlage um die Wende des 13. Jahrhunderts stand offenbar mit erheblichen Umwälzungen in dieser Stadtgegend zusammen. Sie zeigt noch heute die Unregelmäßigkeit der Bebauung. Die Achsenrichtung der sehr ungenau, nämlich von Südwesten nach Nordosten orientierten Kirche folgte wegen des südlich anschließenden Kreuzgangvierecks offenbar der Lage des gesamten Klosters, die ihrerseits wieder durch den Zug der damals wohl neuangelegten Befestigungslinie im Südosten der Stadt bestimmt worden zu sein scheint. Wir wissen, daß der Grund und Boden dem Kloster vom Markgrafen geschenkt worden war, der hier einen Hof besaß. Es ist vielleicht nicht allzu gewagt, anzunehmen, daß der markgräfliche Besitz sich bis an die Steinstraße erstreckt habe und daß der spätere kurfürstliche Hof, von welchem neuerdings nachgewiesen worden ist, daß er an der Steinstraße gelegen hat (Gebauer im Jahresber. d. Hist. Ver. 1908, S. 24 ff.), auf diesem Besitztum und zwar an Stelle der alten Post gelegen habe. Diese Annahme würde als Tatsache zu betrachten sein, sobald nachzuweisen wäre, daß der ehemalige v. d. Schulenburgsche Hof hier, d. h. also an der Stelle des jetzigen Amtsgerichtes, gelegen habe.

Das Pauliklofter.

Wo die Buden gestanden haben, welche der Rat der Neustadt den Mönchen im Jahre 1306 zu bauen und zu vermieten gestattete, ist noch nicht festgestellt; vermutlich war es am nördlichen Teile der Heidestraße im Nordwesten der Kirche. Im Süden und Südwesten des Klosters befanden sich Baum-, Hopfen- und Weingärten; später (1557) entstand hier ein für die Pauligemeinde bestimmter Friedhof.

Auf seinem Gelände finden wir heute Wohnhaus und Garten des evangelischen Pastors, die katholische Kirche und z. T. den Logengarten. Ob der Turm, den der Kurfürst dem Kloster im Jahre 1549 abzubrechen gestattete und der hier nach dem Stadtgraben zu stand, zur Stadtbefestigung gehörte oder etwa ein Rest des alten markgräflichen Hofes war, ist nicht mehr festzustellen. Im Südwesten des Klosters nahe der Stadtmauer lag der städtische Bullenhof (siehe den Hedemannschen Plan). Auf dem Walle zwischen dem Stein- und dem Annentore befanden sich in späterer Zeit und noch bis 1844 die Rähmen oder Rahmplätze der Tuchmacher. Sämtliche Straßen innerhalb dieses Viertels führten zum Kloster hin, eine von ihnen, die Paulinenstraße, trägt jetzt noch ihren Namen davon; sie hieß früher Klappstraße.

Die Brüderstraße.

Auch die Bezeichnung der mit ihr gleichlaufenden Brüderstraße wird auf die schwarzen Brüder des Klosters zurückzuführen sein, doch wird auch berichtet, sie habe ihren Namen von den bekannten sieben Brüdern der Legende, denn das Haus an der Ecke der Brüder- und Heidestraße (No. 54) sei mit ihren Figuren geschmückt gewesen; es sei das Kalandhaus gewesen (Jahresber. d. Hist. Ver. 1870, S. 13, 19 u. 29). Die Heidestraße bestand schon 1305 unter dem Namen merica, gehörte aber anscheinend noch der Vorstadt an, da die Lage eines Hauses daselbst in jenem Jahre mit apud plancas, an den Pallisaden, bezeichnet wird (Sello, Märk. Forsch. 1884, S. 16).

Die Abtstraße.

Die Abtstraße hieß ursprünglich Brüderstraße; ihren jetzigen Namen hatte sie von dem Hause an der südöstlichen Ecke der Abt- und Annenstraße (Nr. 13), welches der Kurfürst i. J. 1462 dem Abte von Lehnin schenkte. Als nach der Aufhebung des Klosters Lehnin der Abthof herrenlos wurde, schenkte ihn Joachim II. einem Herrn v. Bredow; i. J. 1716 wurde er zum Militärhospitale bestimmt und danach Polizeidirektorium, dann Lazarett und schließlich Montierungskammer.

Am Ende der Annenstraße lag das Schmerzker oder Lehniner Tor (1297 valva smercic, 1429 porta leninensis), später, an der jetzigen St. Annenbrücke das Annentor. Dicht dabei, jedoch außerhalb der Mauern stand nämlich eine 1496 zuerst genannte Kapelle der hl. Anna. Reste von Fundamenten, die man i. J. 1846 beim Hause Annenstraße Nr. 3 fand, sah man damals für die der Kapelle an (Jahresber. d. Hist. Ver. 1904, S. 89 ff.).

Die Annenstraße.

Die Annenstraße, ehedem nur von „kleinen Leuten" bewohnt (Gebauer, Jahresber. d. Hist. Ver. 1884, S. 29), hatte sich augenscheinlich im 18. Jahrhundert eines gewissen Aufschwungs zu erfreuen, der zu ansehnlichen Wohnhausbauten, wie dem an der Ecke der Deutschdorfstraße, führte.

Die Annenstraße endigte am Tore in einer platzartigen Erweiterung (siehe die Zeichnung von Karl Meinicke im Besitze des Hist. Vereins). Das Tor selbst hingegen war sehr eng, weil es (ähnlich wie beim Neuen Tor) durch das viereckige Torhaus selbst führte, nicht neben einem runden oder achteckigen Tore vorbei, wie bei den übrigen Toren der Neustadt.

Das dritte (westliche) Viertel.

Im dritten Viertel der Neustadt liegt ihre Pfarrkirche. Der Friedhof, auf welchem um 1680 nur noch die vornehmsten Bürger Grabstellen erhielten, lag ohne Zweifel einst unverbaut an der Hauptstraße. Zwischen beiden war allmählich eine

Reihe von „Buden“, d. h. kleinen Mietshäusern entstanden, die von „Budenmännern“ bewohnt wurden und sich im Laufe der Zeit zu dem gegenwärtig dort vorhandenen schmalen Häuserblock ohne Höfe auswuchsen. An der Westseite des Friedhofes, dem Kirchturm gegenüber, stand das Haus der Kalandsbrüder und südwestlich vom Turme die Schule der Neustadt. Hinter dem Chore der Kirche, an der Südseite der Hauptstraße gegenüber dem Rathause, erhebt sich noch heute eines der geschichtlich bedeutendsten Wohnhäuser Brandenburgs, das Patrizierhaus der Familie Storbeck, in dessen Hofe ziemlich weit zurück von der Hauptstraße, das älteste Steinhaus der Neustadt steht.

Von den Straßen dieses Viertels hieß die Wollenweberstraße ohne Zweifel nach den in der Nähe wohnenden Webern und Tuchmachern, die Kurstraße, ursprünglich Kuhstraße (vergl. Sello in den Märk. Forsch. 1885, S. 16), nach dem täglichen Wege der auf die Weide gehenden Kühe und die Büttelstraße nach dem „Angstmann“, Scharfrichter oder Büttel.

Die Steinstraße.

Die dem 2. und 3. Viertel gemeinsame Steinstraße war, wie ihr Name besagt, die erste gepflasterte und von jeher die verkehrsreichste und vornehmste Straße der Neustadt. Sie enthielt das Fürstenhaus der Markgrafen und die meisten Patrizierhäuser, wie das der Bürgermeister-Familie Storbeck am Beginn der Straße gegenüber den Brotscharren, das Karpzowsche an der Ecke der Brüderstraße und das der Rochs (Gebauer im 38.—40. Jahresber. d. Hist. Ver., S. 29). Eins der wichtigeren Grundstücke an der Ostseite der Straße ist ferner das des Amtsgerichts zwischen Pauliner- und Brüderstraße, an dessen Stelle sich früher die alte Post befand. Die Steinstraße hatte wahrscheinlich zur Zeit der Entstehung der Neustadt noch nicht ihre gegenwärtige Länge.

Das vierte (nördliche) Viertel.

Das vierte Viertel enthielt und enthält noch heute kein hervorragendes Gebäude. Die Straße, welche vom Rathause nach der Altstadt zu führte (jetzt Hauptstraße), hatte, nach dem an ihrem westlichen Ende befindlichen „Neuen Tore“ den Namen „Neue Torstraße“ erhalten. Gegenüber der Katharinenkirche mündet in sie die Münzstraße (1305 Munterstrate, platea monetariorum). Nach der Überlieferung galt das Höhnesche Haus (der Schwan) als die Stelle der alten Münzstätte, doch fehlt Gewisses darüber. Die benachbarte Sieberstraße führt im Register zum Hedemannschen Plane auch die Bezeichnung Silbergasse, was in Anbetracht der ihr benachbarten Münzstraße vielleicht zur Erklärung ihres Namens dienen kann. In ihr befand sich das „Wehmutterhaus“. Beide Querstraßen führten zur Lindenstraße, die ihren Namen von den einst dort stehenden Bäumen erhielt. Vielleicht war sie die 1490 im dritten Stadtbuche genannte „Jodenstraße“ oder Judenstraße (vergl. Gebauer in Forsch. zur Brand.-Preuß. Gesch. XXV, 215). Die westlichste Querstraße dieses Viertels ist die Petersilienstraße, die bei ihrer verkehrslosen Lage grün überwuchs und daher wohl ihren Namen erhielt.

An der einstigen „Neuen Torstraße“ stand der „Ehebrecherturm“ beim jetzigen Hammerschen Hause, zwischen den Häusern Nr. 60 und 61. Die sonst ziemlich geräumige Hauptstraße, die im 18. Jahrhundert sogar den Namen Paradeplatz führte, verengte sich am Tore auf 20 Fuß Breite.

Steinweg und Lange Brücke.

Beim Ehebrecherturm mündete die Straße im 13. Jahrhundert auf einen gepflasterten Damm (1320 „Steinweg" genannt), den man quer durch das sumpfige Vorland der Havel in der Richtung nach der Altstadt aufgeworfen hatte. Wiewohl eine Brücke zwischen den beiden Städten erst 1479 ausdrücklich genannt wird, ist es doch selbstverständlich, daß der Damm bei seinen Unterbrechungen durch den Neustädter Stadtgraben und die Havel mittelst Holzbrücken vervollständigt war. Ein Wagenverkehr bestand hier i. J. 1320 schon „von Altersher". An der „Langen Brücke", welche wohl schon seit dem Anfange des 13. Jahrh. den „Steinweg" mit der Altstadt verband, standen mehrere Mühlen. Die der Altstadt zunächst gelegene überließ Kaiser Ludwig i. J. 1323 der Altstadt; eine Lohmühle errichtete die Neustadt i. J. 1453 hier ihrer vereinigten Schuhmacher- und Gerberinnung. An der Brücke befand sich ein Wehr (1360: Captura infra ambas Civitates Br. jacente in obula) zum Betrieb der Fischerei. Nordöstlich, also oberhalb der Brücke, stand fast mitten im Wasser, doch etwas näher bei der Neustadt, das auf Pfählen errichtete Fachwerkhaus des Brandenburger „Schöppenstuhls" (1348 zuerst genannt). Es war durch einen besonderen brückenartigen Steg mit dem mittleren Teile der Brücke verbunden, der durch Zugbrücken von beiden Städten getrennt werden konnte. Das schon 1679 baufällige, 1680 aber wiederhergestellte Gebäude kam i. J. 1700 durch einen Sturm zu Fall; seitdem hielt man die Zusammenkünfte der Schöppen in dem oberen Zimmer des Mühlenhauses, des späteren landesherrlichen Akzisegebäudes (Hauptsteueramtsgebäudes) an der Ecke der Hauptstraße und des Packhofs ab.

Zwischen beiden Städten (Venedig).

Der morastige Boden zu beiden Seiten des „Steinwegs" wurde erst allmählich durch Anlage von Wiesen und Gärten der Kultur gewonnen und erhielt im 13. Jahrhundert die Bezeichnung „zwischen beiden Städten" (infra ambas civitates). Hier wurde schon Anfang des 14. Jahrhunderts der Fischmarkt der Neustadt abgehalten. Im Jahre 1455 war die Festigung des Erdreiches hier so weit vorgeschritten, daß man dem Bedürfnis einer Bebauung dieser verkehrsreichen Straße im Mittelpunkte der Gesamtstadt nachgeben konnte. Als eine der ersten baulichen Anlagen der Gegend darf man wohl das steinerne Haus des St. Spiritushospitales der Neustadt (curia sancti Spiritus) ansehen, das 1309 als infra muros belegen angeführt wird. Die dazu gehörige Kapelle wird 1320 genannt und 1444 ihre Lage „tuschen beiden steden" bezeichnet (Riedel IX, S. 161). Erst später entstand wohl in der Nähe das Elisabeth-Hospital, das 1551 in den Besitz der Neustadt kam und seit 1817 als Zeughaus benutzt wurde, während man das Hospital nach der Sieberstraße verlegte. An der Stelle des alten Hospitals wurde im Jahre 1825 ein Theater errichtet, aus dem später ein Vereinshaus wurde. Zwischen beiden Städten lag auch eine Waffenschmiede, die im Jahre 1467 genannt wird (Sello a. a. O., S. 17).

Der Stadtteil, welcher im Laufe der Zeit hier entstand und größtenteils auf Pfählen errichtet war, erhielt aus diesem Grunde im 18. Jahrhundert erst zum Scherz, später offiziell den Namen Venedig. Er blieb außerhalb der Stadtmauer, war nur mit Pallisaden umgeben und von gewissen Handwerkern bewohnt, die zu ihrem Betriebe das Wasser bedurften, wie Gerber und Töpfer oder in der Stadt selbst nicht

so wohl gelitten waren, wie Kupferschmiede, Kleinschmiede und Schwertfeger. Die Häuser waren hier ohne Zweifel anfänglich nur in dem leichteren Fachwerkbau ausgeführt; massive entstanden erst später. Sie hatten daher zu Frommes Zeit die Traufe nach der Straße (ein Querdach), mit Ausnahme des Tuchmacher-Gildenhauses und eines „Giebelhauses mit einer Haube".

In dem an der Havel belegenen „Freihaus" an der Nordostseite der Venedigstraße stieg einst König Friedrich Wilhelm I. ab, wenn er um 1720 zuweilen nach Brandenburg kam. In den gleichzeitigen Domrechnungen findet sich dafür geradezu der Name „königl. Residenz" (Gebauer im 38.—40. Jahresber. d. Hist. Ver., S. 27 Anmerk.). Noch bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts befand sich daselbst eine Gartenlaube von Brettern, die der König mit eigner Hand ausgemalt haben soll (Brandenburger Anzeiger 1812, S. 10), diese Gartenlaube ist wohl das im Hedemannschen Plane dicht an der Havel verzeichnete „Königliche Lusthaus".

Die flache Bodenerhebung, welche für den Bau der Neustadt den sicheren Grund bot, hatte schon in Urzeiten genügt, die obere Havel in der Gegend des Wassertores und Mühltores zu einer Gabelung zu zwingen. In fast rechtwinkliger Abbiegung wendete sich der nördliche Arm der Altstadt zu, die Wassertore der beiden Schwesterstädte miteinander verbindend. Sollte er für den Verkehr zwischen diesen im 13. Jahrhundert auch etwa noch eine gewisse Bedeutung gehabt haben, so verlor er sie doch bald, indem verschiedene Umstände sich vereinigten, ihn auszuschalten, brachzulegen und selbst den allmählich überwiegenden Durchgangsverkehr Brandenburgs in andere Wege zu leiten. Zu diesem Wandel trugen zunächst die Mühlen bei, welche der Markgraf als ein für ihn einträgliches wirtschaftliches Unternehmen an dem Damme zwischen Dominsel und Neustadt angelegt hatte, denn sie schlossen die wenigen Lücken, die der Damm noch für die Durchfahrt freigelassen hatte und bildeten so geradezu ein Hindernis für den Verkehr nach der Altstadt und havelabwärts. Als Ersatz dafür bot sich nun zunächst der andere mit scharfer Ausbiegung nach Südosten in weitem Bogen die Neustadt umziehende Arm, der den Namen Flutrinne 1315 (vlotrenne, 1454 Ronnynge) oder kurzweg Flut (in neuerer Zeit Jakobsgraben) erhielt. Wie der nördliche führte auch dieser südliche Arm durch unbebaubares Bruchland, welches hier im besonderen das „Breite Bruch" genannt wurde (Riedel IX, S. 120). Nach der Sperrung der Havel am Mühlendamm blieb dieser Flutgraben der einzige Wasserweg von der Neustadt stromabwärts. So wichtig er als solcher war, lag doch die Unbequemlichkeit des weiten Umwegs zu lästig auf dem Schiffsverkehr, als daß man nicht hätte darauf bedacht sein sollen, den Weg zu kürzen und gleichzeitig mit seinem Laufe alle daraus erwachsenden Vorteile näher an die Neustadt heranzuziehen. Dies geschah i. J. 1455, nachdem vier Jahre vorher Berlin-Köln eine Schiffsschleuse gebaut hatte. Im Einverständnis mit dem Kurfürsten baute der Rat den z. T. dicht an der Stadtmauer hinlaufenden Wehrgraben zu einer Schiffahrtsstraße aus, die damals nach ihrem Zwecke die Bezeichnung die „Schiffart" erhielt, in neuerer Zeit aber nach der darin angebrachten Schleuse (Arche) Schleusenkanal genannt wird.

Umgebung.

Gabelung der Havel.

Die Flutrinne

Die Schiffart.

Beide Wasserstraßen hatten, wie noch heute, ein gemeinsames Anfangsstück. Bei seiner Abzweigung von der Havel beim Wassertore befand sich das von der Neustadt angelegte Karpwehr, das nach der Klage der Altstädter i. J. 1420 die Fahrt durch die Flutrinne störte. Vom Wassertore südwärts blieb ein Vorland zwischen dem Flutgraben und der Stadtmauer, die auf dieser Strecke allem Anschein nach nie von einem Stadtgraben begleitet war. Bei der noch gegenwärtig als Privatbesitz auf diesem Vorlande bestehenden ehemaligen Neustädtischen Ratsziegelei war noch vor wenigen Jahrzehnten das kleine gotische Wohnhaus erhalten, das Wernicke im Bergau (S. 280) erwähnt. Es stand am Ende der außerhalb der Mauer dorthin führenden Wasserstraße rechts am Eingange zum Ziegelhofe. Auf diesem befand sich im Mittelalter außer der langgestreckten Ziegelscheune ein fornax laterum (Ziegelofen) und eine fovea (Grube), in welcher der aus Trebow und Kreutz herbeigeschaffte Lehm geschlemmt wurde. Außer den Gruben für die Ziegelerde bestand das Vorland damals aus Weideland, in neuerer Zeit die ganze südliche Hälfte noch aus Gärten. Der Neustadt kam das Recht zu, den Graben zu befestigen, wiewohl er auf des Kapitels „Eigen" lag. Zu diesem gehörte auch der große „Heuen" (Graswiese) gerade gegenüber auf der linken Grabenseite. Noch oberhalb des Annentores zweigte sich dann die „Schiffart" von dem Flutgraben ab. Sie floß zunächst an den hier befindlichen Waschbänken vorüber. Die Straße überbrückte sie vor dem Tore und gabelte sich dann in drei Wege, von denen der nach der Zauche führende der „Schmeerdamm" hieß. Die ostwärts führende Potsdamer Straße kreuzte den Flutgraben mittelst der „Brausebrücke".

Am Südrande der Stadt floß der Schiffahrtsgraben beim Kloster der Dominikanermönche vorüber und erhielt davon hier den Namen „monekelank". Der Spazierweg am südlichen Ufer heißt noch heute der Jungfernsteig. Er führte an zahlreichen Gärten mit Gartenhäuschen vorüber, nach denen die große und kleine Gartenstraße ihre Namen erhielten. Einen „wüsten" Fleck hinter und zwischen ihnen richtete man seit 1745 zum neustädtischen und jüdischen Friedhofe ein. Auf einer leisen Bodenerhebung weiterhin im Südosten der Stadt (jetzt Steinles Berg), welche die Flutrinne noch umschließt, lag einst die Vogelwiese, wo seit 1560 die jährlichen Vogelschießen der neustädtischen Schützengilde abgehalten wurden. Das hier am Ende des 17. Jahrhunderts errichtete Schützenhaus hatte bis 1851 Bestand.

Gegend vor dem Steintore.

Vor dem Steintor führte die alte Heerstraße durch Gärten geradeaus zum Jakobshospital (Siechenhaus, Pesthaus) mit der Jakobskapelle. Diese besteht heute noch, ist aber i. J. 1892 um etwa 11 m westwärts verschoben worden, um für die Straße freie Bahn zu schaffen. Ostwärts davon war neben dem Siechenhause die Scharfrichterei und dicht an der Brücke die den Namen „Kläterpott" führende Holzvoigtswohnung (siehe Abb. auf Seite 33). Nördlich von der Kapelle lag der Bauhof, nach welchem der in der Nähe vorüberführende Wiesenweg der Metzenthinschen Worth die Bezeichnung Bauhofstraße erhielt. In der Gegend des Hospitals lag ohne Zweifel auch der Jakobswerder oder Gänsewerder, vermutlich die Insel, welche die Mönchenlanke beim Steintore in zwei Arme teilt. Der südliche war ein Mühlgraben,

an welchem die Walkmühle lag. Der nördliche war westwärts vom Steintore zu einer „Arche“ oder Schleuse ausgebaut worden, mittelst deren das durch den weiten Bogen des Flutgrabens überwundene Gefälle ausgeglichen wurde. Nach ihr heißt der ganze Wasserlauf gegenwärtig Schleusenkanal.

Das Steintor führte, wie schon die innerhalb davon belegene Heidestraße andeutet, nach der südwestwärts sich ausbreitenden Neustädter Heide. Nachdem die Jakobstraße den Graben überschritten hat, gelangt sie an das morastige Gebiet des „Kuhgrabens“, der sich in Schlangenwindungen durch das Havelbruch zieht. Hier ist höchstwahrscheinlich die schon frühzeitig genannte Kuhbrücke zu suchen. An der Landstraße vor dem Steintore nach der Heide zu stand auch der Neustädter Galgen.

Erweiterungen der Neustadt.

Auch die Neustadt hat es vor dem 19. Jahrhundert zu keiner weiteren „Auslage“ gebracht außer dem oben bereits besprochenen Venedig. Ihre neuzeitlichen Erweiterungen erstrecken sich im Südwesten bis an die Bahnlinie zu beiden Seiten des Friedhofs, im Westen vor dem Annentore an der Potsdamer Straße hin und im Südwesten über den Jakobsgraben hinaus an der Wilhelmsdorfer Straße hin.

Straßen und Plätze.

Bezeichnung im Hedemannschen Plan, Tafel 35	Bezeichnung im Heffterschen Plan, Tafel 75	Jetzige Bezeichnung
	Dom.	
Der Dom-Kietz Steindamm		Domkietz
	Altstadt.	
Die Becker Straße	Bäcker Straße	Bäckerstraße
Die Capellen Gasse		Kapellenstraße
Die Closter Straße	Kloster Straße	Klosterstraße
Die Communicationes		Communication
Die Fischer Straße	Fischer Straße	Fischerstraße
Die Fischer Halbe		
Die Gasse nach der Mauer		
Der Huck		Huckstraße
Der Kietz		
Die Kl. Kirchgasse		
Der Markt	Der Markt	Altstädter Markt
Die Mühlen Straße		Mühlentorstraße
Die Petersilien Straße		Wassertorstraße
Die Plauische Straße	Plauer Straße	Plauer Torstraße
Die Rathenauische Straße	Rathenoer Straße	Rathenower Straße
Die Ritter Straße	Ritter Straße	Ritterstraße
Die Schuster Straße		Schusterstraße
Der Seiten Beutel	Seifenbeutel	Gr. Heidestraße

Bezeichnung im Hedemannschen Plan, Tafel 35	Bezeichnung im Heffterschen Plan, Tafel 75.	Jetzige Bezeichnung
	Neustadt.	
Die Abt Straße	Abt Straße	Abtstraße
Die St. Annen Straße	St. Annen Straße	Annenstraße
Die Brüder Straße	Brüder Straße	Brüderstraße
Bullenhof		
Büttel Gasse	Büttel Straße	Büttelstraße
		Jakobsstraße
Die Chur Straße	Kur Straße	Kurstraße
Die Communicationes	ehemal. Komunication	
Die Fischer Straße		Neustädter Markt
Der Fischmarkt vorm Mühlentor	Fischmarkt	
Die Gasse an der Mauer bis am Neuen Tor		Lindenstraße
Die Gasse zusamt dem Bauplatz vorm Wasser Tor		Wassertorstraße
Der Görnberg	Gorneberg	Gorrenberg
Die Heide Straße	Haide	Neustädter Heidestraße
Die Kietzgasse		
Die Klappstraße	Klapp Straße	Paulinerstraße
Die Linden Gasse	Linden Straße	Lindenstraße
Der Markt	Markt	Neustädter Markt
Der Molken Markt		Molkenmarkt
Die Mühlen Straße		Fischerstraße
Gr. Müntzen Straße	Große Münzer Straße	Gr. Münzenstraße
Kl. Müntzen Straße	Kl. Münzer Straße	Kl. Münzenstraße
Neue Tor Straße	Parade Platz	Hauptstraße
Petersilien Gasse	Petersilien Gasse	Petersilienstraße
Siever u. Silber Gasse	Sieber Gasse	Sieberstraße
Stein Straße	Stein Straße	Steinstraße
Der Temnitz	Temnitz	Temnitzstraße
Das Teutsche Dorff	Teutsche Dorf	Deutsche Dorf
Der Trauerberg	Trauerberg	Trauerberg
Venedig	Venedig	Hauptstraße
Wollenweber Gasse	Wollenweber Straße	Wollenweberstraße
Der Ziegelhof	Ziegelhof	

Kunstgeschichtliche Werke und Abhandlungen.

(siehe auch die Übersicht über die Quellen S. V f.).

Joach. Christ. Heinß in Programm der Ritterakademie von 1752. Beschreibung der auf dem Berge bei Brandenburg gestandenen Marienkirche.
Neudruck des vorigen von J. G. Wagner in Brandenburg 1827.
Alexander v. Minutoli. Denkmäler mittelalterlicher Kunst in den Brandenburgischen Marken, I. Teil: Denkmäler der Baukunst. 1836.
A. Schröder. Kurzer Abriß einer Geschichte der hohen bischöflichen Stifts- und Domkirche zu Brandenburg 1836.
H. W. Schultze. Über das Alter und die Restauration der bischöfl. Stifts- und Domkirche zu Burg Brandenburg. 1836.
Bötticher. Holzarchitektur (o. J.). Tafel XIX, Fig. 2.
Kallenbach. Atlas zur Geschichte der deutsch-mittelalterlichen Baukunst. 1847.
F. Adler in Märk. Forsch. VII. 1861 S. 183—191. Das Figurenkapitell in der Krypta des Domes zu Brandenburg und ein Elfenbeinrelief auf der Stadtbibliothek zu Hamburg.
F. Adler. Mittelalterliche Backsteinbauwerke des preußischen Staates nebst Nachträgen, I. 1862. S. 1—32 und Tafel I—XX.
Lotz. Kunsttopographie Deutschlands I. 1862. 8. S. 90—97.
L. Schneider in Mitt. d. Ver. für die Geschichte Potsdams (1866). II, 1 S. 1—16. Die Marienkirche auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg.
Essenwein. Norddeutschlands Backsteinbau im Mittelalter. Karlsruhe (o. J.)
Schnaase. Geschichte der bildenden Künste. 2. Aufl. Band 5 (1872), S. 305—310. Band 6 (1874), S. 308—312.
Otte. Geschichte der romanischen Baukunst. 1874. 8. S. 633—638.
Friedr. Schneider in Korresp. Bl. d. Ges. Ver. 1875. Bautätigkeit der Prämonstratenser.
E. Wernicke in Bär 1876. Nr. 20 und 21. Beiträge zur Glockenkunde aus Brandenburg.
E. Wernicke. Die Katharinenkirche zu Brandenburg nebst ihren Altertümern und Denkmälern (1876).
E. Wernicke in Bär 1877. S. 86—89, die Sammlung mittelalterlicher Meßgewänder im Dom zu B.
E. Wernicke ebenda Das Brandenburger Breviarium und die Domkrypta.
(Dasselbe 1879 separat).
E. Wernicke in Bär 1878, S. 4 ff. Ein böhmischer Altar im Dom zu Brandenburg.
Alwin Schultz im Jahresber. d. kgl. preuß. Kunstsamml. 1880. Die Wandgemälde im früheren Prämonstratenserkloster der Burg Brandenburg.
E. Wernicke im Anzeiger für Kunde d. Deutsch. Vorz. 1881. Nr. 11. Verzeichnis der Meßgewänder der Domkirche zu Brandenburg.
Otte. Handbuch der kirchlichen Kunst-Archäologie. 5. Aufl. 1883—85. II. S. 230, 441 ff.
R. Bergau. Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler in der Prov. Brandenburg. 1885.
Fr. Aug. Münzenberger. 1885—90. Zur Kenntnis und Würdigung der mittelalterlichen Altäre in Deutschland.
Dohme. Geschichte der deutschen Baukunst. 1887. S. 108.

Fr. Aug. Münzenberger in Zeitschr. für christl. Kunst 1889. S. 11. Die mittelalterlichen Altäre in der Mark Brandenburg.

Sello. Forsch. zur Brandenb. Preuß. Geschichte. 1892. Alt-Brandenburgische Miszellen. VII. Die Marienkirche auf dem Harlunger Berge.

O. Stiehl in Deutsch. Bauzeitung 1894. S. 634 ff. Der Einfluß Oberitaliens auf die Entstehung des norddeutschen Backsteinbaus im XII. Jahrhundert.

E. Schäfer in Zentralblatt der preuß. Bauverwaltung, Berlin 1895. Wanderungen in der Mark Brandenburg.

Jul. v. Schlosser. Jahrbuch der kunsthist. Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses. XVII. Wien 1896.

O. Stiehl in Jahresber. des Hist. Vereins zu Brandenburg a. d. H. 1896. S. 84–87. Zur Baugeschichte des Domes zu Brandenburg.

O. Stiehl. Der Backsteinbau romanischer Zeit, Leipzig 1898.

Gurlitt. Historische Städtebilder. Serie I, Heft 3. 1902.

Georg Voß in: Der Roland, Zeitschrift für brandenburg., preuß. und niederdeutsche Heimatkunde. I. (1902) Nr. 2 (ill.). Die Stadtmauern des Mittelalters in der Mark Brandenburg.

Gebauer in Jahresber. d. hist. Ver. zu Brandenburg. 1904. Beiträge zur Geschichte der Kunstdenkmäler auf dem Chore der Brandenburger Stiftskirche.

Gebauer in Festschrift der Ritterakademie zu Brandenburg a. d. H. 1905. S. 33–66. Aus alten Tagen auf Burg Brandenburg.

Michaelis ebenda S. 67–92. Geschichte der Petrikapelle zu Dom-Brandenburg.

F. Adler. Zur Kunstgeschichte, Vorträge, Abhandlungen und Festreden (Berlin 1906), darin: Der Ursprung des Backsteinbaus in den baltischen Ländern (z. T. mit neuen Gründen, die in der Festschrift von 1884 fehlen).

P. J. Meier in Forsch. z. Brandenb. Preuß. Gesch. XX (1907) 1. Hälfte. Die Entstehung und Grundrißbildung der Alt- und Neustadt Brandenburg a. d. H.

P. J. Meier in Jahresber. d. Hist. Ver. zu Brandenburg 1908, S. 1–23. Entstehung und Grundrißbildung der Stadt Brandenburg a. d. H.

Borrmann in Handbuch der Arch. I, 4. Die Keramik in der Baukunst. 2. Aufl. 1908.

Kurt Meyer in Zeitschr für Gesch. d. Architektur I (1908) Heft 7. Zur Baugeschichte des Domes in Brandenburg a. d. H.

Nova. Die Stadttore der Mark Brandenburg im Mittelalter. Diss. 1909.

Jul. Lessing. Die Gewebesammlung des kgl. Kunstgewerbemuseums zu Berlin (unvollendet, Text fehlt).



Abb. 1.

Denkmäler

St. Gotthardtkirche.

Die im Nordosten der Altstadt dicht an der Stadtmauer gelegene Pfarrkirche war zu Ehren des heiligen Godehard, des heiligen Maternus und des Apostels Matthias geweiht (vgl. die Inschrift an der Westwand der Kirche).[1] Die Kirche besteht gegenwärtig aus dem breiten noch romanisch begonnenen Westbau, einem Schiff und einem im Vieleck geschlossenen Chorbau von gleicher Breite, sowie mehreren kapellenartigen Anbauten im Norden und Süden, die dem 15. Jahrh. angehören (Abb. 2 und Taf. 1).

Die Anfänge dieses wohl ältesten Gotteshauses nicht nur der Altstadt, sondern der Stadt Brandenburg überhaupt liegen noch im Dunkel. Sein ältester Teil, der aus Feldstein errichtete Westbau (Taf. 2), bezeugt durch seine Formen und seine Technik, daß er noch dem 12. Jahrh. angehört; das gleiche Zeitalter darf auch für die ursprüngliche Kirche angenommen werden. Die hintere Zeitgrenze für deren Gründung wird durch den Umstand bestimmt, daß die Heiligsprechung des Schutzpatrons, nach welchem die Kirche noch heute benannt wird, erst i. J. 1131 erfolgt ist. Der Prämonstratenser-Konvent, den Bischof Wigger auf Wunsch des zum Christentum übergetretenen Wendenfürsten Pribislav nach Parduin (Altstadt B.) berief, siedelte in der Zeit zwischen 1138 und 1150 von Leitzkau dorthin über. Damit sind die wenigen urkundlichen Quellen für den Beginn des Bauwerks erschöpft, ohne eine genauere

[1]) Die durch v. Heinemann (Albrecht d. Bär, S. 421) vertretene Annahme, die Gotthardtkirche habe anfänglich St. Petrus zum Namensheiligen gehabt, ist nach Sello (im XX. Jahresber. d. Hist. Ver. zu B., S. 32 u. 39) unhaltbar, weil sie auf einer Interpolation des Goslarer Fragmentes der Brandenb. Bistumschronik beruht. Ist der ganz unbegründete Wechsel des Heiligen so bald nach der Erbauung der Kirche an sich unwahrscheinlich, so erscheint noch weniger glaubhaft, daß man gegenüber der bereits bestehenden Peterskapelle der Burg dem gleichen Heiligen noch eine zweite Kirche geweiht habe (vgl. auch Curschmann, Die Diözese B., S. 103, Anm. 1).

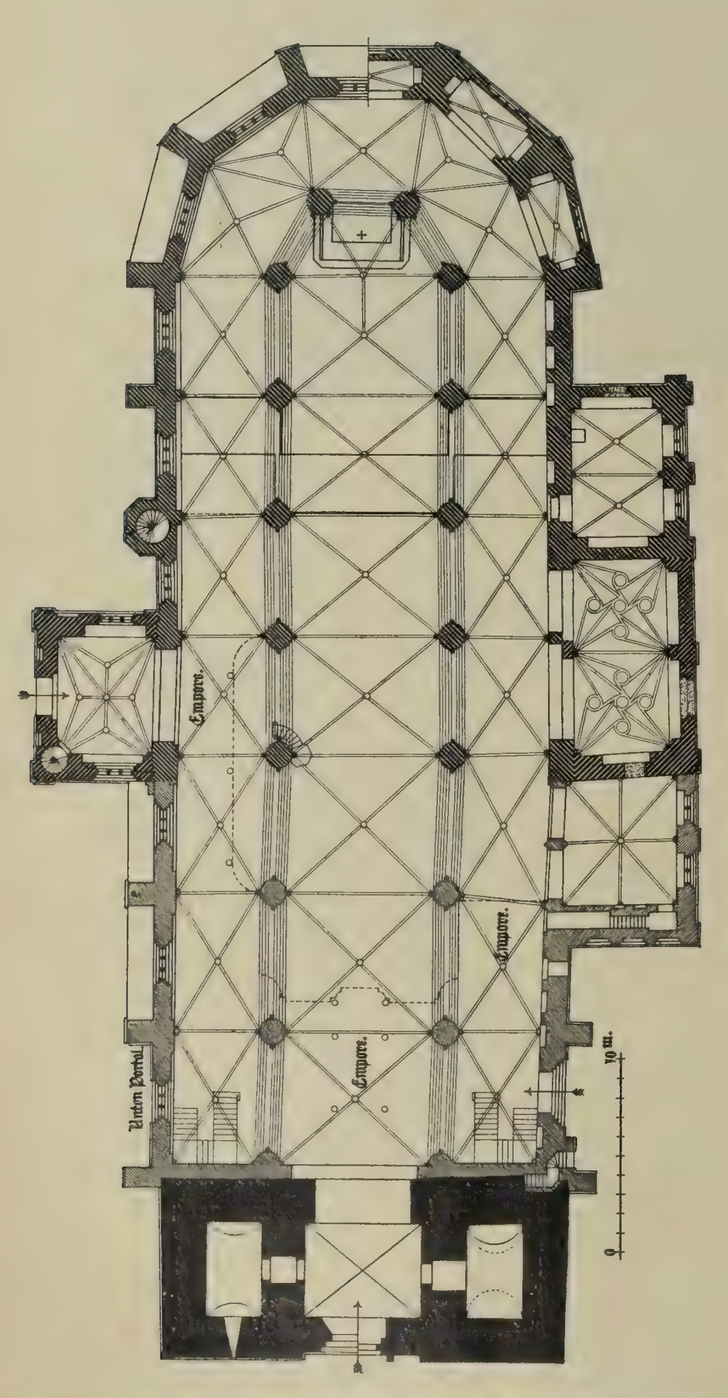


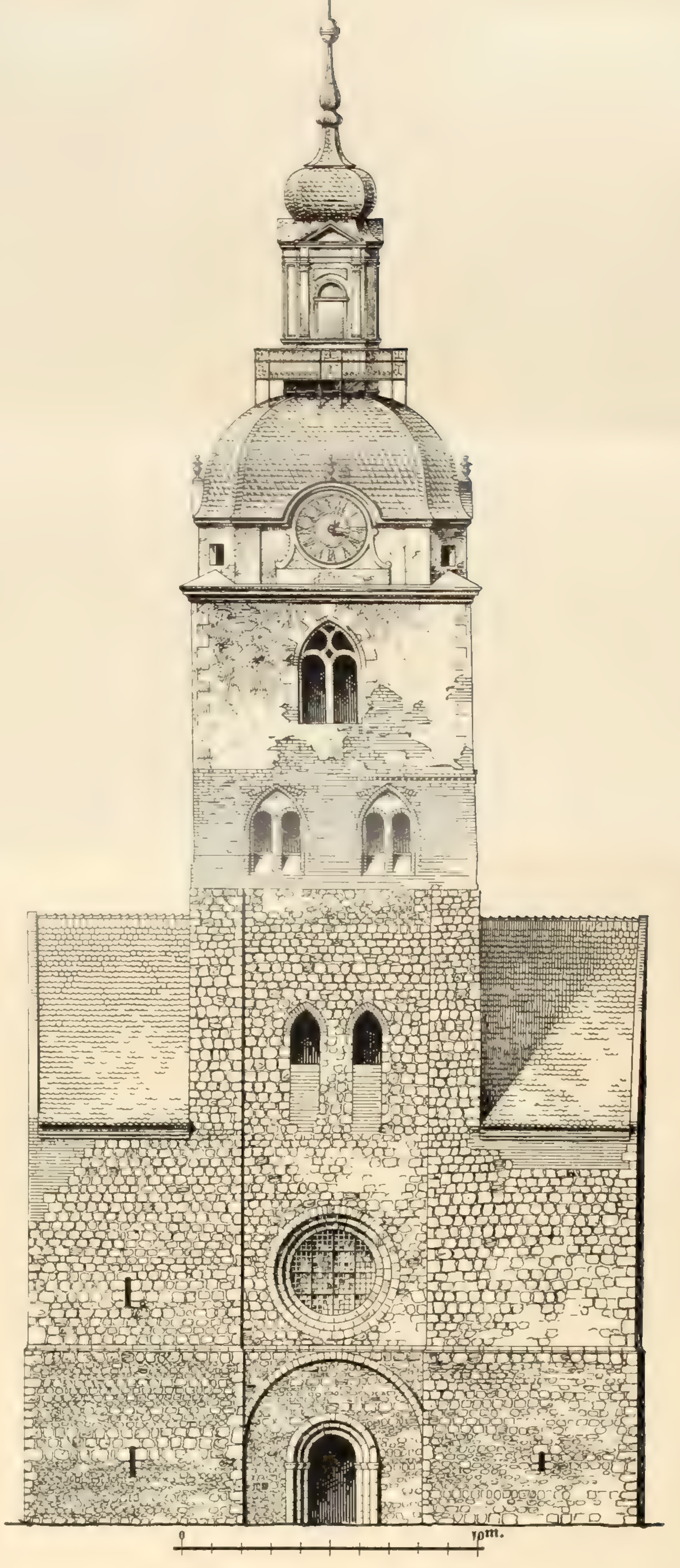
Abb. 2. St. Gotthardtkirche. Grundriß (untere bezw. rechte Hälfte in Erdgeschoß-, obere bezw. linke Hälfte in Emporenhöhe).

Bestimmung seiner Entstehungszeit zu ermöglichen; doch bietet dieses selbst einen Anhalt dafür, daß es höchstwahrscheinlich schon vor 1150 begonnen worden ist.

Erste und zweite Bauzeit. Der Westbau ist im unteren Teile aus ungleichen Schichten von mehr oder weniger bearbeiteten Feldsteinen ausgeführt (Taf. 2). Alle seine Umfassungs- und Scheidemauern sind bis etwa 2 m über Erdboden aus meist recht kleinen Feldsteinen gebildet, deren Kürze — wäre sie durchweg angewendet worden — dem Bau wohl hätte gefährlich werden können. Oberhalb dieser Grenze setzt indessen ein bedeutend größerer Stein ein, der weniger Stoßfugen und besseren Verband gibt. Da ein Rückfall in das Format des unteren Mauerwerkes nach oben hin nicht wieder eintritt, so liegt hier nicht eine unabsichtliche Schwankung vor, sondern es darf angenommen werden, daß dadurch eine Unterbrechung des Westbaues in dieser Höhe und eine Wiederaufnahme der Arbeiten unter veränderten Verhältnissen mit vervollkommneten Hilfsmitteln und weiterschauender Einsicht bezeichnet ist.



St. Gotthardtkirche von Südwesten.



St. Gotthardtkirche. Westseite.

Ein solcher Wandel kann wohl nur durch das Eingreifen der Prämonstratenser befriedigend erklärt werden. Er fiele dann gegen das Jahr 1150 oder kurz danach; die untere Erdgeschoßhälfte würde also bereits vor diesem Jahre ausgeführt gewesen sein. Eine Zerstörung vorhandener Granitmauern bei der Eroberung Brandenburgs durch Jaczo von Cöpenick i. J. 1157 ist nicht wahrscheinlich, weil sie in der kurzen Zeit kaum ausführbar und der wendische Eroberer gewiß zu praktisch war, um die Mauern, die für den im Steinbau Ungeübten doppelt wertvoll waren, nicht für seine Zwecke — und sei es nur als Feste — zu verwenden.

Der Westbau war ursprünglich auf zwei Türme angelegt. Das geht daraus hervor, daß der Mittelteil der Westfront ein wenig zurückliegt (Taf. 2). Überdies sind die Abbruchstellen der in nordsüdlicher Richtung verlaufenden Mauern der einstigen Türme in der ganzen Höhe des mittleren Feldsteinmauerwerks deutlich wahrzunehmen; etwa 3/4 m über dem jetzigen Erdboden sind die Mauern statt eines Sockels mit einer bündigen Hochkantschicht von Feldsteinen durchschossen. Das Portal im Mittelteil der Westfront ist, wie die wenigen anderen Architekturteile dieser Bauzeit, in sorgfältiger Technik aus Stücken von z. T. bedeutender Größe und in urwüchsigen, hochaltertümlichen romanischen Formen ausgebildet. Es öffnet sich in der Mitte einer vortretenden, eine Schicht hohen Umrahmung, die sich in weitem Rundbogen zwischen die ehemaligen Türme spannt, und wird von zwei naiv gestalteten viereckigen Pfeilern mit abgerundeten Kanten eingeschlossen, die durch kapitellartige Kämpfersteine in den eckigen Querschnitt der darauf ruhenden Bogenumrahmung übergeführt werden. Auch die doppelt abgestuften Gewände sind von einem steilen schrägen Kämpfergesims umzogen. Als Versuch einer Verzierung finden sich an einem der Bogenstücke drei kleine Halbkugeln. — In dem durch eine Gesimsschräge vom Erdgeschoß geschiedenen Obergeschoß durchbricht jetzt, gerade über dem Portal, ein mächtiges Rundfenster mit abgestuften Gewänden die ruhigen geschlossenen Massen. Es war bis auf zwei kleine Rundbogenfenster wie das Portal mit Backsteinen vermauert und ist erst bei der Wiederherstellung der Kirche i. J. 1906 geöffnet worden. Dabei sind die beiden inneren abgestuften Reihen des Rundfensters neu hinzugefügt worden. Die alte äußere Reihe wird ursprünglich nur als Blende — etwa mit einem kleineren Fenster in ihrer Mitte — gedient haben. Die beiden erhaltenen unteren Geschosse der einstigen Türme haben nur je ein schmales rundbogiges Schlitzfenster, das sich nach innen aber erheblich erweitert.

Die Räume des Westbaues (Abb. 2) zeigen nur noch im Erdgeschoß die ursprünglichen Feldsteingewölbe und zwar in der mittleren Vorhalle, die sich in weitem Rundbogen nach der Kirche öffnet, ein romanisches rippenloses Kreuzgewölbe, in den seitlichen Turmräumen halbkreisförmige Tonnengewölbe in der Längsrichtung der Kirche, die nur an ihren östlichen Enden in eigentümlicher Weise walmartig abschließen, vermutlich um hier je eine Treppe vom Innern der Kirche nach dem Obergeschoß führen zu können. Auch in diesem sieht man ein mittleres Kreuzgewölbe zwischen zwei Längstonnen; aber der Baustoff ist bereits Backstein und die Räume sind durch

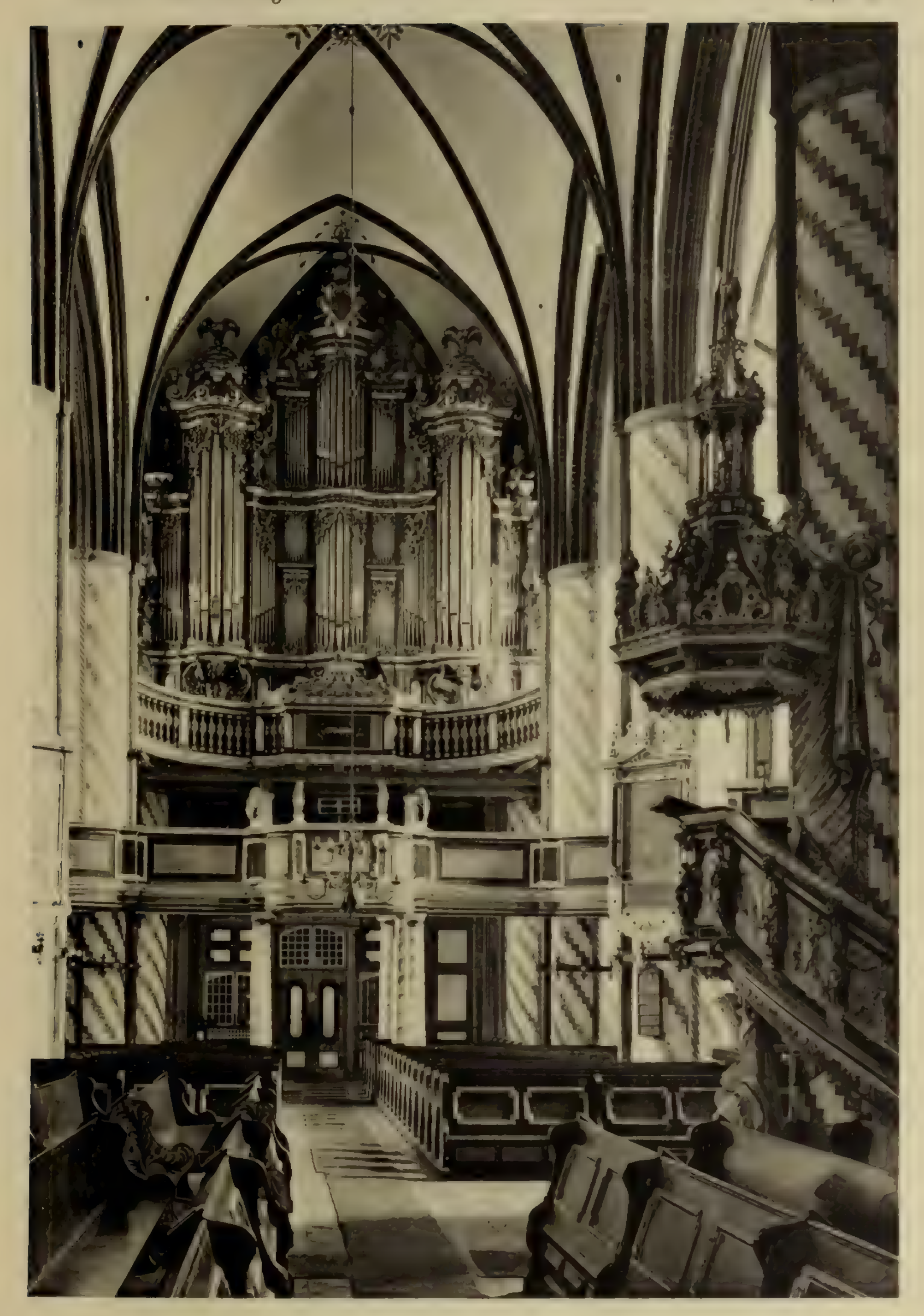
breite Gurtbögen zu einem einzigen verbunden. Der große östliche Bogen des mittleren Raumteils bildet jetzt eine Nische in der neuerdings hierher verlegten Bibliothek, darf aber als ehemals nach der Kirche offen angenommen werden. Der Raum war ursprünglich wohl als Fürsten- oder Bischofsloge gedacht und später als Sängerempore in Gebrauch. Im Südturm wurde nachträglich aus Backstein eine Treppe nach dem dritten Geschoß eingebaut und unter dem Stichbogen, auf dem sie ruht, wiederum später eine kleine Zelle wahrscheinlich als Wachtraum eingerichtet.

Abgesehen von diesem Westbau wissen wir von der Anlage der alten Gotthardtkirche nichts Bestimmtes und können nur nach den wenigen zeitlich und in Bezug auf die übrigen Verhältnisse ihr nahestehenden Bauten, wie Groß-Wusterwitz und Ziesar, vermutungsweise schließen, daß sie eine dreischiffige Basilika mit Querschiff, einschiffigem Chor und drei östlichen Absiden war.

Dritte Bauzeit. Mit dem dritten Geschoß des Westbaues beginnt jetzt der Turm. Hier tritt nicht nur der Übergang von der reinen Granittechnik zu einer gemischten, die stellenweise den Backstein zu Hilfe nimmt, sondern auch der zu den Formen der frühen Gotik ein (Taf. 2). Dadurch ist bezeugt, daß man auch noch um die Mitte des 13. Jahrh. an der nun einmal vorgezeichneten zweitürmigen Anlage festhielt, obwohl die Kirche inzwischen, wie aus der Urk. von 1166 (Riedel, Codex VIII, 107) hervorgeht, ihre Bedeutung als Stifts- und Kathedralkirche verloren hatte und zu einer einfachen Pfarrkirche der Altstadt herabgesunken war. Schon die hochaufsteigenden Granitkanten des westlichen Fensterpaares deuten den Fortschritt des Stilempfindens an, das in den Spitzbögen aus Backstein sehr bestimmt zum Ausdruck kommt. An den drei übrigen Seiten hat der Raum breite Bogenöffnungen, die schon ursprünglich spitz geschlossen wurden, und zwar in den Scheitelteilen ebenfalls mit Backsteinen von 28 . 13 . 9 cm. Die östliche ist noch mit flacher Läuferschicht umrahmt und bildet eine 1,50 m tiefe Nische, in der (nach Adler und Wernicke in Bergau, S. 243) ein Altar gestanden haben soll. Jetzt sind indessen dort nur zwei Stufen quer durch die 2,20 m breite Nische geführt und an dem durch die ganze Mauerstärke gehenden alten Leibungsputz ist zu ersehen, daß die Nische erst später durch eine dünne Vermauerung der ursprünglichen Bogenöffnung entstanden ist. Als Kapelle kann der Raum überdies seit der Anlage des Mittelturmes wohl nicht gedient haben, da die Turmtreppe darin liegen und der Verkehr nach den Glocken und der Wachtstube hindurchgehen mußte. Die Bögen der Nord- und Südseite öffnen sich jetzt gegen die Dachräume über den Stümpfen der geplanten Türme. Das Geschoß hatte ursprünglich nur eine Höhe von etwa 4,50 m, so daß nahe der oberen Feldsteingrenze noch Reste von Fensterspuren des nächsten erhalten blieben (Taf. 2). Es sind zwei senkrechte Kanten, die weit voneinander nahe den inneren Turmkanten aufsteigen und in Verbindung mit dem unregelmäßigen Füllmauerwerk dazwischen vielleicht anzeigen, daß hier bereits eine breite Fenstergruppe als Schallöffnung den Zwischenbau zum Abschluß bringen sollte. Seine Höhenlage erscheint angesichts der späteren Hallenform der Kirche und ihres bedeutenden, alle drei Schiffe umfassenden Daches niedrig, würde aber dem First der damals basilikalen Kirche entsprechen.



St. Gotthardtkirche. Innenansicht gegen Osten.



St. Gotthardtkirche. Innenansicht gegen Westen.

Vierte Bauzeit. Daß die Doppelturmanlage jemals beendet worden sei, ist nicht wahrscheinlich. Sie ist vielmehr im 13. Jahrh. (nicht erst nach Errichtung der Hallenkirche, wie Gurlitt, Städtebilder S. 18, annimmt) aufgegeben und der Westbau für einen Mittelturm abgeändert worden. Um einigermaßen günstige Verhältnisse für ihn zu gewinnen, mußten die Seitenteile tiefer liegen bleiben; von den halb vollendeten Türmen mußte daher je ein Stockwerk niedergelegt und durch nordsüdwärts gerichtete Satteldächer mit einfachen Blendgiebeln ersetzt werden. Der stehengebliebene rechteckige Mittelteil wurde durch die ein wenig schräg ansteigenden Wände der Glockenstube (Taf. 2) allmählich in eine quadratische Grundform gebracht. Bei den im Westen und Süden noch rundbogigen Schallöffnungen kam noch, zur Erhöhung der Lagerfestigkeit, ein außergewöhnliches Backsteinformat von 44 . 17 . 7 cm zur Anwendung, und ein deutsches Band, dessen Reste gegenwärtig das vierte vom fünften Geschoß trennen, bezeichnete ohne Zweifel im 13. Jahrh. den Abschluß des Turmkörpers, dessen Endigung ein spitzer hölzerner Helm gebildet haben mag.

Fünfte Bauzeit. Nachdem die Neustadt um das Jahr 1400 ihre alte aus Feldstein errichtete Pfarrkirche durch einen höchst aufwendigen Neubau ersetzt hatte, lag es für die Altstadt nahe, diesem Beispiele der stets eifersüchtig betrachteten Schwesterstadt zu folgen. Freilich war bei den erheblich bescheideneren Verhältnissen der Altstadt eine weitaus schlichtere Fassung für das Gotteshaus geboten; es handelte sich bei ihm vornehmlich um eine Neugestaltung der räumlichen Anlage als solcher.

An der Westwand der Kirche südlich der Orgelempore ist eine gemalte, gegenwärtig durch eine zu öffnende Täfelung geschützte Inschrift teilweise erhalten, die den Schatz der Indulgenzen für einen Neubau der Kirche verzeichnet. Es sind darin als Spender von Ablässen angeführt: „Nicolaus papa V, Nicolaus cardinalis tituli sancti Petri ad vincula, Otto Magdeburgensis archiepiscopus, Jacobus Castellanus episcop., Hwilhelmus Callensis episcop. Witego Numburgensis (?) episcop., Thidericus Havelbergensis episcop., Burchardus, Merseburgensis episcopus, Johannis Len . . . ensis (?) episcop., Giselbertus, Halberstadiensis episcop., Ludovicus, Thidericus, Johannes, Stephanus, Theodoricus et Arnoldus . . . ." Die hier angeführten Indulgenzen ziehen sich etwa von der Mitte des 11. bis gegen das letzte Viertel des 15. Jahrh. hin. Die Nennung des Bischofs Arnold von Brandenburg († 1485) sowie der Platz bezw. das Mauerwerk, an dem die Inschrift steht, lassen mit Sicherheit erkennen, daß die Ablässe auf den Bau der gegenwärtig noch vorhandenen Kirche abzielten und dieser frühestens zu Arnolds Zeit vollendet wurde.

Es war für die Gemeinde gewiß wünschenswert, vorerst einen wenn auch nur kleinen Teil der alten Kirche noch weiter zum Gottesdienste benutzen zu können, und in der Tat geht aus dem Bau selbst hervor, daß er nicht in einem Gusse entstanden ist. Die zwei — abgesehen von den Kapellen — nachweisbar verschiedenen Bauzeiten von Ost- und Westteil machen sich zwar in den fast völlig gleichartigen Anordnungen und Formen beider nur sehr schwach bemerklich, treten aber doch in der nicht scharf geradlinig durchgeführten Mittelachse der Kirche, ihren ungleichen Jochlängen (Abb. 2), den verschieden profilierten Pfeilerbasen und vor

allem in den Nähten der Obermauern und den ganz getrennt stehenden Dachstühlen der beiden Teile, deutlich hervor. Alle diese Anzeichen ergeben übereinstimmend, daß die größere östliche Hälfte, nämlich die ganze Kirche mit Ausnahme der drei westlichen Joche zuerst in Angriff genommen wurde.

Glücklicherweise ist uns durch Fincke (Programm von 1752 in Büschings Magazin für die neue Historie, S. 471) eine Inschrift überliefert, die sich „an einem Pfeiler der Kanzel gegenüber" befunden hat und uns näher über das neue Bauvorhaben unterrichtet. Sie lautete: „Nah der Gebort Christi 1456 des Donredags nach Paschen is angefangen dit Middelwerk desses Chores vormeddelst Hulpe und Vorderunge der ehrsamen Herren borgermeistere und ratmanne und der ganzen Gemeinheit . . . . gott gewe en allen dat ewige levent und ok Jo dem arbeiter desses werkes Henrik Reinstorp und alle sinem gesinde, amen". Die Worte „dit Middelwerk desses Chores" sind früher nach Finckes Vorgang auf die mittlere der drei Südkapellen bezogen und auch von Adler erst in der neuen Auflage seines Werkes über den Backsteinbau richtig gedeutet worden. Der an sich mehrdeutige Wortlaut kann nach den technischen Kennzeichen am Bau nur für die Inangriffnahme der sechs östlichen Pfeilerpaare mit ihren Arkaden gelten, nicht etwa für ein Mittelstück zwischen Ost- und Westteil der Kirche, da an den beiden oberen Längsmauern überhaupt nur je eine Ansatznaht, nämlich an der bereits bezeichneten Stelle, zu bemerken ist. Auf eine derartige vorwegbetriebene Ausführung der Arkadenpfeiler deutet auch, daß deren drei letzte Paare im Chorhaupt einst in der Längsrichtung untereinander kräftig verankert waren, wie es die kleine Innenansicht der Kirche auf dem Epitaph des Pfarrers Weitzke von 1586 noch darstellt und überdies aus den noch vorhandenen Ösen an den Kapitellen zu ersehen ist. Danach darf man das Jahr 1456 als den Beginn des Chorbaus bezw. der Kirche überhaupt annehmen.

Das tüchtige Werk Meister Reinstorps darf nicht der Einfachheit seiner äußeren Erscheinung wegen zu einer handwerksmäßigen Leistung herabgesetzt werden. Der Mangel an reicheren Kunstformen war offenbar durch den an ausreichenden Mitteln verursacht; jedenfalls kennen wir Meister Henriks Fähigkeiten zu wenig, um ihm solchen Mangel zur Last zu legen. Die wohl überlegte Anlage (Grundriß Abb. 2 und Schnitt Abb. 3) ersetzt das früher gebräuchliche Querschiff durch mehrere unregelmäßig angeschlossene Kapellen und zeigt ganz jene im Laufe des 15. Jahrh. zur völligen Herrschaft gelangende Grundrißanordnung, deren Kern sich einer langgestreckten, saalartigen, dreischiffigen Halle nähert. Das „Mittelwerk" schließt im Osten in drei Seiten des Sechsecks, während der aus den Seitenschiffen gebildete Umgang in 5/10 von den Außenmauern umschlossen wird. Wie diese Anlage im Ganzen, so ist auch der Charakter der Einzelformen spätgotisch, namentlich jene niedrigen zwischen den Strebepfeilern des Chorhauptes ausgebauten flachen Kapellen, die nach der Kirche hin breit geöffnet sind. Ferner finden sich hier die Rundpfeiler mit den in Spiralen angeordneten (ursprünglich) gesinterten Kopfreihen, mit Diensten in Form von gewundenen Bündelstäben an der Ost- und Westseite der Pfeiler, sowie Konsolformen und Laubkapitelle

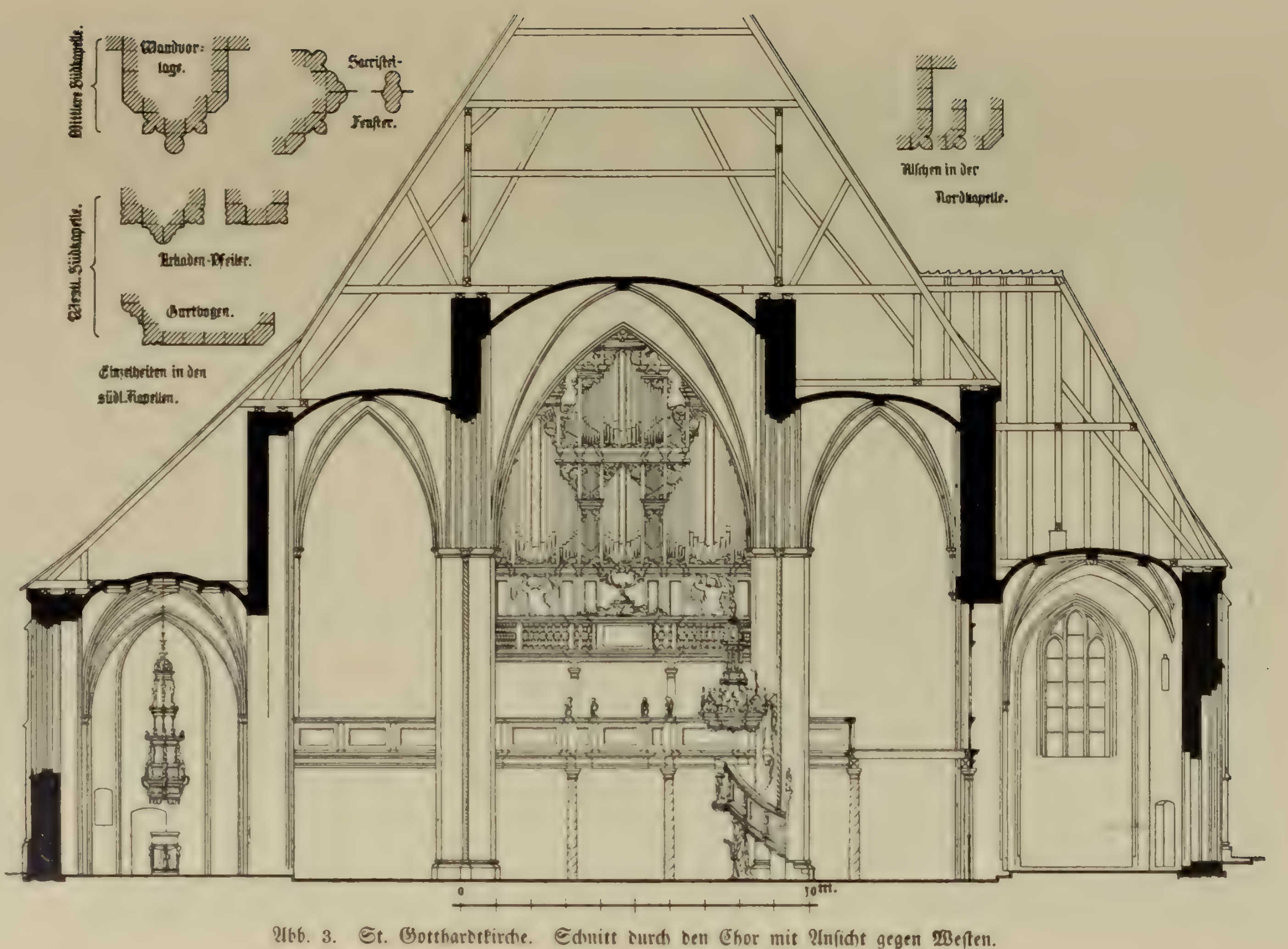


Abb. 3. St. Gotthardtkirche. Schnitt durch den Chor mit Ansicht gegen Westen.

mit gebuckelten Blättern und den in bezeichnender Linie geknickten breiten Stengeln (Abb. 6). Die Pfeilersockel haben ein der attischen Basis ähnliches Profil; die Dienstbasen gleichen fast umgekehrten Würfelkapitellen. Die hochgespannten Gewölbe des Mittelschiffs erheben sich beträchtlich über die der Seitenschiffe (Querschnitt Abb. 3), so daß in jenem über den reich profilierten Arkadenbögen sichelförmige Schildflächen entstehen, die oberhalb von Schildbögen umsäumt sind. Die an Stelle der Quergurte tretenden Rippen sind gleich den übrigen profiliert. Die dreiteiligen Fenster haben einfaches zu kleinen Spitzbögen verbundenes Stabwerk. Unter dem mageren Hauptgesims läuft ein geputzter mit schabloniertem Muster bemalter Fries hin. Die zweimal abgestuften Strebepfeiler endigen in Höhe dieses Frieses satteldachförmig. Auf der Nordseite des Chores tritt stellenweise ein Rautenmuster aus gesinterten Ziegelköpfen auf; hier vermittelt ein kleiner Treppenturm mit einem erst 1905 ausgebauten Kopf den Aufstieg zum Dach, das alle drei Schiffe gemeinsam überdeckt und dessen First nach Ausweis der älteren Stadtansichten ein Dachreiter zierte. Die Konstruktion des tannenen Dachstuhls (Abb. 3) weicht insofern bereits von frühmittelalterlichen Dachstühlen ab, als die Binder nicht alle gleichartig behandelt sind, sondern nur jeder zweite als Vollbinder abgebunden und den Längshölzern zwar noch nicht als Pfetten, aber in Form von Rahmhölzern unter den Kehlbalken eine größere Bedeutung zugewiesen ist als früher.

Gleichzeitig mit dem Chore entstand die auf dessen Südseite angebaute Sakristei nebst einem nach der Kirche früher (und auch neuerdings wieder) in breitem Spitzbogen geöffneten Obergeschoß. Entsprechend dem geringen Umfange ändert sich hier — wie bei den anderen Kapellenanbauten der Kirche — die Gliederung der Außenmauern. Sie erhalten annähernd die gleiche Stärke wie die der Kirche, werden aber im Innern durch Nischenwerk erleichtert, das z. T. zu Wandschränken benutzt wird. Schon so leisten sie dem Schub der geringen Gewölbespannungen genügenden Widerstand und können daher der tiefen Strebepfeiler entraten. Diese verflachen sich fast zu Lisenen, über deren pultförmiger Abdeckung der Gesimsfries ununterbrochen durchläuft, so daß die Wirkung dieser kleinen Anbauten eine tunlichst geschlossene, ruhige bleibt. Die Fenster können auf diese Weise innen wie außen jene dem Auge so angenehmen kräftigen Gewändeausbildungen erhalten. Sie sind im Erdgeschoß im Stich-, oben im Spitzbogen geschlossen. Während die Decke der Sakristei in zwei schlichte Kreuzgewölbe zerlegt ist, zwingt die große Öffnung des oberen Raumes zu einem fünfteiligen Gewölbe. Die Gesamthöhe des Anbaus ist so eingerichtet, daß das Kirchendach in gleicher Neigung darüber hinweggeschleift werden konnte. Die gleiche Fürsorge ist bei allen aufeinanderfolgenden Anbauten der Südseite durchgeführt, um die schlichte Erscheinung zu wahren und kostspielige Dachausbildungen zu vermeiden. Über die Bestimmung des Obergeschoßraumes fehlen zuverlässige Nachrichten, doch ist es wahrscheinlich, daß er der Liebfrauengilde als Kapelle diente.

Sechste Bauzeit. Im Jahre 1472 ist in der größeren, eingeschossigen Kapelle an der Nordseite des Chores laut Inschrift links neben ihrem östlichen Fenster ein Altar geweiht worden. Sie muß also damals bereits vollendet gewesen sein. Ihre

Eckdienste in Form von dicken Rundstäben endigen in blattgeschmückten Kapitellen, die denen der Kirche völlig gleichen, und tragen mittelst gekehlter Birnstabrippen ein einfaches Sterngewölbe, dessen Schlußsteine mit zartem Fischblasenmaßwerk und Rosen verziert sind. Im Westen und Osten öffnen sich die Wände in großen Spitzbogennischen mit dreiteiligen Fenstern, die südliche in einer großen Bogenöffnung nach der Kirche, die nördliche in einem Portal, das von zwei kleinen Spitzbogenblenden mit Maßwerk-



Abb. 4. St. Gotthardtkirche. Mittlerer Teil der Nordseite.

schmuck im Bogenfelde begleitet ist (Abb. 5 oben links). Alle drei umzieht eine staffelförmige Umrahmung, über der die Mauer durch sechs Stichbogenblenden belebt ist (Abb. 4). Die späteren Veränderungen am Portalbogen und an den benachbarten Teilen der Nordfront der Kapelle hängen vermutlich mit dem Übergange zusammen, den Matthias von Saldern etwa um 1570 von dem nördlich der Kapelle belegenen Bischofshofe nach der Kirche hatte bauen lassen. Die davon betroffenen Architekturteile sind 1905 wieder in alter Form hergestellt worden, bei welcher Gelegenheit auch das frühere, 1734 durch Tieferlegung des Firstes entstandene Dach der Kapelle sehr zu ihrem Vorteil wieder beträchtlich erhöht wurde.

Der Mauersockel an der Westmauer der Sakristei bekundet, daß die mittlere der drei Südkapellen etwas später als jene und somit auch später als der Chor entstanden ist. Die Kapelle muß daher annähernd in die Zeit der Errichtung der Nordkapelle gesetzt

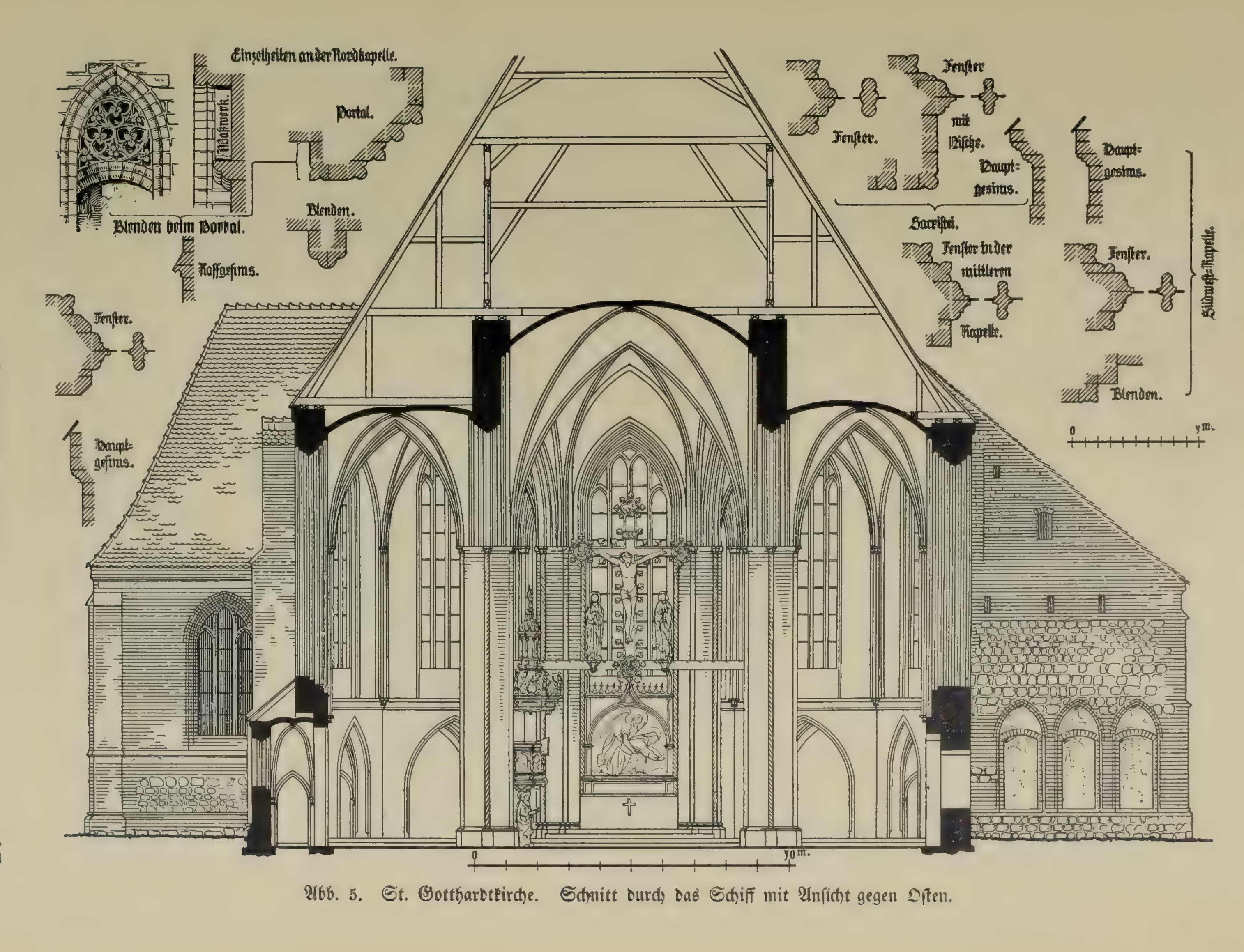


Abb. 5. St. Gotthardtkirche. Schnitt durch das Schiff mit Ansicht gegen Osten.

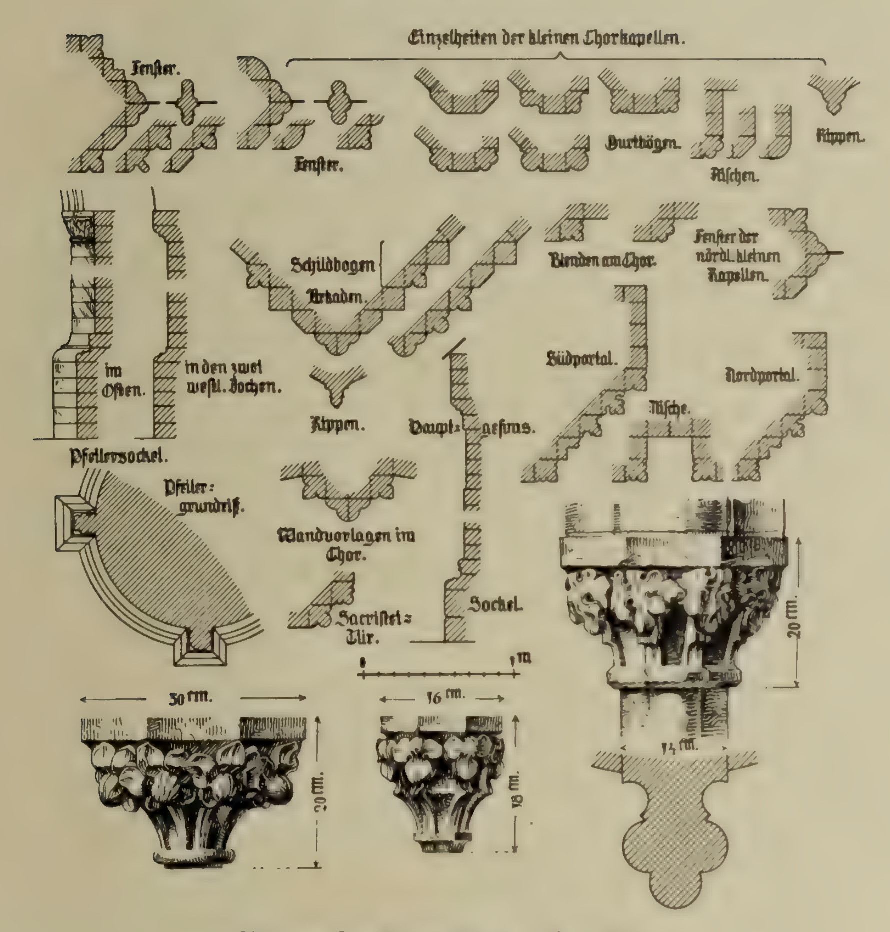


Abb. 6. St. Gotthardtkirche. Einzelheiten.

werden. Sie ist einstöckig und besteht im Grundriß aus zwei Jochen eines reich gemusterten Sterngewölbes, dessen Zeichnung in einer Kapelle der Marienkirche zu Stendal wiederkehrt. Die Rippen vom gleichen Profil wie die der Kirche laufen tangential an fünf im Scheitel angeordnete kleine Kreise; sie sitzen auf dicken Rundstabdiensten mit einfachen Blattkapitellen. Die Wände sind an der West- und Südseite mit Nischen versehen, die Fenster, von denen das westliche beim Anbau der dritten Kapelle vermauert wurde, sind dreiteilig. Das Äußere schließt sich in seiner ruhigen schlichten Haltung ganz dem der Sakristei an. Nach einer nicht mehr vorhandenen Inschrift wurde sie erbaut, als Laurentius Thiele und Peter Virchow Kirchenvorsteher waren (siehe Schillmann, Gesch. der Stadt B., S. 570). Nach einer noch lesbaren angemalten Inschrift an der Ostseite der Kapelle wurde der daselbst einst aufgestellte Altar i. J. 1475 geweiht.

Siebente Bauzeit. Allem Anschein nach hat man mit der gänzlichen Vollendung der Kirche, im besonderen der drei westlichen Joche (Abb. 5) nicht lange gezögert, sie viel-

mehr wahrscheinlich 1475 zum Abschluß gebracht. Diese Schiffsteile bilden in Anlage, Struktur und Einzelformen eine fast genaue Fortsetzung des Chores. Ganz geringfügige Abweichungen weisen nur die Pfeilersockel und der Dachstuhl auf. Die beiden Portale, in denen sich das westliche Joch nach Norden und Süden öffnet, ähneln dem der Nordkapelle unter Weglassung der kleinen seitlichen Blenden. Das Backsteinformat im Schiff wie im Chor ist 29—30 . 14—15 . 8,5 cm.

Etwa gleichzeitig, nämlich i. J. 1474, wurde die dem Schiff auf der Südseite angebaute westliche Kapelle durch den Lebuser Domherrn Matthäus Prenne gestiftet. Der in ihr errichtete Altar wurde laut Inschrift ebenfalls 1475 geweiht. Das Obergeschoß über der Kapelle ist durch eine Treppe in der Westwand zugänglich und war vom Stifter zur Bibliothek bestimmt. Unter dieser Treppe befindet sich ein kleiner unterirdischer Raum von unbekannter Bestimmung. Die vier Kreuzgewölbe des Erdgeschosses stützen sich in der Mitte auf einen Rundpfeiler ohne Basis mit einfachem Profilkapitell, an den Wänden auf schlichte gekehlte Konsolen. Die Nordwand öffnet sich in beiden Geschossen in zwei spätgotisch profilierten Rundbögen nach der Kirche. An der Ostwand wird das Sockelprofil der älteren mittleren Südkapelle sichtbar. Die Wand gegenüber, an der Treppe, wird innen wie auch außen durch eine Reihe Stichbogennischen gegliedert. Die Fenster sind im Stichbogen geschlossen. Die einstige Bücherei ist von einem achtteiligen Rippengewölbe überspannt. — Inwieweit Meister Reinstorp an all diesen Bauausführungen noch beteiligt war, ist selbst bei ihrem ziemlich übereinstimmenden Charakter nicht mit Sicherheit anzugeben.

Achte Bauzeit. Das hohe Dach der Kirche, das notwendig die Firsthöhe der früheren Basilika überschritt, reichte mit seinem First bis über das Hauptgesims des damals bereits bestehenden Mittelturms und forderte seine Erhöhung. Eine solche scheint indessen erst viel später, gelegentlich einer umfassenden Erneuerung der Kirche infolge der Einführung der Reformation, z. Zt. als das Patronat der Kirche auf den Magistrat der Stadt überging, zur Ausführung gekommen zu sein. Sie erstreckte sich auf die Wiederherstellung bzw. Ausweißung des Innern (1559), die Anschaffung von zwei neuen Glocken i. J. 1557, von denen die eine noch vorhandene von Andreas Moldenhewer, die andere von einem Meister Jacob gegossen worden ist (W. Schott, Beiträge zur Geschichte der St. Gotthardtkirche, S. 53), die Bemalung der Orgel (1554) und die Aufstellung eines neuen (jetzt noch vorhandenen) Hauptaltars (1559). Auf der Ansicht der Altstadt einer in der Kirche befindlichen Votivtafel des Hans Trebaw (Abb. 1) ist eine bereits der Renaissance angehörige Endigung des Turmes dargestellt, die über dem Feldsteinmauerwerk die zwei Glockenstuben mit ihren Schallöffnungen erkennen läßt. Über ihnen erheben sich vier Giebel als Abschluß zweier sich kreuzender Satteldächer, aus deren Mitte eine Laterne anscheinend mit geschweiftem Dach emporwächst. Die fast rohen verwilderten Maßwerkformen der oberen Schallöffnungen und damit das ganze Geschoß dürften etwa der gleichen Zeit (1557) angehören. Das richtige Höhenverhältnis des Turmes zum Dache der Kirche wurde leider auch damit noch nicht erreicht.

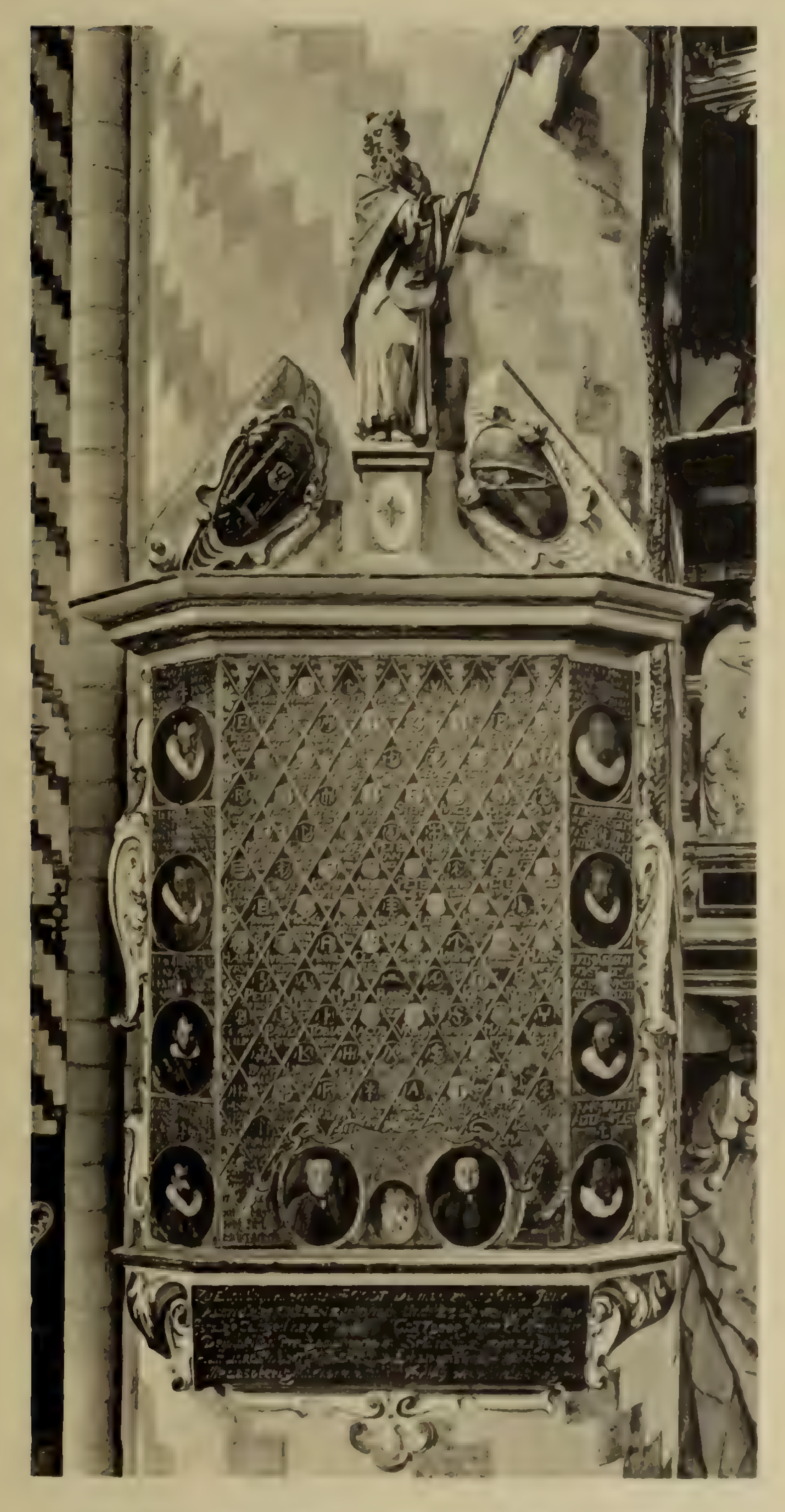
Neunte Bauzeit. Im Jahre 1767 wurde schließlich der baufällig gewordene Dachreiter abgenommen und die gegenwärtige keineswegs unschöne Turmspitze (Taf. 1



St. Gotthardtkirche. Kanzel.



St. Gotthardtkirche. Teil der Kanzeltreppe.



St. Gotthardtkirche. Gedenktafel der Tuchmacher.

und 2) mit ihrem kurzen Achteckgeschoß errichtet, über dessen Kuppeldach sich eine Laterne mit leichter Galerie erhebt. Das Innere der Kirche ist 1734 ausgeweißt worden. 1736 bis 1737 wurden der Orgelprospekt und die Emporen erneuert. In den Jahren 1904 bis 1906 wurde die Kirche durch Baurat Dihm einer umfassenden Erneuerung unterzogen, wobei unter anderem auch der Dachreiter auf dem Chore neu errichtet, eine Zentralheizung angelegt, der Raum für die Bibliothek im Westbau hergerichtet, das Innere samt den Epitaphien neu bemalt und der zertrümmerte Taufbaldachin wiederhergestellt wurde.

Innere Ausstattung.

Der gegenwärtige Altar (Taf. 3) besteht aus der alten Mensa und einem Aufbau aus neuerer Zeit. In dem Backsteinkörper der Mensa ist an jeder Seite eine im Stichbogen geschlossene Nische als Wandschränkchen angebracht. Die Deckplatte aus Sandstein enthält in der Mitte die Reliquiengruft, entbehrt aber der Weihkreuze. Der Aufsatz, ein Werk moderner Gotik von 1874, bildet gewissermaßen nur den Rahmen für das im gleichen Jahre von Pfannenschmidt ausgeführte Gemälde, das den Seelenkampf Christi im Garten von Gethsemane darstellt.

Der frühere, i. J. 1559 angeschaffte, bis 1874 am Hauptaltar benutzte Altaraufbau ist jetzt an der Ostwand der mittleren Südkapelle aufgestellt. Seine Anordnung ist im allgemeinen noch derjenigen der spätgotischen Flügelaltäre verwandt, doch ist der Schrein zu einer flachen Bildtafel mit nüchternem Gebälk geworden, das im Fries mit dem kurbrandenburgischen und dem altstädtischen Wappen besetzt ist und von einer geschnitzten Gruppe der Dreieinigkeit überragt wird. Die Bekrönungen der festen Seitenteile, die der Rat der Altstadt 1561 hinzufügen ließ, und die seitlichen Konsolansätze des Unterteils sind von Meister Lurch mit flach geschnitztem frühem Renaissanceornament verziert. Die von Meister Wilhelm Gulden in Leipzig ausgeführten Bilder des Altars sind biblischen Inhalts; sie zeugen zwar nicht von bedeutendem Können, sind aber wie der architektonische Aufbau ein lehrreiches Beispiel, wie man sich in dieser Zeit des Übergangs die neue Auffassung zu eigen zu machen suchte. Die nachträglich hinzugefügten Tafeln mit den Aposteln Petrus und Paulus sind C. HE 1561 gezeichnet.

Die Kanzel aus Sandstein ist ein i. J. 1623 in Nürnberg angefertigtes, vollendetes Werk der Spätrenaissance, das von der damals bedeutenden Tuchmachergilde der Altstadt gestiftet wurde (Taf. 5). Sie ruht auf einer bärtigen Männergestalt in wallendem Gewande, die sich auf einen Stab stützt und in die von der Rechten gehaltene Bibel blickt. Die Ecken der Kanzel sind mit den schwungvoll entworfenen, freistehenden Figuren der Evangelisten besetzt; die in Rundbogen geschlossenen Füllungen an den Seiten des polygonalen Grundkörpers enthalten kunstvoll und mit großer Feinheit gearbeitete Reliefdarstellungen aus dem Leben Christi. Die ähnlich entworfene Brüstung der Kanzeltreppe zeigt die Gestalten von Aaron, Moses und David sowie einen Ratsherrn mit Pelzkragen, Kette und

hohem Hut als Trennungen zwischen den hier viereckigen Füllungen mit Darstellungen aus dem alten Testament (Taf. 6). Die Treppentür ist oben mit dem Wappen der Tuchmacher geschmückt, das den Bogen und das Schlagholz der Tuchmacher zeigt und von einem Figürchen des guten Hirten bekrönt wird. — Die gleiche Reife der Formgebung im Figürlichen wie Ornamentalen zeigt der in Holz ausgeführte Schalldeckel (Taf. 3 und 4). Sein reicher architektonischer Aufbau ist von großer Anmut; die Gesimse sind sehr wirkungsvoll und schön profiliert. Das untere Hauptgebälk ist mit einem Kranz von Ziergiebelchen und den Gestalten Aarons, Davids und der Propheten geschmückt. Dazwischen erhebt sich das Dach mit seiner den Auferstandenen baldachinartig überragenden Laterne, die von der Figur des Heilandes mit der Siegesfahne bekrönt wird. Die neuerdings sehr glücklich ausgeführte Bemalung und Vergoldung des Ganzen wird vervollständigt durch eine auf der Unterseite des Schalldeckels gemalte Dreieinigkeit und eine die Kanzel mit dem Schiffspfeiler in Verbindung bringende gemalte Draperie.

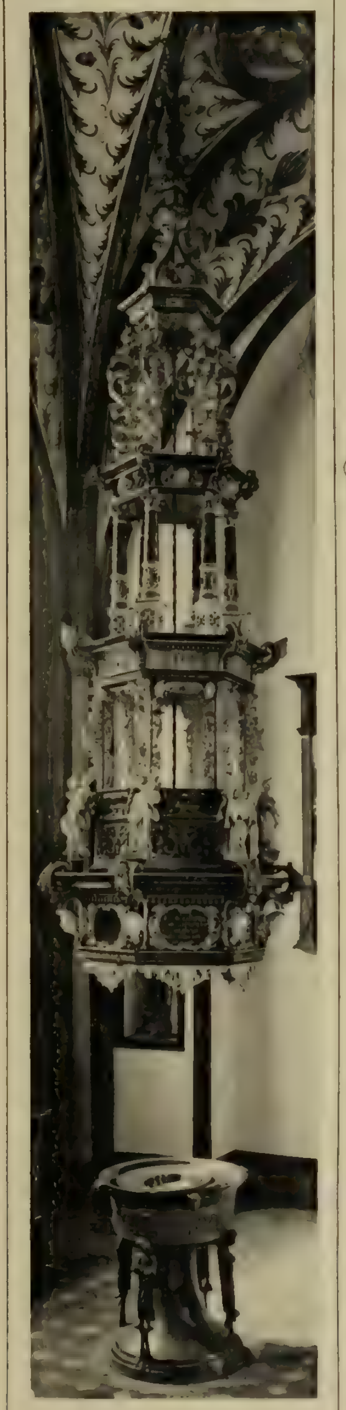
Als gewissermaßen zur Kanzel gehörig sei hier die i. J. 1624 am gleichen Pfeiler angebrachte Gedenktafel angeführt, die an die Stiftung der Kanzel durch die 100 damaligen Tuchmacher der Altstadt erinnern soll (Taf. 7). Ihre Hausmarken füllen die architektonisch umrahmte Tafel, in deren Giebelverdachung eine Figur (angeblich Methusalem als Patron der Gilde) mit dem Abzeichen des Handwerks steht (vgl. über Haus- und Hofmarken Homeyer, S. 406). Die seitlichen Lisenen sind mit je vier auf Kupfer gemalten, fein durchgearbeiteten Bildnissen der damaligen Kastenherren und Ältermeister der Gilde besetzt. Unten in der Mitte der Tafel ist ein großer ovaler Amethyst eingelassen mit der darauf bezugnehmenden Beischrift:

Ut vigiles reddē amethystus vina repellit
Sic vigil officio pascito pastor oves 1624.

(Wie der Amethyst wachsam machend des Weines Wirkung vertreibt,
So soll, wachsam im Amt, der Hirt die Schafe weiden 1624).

Im Jahre 1795 wurden Stein und Kanzel „renoviert" und bei dieser Gelegenheit zwei Bildnisse von Gildemeistern hinzugefügt.

Die in Bronzeguß hergestellte Taufe (Taf. 8 u. 9) von 1,02 m Höhe und 0,82 m oberem Durchm. ist ein kostbares Werk spätromanischer Kunst. Sie hat die allgemeine Form eines Bechers, dessen hohl geschweifter Fuß mit dem Gefäßteil durch vier nicht ganz vollrunde, vielmehr flachwirkende und hohlgegossene stützende Figuren verbunden ist. Sie halten Bücher in den z. T. abgebrochenen Händen und sollen wohl die vier Evangelisten darstellen. Es sind hagere Gestalten von strenger altertümlicher Bildung, welche die Schale der Taufe auf ihrem Nacken zu tragen scheinen. Diese ist an ihrem oberen Rande mit vier ebenso altertümlich gezeichneten Tierköpfen besetzt. Ihre etwas geneigt stehende seitliche Fläche ist mit einem prächtigen romanischen Blattwerkfries geschmückt, der von zwei Schriftstreifen eingeschlossen wird. Die obere aus reich verzierten Unzialbuchstaben bestehende Inschrift bildet einen Leoninischen Hexameter und lautet: „A † Ω † Abluo peccata do celi gaudia grata" (Abb. 7). Die untere Umschrift lautet: „Obiit Elisabeth X° I°° KL°° Septembris." Leider wissen wir





St. Gotthardtkirche.
Bronzetaufe mit hölzernem Baldachin nebst zwei Figuren
von einer Taufe Christi.



St. Gotthardtkirche. Taufe.

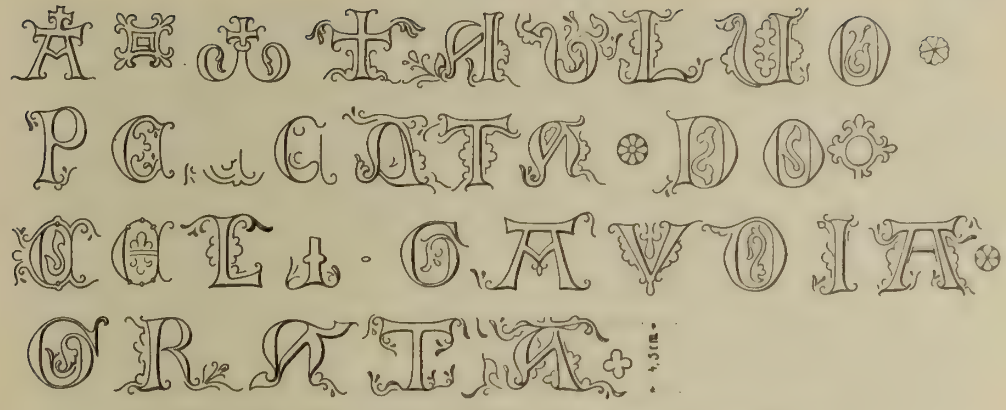


Abb. 7. St. Gotthardtkirche. Inschrift am oberen Rande der Taufe.

nichts Näheres über die nur mit Vornamen benannte Persönlichkeit, für die der Inschrift nach durch die Stiftung der Taufe eine Memorie, d. h. die regelmäßige Gedächtnisfeier an ihrem Todestage erwirkt worden ist. Am Fuße der Taufe findet sich noch auf der einen Seite das Spiegelbild eines reich verzierten A (Abb. 8). Ihm sollte vermutlich gegenüber ein Ω entsprechen, das aber wohl beim Einkratzen in den Gußmantel verunglückte; ein rankenartiger Teil, der zum Guß kam, wurde später abgefeilt. Der in Form eines hohen schlanken Baldachins gestaltete Deckel aus Holz, wohl von jeher nur bestimmt, frei über der Taufe zu schweben, ist ein prächtiges, äußerst formenreiches und als architektonischer Aufbau in drei Stockwerken lebendig gegliedertes Werk der Spätrenaissance, das laut Inschrift ein Schmiedemeister Urban Schmid i. J. 1623 gestiftet hat. Erst 1906 wurde es wieder aus der nördlichen Turmkammer, wo es vordem in verwüstetem Zustande lag, hervorgeholt, instandgesetzt und seiner einstigen Bestimmung zurückgegeben. Wegen der zum Baldachin oder einem besonderem Taufdeckel gehörigen Gruppe einer Taufe im Jordan siehe unter Holzfiguren.



Abb. 8.
St. Gotthardtkirche.
Der Buchstabe A am Fuße der Taufe
(nach Bergau, S. 247).

Kelche. Ein kleiner spätgotischer Kelch von 16,5 cm Höhe aus vergoldetem Silber mit sechsteiligem Fuß hat einen Knauf mit durchbrochenen Fischblasen und viereckigen Zapfen. Am Halse steht in einzelnen Buchstaben: Maria. — Kelch von 22 cm Höhe aus vergoldetem Silber, gestiftet von Christ. Strable. Am sechsteiligen Fuße eine kleine eingravierte Kreuzigungsgruppe als Signakulum. An den Zapfen des Knaufes steht in Spätrenaissance-Buchstaben: JHESUS. — Kelch von 22 cm Höhe aus vergoldetem Silber. Am Knauf und am sechsteiligen Fuße sind Silbermünzen eingelassen, die bis 1708 herabgehen. — Kelch von 23,5 cm Höhe aus Silber mit rundem Fuß und einfachem rippenartigem Schmuck; datiert 1703.

Spätgotisches Ziborium (Abb. 9) von 35 cm Höhe aus vergoldetem Kupfer. Der sechsteilige Fuß mit Knauf ist dem der Kelche ähnlich gestaltet. Der Behälter ist sechseckig, seine Kanten sind strebepfeilerartig ausgebildet und der obere Rand ist mit kleinen Zinnen besetzt. Der Deckel hat die Form einer unten stark eingezogenen sechsseitigen Pyramide mit kleinen Kantenblättern und einem Knopf an der Spitze. Am Schafte steht in spätgotischen Minuskeln: Jhesus. Unter den rautenförmigen Glassteinen am Behälter liest man: Maria. Eine länglich runde Oblatenbüchse aus Silber mit schönen hochgetriebenen Blumen von 1686

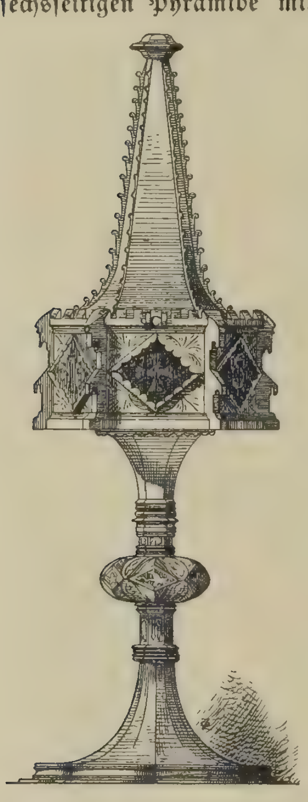


Abb. 9. St. Gotthardtkirche. Ziborium (nach Bergau, S. 246).

Drei silberne Patenen, von denen eine die Jahreszahl 1656 trägt.

Drei Taufschüsseln aus getriebenem Messing. Die kleinste von 35 cm Durchm. mit nur 2 cm breitem Rande enthält eine Darstellung vom Märtyrertode des hl. Sebastian. Die zweite von 48 cm Durchm. zeigt im Grunde die Verkündigung Mariä umgeben von einer Zierschrift. Die dritte von 62 cm Durchm. mit einer Darstellung des Sündenfalles im Grunde und sechs Hirschen, die von je einem Hunde verfolgt und durch Eichenzweige getrennt werden.

Drei Lichterkronen von Messing aus der Barockzeit mit Doppeladler als obere Endigung; zwei davon sind zwölfarmig, eine sechzehnarmig.

Eine Sanduhr auf der Kanzelbrüstung mit vier Sanddurchläufen in einem bemalten Eisengestell, das die allegorischen Figuren von Glaube und Hoffnung zeigt. Auf der Rückseite befindet sich die Inschrift: „Georgius Chuede von Salzwedel Consul et assessorum dicasterii (Schöppenstuhl) veteris civitatis senior 10. Mai 1649 fieri curavit aetatis suae 72“.

Ein reicheres Spätrenaissancegitter aus dem Jahre 1722 schließt die mittlere der Chorkapellen ab.

Von schmiedeeisernen Beschlägen sind erwähnenswert die einfachen, den Charakter des Übergangstils tragenden Reste an den Türen zwischen der westlichen Vorhalle und den Seitenräumen, spätgotische Bänder an dem Schrank in der Sakristei und endlich zahlreiche einfache Bänder an einem hölzernen Gotteskasten in der ersten der nördlichen Chorkapellen.

Der Orgelprospekt (Taf. 4) ist ein streng und schön gruppiertes Werk der Barockzeit von 1736, das in Verbindung mit der aus Balustern und einem wirkungsvollen Aufsatze auf der mittleren balkonartigen Ausbiegung bestehenden Emporen-

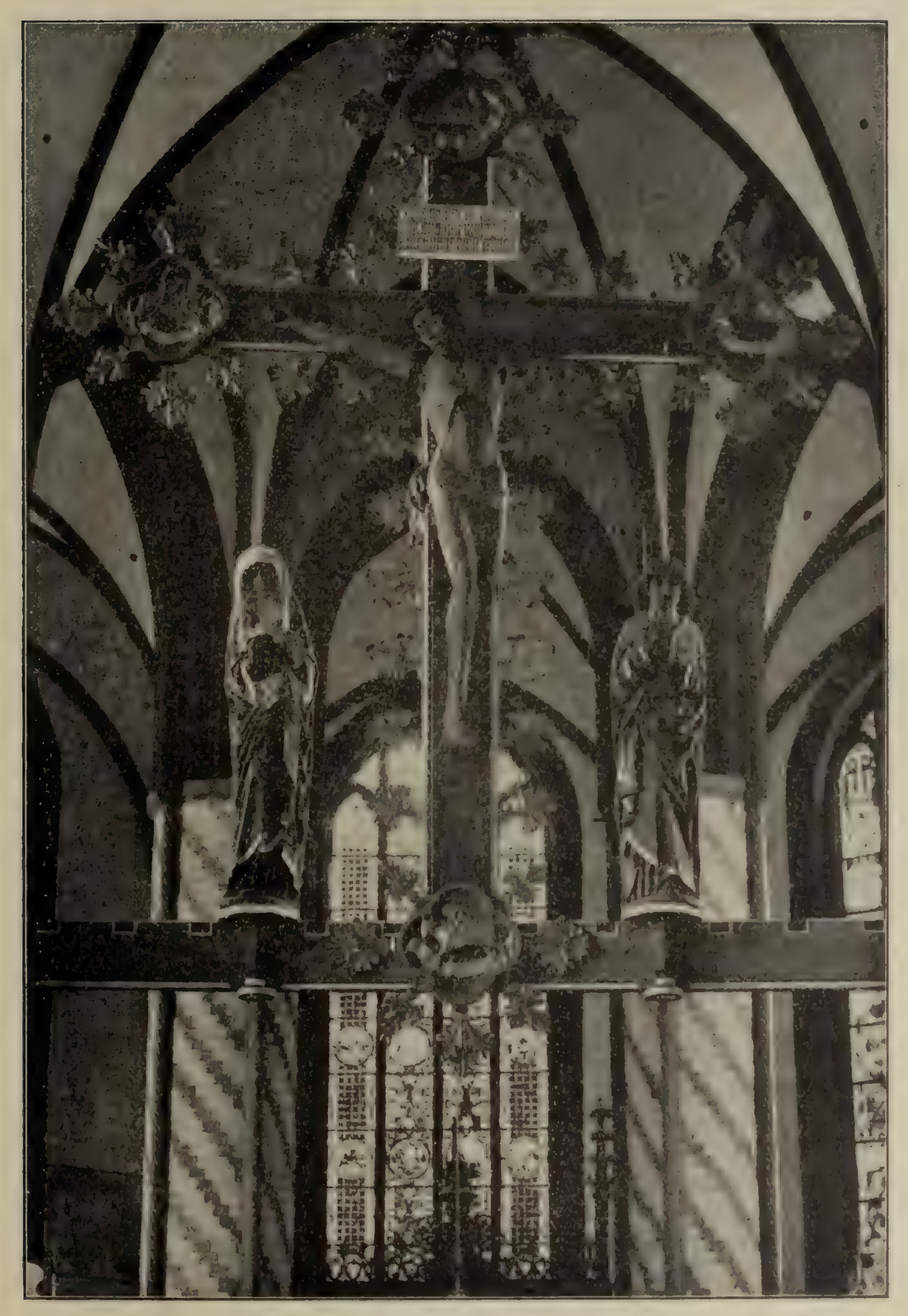


Abb. 10. St. Gotthardtkirche. Triumphkreuz.

brüstung dem Westteile der Kirche zur wesentlichen Zierde gereicht. Dem gleichen Jahrhundert gehören, abgesehen von den i. J. 1906 daran vorgenommenen Änderungen, die auf toskanischen Holzsäulen ruhenden Emporen der Kirche an.





Abb. 11. St. Gotthardtkirche. Geschnitzte Figuren der Bischöfe St. Gotthardt und St. Maternus.

Von außerordentlich glücklicher Wirkung als Schmuck des Chores ist das erst jüngst wieder aus unwürdiger Vernachlässigung erhobene Triumphkreuz (Abb. 10) aus spätgotischer Zeit mit den wohlgelungenen Figuren des Gekreuzigten, der Maria und des Johannes und dem reichen Schmuck von Kantenblättern am Kreuze.

Dem ehemaligen Hauptaltare gehören wohl die drei 1,35 m hohen holzgeschnitzten Figuren an (zwei davon in Abb. 11), die neuerdings in drei Stichbogennischen an der Südwand des Chores Aufstellung gefunden haben. Sie stellen die Heiligen dar, denen die Kirche geweiht ist: die Bischöfe St. Gotthardt und St. Maternus und den Apostel Matthias. Ebenso tüchtige Arbeiten sind die gegenwärtig zwischen jenen auf schlanken Holzsäulchen aufgestellten kleineren, nur 0,80 m hohen Figuren der Veronika und Magdalena.

Eine reizvoll bewegte, 0,68 m hohe Holzfigur Johannis des Täufers auf einem Felsen, aus der ersten Hälfte des 17. Jahrh., steht jetzt in einer Nische der Westwand der mittleren Südkapelle, getrennt von der Christusfigur, die einst mit ihr zu einer Gruppe vereinigt war und jetzt an der Nordwestecke der Kapelle auf dem Epitaph des Konsuls Matthias aufgestellt ist. Diese Darstellung der Taufe Christi im Jordan gehört offenbar zum Schmuck des Taufbaldachins von 1623 oder eines besonderen Taufdeckels (siehe oben unter Taufe sowie die Skizze auf Tafel 8).

Der von dem Brandenburgischen Bildhauer Hildebrand nach Afinger geschnitzte Kruzifixus, der früher den Altar krönte, ist abgenommen und wird in der nördlichen Turmkammer aufbewahrt.

Die zahlreichen Epitaphien der Kirche sind bei der Erneuerung des Innern neu bemalt worden und haben z. T. andere Plätze bekommen, als sie vordem hatten. Es sind meist Werke dekorativer Renaissancekunst, deren Wert als Zierden des Gotteshauses gerade nach der allgemeinen Wiederherstellung wieder deutlich hervortritt.

Steinerne Epitaphien:

1) An der Südwand das Steinepitaph des Berliner Bürgermeisters Thomas Matthias, ursprünglich 1549 für dessen Vater errichtet, nach seinem Tode i. J. 1576 für ihn selbst umgestaltet. Unter einer langen schmalen Inschrifttafel befindet sich eine wildbewegte Reliefdarstellung des Durchzuges der Juden durch das rote Meer. Inschrifttafel und Reliefdarstellung sind gemeinsam in einfacher Weise architektonisch umrahmt.

2) Am dritten westlichen Arkadenpfeiler der Südseite das Steinepitaph des Bürgermeisters Hans Trebaw (sic), von 1549 (Abb. 12). Über der Inschrifttafel als Sockel erhebt sich eine zierliche, in der Mitte von unten nach oben geteilte Renaissance-Architektur mit Balustergalerien in mehreren Stockwerken. In den so gebildeten, nach vorn offenen Räumen befinden sich acht Reliefdarstellungen aus der Geschichte des reichen Mannes und armen Lazarus. Die Todestage des Sohnes Hans Trebow (sic) und seiner Familie sind später hinzugefügt.

3) Am vierten westlichen Arkadenpfeiler der Südseite das Steinepitaph für Andreas und Anna Hartwich, von 1736. Auf einer rechteckigen Relieftafel, die auf zwei Konsolen ruht und von Kartuschenwerk umrahmt ist, zeigt Christus in geistvoll aufgefaßter Stellung seine Wundenmale; seine Füße sind von einer Schlange umschlungen (Abb. 13).

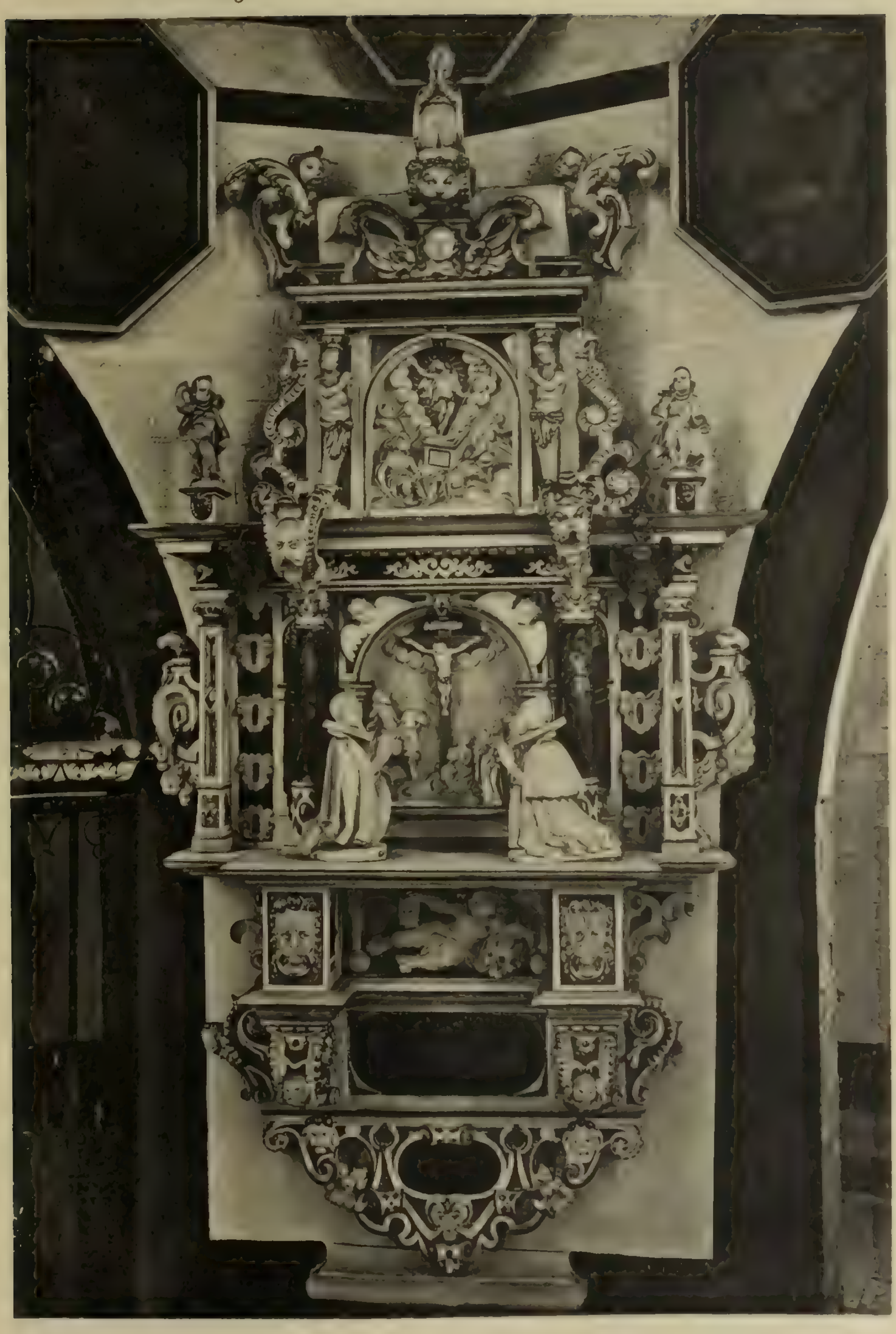
4) Zwischen den beiden südlichen Chorkapellen befindet sich das 1559 datierte Steinepitaph des 1572 verstorbenen Bürgermeisters Joachim Damstorff (Abb. 14) und seiner Gattin Anna Durings. Innerhalb der mehrstöckigen Renaissance-Architektur befinden sich zwei Reliefdarstellungen, oben: Christi Geißelung mit gewaltsam bewegter Stellung der Figuren, unten, etwas maßvoller: die Kreuztragung; an den Seiten die Reliefbildnisse der Stifter.

5) Südlich von der mittleren Chorkapelle ist das Steinepitaph des Bürgermeisters Michael During und seiner Ehefrau Katharina Zierisses, von 1615, angebracht. (Taf. 10.) Es besteht aus einer Säulenarchitektur mit oberem Aufsatz und einem predellenartigen Unterteil. Neben dem mittleren Relief des Gekreuzigten knieen die vollrunden Figuren der Stifter; darüber folgt im Aufsatz ein Relief der Auferstehung mit der knieenden Figur ihres Sohnes als Bekrönung. Das Epitaph ist von drei achteckigen gemalten Bildnissen, den wohlgelungenen Brustbildern der Verstorbenen, umgeben.

6) Die mittlere Chorkapelle, die durch ein reiches Spätrenaissancegitter abgeschlossen ist, birgt das barocke Grabmal des Steuereinnehmers Christ. Köhlau († 1723) und seiner Gattin.



Abb 12. St. Gotthardtkirche. Epitaph des Bürgermeisters Hans Trebaw.



St. Gotthardtkirche. Steinepitaph des Bürgermeisters Michael During.



Abb. 13. St. Gotthardtkirche. Epitaph für Andreas und Anna Hartwich.

7) Nordwärts daneben folgt das Grabmal des 1707 verstorbenen Bürgermeisters Fr. Kriele, eine ovale Tafel mit einer Umrahmung aus Putten, Füllhörnern und Akanthus, oben vom Allianzwappen des Verstorbenen bekrönt.

8) Zwischen den beiden nördlichen Chorkapellen erhebt sich ein dem Anfang des 17. Jahrh. angehöriges Epitaph des Junkers Georg Hahn von Basedow, der in der Mitte des Epitaphs knieend dargestellt ist.

9) An der Nordseite der Kirche folgt dann das Grabmal des 1722 verstorbenen Ratmanns Christian Liepe.

10) Ein Barockdenkmal (gegen 1800) für drei Schwestern v. Görne mit zwei allegorischen Figuren.

11) Der Denkstein für Joh. Christ. Fr. Engel († 171?).

Die hölzernen Epitaphien sind zumeist an den Arkadenpfeilern der Kirche angebracht. Es befinden sich im Westen der Nordreihe beginnend:

Am zweiten Pfeiler das schlichte mit zwei toskanischen Säulen besetzte Epitaph des Kristian Küparus († 1585).

Am vierten Pfeiler das dem hochverdienten Bürgermeister Simon Roter († 1584) gestiftete Epitaph, dessen Hauptteil mit zwei toskanischen Säulen auf löwenkopf-geschmückten Konsolen ruht. Das Gemälde darin stellt die Auferweckung des Lazarus dar; das kleinere im oberen Aufsatz: Christus das Kreuz haltend.

Am fünften Pfeiler hängt die gegenwärtig inschriftlose, nach Wernicke (in Bergau, S. 251) dem Andenken des Hans Trebaw und der Ursula During gewidmete Votivtafel von 1586, den Gekreuzigten darstellend, dessen Kreuz die knieende Magdalena mit den Armen umfängt; neben ihr knieen die zwei männlichen und zwei weiblichen Stifter der Tafel, die gleich zwei anderen Tafeln das Meisterzeichen T. HE. trägt und nach Ausweis einer von diesen dreien von Thomas Heren aus Emden gemalt ist. Sie ist von besonderem Werte durch den landschaftlichen Hintergrund des Bildes, der links die Marienkirche und rechts die Altstadt selbst (Abb. 1) zur Darstellung bringt.

Am sechsten Pfeiler folgt das in reicher tüchtiger Architektur ausgebildete Epitaph des Pastors Petrus Weitzke, † 1585 (Abb. 15), eines Freundes des Zacharias Garcaeus. Das Hauptgemälde von Thom. Heren aus Emden, die Kopie eines in der Ständischen Galerie zu Prag hängenden Gemäldes von Lucas Kranach, trägt (nach Pastor Wernicke in Bergau, S. 251) allegorisch die gesamte evangelische Heils-lehre von Sünde und Gnade, Gesetz und Evangelium vor. Das schmale Bild im Unterteil enthält neben einer Inschrifttafel und den Bildnissen der Stifter eine kleine Landschaft und die Innenansicht der Gotthardtkirche im Zustande jener Zeit.

Am siebenten Pfeiler der Nordreihe zeigt ein von einfacher Architektur umrahmtes Gemälde den Traum Jakobs von der Himmelsleiter, im Aufsatz eine auf einem Toten-schädel sitzende Putte. Die Inschrift ist unleserlich.

An den Arkadenpfeilern der südlichen Reihe befinden sich von Westen beginnend:

Am zweiten Pfeiler das Epitaph des Bürgermeisters Nicolaus Hagen († 1572), eine Auferstehung Christi mit dem Meisterzeichen G J (verschlungen) in ganz schlichter magerer Pilasterarchitektur.



Abb. 14. St. Gotthardtkirche. Epitaph des Bürgermeisters Joachim Damstorff und Frau.

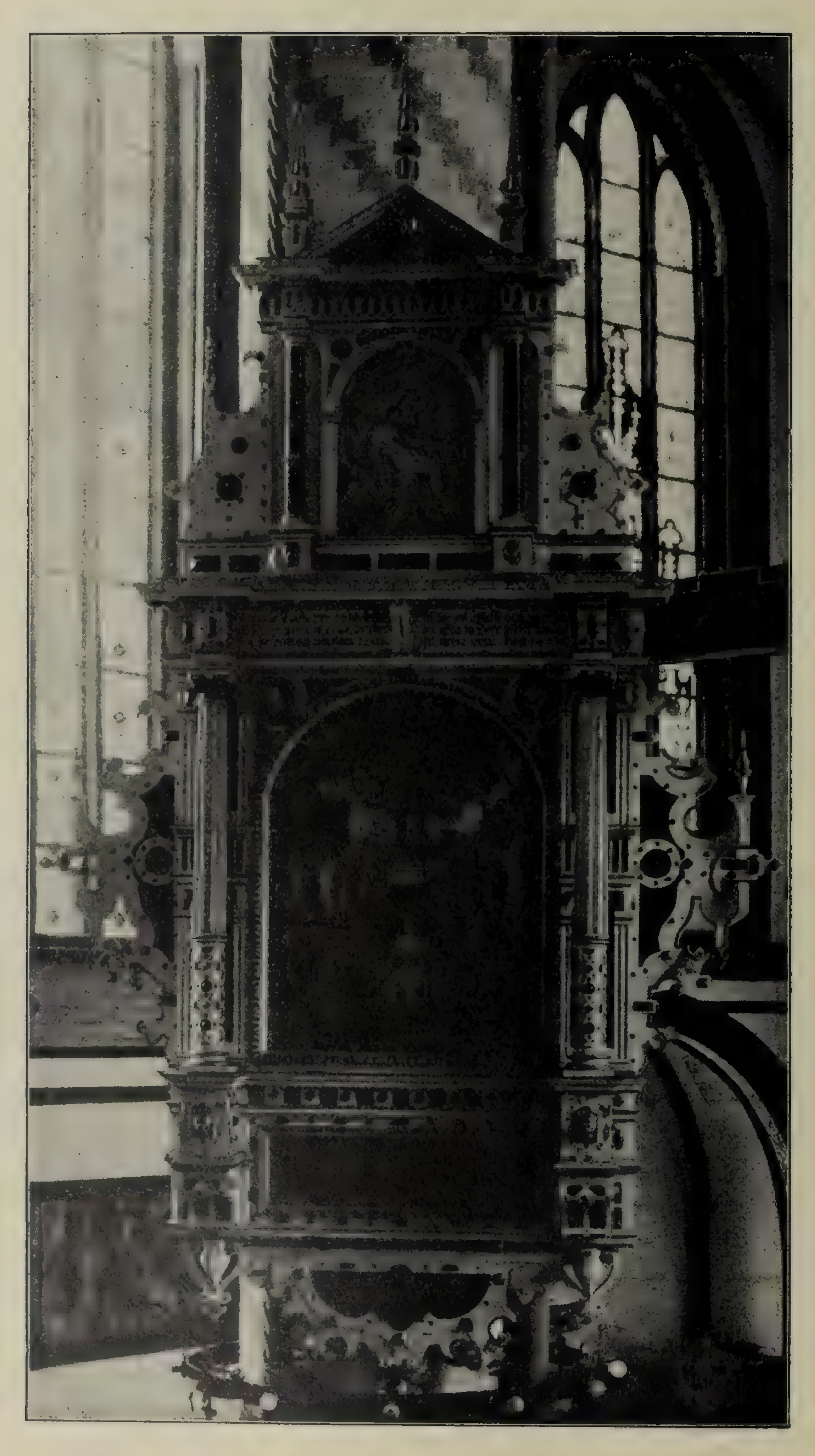


Abb. 15. St. Gotthardtkirche. Epitaph des Pastors Petrus Weitzke.

Am dritten Pfeiler eine Bekehrung Sauls in schlichter Architektur mit ionischen Pilastern, ohne Bildnis und Inschrift, bezeichnet 1. 5. HL 84.

Am fünften Pfeiler ein großes Epitaph für Nicolaus Dietrich († 1576), das Christus mit der Weltkugel „nach Lentulus' Ausmaß" darstellt; darüber ein Rundbild Gott-Vaters und an den Seiten Engel mit den Leidenswerkzeugen, die auf Holz gemalt und nach den Umrissen ausgeschnitten sind.

Am sechsten Pfeiler Epitaph des Pfarrers Christophorus Lybius († 1577), mit dem Hauptbild einer Grablegung in reicher Landschaft, darüber eine Darstellung von Gott-Vater. Dem Zeichen nach sind beide von Th. Heren aus Emden gemalt.

Am siebenten Pfeiler endlich enthält das von 1614 datierte Epitaph des Schneiderältermeisters Berthold Fouwel und seiner Gattin Anna Plawe in dem auf Leinwand gemalten Hauptbilde die Sündflut, im Aufsatz Nathan vor David.

In der Nordkapelle der Kirche befindet sich an der Westwand unter dem Fenster ein unvollständiges Epitaph des 1655 verstorbenen Archidiakon Val. Haveland, das eine roh gemalte Himmelfahrt in schwülstig verschnörkelter Renaissance-Umrahmung zeigt. Gegenüber an der Ostwand der 1623 datierte Grabstein des Superintendenten Conovius.

In der mittleren Südkapelle befindet sich an der Westwand das hölzerne, geschnitzte Epitaph des kunstfreundlichen Bürgermeisters Schuller († 1513). Der Oberteil besteht aus vier Reliefdarstellungen: Sündenfall, Vertreibung aus dem Paradiese, Verkündigung Mariä und Geburt Christi (Abb. 16). Auf der letztgenannten Darstellung, welche einem Stiche Dürers nachgebildet ist, befindet sich am Wirtsschild der Herberge die Jahreszahl 1577, während der Unterteil mit den Bildnissen von 1579 datiert ist.

Von älterer Wandmalerei sind bei der kürzlich erfolgten Wiederherstellung des Innern mehrere getrennte Reste aus verschiedenen Zeiten zum Vorschein gekommen und tunlichst treu wieder aufgefrischt worden. Der ältere Rest ist ein Wappen auf blauem Grunde an der Schildfläche über dem mittleren Arkadenbogen im Chor. Das mit dessen Entstehung annähernd gleichzeitige Wappen spätgotischen Charakters zeigt im viergeteilten Schilde oben rechts den roten Brandenburgischen Adler, oben links einen roten Greif, unten rechts den schwarzen Löwen der Burggrafen von Nürnberg und links das silbern und schwarz quadrierte Schild mit dem Zepter von Zollern. Der zweite Rest ist das 1585 datierte große Wandgemälde, das die obere Wandfläche über der großen Spitzbogenöffnung zwischen Nordkapelle und Kirche einnimmt. Über dem Spitzbogen ist zunächst ein niedriges Gebälk auf zwei großen Pilastern gemalt. Die Zwickel zieren Kartuschen mit dem Brandenburgischen Adler und dem Wappen der Stadt. Inmitten des Bogenfeldes über dem Gebälk ist eine Rundbogennische von breiten Verhältnissen gemalt, in deren rechter Hälfte der Sensenmann sein Stundenglas emporhält. In der linken Hälfte befand sich vermutlich ursprünglich eine größere Darstellung, die nicht unmittelbar auf den Putz gemalt war. Zu beiden Seiten der Nische befinden sich große Ovale mit Kartuschenrändern. Sie enthalten Beischriften zu den oberhalb davon dargestellten allegorischen Figuren der Justitia und der Veritas. Unter dem Scheitel des Bogenfeldes schließt eine Kreiskartusche mit dem Brustbilde des Salvators die etwas schwerfällige

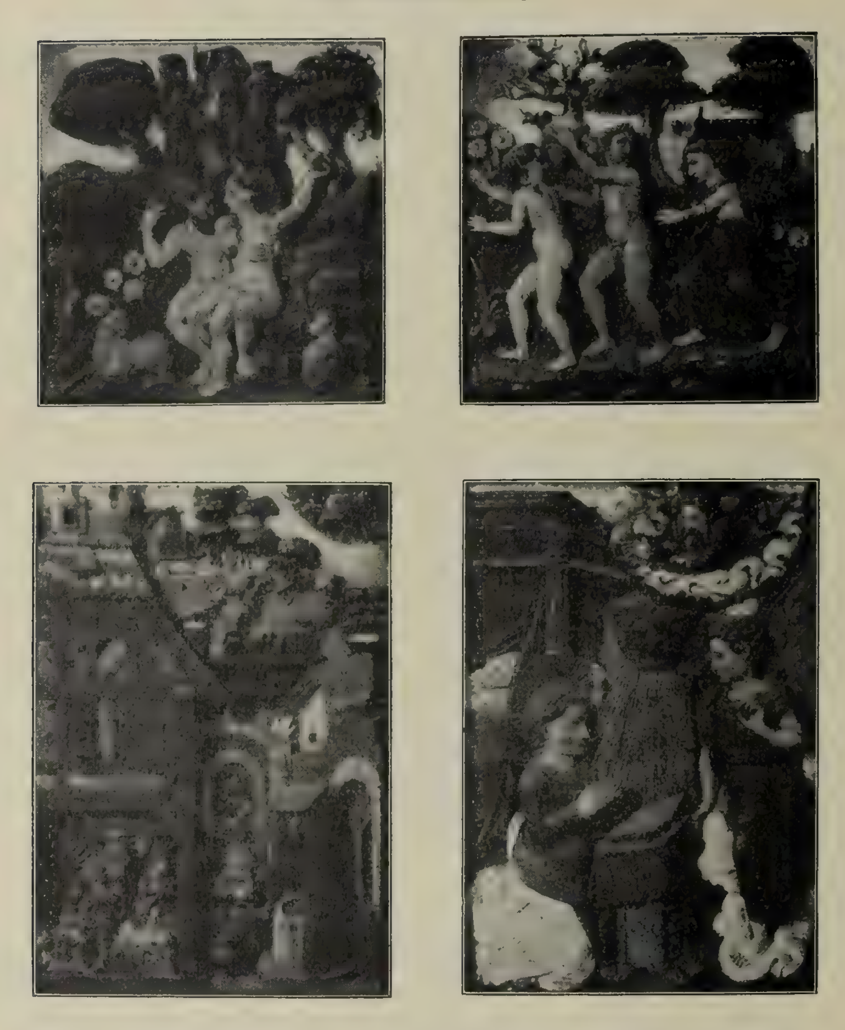


Abb. 16. St. Gotthardtkirche. Reliefs vom Epitaph des Bürgermeisters Schuller.

Komposition. Die Gewölbemalerei der Taufkapelle sowie mehrere rote Weihkreuze und eine Anzahl Weihinschriften der ehemaligen Altäre sind ebenfalls bei der jüngsten Wiederherstellung aufgedeckt worden. Zu ihnen gesellt sich eine dekorative Malerei an der hölzernen Brüstung, die jetzt die große Spitzbogenöffnung über der Sakristei schließt; sie stellt die sieben Kardinaltugenden nebst dem Wappen der Stifter dar, aus denen man schließen kann, daß die Brüstung einst einem Chore für Ratsherren angehört hat.

Tafelgemälde in Rahmen. An der Ostwand der westlichen Südkapelle hängen zwei wohl von Epitaphien stammende Gemälde; links das himmlische Jerusalem (?), bezw. H 1586; rechts die Schrecken von Erdbeben, Krankheit, Feuer und Krieg (?) um 1600.

Bildnisse:

In der Nordkapelle: Andreas Prätorius, Superintendent, 1675. Archidiakon Valentin Haveland nebst seiner Gattin Doroth. Conow, 1655 von C. Colasius gemalt. An der Nordwand des Chores: Pastor Petrus Conovius († 1612) und seine Gattin Martha Clemens, beide Bilder in achteckiger Form. Subdiakon Crusius, Pastor zu Neuendorf († 1747). Bildnisse zweier Geistlichen rechts und links neben der mittleren Südkapelle und über dieser Luther und Melanchthon. An der Westwand der Kirche: Superintendent Andreas Thal († 1753) und Superintendent Thomas Crusius († 1674).

Im nördlichen Seitenschiff des Langhauses hängt eine einfache Holztafel mit 16 auf Blech gemalten, undeutlich gewordenen Wappen, von 1620.

Die Glasmalerei im mittleren Chorfenster ist 1868 nach dem Entwurf des ehemaligen Konservators v. Quast ausgeführt. Die übrigen Chorfenster sind bei der Wiederherstellung der Kirche 1906 von dem Glasmaler Linnemann in Frankfurt a. M. geliefert.

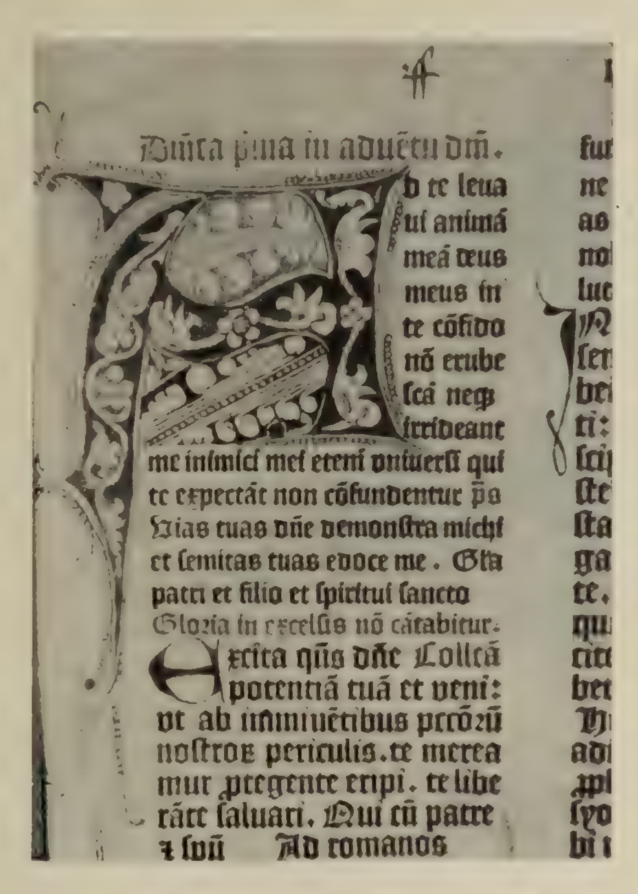

Dñica p̄ma in aduētu dñi.
Ad te leua
ui animā
meā deus
meus in
te cōfido
nō erube
scā neq
irrideant
me inimici mei etenī vniuersi qui
te expectāt non cōfundentur ℘s
Vias tuas dñe demonstra michi
et semitas tuas edoce me . Gla
patri et filio et spiritui sancto
Gloria in excelsis nō cātabitur.
Excita q̄s dñe Collcā
potentiā tuā et veni:
vt ab imminētibus pctōꝝ
nostroꝝ periculis. te mereā
mur ꝓtegente eripi. te libe
rāte saluari. Qui cū patre
⁊ spū Ad romanos

Abb. 17. St. Gotthardtkirche, Bibliothek. Gemalte Initiale A nebst Probe der Druckschrift eines Missale von 1480.

Ein höchst seltenes Stück mittelalterlicher Gobelinweberei (Taf. 11) ist nach seiner Ausbesserung i. J. 1903 nunmehr unter Glas und Rahmen an der Nordwand des Chores aufgehängt. Es ist ein Rücklaken von 0,96 m Höhe und 5,57 m Länge, das einst, mit einem durch drei agnus dei verzierten Leinentuch zusammengenäht, als Antependium gedient haben wird. Es stellt die namentlich im späteren Mittelalter sehr beliebte Jagd nach dem Einhorn dar. Die stark verzeichneten Figuren einer vornehmen Jagdgesellschaft in der burgundischen Tracht des 15. Jahrh. umstehen in einer Landschaft von waldumkränzten, mit allerlei Bauwerken besetzten Hügeln die in der Mitte des Gobelins bei einem Brünnlein sitzende Dame, in deren Schoß sich das Einhorn geflüchtet hat. Wernicke (im 21. bis 25. Jahresber. d. hist. Ver. z. B.,

S. 1 ff. mit Abb.) vermutet, daß der Teppich i. J. 1463 bei einer Altarstiftung der Liebfrauengilde in die Gotthardtkirche gekommen sei. Er ist im ganzen gut erhalten und durch seine noch frischen Farben und seine dekorative Wirkung ein schätzenswerter Schmuck für die Kirche, dessen fernere Erhaltung durch die gegenwärtige Art der Aufhängung gesichert erscheint.

Eine kleine Anzahl von liturgischen Gewändern ist als Rest der früheren Schätze dieser Art noch vorhanden:



Abb. 18. Buchstabe A aus einem 1518 in Basel gedruckten Missale für die Brandenburgische Kirche (Band C 53 der Gotthardtbibliothek).

1) Stark beschädigter und verdorbener Rest einer Kasel von violettrotem Sammet mit Granatapfelmuster. Auf der Rückseite eine Kreuzigungsgruppe in Reliefstickerei. Darüber Gott-Vater im Brustbild, zu den Seiten Petrus und Paulus, unterhalb zwei kaum noch erkennbare Gestalten, deren eine anscheinend Jakobus der Pilger.

2) Kasel von grünem Sammet mit Granatapfelmuster. Auf dem Rückenkreuz in Reliefstickerei St. Anna selbdritt, Rochus und Christoph, seitwärts die Brustbilder der Heiligen Martin und Justin.

3) Ein Pluviale von bräunlich grünem Sammet mit Granatapfelmuster (Fig. 68 in Bergau gibt dieses Muster, nicht wie dort angegeben, das der hier unter 2 angeführten Kasel) ist auseinander geschnitten und zu einer Altardecke zusammengesetzt. Der Clipeus ist abgeschnitten. Auf der Prätexta die Verkündigung Mariä, darunter Agnes und Katharina, Jakobus und Johannes Bapt. in Seidenplattstich.

4) Ein Pluviale von ungemustertem rotem Sammet. Auf dem Clipeus der stehende Salvator mit Weltkugel, auf der Prätexta einerseits Petrus, Andreas und Jakobus maj., andrerseits Paulus, Johannes und Bartholomäus in Reliefstickerei.

5) Der Stoff von einer zertrennten Kasel, verblichen, ehemals rot, mit schönem alten sassanidischen Adlermuster mit Strahlensonne und Palmbäumen.

Die Bibliothek ist bei der Wiederherstellung der Kirche in den Jahren 1905 und 1906 in das erste Obergeschoß des Westbaues verlegt worden. Die Bücher wurden bei dieser Gelegenheit geordnet und neu aufgestellt, auch wurde ein Zettelkatalog angefertigt. Ein Inventar der 162 Inkunablen ist durch die Kommission für den Gesamtkatalog der Wiegendrucke bei der Königlichen Bibliothek in Berlin aufgenommen und dort zugänglich. Von den Inkunablen sind hervorzuheben:

Stadt Brandenburg.



St. Gotthardtkirche. Gobelin





ben: Mittelteil, unten: Übersicht.

Sonderausgabe des Gothan-Brandis'schen Magdeburger Missale von 1480 (Hain 11321). Am Anfang des Textes befindet sich das in Abb. 17 wiedergegebene, in zinnoberrot, smaragdgrün und dunkelgraublau gemalte A. Ferner:

Breviarium des Bischofs Joachim von 1488. Über dieses nur in sehr wenigen Exemplaren erhaltene Werk siehe: Wernicke, das Brandenburger Breviarium u. s. w., Bär 1877, S. 65, und L. Götze, Älteste Geschichte der Buchdruckerkunst in Magdeburg, S. 71 f. und 96 und Ders., Magdeburger Geschichtsblätter 1873, S. 298 f. Sodann:

Mehrere Exemplare des Missale des Bischofs Hieronymus Scultetus. Zweite Ausgabe von 1518 (vgl. E. Wernicke, Kunstchronik XII 2, 1876, Sp. 20 f.). Das in Basel gedruckte Werk schmückt auf Seite I das in Abb. 18 verkleinerte, aus schönem Renaissenceornament gebildete A.

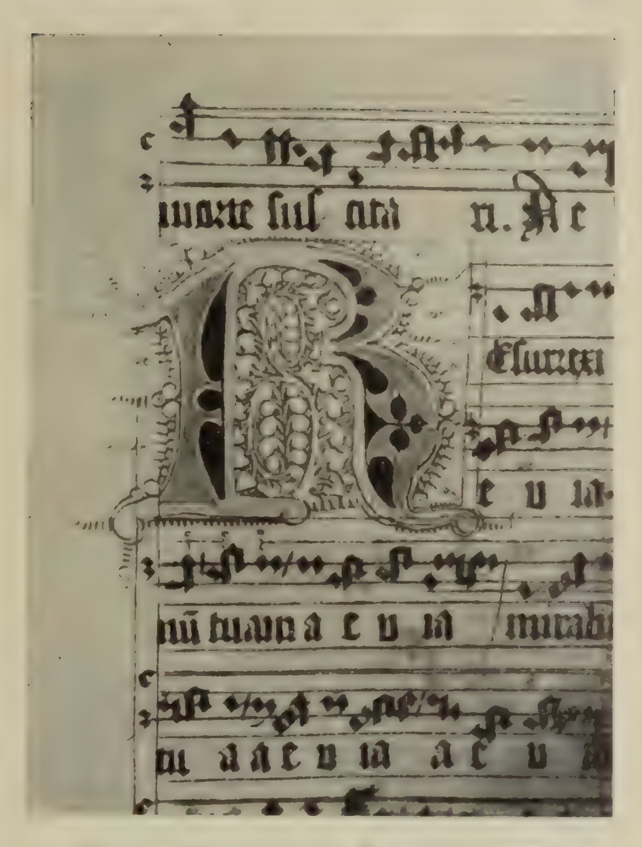


Abb. 19. Gemalte Initiale R aus einem Missale (C 57 der Gotthardtbibliothek).

Ein auf Pergament geschriebenes Missale in einem mit Renaissance-Stempeln und Messingbeschlag reich verzierten Schweinslederbande von 30 . 39 cm enthält

Abb. 20. Geschriebenes Alphabet aus einem Missale (C 57 der Gotthardtbibliothek).

außer der Initiale R (Abb. 19) zwei in verschiedener Technik ausgeführte Arten kleinerer Initialen, nämlich farbig gemalte in Unzialcharakter und daneben schwarze mit der Schreibfeder gezeichnete von eigenartigem Duktus; aus diesen konnte in Abb. 20 ein fast vollständiges Alphabet zusammengestellt werden, dessen spätgotischer Charakter neben dem von Noten begleiteten Text und dem Einbande gestatten, das nicht näher datierte Werk in die erste Hälfte des 16. Jahrh. zu setzen.

Glocken. Die große von 1,84 m Durchm. ist 1702 von Otto Elers gegossen.

Die zweite von 1,56 m Durchmesser ist 1557 gegossen. Ihre Inschrift aus römischen Majuskeln am Halse lautet:
„Anno dom. 1557. jare. v. d. m. i. e.
(verbum domini manet in eternum)
en ego campana
nunquam denuncio vana
laudo deum verum
plebem voco, congrego clerum
m. andreas 30 muldenhewer
M. R. H. H. Andreas schuler burgerm."
Am langen Felde befindet sich eine kleine Kreuzigungsgruppe.

Die dritte Glocke von 1,22 m Durchm. trägt die Inschrift aus gotischen Minuskeln: „mi heft ghe-
gaten meister henigh vā peine
de dode beviene ik grot un cleine
de levē deghen rope ik to gadesdenste
un eren
blixemdōre helpe ik afkeren
Anno dni 1456 laus tibi xpe i e."

Abb. 21. Die Jakobskapelle auf ihrem gegenwärtigen Platze.

Die vierte Glocke von 0,80 m Durchm. aus frühgotischer Zeit trägt am Halse eine rückläufig zu lesende Inschrift aus verzierten erhabenen Unzialbuchstaben: O rex glorie veni cum pace und am langen Felde eine große, reichverzierte Unziale A.

Die in der Laterne des Turmes hängende, schwer zugängliche fünfte Glocke von 0,75 m Durchm. hat nach Wernicke (in Bergau, S. 249) am Halse eine gotische Minuskelinschrift: Anno dn̄i 1466—a, daneben ein kleines Kruzifix und am langen Felde eine kleine Reliefdarstellung eines sitzenden segnenden Bischofs.

Jakobskapelle.

Die Jakobskapelle vor dem Steintore gehörte dem gleichnamigen Hospitale zu. Sie wird 1349 urkundlich erwähnt (Riedel, Codex IX, 44), über die Zeit ihrer Entstehung ist nichts überliefert.

Erste Bauzeit. Der kleine rechteckige, mit einem Satteldach zwischen steilen Giebeln bedeckte und mit Strebepfeilern besetzte Bau (Abb. 21 und 22) hatte ursprünglich keinen Turm, vielleicht selbst keinen Dachreiter. Nach Wernicke (in Bergau, S. 252) soll das Kirchlein Kreuzgewölbe gehabt haben; doch sind hiervon nicht nur keine Reste oder Spuren vorhanden, sondern gegen die Kreuzgewölbe sprechen sogar die niedrigen und — wohl zu beachten! — ganz fensterlosen Längsmauern; vor Allem aber die Dreiteilung der Südwand durch die früher vorhandenen, jetzt freilich vermauerten und nur noch in Spuren sichtbaren breiten Wandnischen, die Adler (Backsteinbau, Taf. 8) noch gezeichnet hat. Hätte die Kapelle Kreuzgewölbe gehabt, so konnten diese nach Maßgabe der Strebepfeiler nur in zwei Jochen auftreten. Dann würde aber, selbst wenn die Rippen auf Konsolen aufgesetzt hätten, der mittlere Gewölbeanfang mitten in die Wandblende gefallen sein (Abb. 22, Grundriß).

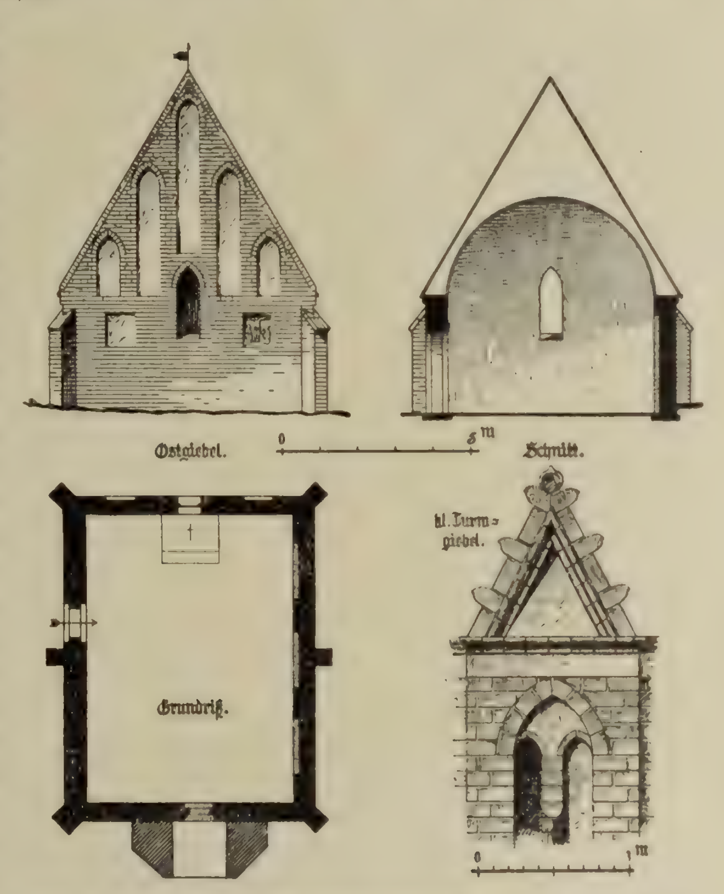


Abb. 22. Jakobskapelle. Grundriß, Schnitt, Ostgiebel und Turmfenster.

Überdies entsprach der anspruchslosen Kapelle nach der Bauweise jener Zeit (um 1300), in der es entstanden, und nach der Analogie verwandter kleiner Bauten ein Tonnengewölbe aus Holz besser als Kreuzgewölbe, für welche die Querschnittverhältnisse der Kapelle geradezu ungeeignet sind. Kurz: das Kirchlein war nicht gewölbt, sondern die jetzige Holztonne oder eine ihr ähnliche ist schon ursprünglich vorhanden gewesen (Abb. 22, Schnitt). Die Strebepfeiler widersprechen dem nicht; sie sollten hier nicht dem Schub der Gewölbe, sondern dem des Dachstuhls entgegenwirken, der erst über der Mitte der Sparren durch Kehlbalken mit Zangenwirkung abgefangen werden konnte. — Der Ostgiebel ist durch fünf schlichte Blenden belebt, unter deren mittlerer ein kleines Spitzbogenfenster angeordnet ist (Abb. 22). Die spitzbogige Eingangstür befindet sich an der Nordseite. Der Westgiebel war vermutlich einst dem östlichen ähnlich ausgebildet, hatte aber anscheinend eine kleine Spitzbogentür in der Mitte.

Zweite Bauzeit. Der Wunsch, eine größere Glocke läuten zu können, drängte notwendig zum Bau eines Turmes. Der ihn ausführende Meister fand dafür eine mustergültige Lösung. Um seine Masse dem kleinen Schiff entsprechend tunlichst knapp zu halten, legte er ihn achteckig an. Die für die Glockenschwingung nötige Breite erhielt er nur in der Nord-Süd-Richtung; die andere konnte eingeschränkt werden, so daß der Turm, dessen Körper mit der Kapelle verwachsen mußte, den so schon knappen Innenraum nicht zu beengen brauchte, vielmehr auf zwei einfachen Auskragungen genügendes Auflager fand. Da der Raum nach seiner ganzen Anlage nur von den Stirnseiten Licht erhalten konnte, durfte das Fenster am Westgiebel nicht verbaut werden. Der Meister legte es daher durch eine hohe Nische frei, die er im Turm aussparte. Er brachte auf diese Weise zugleich die kräftigen Pfeilermassen dahin, wo die Turmbewegung beim Läuten sie forderte und schuf zum dritten dadurch ein reizvolles malerisches Motiv, das der Kapelle zur höchsten Zierde gereicht. Die schlichte, aber im Innersten natürliche und gesunde Anlage des anspruchslosen Baues, seine solide saubere Ausführung in reinem Backsteinwerk, jenes praktische und zugleich malerische Motiv seines Turmes, sowie dessen anziehender Oberteil mit seinen schlanken gekuppelten Schallöffnungen und den zierlichen krabbenbesetzten Giebelchen am Fuße des massiven achteckigen Helmes verleihen dem Kirchlein einen Reiz, der selbst der rücksichtslosen modernen Zeit Achtung abnötigte und dazu führte, daß das kleine Bauwerk, das etwas im Wege stand, doch geschont und in seinem unberührten Bestande i. J. 1892 um etwa 11 m westwärts auf den Platz, den es heute inne hat, verschoben wurde. Die der alten Erdbodenhöhe entsprechende tiefe Lage tut seiner bescheidenen Schönheit längst nicht den Abbruch, wie die neueren Nachbargebäude, welche seine so erfreuliche Wirkung im Bilde des Stadtteiles zu vernichten geeignet sind. — Aus der späteren Geschichte des Bauwerks ist zu erwähnen, daß i. J. 1833 das schadhafte Glockengerüst instandgesetzt und die verwitterte Turmspitze erneuert worden ist. 1858 wurde die Kapelle wieder für gottesdienstliche Zwecke eingerichtet und der Friedhof, der seit 1815 nicht mehr benutzt wurde, 1877 freigelegt.

Von Kunstgegenständen sind zu nennen:

Ein kleines in zwei Teilen gebranntes rechteckiges Tonrelief mit der Kreuzigungsgruppe, das außen an der Nordhälfte der Ostseite eingemauert ist. Ein Glasfenster, das aus sehr verschiedenen älteren und neueren Teilen besteht. Um seine Spitzbogenform läuft zunächst ein vorherrschend in Neugelb gemalter schmaler Renaissancefries aus sehr zierlichen Delphinen, Engelköpfen und noch spätgotisch stilisierten Blumen. Der gleichen Zeit, etwa der Mitte des 16. Jahrh. gehört das mittlere Hauptbild an. Es ist beim Zusammenfügen des Ganzen in neuerer Zeit an beiden Seiten beschnitten und verstümmelt worden. Die Darstellung zeigt den auferstandenen Christus in rotem Mantel mit der Siegesfahne. Der Kopf ist in der Zeichnung fein durchgeführt. Die das Gemälde umschließende farbige Glaserarbeit ist moderner Zusatz; alt ist nur noch der Fries am unteren Rande und ein kleines Kabinettstück aus der Barockzeit unter dem Hauptbilde. Es stellt einen Jakobus als Pilger in faltenreichem wallendem Mantel dar.

Im Innern hängt an leichten Kettchen ein kleiner Kronleuchter aus Bronze mit flacher Glasschale für 6 Kerzen, der dem Anfang des 19. Jahrh. entstammt.

Außerdem besitzt die Kapelle einen silbernen Abendmahlskelch mit Patene von 1837 und zwei neusilberne Altarleuchter für drei Kerzen. Diese Gegenstände werden in der Katharinenkirche aufbewahrt.

Die nur von außen durch die schmalen Schallöffnungen zugängliche Glockenstube enthält eine Glocke von etwa 0,60 m Durchmesser. Ihre Inschrift am Halse gibt, soweit der nicht ganz tadellose Guß erkennen läßt, 1503 oder 1512 als Entstehungsjahr an.



Jakobskapelle und Flutgrabenbrücke um 1850.



Johanniskirche.

Die einst dem Franziskanerkloster der Altstadt angehörige Backsteinkirche liefert, so schmucklos sie im einzelnen erscheint, durch die hochaufragende, kecke Umrißlinie ihrer Ostseite (Abb. 26) dem Stadtbilde an der „Langen Brücke" die Hauptnote. Aus dem bewegten Treiben am Ufer, dem Verkehr zahlreicher Schiffe auf dem Flusse und oft dicht gedrängter Menschenmengen, deren Strom den der Havel über die Brücke hin kreuzt, ragt das straff aufsteigende Baudenkmal, als das Ruhende „in der Erscheinungen Flucht", das selbst den Ruhm des Schöppenstuhles auf der Brücke überdauert hat.

Der gegenwärtige, aus dem polygonalen von schlankem Turm begleiteten Chore dem langen Schiffe und einer nordseitig anschließenden seitenschiffartigen Erweiterung bestehende Bau ist durch mehrfache Auf- und Anbauten aus einer ursprünglich noch schlichteren und wesentlich kleineren, turmlosen Kirche entstanden (Abb. 23, Grundriß).

Das Kloster war ursprünglich in Ziesar vom dortigen Pfarrer, Magister Helias (Elias?) gegründet worden. Bald nach dessen 1237 erfolgtem Tode siedelten die Brüder nach der Altstadt Brandenburg über und errichteten daselbst ihr neues Kloster auf beschränktem Raume im äußersten (südlichen) Winkel der Stadt. Die Gebeine des Stifters ihrer früheren Niederlassung, der ihnen „unzählige" Wohltaten erwiesen, überführten sie in ihre neue Heimat, um ihm in der Kirche wiederum eine ehrenvolle Grabstätte zu bereiten. So etwa berichtete eine von Garcaeus (Successiones, Ausgabe von Krause, S. 346, Anmerk. z) überlieferte Inschrift, die sich zu dessen Zeit an der linken Seite des Chores befand.

Erste Bauzeit. Man hat bisher allgemein angenommen, daß das gegenwärtige Hauptschiff der Kirche der erste Monumentalbau der Franziskaner nach ihrer Übersiedlung gewesen wäre und daß dieses Schiff in seiner jetzigen Erscheinung einige Jahrzehnte danach, etwa gegen 1280 errichtet worden sei. Wie bereits angedeutet worden, ist dem indessen nicht so. Die erste, bereits um 1240, also sehr bald nach der Übersiedelung, von den Franziskanern an dieser Stelle erbaute Kirche war vielmehr ein langgestreckter geräumiger Backsteinbau in Saalform, von nur mäßiger Höhe der Wände, ohne Strebepfeiler und Gewölbe. Er hatte entweder gerade Balkendecke, oder, was wahrscheinlicher, einen Dachstuhl, in den der Kirchenraum mit einem hölzernen Tonnengewölbe hineinragte. Die nur etwa 0,50 m breiten, schlanken Fenster mit schlichten schrägen Gewänden durchbrachen die Längswände in regelmäßigen Abständen und scheinen noch rundbogig gewesen zu sein. Die Schmalseiten der Kirche besaßen deren drei, aber keine

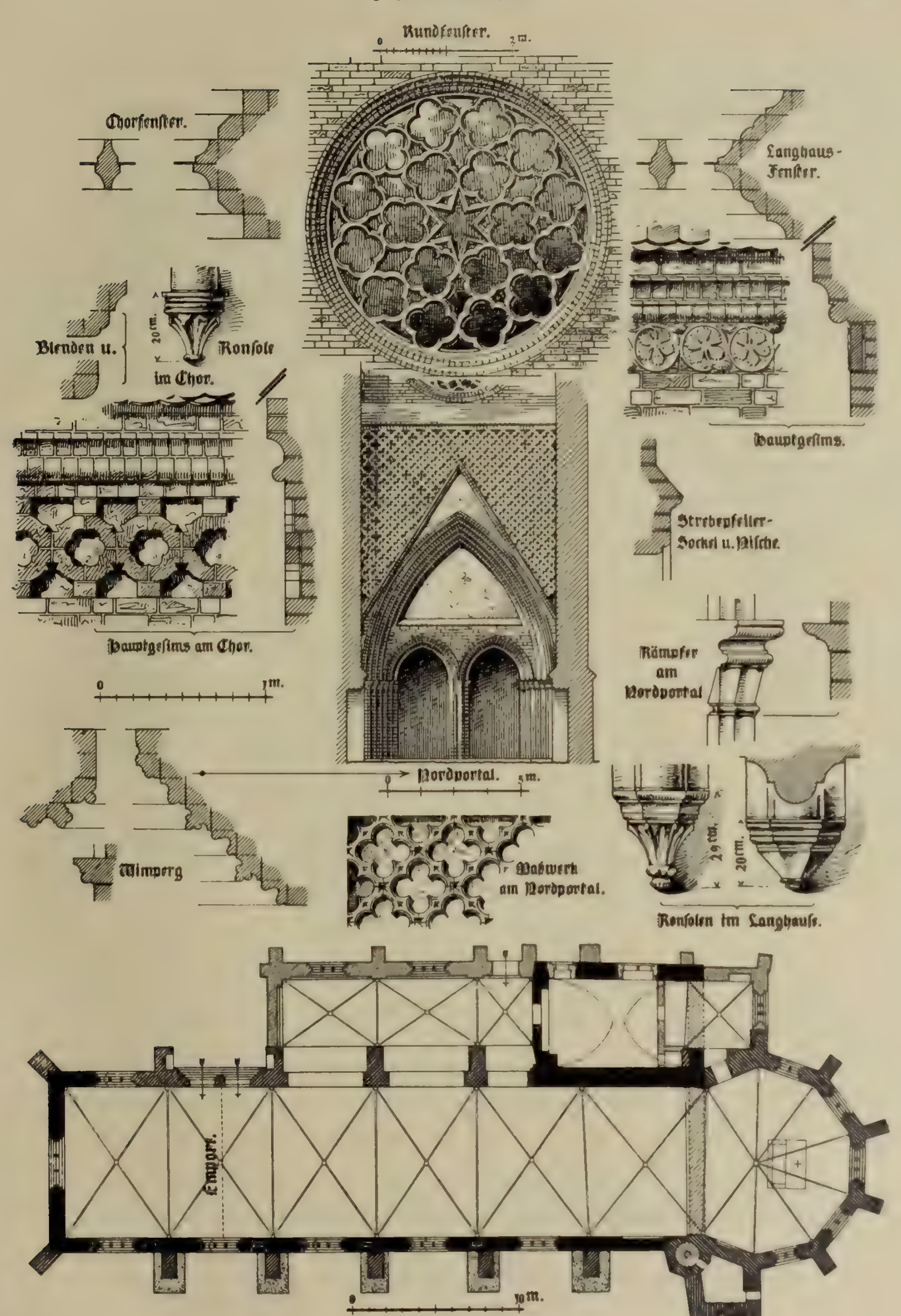


Abb. 23. Johanniskirche. Grundriß und Einzelheiten.

Tür. Das Steinformat dieses ersten Baues ist 28 . 13 . 8,5 cm. Erhalten ist von ihm nicht viel, aber genug, um die soeben gelieferte Beschreibung daraus herleiten zu können. Seine Südwand bis zur damaligen Gesimshöhe steckt in der Südwand der gegenwärtigen Kirche, ihre Fenster sind in ihrem vermauerten Zustande fast alle

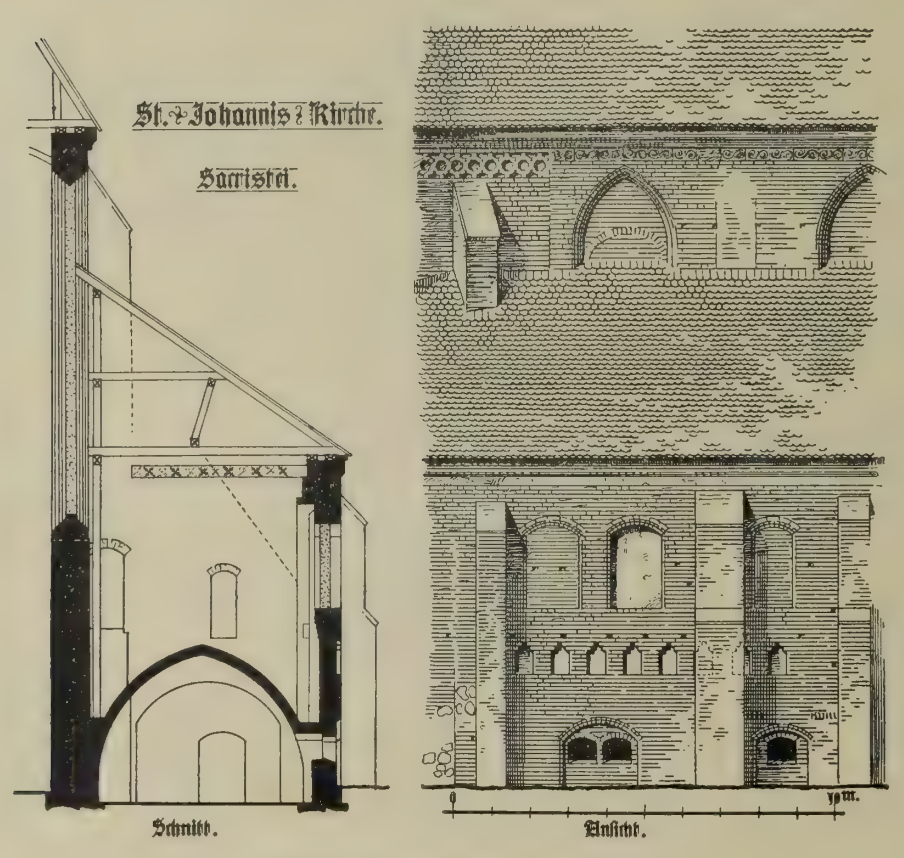


Abb. 24. Johanniskirche. Sakristei.

noch deutlich erkennbar. Vom Westgiebel stehen noch die beiden Eckteile bis an die äußeren Kanten der mittleren Fenstergruppe. Die unteren Teile beider Kanten des Giebeldreiecks sind noch durch schräg anlaufende Reihen von Backsteinköpfen bezeichnet (Abb. 25, Westgiebel). Auch in der Nordwand sind noch Reste der ursprünglichen Mauer bewahrt geblieben, aus denen mit voller Sicherheit zu entnehmen ist, daß die damalige Kirche die gleiche Breite wie die noch bestehende hatte. Ihre Ausdehnung nach Osten war bedeutend; sie wird den Beginn des jetzigen Chores erreicht haben, wiewohl im letzten östlichen Joche alte Fensterspuren nicht nachweisbar sind. Dementsprechend ist die einstige Ostmauer im Grundriß (Abb. 23) angedeutet. Aus

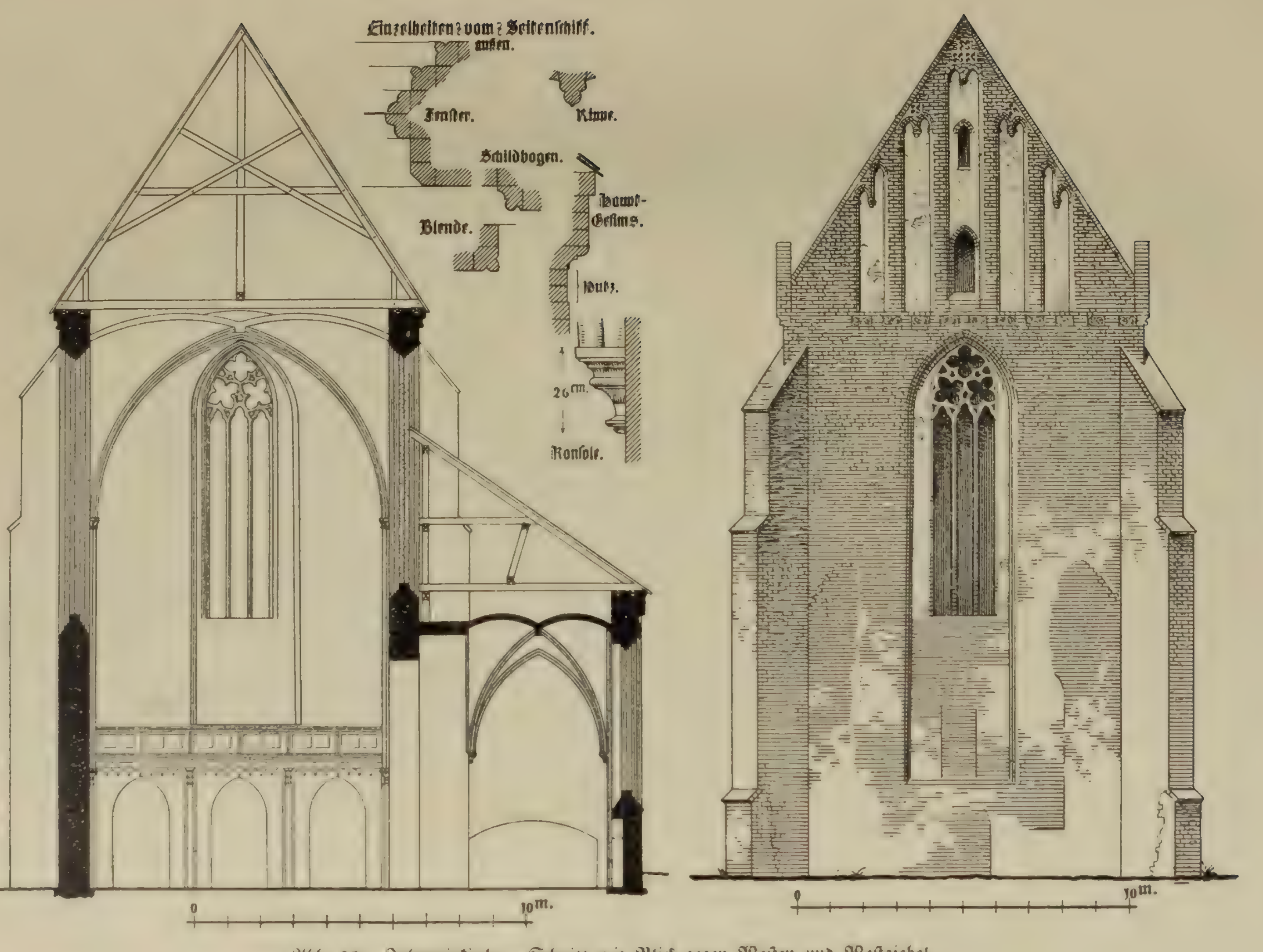


Abb. 25. Johanniskirche. Schnitt mit Blick gegen Westen und Westgiebel.

dieser Gründungszeit um 1240 rührt auch das Erdgeschoß des Anbaus her, der sich vor den östlichen Teil der Nordmauer legt. Er scheint unmittelbar nach Fertigstellung der Kirche hinzugefügt worden zu sein; der Grundriß gibt ihn deshalb schwarz. Seiner späteren Verwendung nach mag er zunächst als Sakristei bezeichnet werden. Er hatte ursprünglich nicht die heutige Länge, sondern reichte nach Osten nur bis zu der an der Nordmauer, an der Art des Mauerwerks und einem etwa 8 cm vorspringenden Absatz noch deutlich erkennbaren Ecke, so daß seine Ostflucht vermutlich mit der der Kirche annähernd zusammenfiel. Eine eigenartige Raumwirkung verdankt er der Überwölbung mit einem hohen spitzbogigen Tonnengewölbe (Abb. 24, Schnitt). Der tiefe, etwa 1 m über Fußboden liegende Ansatz des letzteren ließ an der Langseite nur niedrige Fenster zu. Sie sind unter entsprechenden Stichkappen im Segmentbogen geschlossen. Das gekuppelte östliche Fenster ist ersichtlich aus neuester Zeit; doch auch für das westlichere ist die ursprüngliche Anlage nicht ganz unzweifelhaft. Die der Höhe des Tonnengewölbes entsprechende Obermauer ist durch eine Reihe jener kleinen Blenden belebt, die oben in einer steilen dreieckigen Abtreppung statt im Bogen schließen und für das 13. Jahrh. besonders bezeichnend sind (Abb. 24, Ansicht). Die für gewöhnliche Nebenräume von Kirchen nicht eben häufige Gewölbeform, die ursprünglich sehr schwache, für eine Sakristei unzulängliche Lichtzuführung, schließlich aber neben dieser äußerst ernsten Gestaltung des Raumes seine Lage an einer Stelle, die sonst bei Kirchen für Gruftanlagen bevorzugt ist, legen es nahe, auch hier an dergleichen zu denken, zumal durch den überlieferten Bericht von der Überführung des Leichnams des hoch in Ehren gehaltenen Gründers des Klosters für die Annahme eines Mausoleums die geschichtliche Grundlage gegeben ist. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß der Raum gleich nach der Kirche als Gruft für Magister Helias erbaut wurde.

Zweite Bauzeit. Bis in den Anfang des 15. Jahrh. hinein hatte der schlichte altertümliche Bau dieser Kirche den Klosterbrüdern genügt. Die anfänglich ziemlich kümmerlichen Verhältnisse der Bettelmönche hatten sich durch die Gunst des Volkes wesentlich gehoben und dadurch für ihr Gotteshaus weitgehenden Wünschen Raum gegeben, an deren Verwirklichung die Brüder nun denken konnten. Der geplante Erneuerungsbau der Kirche hatte zunächst nicht eine räumliche Erweiterung zum Ziele, sondern eine zeitgemäße Ausgestaltung des Raumes zu stattlicherer Höhe und im Zusammenhang damit bedeutend größere Lichtöffnungen und die Wölbung der Kirche. Die Mauern des neuen Baues setzte man auf die großenteils — namentlich im Süden und Westen — beibehaltenen früheren, indem man die alten Fenster vermauerte und die Anfänge der neuen einbrach. Dieses offenbar der Sparsamkeit wegen eingeschlagene Verfahren sollte sich indessen bald als höchst verhängnisvoll für den Bestand der Kirche erweisen. Der Meister des Werkes vertraute mit Recht dem gesunden alten Mauerwerk und dem guten Mörtel, sowie der Stützkraft der geplanten Strebepfeiler, überschätzte aber wohl die doch nur für eine niedrige Saalkirche berechneten Grundmauern. Der Umbau betraf die ganze ursprüngliche Kirche in ihrer vollen Ausdehnung von Westen nach Osten. Es entstand damals ein kreuzgewölbtes Schiff von 6 Joch Länge mit Giebeln an beiden



Abb. 26. Johanniskirche. Ostseite.

Enden, doch ohne Turm. Die zweimal abgestuften Strebepfeiler konnten erst oberhalb der alten Mauern ordnungsmäßigen Verband mit den Außenwänden erhalten. Das Sockelprofil hat den Typus der attischen Basis. Die großen dreiteiligen Fenster erhielten an den Längsseiten einfache Profilierung und Maßwerk im Bogenfeld, das sich in dem der Westseite und dem großen Rundfenster (Abb. 23) über dem Portal an der Nordseite zu reicheren Bildungen entfaltete. Die übermäßig breite Anlage des Westfensters (Abb. 25) wurde nachträglich durch teilweises Zumauern der ursprünglichen Öffnung eingeschränkt. Das eben erwähnte Nordportal ist teilweise erst nachträglich ausgeführt und tritt infolgedessen etwas vor die seitlichen Nischen der einschließenden Strebepfeiler. Seine ungeschickt ausgeführte Zwischenteilung in zwei kleinere Spitzbögen deutet auf eine noch etwas spätere Umgestaltung. Als Gewölbeträger dienten profilierte Wanddienste, die in Höhe von 2,66 m auf Konsolen mit steifem, schlecht geratenem Blattwerk oder überzarten Maßwerkformen aufsitzen. Das Hauptgesims schmückt ein Relieffries aus Weinblättern (Abb. 23), der vielleicht vom alten Bau übernommen wurde. Von besonderem Reiz ist der Westgiebel, an dessen Fuße der gleiche Blattfries nur in kurzen rhythmisch verteilten Stücken auftritt, wohl den letzten Resten vom alten Material (Abb. 25). Man machte hier wohl nur — da vermutlich der Vorrat an Platten nicht ausreichte — aus der Not eine Tugend. Ebenso leicht half man sich, als kurz vor dem Abschluß des Giebels die Profilsteine für die Kanten seiner Blenden ausgingen, indem man unbedenklich zu anderen griff, die gerade noch vorhanden waren. Das Steinformat dieses Umbaus ist 30 . 14 . 10 cm. — Fromme berichtet 1679 in seiner Nomenklatura, daß die Johanniskirche i. J. 1411 „ihren Anfang bekommen". Diese Angabe ist allenfalls mit den Formen des beschriebenen Umbaus und der allgemeinen, aus dem Bau erhellenden Sachlage zu vereinbaren. Die Gewölbe scheinen sogar erst ein Jahrzehnt später fertig geworden zu sein. Darauf deutet die von Garcaeus (Ausgabe von Krause, S. 346, Anmerk.) überlieferte Inschrift, die sich am Westende der Kirche befunden hat, also nicht auf den (späteren) Chor, sondern nur auf die Langhausgewölbe zu beziehen ist. Sie lautete: „istud aedificium hujus ecclesiae testudinis sub tempore Johannis Guardiani completum est A. D. 1422 in die St. Aegidii abbatis". Aus der nachträglichen Ausführung der Gewölbe erklärt sich wohl auch die des nördlichen Strebepfeilers der Westfront nebst einem drei Steine breiten Ansatz.*)

*) Nachdem Adler (Backsteinbauwerke, S. 27 f.) ursprünglich ausgeführte Steingewölbe und deren Beseitigung in neuerer Zeit angenommen hatte, vertritt Wernicke (in Bergau, S. 252) die Meinung, daß schon i. J. 1422 eine Erneuerung der Gewölbe stattgefunden habe „und zwar — wie er äußert — schon damals, wie sie Garcaeus genau beschreibt, ein tabulatum pictum an Stelle eines eigentlichen Gewölbes." Beide nehmen also ursprüngliche Steingewölbe an, für welche die Kirche ja auch durch ihre Dienste und Strebepfeiler angelegt ist. Eine Untersuchung des betreffenden Gebäudeteils ist dadurch erschwert, daß der Raum zwischen dem jetzigen Holzgewölbe und dem Dachboden nicht ohne teilweises Entfernen der Dielung zugänglich ist. Sie würde auch über den Zeitpunkt des Untergangs der Gewölbe kaum einen Aufschluß ergeben. Man ist hierfür also auf die überlieferten Nachrichten angewiesen, wobei hauptsächlich Garcaeus in Betracht kommt, der die oben im Texte mitgeteilte Inschrift bringt. Wäre sie, wie er angibt, asseribus inscripta gewesen, so könnte man glauben, das Datum von 1422 bezöge sich auf die Holzdecke,

Dritte Bauzeit. Noch in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrh. ist jedenfalls der seitenschiffartige Anbau zwischen dem Nordportal und dem oben als Gruft des Helias bezeichneten Raum dem dritten, vierten und halben fünften Joche des Hauptschiffes vorgelegt worden. Die Nordmauern der beiden erstgenannten Joche der Kirche schlug man zwischen den Strebepfeilern bis zur Gewölbehöhe des Anbaues heraus und stellte zu seiner Verbindung mit dem Hauptschiff zwei breite Rundbogenöffnungen her (Abb. 25, Schnitt). Unmittelbar darüber wölbte man zwischen den Strebepfeilern breite Spitzbögen, die diese Zwischenräume schlossen und gleichzeitig den Kappen des Seitenschiffs als Schildbögen dienten. An der West- und Nordwand entwickelte man die Schildbögen aus halbsteinigen Wandvorlagen. Diese wurden unter den dreiteiligen Fenstern durch breit- und flachgespannte Stichbögen verbunden, die im unteren Wandteil einen halben Stein tiefe Nischen bilden. Die Gewölberippen sitzen unmittelbar auf Konsolen mit gebuckelten Blättern. Die runden Schlußsteine sind teils mit Rosen, teils mit zarten Maßwerkformen verziert. Das Äußere bietet wenig Bemerkenswertes. An der Ostseite des Anbaus hat sich unter dem Schutze des Sakristeidaches der in kleinen Vierblattformen gemalte Hauptgesimsfries erhalten (Abb. 21).

Vierte Bauzeit. Nur wenig später schritt man dann zur weiteren Ausgestaltung des Bauwerks durch Hinzufügen einer besonderen Choranlage, deren es bis dahin noch immer entbehrt hatte. Man legte den Chor in ansehnlichen Maßen und in der bei Franziskanerkirchen öfter auftretenden Grundform eines Polygons von sieben Seiten eines Zehnecks an, das nach Norden und Süden über die Flucht der Schiffsmauern hinausragt, so daß eine Raumerweiterung von feierlicher Wirkung entstand. Die im Unterteil der Chormauern angelegten gekuppelten Stichbogenfenster in Verbindung mit Türspuren in Galeriehöhe deuten auf die Planung einer ausgedehnten Emporenanlage im Chor, die geeignet ist, an die doppelgeschossige Hauptkirche des Franziskanerordens zu Assisi zu erinnern. Am Äußeren strebte man namentlich für die Ansicht der Kirche vom Wasser und von der Neustadt her eine großartigere Wirkung an, als die bisher turmlose Kirche hatte bieten können. Man plante zu diesem Zwecke in der Ecke, die das Chorpolygon mit der nördlichen Schiffswand bildet, einen schlanken Turm, der jedoch nicht einmal bis zur Höhe der Kirchenwände gedieh. Nur eine Wendeltreppe kam gegenüber am südlichen Ansatz des Chores zur Ausführung. Die hochaufstrebenden Oberfenster des letzteren wurden sehr einfach, aber wirkungsvoll profiliert; ihre Spitzbogenformen gerieten im oberen Teile auffallend steif. Für das Hauptgesims wählte man einen kräftigen sechs Schichten hohen Maßwerkfries (Abb. 23) in der offenbaren Absicht, damit mehr in die Ferne zu

---

deren Malereien der Chronist vorher beschreibt. Adler sah aber die Inschrift noch, wenn auch etwas verlöscht, an der inneren Seite des Westgiebels (Backsteinbauwerke, S. 27, Anm. 4). Verfasser hat sie an dieser Stelle nicht mehr sehen können, sondern nur zwei spätere, von Zimmerleuten angemalte über Dachstuhlausbesserungen, glaubte sie aber doch im Vertrauen auf Adler am Westgiebel annehmen und daraus schließen zu sollen, daß die Jahreszahl 1422 sich auf die Beendigung massiver Wölbungen und nicht auf die von Garcaeus beschriebene gemalte Decke beziehe. Diese wäre dann erst zwischen 1422 und der Zeit des Garcaeus, etwa Mitte des 16. Jahrh. an die Stelle jener getreten.

wirken, als es mit dem zarten Weinlaubfries des Langschiffes möglich war. Die Architekturteile des Innern erhielten eine ebenso sparsame Ausbildung wie im Schiff: knappe runde Konsolen, aus deren Kelchform gebrochene kleine Spitzbögen ausgekerbt sind, die Dienste einfach in Form dicker Rundstäbe, ihre Kapitelle trocken und dürftig ohne jedes Blattwerk. Dennoch kam die schöne, fast kuppelartige Wirkung des Zeltgewölbes zur vollen Geltung. — Während der Ausführung dieses Chorbaues ließ man vermutlich, um den Gottesdienst nicht so lange aussetzen zu müssen, die bisherige östliche Giebelwand vorerst noch stehen (Abb. 23, Grundriß). Durch dieses Hindernis geschah es wohl, daß die westlichen Ecken des Chors sich den Längswänden des Schiffs etwas mangelhaft anpassen. — Mit dem Chorbau waren die wesentlichen Bestandteile der Kirche vollendet. Adler will zwischen ihm und dem Mühltorturm der Neustadt eine gewisse Verwandtschaft bemerken und spricht darauf hin seine Ausführung dem gleichen Meister (Nicolaus Kraft) zu. Doch sind die verwandschaftlichen Züge zu unbedeutend, um auf gleiche Herkunft schließen zu können.

Fünfte Bauzeit. Vermutlich noch vor 1440 wurde dann statt des an der Nordseite geplanten, aber nicht vollendeten Turmes ein solcher auf der Südseite zur Ausführung gebracht. Man sattelte ihn unvorsichtig genug auf den einen der Chorstrebepfeiler auf. Seine quadratische Grundform wurde oben ins Achteck übergeführt (Abb. 23, Grundriß); er erhielt ohne Zweifel einen spitzen Helm.

Sechste Bauzeit. Eine letzte Abrundung der ganzen Baugruppe sollte noch im Nordosten vorgenommen werden und zwar durch eine Verlängerung der Sakristei nach Osten (Abb. 23, Grundriß) und eine Erhöhung des ganzen niedrigen Anbaus durch ein Obergeschoß, das wohl als Archiv oder Bibliothek geplant war. Zur vollen Ausführung kam hiervon indessen nur die Verlängerung des Erdgeschosses um einen kleinen Raum, den man durch ein Verschieben der bisherigen Ostmauer nach Westen etwas vergrößerte. Er erhielt ein Kreuzgewölbe auf Birnstabrippen und an der Nordwand einen Kamin in Form einer im Stichbogen geschlossenen breiten Wandnische. Im Obergeschoß entstanden noch die für ein Gewölbe von drei rhythmisch geteilten Jochen nötigen Wandpfeiler an der Nordwand und die sich daraus entwickelnden Schildbogennischen (Abb. 24, Schnitt). Weiter kam man aber anscheinend nicht mit dieser Unternehmung, die wohl schon in das Ende des 15. Jahrh. fällt. Vermutlich wurden die Brüder von ihr durch die Sorgen abgehalten, die ihnen wohl damals schon aus der mangelhaften Standfestigkeit der südlichen Kirchenmauer erwuchsen. Die Gewölbe hatten hier die ungenügend fundierte Schiffsmauer allmählich südwärts hinausgedrängt, als schließlich die Gewölbe die nötige Spannung verloren und einstürzten oder noch rechtzeitig ausgebrochen wurden. Wir wissen nicht, wann dies geschehen, aber Garcaeus berichtet (Ausgabe von Krause, S. 316) von einer bemalten Täfelung (tabolato picto), die zu seiner Zeit die Kirche deckte. Hierbei ist wohl nicht — wie bisher geschehen — an eine hölzerne Nachahmung von Kreuzgewölben nach Art der gegenwärtigen zu denken. Dergleichen lag jener Zeit zu fern. Überdies erzählt Büsching (Reise in einige Münster, S. 32 f.) i. J. 1819: „Die Wölbung war herabgefallen, eine hölzerne gleichlaufende Decke



Abb. 27. Johanniskirche. Inneres gegen Osten.

überdacht das Ganze". Nach dem Berichte des Garcaeus war die Decke mit Malereien geschmückt, über dem Hauptaltare war der Gekreuzigte dargestellt, auf dessen einer Seite das Bildnis Friedrich I. von Hohenzollern mit den Insignien der Mark, dem roten Adler und dem Spruche: „Jesu, Sohn Davids, erbarme Dich meiner", auf der anderen Seite aber das Bildnis seiner Gattin Elisabeth von Bayern mit den Abzeichen Bayerns und den Worten: „Ave Maria, ora pro nobis Amen".

Eine Inschrift in römischen Majuskeln, die an einem Balken des Turmdaches eingeschnitten ist, lautet: „Mathies Kruse, Mülmeister Anno 1653". Aus ihr ist wohl zu entnehmen, das die zierliche geschweifte Haube des Turmes diesem Jahre ihre Entstehung verdankt.

Von Wiederherstellungen an der Kirche, die seit 1687 im Gebrauch der reformierten Gemeinde und in der Franzosenzeit ihrem Zwecke entfremdet war, ist die der Kreuzgewölbe aus Holz (i. J. 1849), die Erneuerung der großen Rose an der Nordseite, der jetzt hauptsächlich in Gebrauch befindlichen kleinen Tür im Seitenschiff sowie die der Wandtäfelungen und Emporen zu nennen. Im Jahre 1905 ist das Innere in einer einfachen aber ansprechenden Weise farbig behandelt und das Seitenschiff vom Hauptschiff durch Bretterwände getrennt worden.

Von den Resten älterer Malerei, die A. v. Minutoli (Denkmäler mittelalterl. Kunst in den Brandenb. Marken, S. 21) noch in der Kirche sah, ist bei dieser kürzlichen Erneuerung des Innern nur einer gerettet worden. Es ist die farbige Darstellung des Gekreuzigten mit Maria und Johannes in einem 1,40 m hohen und 1,15 m breiten Viereck, das von Blattranken in grün und rot umrahmt ist. Sie befindet sich an der Nordwand des östlichen Langhausjoches und ist 1471 datiert. Im östlichen Sakristeiraume ist über dem Kamin eine flache Blende mit Spuren von Malerei vorhanden. Anscheinend war ursprünglich Christus in Gethsemane dargestellt, später aber durch eine größtenteils nicht mehr lesbare Inschrift in römischen Majuskeln übermalt worden.

Im westlichen Raume daneben befindet sich ein Ölgemälde aus dem 17. Jahrh., das heilige Abendmahl darstellend. Nach der Form der Umrahmung zu schließen entstammt es einem Altar. Es ist stark nachgedunkelt und nicht bedeutend.

An der Westwand des Seitenschiffs hängt eine im Charakter der Zeit um 1800 gehaltene, aber 1905 angebrachte Erinnerungstafel, die dem Andenken des vor dem Altar der Kirche begrabenen Generals Heinr. Aug. De La Motte Fouqué († 1774) gewidmet ist (siehe Jahresber. d. Hist. Ver. zu B., 1906, S. 30ff.).

Von Ausstattungsstücken sind zu nennen:

Ein silberner Abendmahlsteller von 23 cm Durchm. aus d. J. 1781, dessen Rand mit getriebenen Blumengehängen verziert ist. Zwei achteckige zinnerne Weinkannen mit Handgriffen und Deckel von 1732 und 1768. Eine zylindrische 25 cm hohe Zinnkanne mit Ausguß hat an der Vorderseite ein eingraviertes Wappen mit der Unterschrift: „A. C. Winklerin von Winkelfels".

Ein mittelst einer kleinen Hand an einem Wandteller beweglicher bronzener Wandarmleuchter mit der Inschrift in römischen Majuskeln: „Diesen Leichter

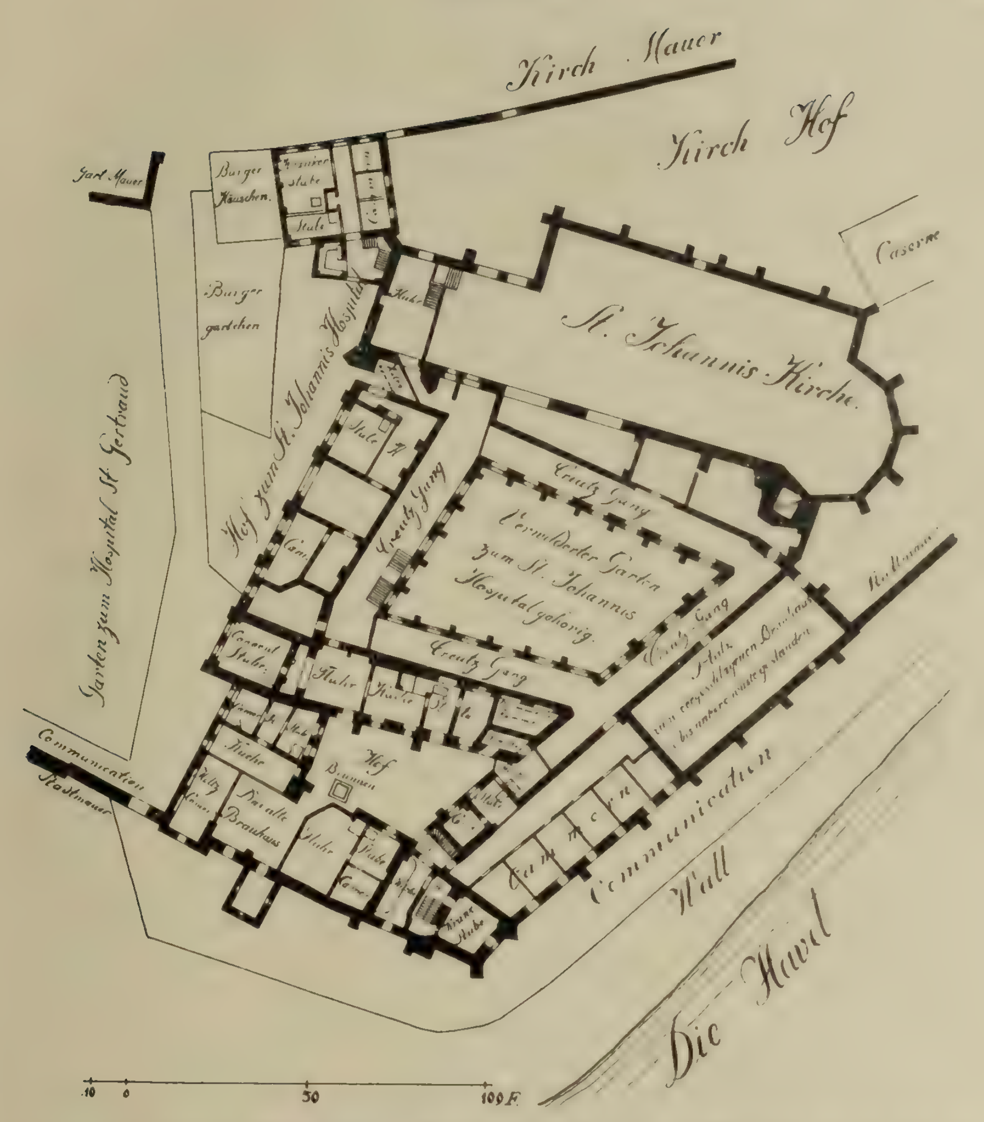


Abb. 28. Das ehemalige Johanniskloster. Erdgeschoßgrundriß nach einer Aufnahme aus der Zeit vor d. J. 1775 (nach einer Kopie von 1855 im städtischen Archiv).

hat Casbarus Leman in die Klosterkirche auf die Kanzel forort“ (sic). Zwei 27,5 cm und 30,5 cm hohe, mittelalterlich profilierte **Messingleuchter**.

An **Glocken** sind zwei frühere Läuteglocken vorhanden, die beide jetzt nur als Schlageglocken der Uhr dienen. Die größere von 0,68 m Durchm. hängt im Turm. Ihre Inschrift am Hals in römischen Majuskeln lautet: „Soli deo gloria, Anno 1736. C. Meier fudit.“ Die kleinere Glocke von etwa 0,60 m Durchm. hängt außen am Turm; sie hat keine Inschrift, sondern nur eine einzelne glatte Linie am Hals.

Von den **Klostergebäuden** war der Kreuzgang (ambitus quadrangularis interior) nach einer von Garcaeus (a. a. O.) überlieferten Inschrift i. J. 1440 geweiht worden. Bei der Auflösung des Klosters i. J. 1544 wurde es zum Hospital bestimmt. In der Zeit von 1739 bis 1865 wurden seine Räume teils vom Johannis- oder Gertrud-Hospital eingenommen, das bereits 1638 vom Nikolai-Friedhof hierher verlegt worden war, teils von einer „Weißbierbrauerei-Sozietät" für ihre Zwecke benutzt. Wenn nicht mehr, so war wenigstens der Ostflügel an der Havel noch bis 1865 erhalten. Nach der davon vorhandenen Photographie (Taf. 12) war ihm in neuerer Zeit ein drittes Geschoß aufgesetzt worden. Im städtischen Archiv befinden sich Grundrisse der Gebäude nach zwei verschiedenen Aufnahmen. Nach der älteren aus der Zeit vor d. J. 1775 gibt Abb. 28 den Erdgeschoßgrundriß. Die spätere Aufnahme ist von 1854. Sie zeigen die einzelnen Räume großenteils in stark verbautem Zustande und lassen daher über deren ursprüngliche Verwendung keine sicheren Schlüsse zu. Doch geht wenigstens die allgemeine Anordnung daraus hervor. Die Klostergebäude füllten danach den ganzen Raum im Süden der Kirche bis an die hier eine stumpfe Ecke bildende Stadtmauer, die im Osten und Süden als Umfassungsmauer benutzt war. Auf diese Weise war die „Communication" auf der Innenseite der Mauer hier, gerade an einer Ecke der Stadt, merkwürdigerweise vollständig unterbrochen. Auf der Ostseite war die Mauer außen in ziemlich regelmäßigen Abständen mit Strebepfeilern besetzt, neben denen die Südseite auch zwei risalitartige Vorsprünge aufwies, die etwa von ehemaligen Weichhäusern herrühren könnten. Im Westen schnitt das Klostergebiet etwa mit dem Westgiebel der Kirche ab. Innerhalb dieser Grenzen waren die Gebäude um zwei unregelmäßig vierseitige Höfe gruppiert. Der größere von ihnen, welcher als Friedgarten diente, lag im Norden nächst der Kirche, der kleinere im Süden nächst der Stadtmauerecke. Von den diese Höfe einschließenden Flügeln waren der östliche, der südliche und der Zwischenflügel zweigeschossig, die anderen eingeschossig. Bei Betrachtung des Planes (Abb. 28) bleibt einigermaßen unverständlich, warum sich der nördliche Flügel des den Friedgarten umziehenden Kreuzganges so fern von der Kirche hält und welchem Zwecke die Räume zwischen beiden dienten. Die auffallend schiefe Lage des Zwischenflügels deutet wohl nach dem Klostereingang hin und auf die Absicht, den Weg dorthin durch Vermeidung des rechten Winkels zu kürzen. Der Haupteingang lag demnach am Fuße des Turmes. Um den kleineren Südhof lagen die Wirtschaftsräume, die Küchen und das Brauhaus; hier stand deshalb der Brunnen. Ein Raum des Westflügels trägt im Plane noch die Bezeichnung „Conventstube". Auch im Ostflügel schimmert stellenweise noch die ursprüngliche, den Franziskanerklöstern eigne Anlage durch die spätere Verbauung hindurch.





Ostseite des Johannis-Klosters
nach einer vor dem Abbruch aufgenommenen Photographie.



Katharinenkirche.

Dieses der heiligen Katharina, der heiligen Amalberga und dem heiligen Nikolaus geweihte Gotteshaus (Taf. 13 und 16) ist eines der hervorragendsten Meisterwerke des Backsteinbaus nicht nur der Mark Brandenburg, sondern des ganzen von diesem Baustoffe beherrschten Gebietes. Die Kirche zeichnet sich namentlich durch ihre überaus zierliche und glanzvolle Behandlung der Einzelformen aus und genießt in dieser Beziehung den Ruf der höchsten Vollendung. — Sie ist eine dreischiffige gewölbte Hallenkirche (Abb. 29) mit eingezogenen Strebepfeilern, die unten flache Kapellen einschließen, in Emporenhöhe aber im Langhaus von spitzbogigen Öffnungen durchbrochen sind, so daß ein durchlaufender Umgang entsteht. Das gleiche System mit Ausnahme der Emporen setzt sich im Chore fort, wobei die Seitenschiffe um das im halben Sechseck geschlossene Mittelschiff einen Chorschluß von fünf Seiten des Zehnecks bilden. Im Norden legt sich an das Langhaus die besonders reich ausgebildete Fronleichnamskapelle, im Süden die Schöppenkapelle, eine Vorhalle, über der sich die Bibliothek befindet, und die Sakristei mit der Marienkapelle darüber. Die Turmanlage im Westen steht infolge ihrer Schicksale unten ganz unsymmetrisch zur Langhausachse, endigt aber oben in einem mittleren Westturm.

Erste Bauzeit. In der bereits 1196 als nova civitas genannten, schnell aufblühenden Neustadt darf schon um diese Zeit die Stiftung einer Kirche und zwar durch die Markgrafen vorausgesetzt werden, da wir sie bis 1305 unter deren Patronat sehen. Es darf auch mit Sicherheit angenommen werden, daß diese Kirche an der gleichen Stelle wie die jetzige stand, da noch ein sehr alter Rest aus behauenen Feldsteinen an der Südwestecke der Kirche erhalten ist, der bis in jene frühe Zeit hinaufreichen dürfte. Es ist der untere südliche Teil des Westbaues mit einem Sockelgesims in Form einer einfachen Schräge und wenigen Metern Granitmauerwerk darüber, zu dem sich noch ein mit einem lateinischen Kreuze in Relief verzierter Feldstein gesellt, der später über dem Westportale eingesetzt wurde. Nach diesen geringen Resten war die erste Kirche der Neustadt wohl ein Granitbau und hatte fast genau die Gesamtbreite der drei vorhandenen Schiffe, so daß also das Turmhaus im Süden und Norden um fast 1 m vor die Kirche vorsprang. Merkwürdigerweise scheint die mit gerader Balkendecke versehene Kirche nach der im südlichen Seitenschiff sichtbaren Dachspur nicht basilikal angelegt gewesen zu sein.

Zweite Bauzeit. Vor dem Ende des 14. Jahrh. muß das Turmhaus einmal größtenteils in Backstein erneuert worden sein, denn die eben erwähnten Spuren daran treten oberhalb der Feldsteingrenze an späteren Backsteinflächen auf. Diese

beginnen im Innern etwa in Höhe der Gewölbekämpfer (Pfeilerkapitelle), reichen aber außen bis wenige Meter über den Erdboden herab. Der Feldsteinkern hat hier also eine Backsteinschale erhalten. Über die damalige Gestaltung der oberen Turmteile ist nichts mehr festzustellen; nur daß der Turm im Jahre 1287 bereits als hoher massiver Bau bestanden hat, ist aus der von Garcaeus überlieferten Inschrift der einstigen, 50 Zentner schweren Hauptglocke zu schließen, die diese Jahreszahl getragen hat. Vor seinem Einsturz im 16. Jahrh. war er 80 Ellen hoch.

Dritte Bauzeit. Von etwaigen baulichen Vorgängen an der Kirche während der zwei ersten Jahrhunderte ihres Bestehens ist keine Kunde auf uns gekommen. Nur die oben erwähnte Nachricht ist überliefert, daß im Jahre 1305 das Patronat von den Markgrafen an das Domkapitel überging. Gegen Ende des 14. Jahrh. war das Kirchengebäude wohl durch Alter und Schäden unansehnlich und wegen mancherlei Mängel ganz unzulänglich geworden, denn es traten um diese Zeit erst vereinzelt, später zahlreicher die Anzeichen auf, aus denen zu entnehmen ist, daß man sich mit dem Gedanken eines Neubaus trug. Den Anfang machte ein Ablaßbrief, den Bischof Dietrich von der Schulenburg i. J. 1381 zu Gunsten des Kirchengebäudes (ad structuram et alia ornamenta ecclesiastica) erließ. Darüber, daß es sich tatsächlich um einen Neubau handelte, lassen die Ausdrücke wie: ad praedictam ecclesiam restaurandam et ad fabricam hujus ecclesiae keinen Zweifel. Bis zum Ende des Jahrhunderts mehren sich dann die Indulgenzschreiben, unter denen eines i. J. 1395 bereits im einzelnen eine capella corporis Christi namhaft macht, quae in ecclesia parochiali novae civitatis Brandenb. opere sumptuoso extitit aedificanda (Urk. im Stadtarchiv I, Nr. 69). Die Fronleichnamsgilde, der diese Kapelle dienen sollte, scheint sich des Neubaus der Kirche überhaupt besonders fördernd angenommen zu haben; ja die Ansprüche des Fronleichnamdienstes, der sich gerade in dieser Zeit stark entwickelte, scheinen namentlich zur Unternehmung des Neubaus gedrängt zu haben. Im Februar 1395 ist dann, wie aus einer Nachricht des Neustädter Stadtbuches hervorgeht, mit dem Abbruch des Mauerwerks der alten Kirche angefangen worden.

Der höchstwahrscheinlich noch im gleichen Jahre begonnene Bau ist nach einem einheitlichen Plan, jedoch im wesentlichen in drei Abschnitten ausgeführt worden. Nach diesem Plane (Abb. 29) blieb der damalige Westbau wenigstens in seinen Hauptmassen erhalten, während das Feldsteinmaterial der alten Kirche für die Fundamente und Sockel der neuen Verwendung fand. In den Hauptzügen des Aufbaus sowohl wie in der Ausbildung der Einzelheiten machte sich der Meister, dessen Name uns durch eine Inschrift am Bau selbst bekannt ist, alle Errungenschaften der damaligen Backsteinbaukunst zunutze, um einen Bau zu schaffen, der gegenüber dem früheren Gebäude die Bedeutung und den Wohlstand der inzwischen zu hoher Blüte gelangten Neustadt zum glänzenden Ausdruck bringen sollte. Als Stützpunkte der Gewölbe (Abb. 30 u. Taf. 16) errichtete Meister Heinrich Brunsberg in zwei Reihen die achteckigen, an den Ecken mit Rundstäben besetzten Arkadenpfeiler (Abb. 33), die über schmucklosen Kapitellen nur in der Längsrichtung durch kräftige spitze Tragebögen für den Dachstuhl verbunden wurden. In der Querrichtung ist ihnen jederseits ein Bündel

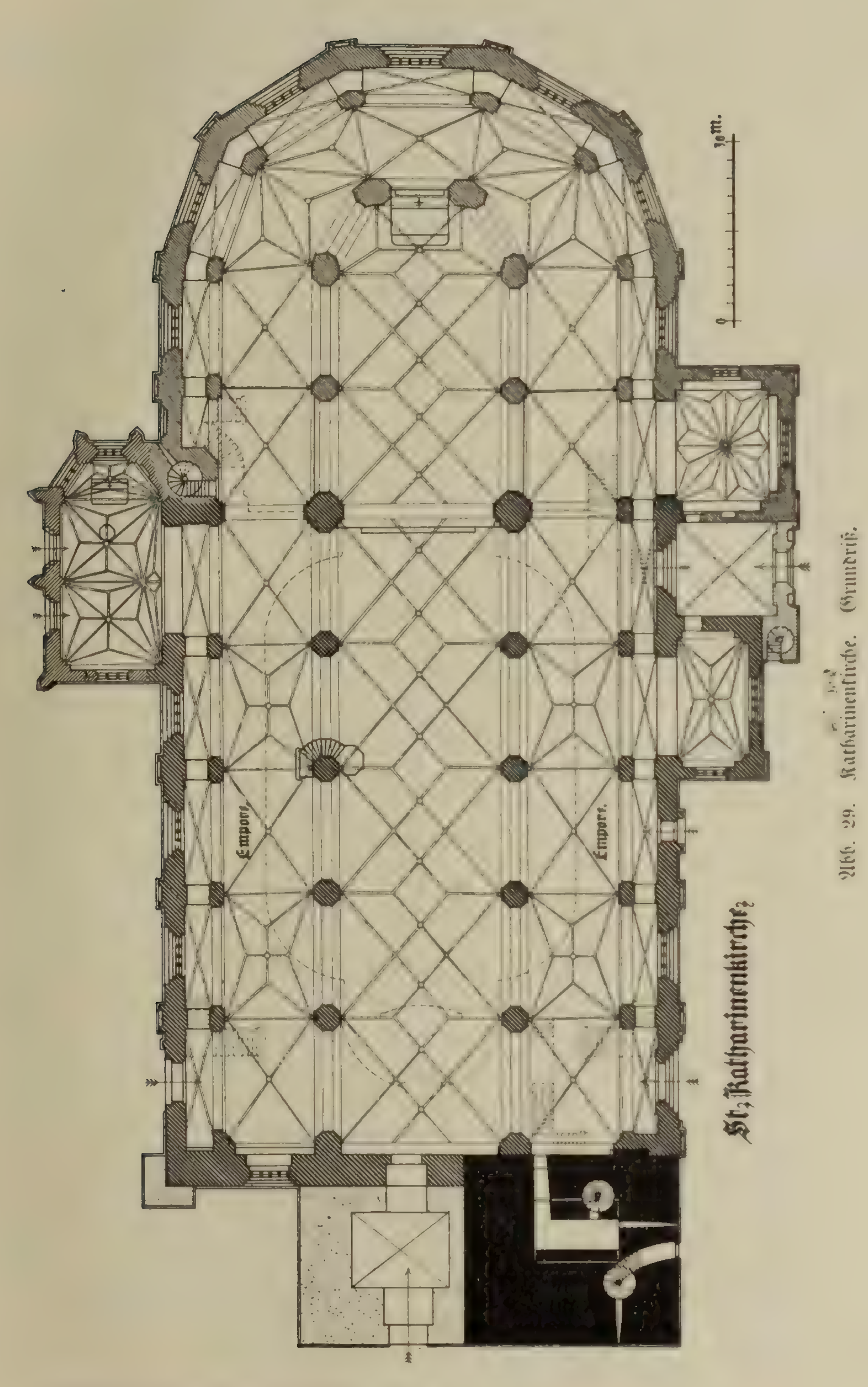


Abb. 29. Katharinenkirche. Grundriß.

von drei Stäben vorgelegt, das im Mittelschiff die Rippen der noch nicht ganz folgerichtig durchgeführten und deshalb weniger glücklich wirkenden Netzgewölbe, in den Seitenschiffen die der abwechselnden Kreuz- und Sterngewölbe trägt. Die Rippen zeigen ein Birnstabprofil; die Schlußsteine sind zu winzigen Ringen eingeschrumpft. In der Ausbildung der Außenmauern ging Brunsberg mit einer damals noch nicht eingebürgerten Bauweise voran, indem er sie fast bis an die Außenkanten der Strebepfeiler vorrückte, die dadurch als kurze innere Querwände erschienen. Er erreichte damit eine sowohl konstruktiv als auch ästhetisch günstige Wirkung, indem der Raum auf diese Weise erweitert, der Durchblick vertieft, die Wände kräftig gegliedert und die Erzeuger der Standfestigkeit ins Innere, d. h. dahin verlegt wurden, wo das statische Gefühl die dem Gewölbeschub entgegenwirkende Masse suchte. Diese inneren Strebepfeiler wurden in zwei verschiedenen Höhen durch Spitzbogenöffnungen durchbrochen, die beide zur Erleichterung der Massen dienen, von denen überdies die unteren leicht durch einen Umgang verbunden werden konnten. Über den Fenstern wurden sie durch schmale Kreuzgewölbe verspannt. Die Erleichterung der oberen Mauerteile ist sogar noch in den Zwickeln über den Gewölben durch Blenden an der Innenfläche der Obermauern fortgesetzt.

Am großartigsten aber entwickelte Brunsberg die äußere Architektur der Kirche. Er beschränkte sich zwar bei den Fenstern, deren Sohlbänke ein Kaffsims verbindet, auf das einfachste Stabwerk, entfaltete aber dafür an den Portalen, den außen nur flachen Wandpfeilern und den Giebeln der Vorbauten einen um so üppigeren Reichtum von durchbrochenem Maßwerk sowie figürlichem und anderem Schmuck jeder Art, deren der Backsteinbau nur fähig war. Zu dem Reichtum der Zierformen fügte er noch die Wirkung der Farbe durch wechselnden Durchschuß von dunkelgrün überglasten Schichten, durch grüne Glasur an allen Horizontalgesimsen, Schrägen und dem Maßwerk. Der Schmuck der Glasuren erstreckte sich wohl teilweise sogar auf das Innere, das sie noch hier und da unter der Tünche vorschimmern läßt. Die Abbildungen 31 u. 32, Tafel 14 u. 15 sowie die folgende Beschreibung können die fast berauschende Wirkung dieses überreichen Gewandes der Kirche nur andeutungsweise wiedergeben. Der Rat der Neustadt und sein Baumeister waren anscheinend einig in dem Bestreben, alles zu überbieten, was in dieser Beziehung bisher geleistet worden war. Noch nie hatte jemand versucht, die äußeren flachen Wandpfeiler der Kirche, die allerdings nur noch die Stelle bezeichneten, wo innen die Hauptstützen des Baugerüstes standen, so völlig in Schmuckformen aufzulösen. Von versteifendem Stabwerk eingeschlossen, sind sie in drei Stockwerken jedesmal in zwei Blenden geteilt, die am oberen Ende mit einem Figurenpaar unter Baldachinen geschmückt sind. Die Flächen zwischen diesen und den gekröpften Teilungsgesimsen sind mit Maßwerkformen erfüllt. Ein breiter Maßwerkfries unter dem Hauptgesims bildet das einzige Band zwischen diesen sonst allein stehenden Schmuckstücken der Längswände, deren hochschießende Kraft an der Traufe des Schiffs jäh gebrochen wird. Ebenso ist auch an der westlichen Südkapelle, der sog. Schöppenkapelle, welche später auch Rats- oder Herrenkapelle genannt wurde, die westliche Pfeilervorlage mitten im dritten Stock-



Westteil der Katharinenkirche von Südosten gesehen.

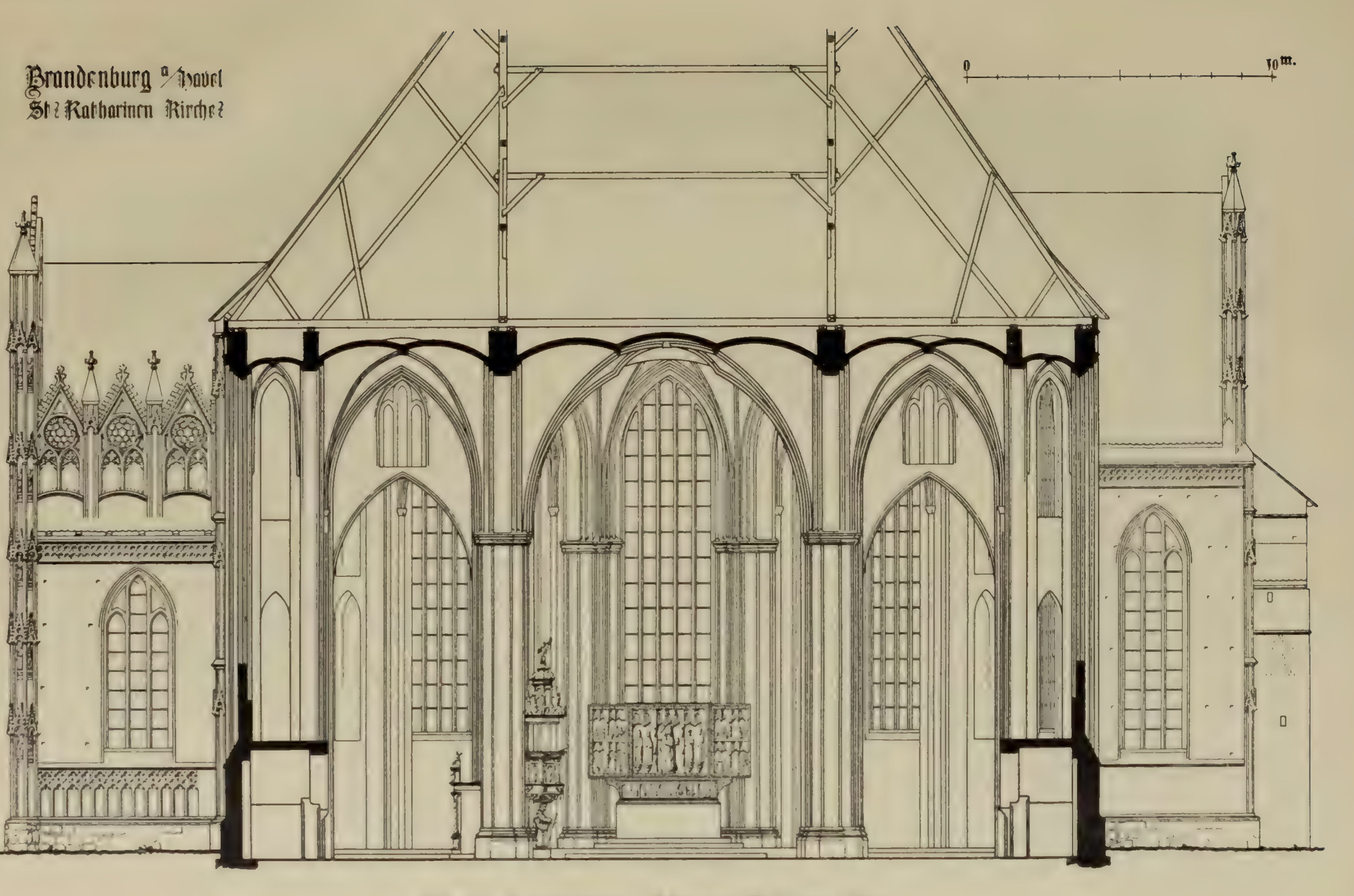


Abb. 80. Katharinenkirche. Schnitt mit Blick gegen Osten.

werk plötzlich ohne Endigung abgebrochen, und ohne alle Rücksicht auf sie beginnt die völlig neue Anordnung eines Aufbaus, der das Satteldach dahinter kaum ahnen läßt. Dieser freilich meisterhaft entworfene Aufbau besteht aus vier gleich hohen sechseckigen Pfeilern und drei schlanken Giebeln von vollendeten Verhältnissen. Die durch Eckstabwerk versteiften Pfeilerchen sind wiederum in drei Stockwerken mit baldachinartigen Wimpergen umkränzt und endigen in kreuzblumenbekrönten Spitzhelmen. In den drei Giebelchen, deren Unterteil durch ein reiches Friesmotiv und Sockelgesims abgetrennt ist, herrscht oben der Rundbogen bzw. die Kreisform, welche die Hauptlinien des Maßwerks bildet. In diese sind die zierlichsten, gleich zarten Spitzengeweben durchbrochenen Rosetten gespannt, deren größte schließlich die mit Kantenblumen besetzten Wimpergen krönen. Dieses luftige Gefüge konnte natürlich nur durch großes technisches Geschick und mancherlei kleine, nicht eben monumentale Hilfsmittel wie Eisen bis zu Drahtstärke herab zustande gebracht werden und bezeichnet auch in dieser Richtung das Äußerste, was noch zulässig ist.

Die Höhe der Backsteinschichten erfuhr an den Portalen eine Steigerung auf 15 cm.

Am Langhause waren drei gleiche Portale vorgesehen, eines im Norden und zwei im Süden in den äußersten Jochen. Von ihnen hat nur noch das im westlichen Joch der Südseite seine ursprüngliche Erscheinung bewahrt (Abb. 31). Zwischen die beiden Wandlisenen dieses Joches sind zwei schmale, aber ähnlich gebildete, hohe, jedoch stumpf endigende Pfeiler gestellt, zwischen die sich der mit Kantenblumen geschmückte Portalwimperg spannt. Die schlichte Fläche zwischen ihm und der in überhöhten Schichten reich profilierten Spitzbogentür hebt sich in wohlbedachtem Gegensatz gegen das netzartige Maßwerkmuster des seitlichen Hintergrundes ab. Von den beiden anderen Portalen ist das östliche der Südseite später überbaut und das nordwestliche 1585 nach dem Einsturz dieses Teiles der Kirche in sehr mangelhafter Weise erneuert worden. Das kleine Portal der Südseite, das westlich neben der Schöppenkapelle in die Kirche führt, ist erst 1865 hinzugefügt.

Es ist die Vermutung ausgesprochen worden, daß sich über der Traufe vor der Dachfläche der Kirche einst eine hohe durchbrochene Galerie aus Pfeilern und Wimpergen befunden habe, und Adler hat in seinem Werke über den Backsteinbau eine Wiederherstellung in diesem Sinne versucht; doch finden sich davon am Bauwerk selbst keinerlei Spuren. Auch geht die Absicht seines Schöpfers zu offensichtlich darauf hin, die Kapellen, die ihrer inneren Raumverhältnisse wegen niedriger gehalten werden mußten, im Äußeren möglichst zu erhöhen und als Hauptschmuckteile auszuzeichnen, als daß jene Vermutung dadurch irgendwie wahrscheinlich gemacht würde. Die angedeutete Wirkung würde vielmehr durch eine solche hohe, das ganze Gebäude umziehende Galerie wieder vernichtet worden sein.*)

*) In ähnlichem Sinn äußert sich schon Fromme (Nomenclatura S. 34 ed. Gottschl.) durch seine Beantwortung der von ihm aufgeworfenen Frage: „Sollte es aber nicht schön stehen, wenn die Kirche um und um mit solchen durchbrochenen Steinen und Kronwerk besetzt wäre? — O, das wäre keine Manier gewesen. Denn wo bei dem Zierrat ein Überfluß ist, da wird ein Ding vielmehr verunziert.“ Aus Frommes Frage geht überdies hervor, daß zu seiner Zeit (1679) kein Rest für derartige Galerien (außer an den Kapellenvorbauten) sprach.

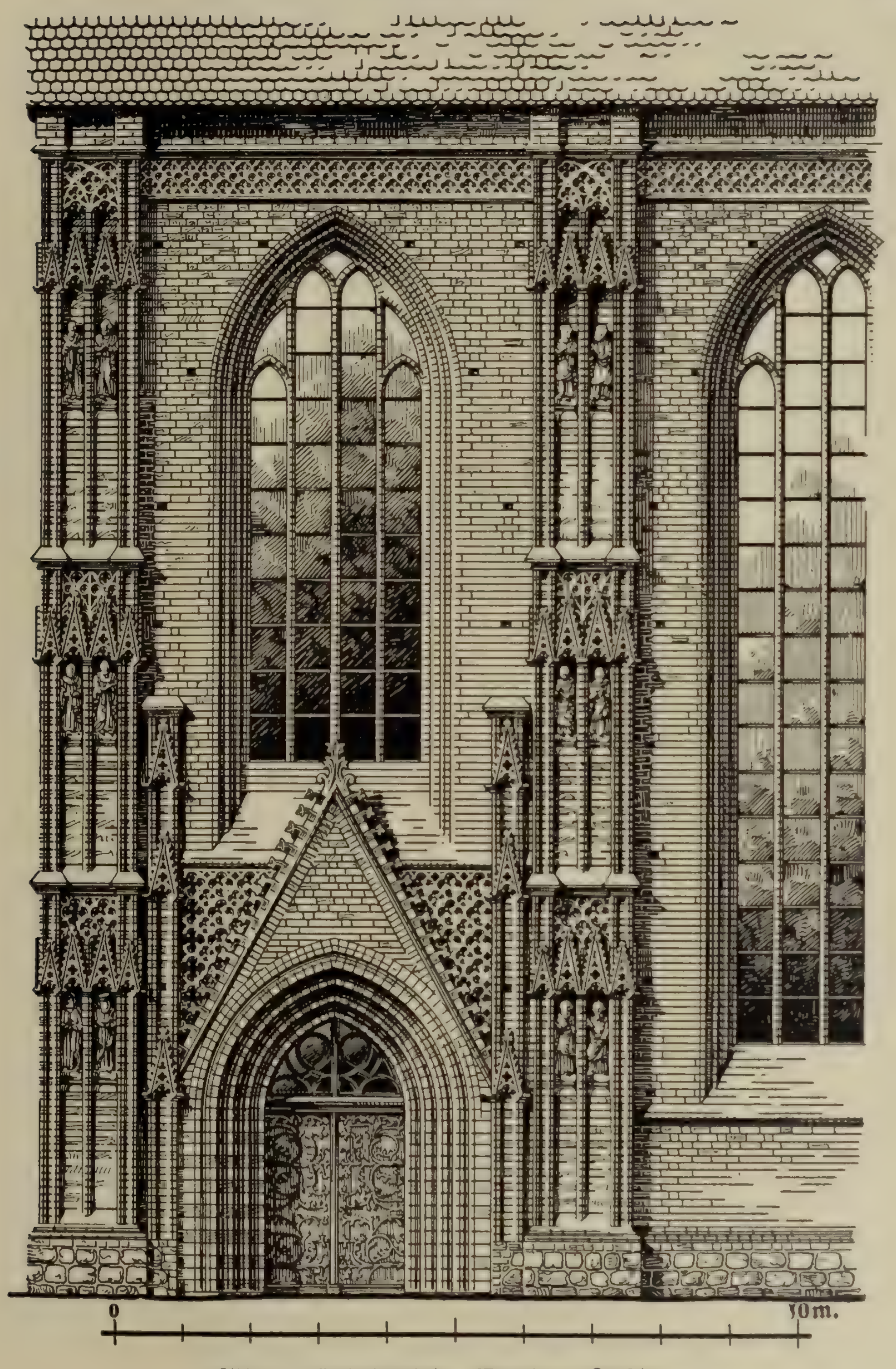
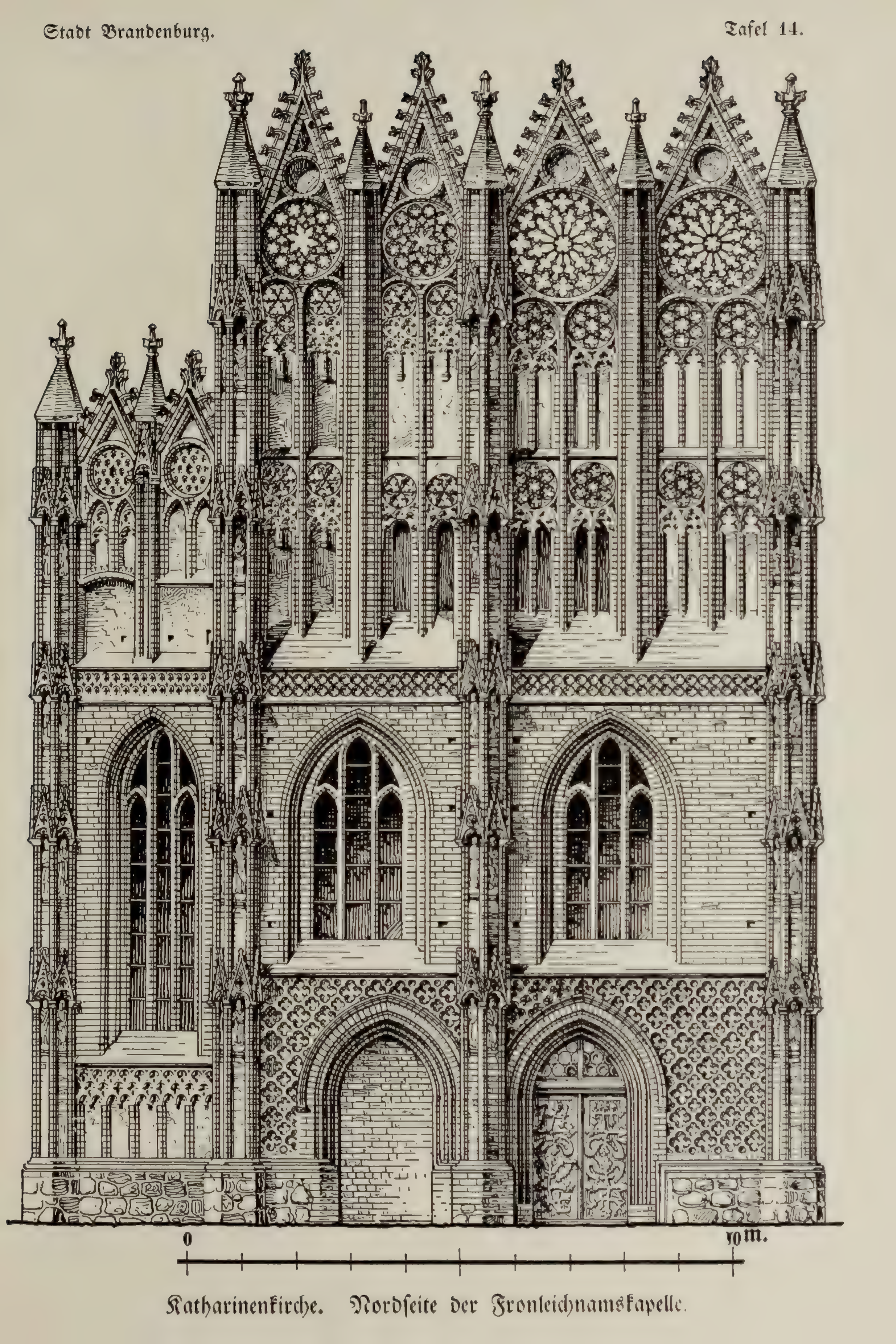


Abb. 31. Katharinenkirche. Westteil der Südseite.

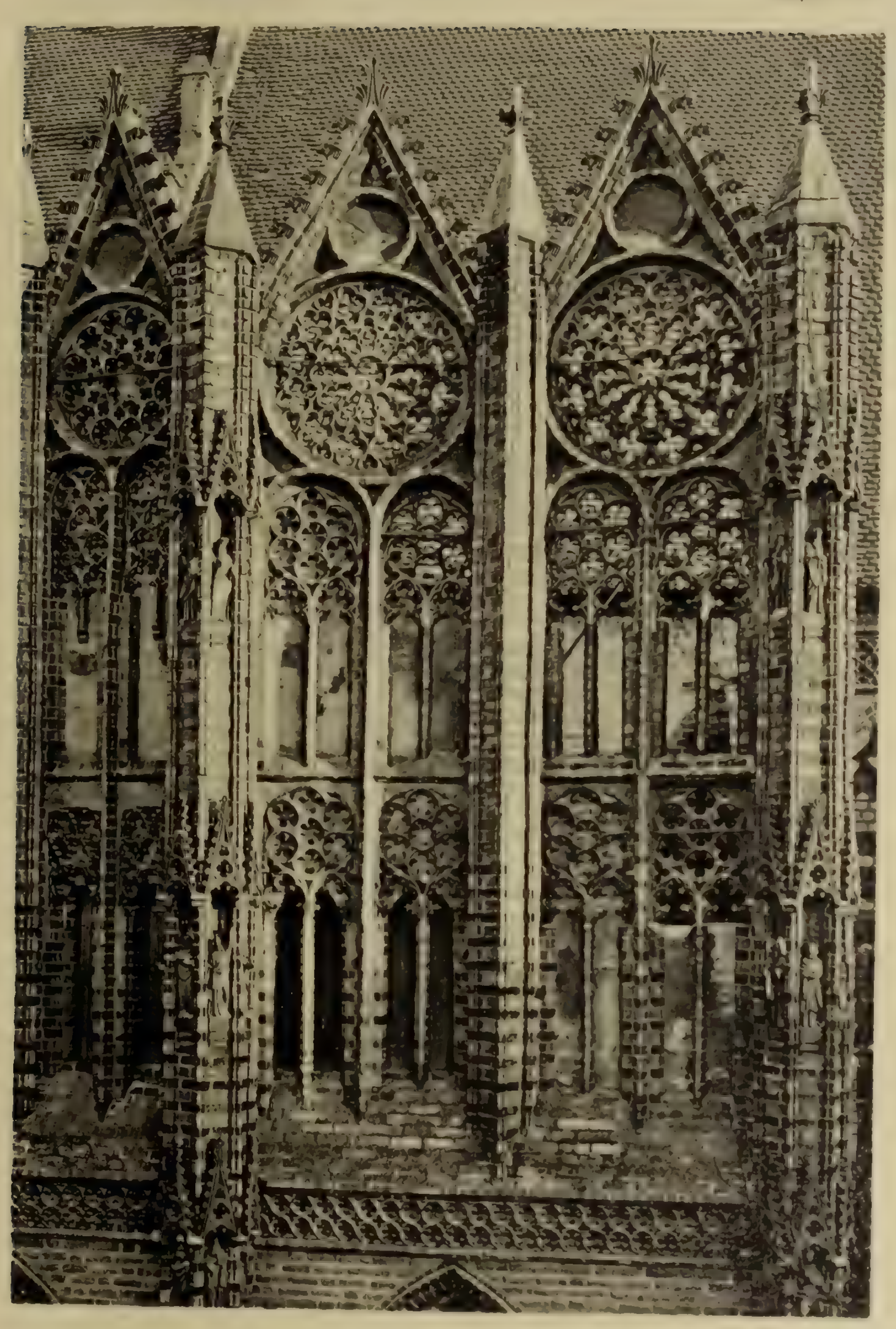
Die geringere Höhe der Kapellen führte notwendig zu oberen Scheidemauern zwischen deren Gewölben und denen des Schiffs. Der an eine rauschende Fülle der Formen gewöhnte Meister konnte diese nicht leer sehen, belebte sie vielmehr — für ihn noch maßvoll genug — mit einigen schlichten, fensterähnlichen Blenden, die man bisher irrtümlich als Reste für die Dauer geplanter und ausgeführter Fenster angesehen hat. Das gleiche Motiv wendete er in künstlerischer Folgerichtigkeit noch zweimal auf der Ostseite des Langhauses an. Hier war nicht allein des einstweiligen Abschlusses wegen, sondern auch um die beiden holzreichen Dachstühle durch einen Brandgiebel zu trennen, ein starker Tragebogen zur Aufnahme der Dachlast und eine erhebliche Verstärkung der beiden entsprechenden Arkadenpfeiler nötig. Um dem Schub, den der schwer belastete Triumphbogen gegen die Seitenschiffe übte, wirkungsvoll, d. h. am rechten Punkte zu begegnen, war dem Meister das Motiv jener durch Blenden belebten Schildmauer, das sich bei den Kapellen als Notwendigkeit ergeben hatte, konstruktiv höchst willkommen. Er legte deshalb die für später nötigen Seitenschiffdurchbrechungen der Ostmauer ebenso niedrig an (Abb. 30) und verhalf dadurch gleichzeitig dem Triumphbogen zu einer Höhenwirkung, die er bei gleich hoher Kämpferlage der Seitenbögen nicht erreicht haben würde. Seine steife Spitzbogenform, die freilich von allen Bogenformen am wenigsten Schub äußerte, paßt recht schlecht zu den Netzgewölben, deren Rippen sich vorherrschend in der Fläche einer Halbkreistonne bewegen. Der unglückliche Verschnitt beider Formen wäre durch zwei übereinander angeordnete, einen unteren runden und einen oberen steil-spitzigen Bogen vermieden worden. Der Brandgiebel über den Bögen wurde an seiner östlichen Außenseite durch schlanke Blenden belebt, deren Grund man einstweilen durch eine Maßwerk andeutende Malerei verzierte. Ja man führte sogar den durchbrochenen Fries in Traufhöhe hier plastisch, wie an den Längsseiten, herum. Zur Zeit ragen nur noch kleine kurze Spitzpfeiler an dieser Stelle über die mächtige Dachfläche hinaus.

Damit war der Kirchenbau der Neustadt zu einem vorläufigen Abschluß gekommen. Der Bau des nun fertigen Langhauses war anscheinend sehr rasch gefördert worden. Er war bis Ende 1395 vermutlich schon bis etwa 2 m über Kaffsims gediehen, wo deutlich ein Wechsel im Baustoff erkennbar ist, und erreichte wohl 1396 schon seine Vollendung, etwa mit Ausnahme der nachträglich vorgelegten reichen äußeren Wandpfeiler. Wir können nur vermuten, daß der vorläufige Abschluß, wie ja meistens, durch die allgemeinen wirtschaftlichen Grundbedingungen herbeigeführt worden ist. Doch kann die Unterbrechung auch unmittelbar durch die furchtbaren Fehden verursacht worden sein, die Brandenburg in jenen Jahren mit dem Erzbischof von Magdeburg, Albert IV., auszufechten hatte.

Vierte Bauzeit. Die genaue Dauer der Bauunterbrechung entzieht sich unserer Kenntnis; indessen kann es sich nur um wenige Jahre gehandelt haben, bis man zur Vollendung des Gebäudes schritt, dessen östliche Arkaden inzwischen einen Notabschluß erhalten hatten, ebenso wie die mächtige Spitzbogenöffnung, die man am Ostende der Nordseite für die dort zu erbauende Kapelle angelegt hatte; denn bei der Planung der Kirche war von vornherein diese Kapelle und eine der Größe und Bedeutung



Katharinenkirche. Nordseite der Fronleichnamskapelle.



Katharinenkirche. Teil des Giebels der Fronleichnamskapelle.

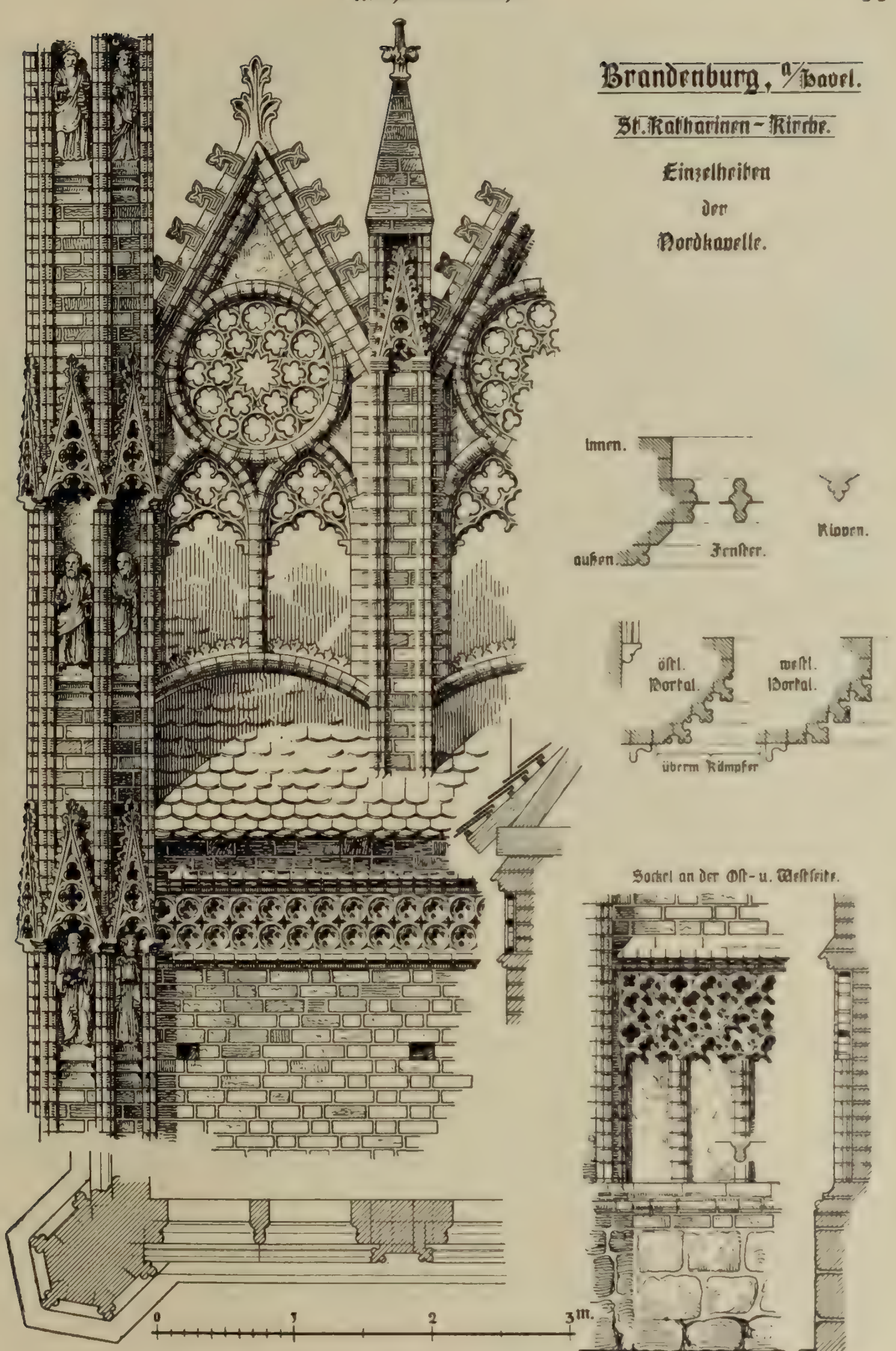


Abb. 32. Dachgalerie und andere Einzelheiten der Nordkapelle.

des Gotteshauses entsprechende Choranlage vorgesehen worden. Das geht teils aus den Ablässen für den Kirchenbau, teils aus diesem selbst hervor. Die Grundrißgestaltung des Chores, dessen Achse bei der Anlage ein wenig ungenau geriet, war vom Meister ohne Zweifel schon anfänglich in der Weise festgelegt, wie sie zur Ausführung gekommen ist. Die darüber abweichenden Ansichten beruhen auf falscher Deutung einiger Züge der Ostseite des Langhauses. Des Meisters Lösung der Aufgabe stand vollständig auf der Höhe der Zeit und ergab sich aus deren fest begründeten Anschauungen heraus gleichsam als notwendig. Die Gliederung der Umfassungsmauer gestaltete sich ähnlich der des Langhauses. Die einzige Schwierigkeit, die Anordnung der Polygonformen des Chorhauptes und ihrer Gewölbe ist mit Geschick gelöst (Abb. 29). Die Ausbildung der inneren und äußeren Architektur war im übrigen durch das bereits Vorhandene gegeben.

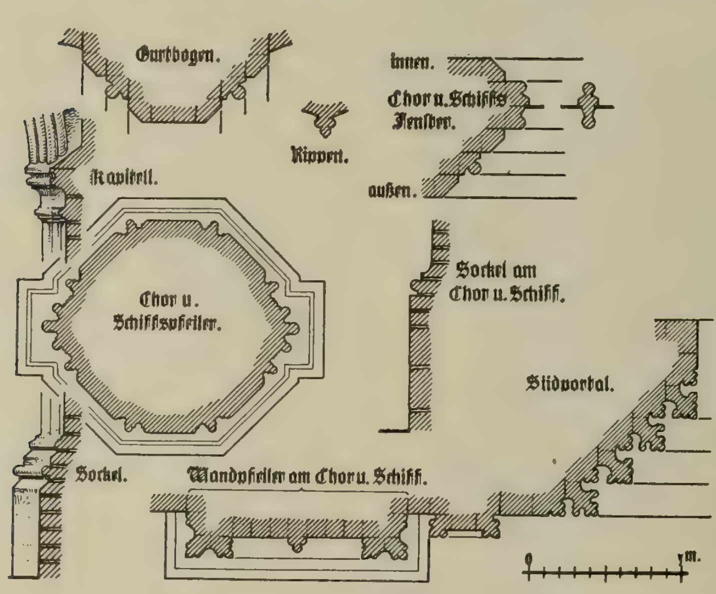


Abb. 33. Katharinenkirche. Einzelheiten.

Der an der Südseite des Chores anzubringenden Sakristei („Dreskammer" nach Büsching) fügte man als Obergeschoß eine vermutlich der Maria geweihte Kapelle hinzu und brachte den Anbau dadurch auf die gleiche Höhe wie die übrigen. Beide Stockwerke erhielten Sterngewölbe. Abgesehen von der Geschoßteilung, die sich natürlich im Äußeren des Anbaues aussprechen mußte, wurde seine Architektur den benachbarten Teilen des Hauptbaues angepaßt; die Ecklisenen erhielten die gleiche breite Ausbildung wie dort und das Ganze gipfelte wie die westliche Südkapelle in einem entsprechenden Giebel, von dem indessen nur noch die Spur des Satteldaches an der Chormauer erhalten ist.

Zum figürlichen Schmuck all jener Wandlisenen ist zu bemerken, daß die in den Nischen jetzt vorhandenen Heiligengestalten sämtlich Erneuerungen sind mit Ausnahme der beiden etwas derberen Figuren der hl. Katharina und hl. Amalberga an der Nordseite des Chors, östlich von der Fronleichnamskapelle. Doch haben auch diese stark gelitten (Abb. 34).

Die großen aus Kiefernholz hergestellten Dachstühle (Abb. 30) der beiden nacheinander entstandenen Hauptteile der Kirche sind noch die ursprünglichen. Ihre Kon-

struktion folgt den im Mittelalter dafür angenommenen Grundsätzen, indem sie ausgehend von den durch die Mauern gegebenen festen Stützpunkten in einfachster Weise über den Mittelschiffarkaden ein aus mehreren Stockwerken bestehendes hohes Gerüst aus durchgehenden Stielen und als Zangen wirkenden Balken mit Kopfbändern an den Enden aufbaut und in den darüber und daneben über den Seitenschiffen verbleibenden Zwickeln größere und kleinere Streben so anordnet, daß die Sparren tunlichst in gleichmäßigen Abständen von 3 bis 4 Metern unterstützt werden. Jedes Gespärr ist als Binder gefügt und steht für sich. Die Kopfenden der großen Stiele sind durch ein Längsrähm verbunden, das die ersten von Sparren zu Sparren durchgreifenden Kehlbalken unterstützt. Pfetten fehlen auch hier ganz. Im Chordachstuhl haben sich etwa 5 m vom Firstende die Reste des achteckigen Dachreiters erhalten, der einst das Dach der Kirche schmückte. Seine Spitze war frühzeitig schadhaft geworden und mußte schon 1484 erneuert werden. Es geschah unter einem Meister Paul, der 1488 als Architekt der Stadt Brandenburg genannt wird (Riedel IV, 271).



Abb. 31. Katharinenkirche.
Figuren der hl. Katharina und hl. Amalberga.

Fünfte Bauzeit. Allem Anschein nach erst nach Vollendung des Chores wurde im Norden an der Stelle, wo Langhaus und Chor zusammenstoßen, die räumlich und architektonisch bedeutendste aller Kapellen der Kirche angebaut. Es ist in ihr höchstwahrscheinlich die schon in dem Ablaßbriefe von 1395 (Urk. im Stadtarchiv I, 69) als höchst aufwendig geplant angeführte **Fronleichnamskapelle** zu erkennen. Ihre aus zwei fast quadratischen Jochen und einem halbsechseckigen Ostschluß gebildete Grundform hat ausgesprochene Ostung und legt sich mit der südlichen Langseite so an das Langhaus, daß sie dieses im Grundriß ostwärts mit ihrem Haupte überragt. Die Nordseite der Kapelle öffnet sich in zwei einander genäherten Portalen mit eigenartigem Beschlag (siehe S. 71), über denen die Fenster höher beginnen als die übrigen. Nach der Kirche zu ist der Raum in einem breiten Spitzbogen geöffnet, der sich so hoch erhebt, als die Sterngewölbe der Kapelle zuließen. Zu der gleichen Höhe rückte man das benachbarte schmale Gewölbe zwischen den Strebepfeilern herab, um diesen Raum mit der Kapelle zu einheit-

licher Wirkung zu bringen. Die Rippen sitzen auch hier auf ganz vernachlässigten, fast roh wirkenden Kapitellsteinen. In der Mitte der Südseite fehlte der Stützpunkt, was den Meister zu einer Sternbildung aus vielen Rippen veranlaßte, deren Zusammenschnitt einen größeren Schlußstein oder Ring sehr vermissen läßt. Die äußere Gestaltung dieser Kapelle (Taf. 14 u. 15) stellt nicht nur das vornehmste Prachtstück der Katharinenkirche, sondern überhaupt den Gipfel der Zierkunst im Backsteinbau dar. Gegenüber der Südkapelle des Langhauses bekundet sie einen entschiedenen Fortschritt. Vor allem gelang es Brunsberg, den krassen Zwiespalt, der dort (Taf. 13) noch zwischen Wandgliederung und Giebelanordnung herrschte, aufs vollkommenste zu lösen, indem er die für den Giebelaufbau erwünschten schlanken Sechseckpfeiler schon gleich vom Grunde an in dieser Form aufführte, im übrigen aber ihre Gliederung und ihren reichen Schmuck wie dort ausbildete. Dafür entstanden indessen hier aus der Grundform der Kapelle und ihrer Stellung zur Kirche andere Schwierigkeiten, die er mit Glück überwand. Die aus jener Grundform nämlich entspringende verschiedene Stellung der äußeren nördlichen Strebepfeiler brachte auch eine ungleiche Breite der im Innern gleichen Joche mit sich, die von weitgehenden Folgen begleitet war. Sie war die Ursache, daß die zwei schlanken Giebel, die der Meister zwischen dem westlichen Hauptpfeilerpaar entworfen hatte, zwischen den beiden östlichen Pfeilern nicht die genügende Breite fanden. Er suchte diese wenigstens annähernd dadurch zu gewinnen, daß er dieses Giebelpaar schräg gegeneinander gewendet stellte. Doch mußten trotzdem noch die Kreise aller Rosetten verkleinert werden, wodurch sich wiederum sämtliche Höhen der Maßwerke verschoben. Eine zweite Schwierigkeit war, die im Grundriß ausgesprochene Ost-West-Richtung der Kapelle für die Erscheinung der Oberteile so zu drehen, daß der nordwärts aus der Hauptmasse der Kirche hervorspringende Anbau in naturgemäßer Weise seine Stirn wie sein Satteldach nach Norden wendete. Zur Behebung bzw. Milderung dieser Widersprüche kam dem Meister der außerordentlich reiche Schmuck und die freie Art der Fassadenbildung vor den Giebeln sehr zu statten. Die Hauptform des Satteldaches verschwindet hinter ihnen vollständig. Das unsymmetrisch über den östlichen polygonalen Teil hinweggeschleifte Dach fordert eine derartige Verschleierung geradezu. Sie wird durch eine aus Pfeilern und Wimpergen zierlich gebildete, über Traufhöhe zum Teil freischwebende Galerie bewirkt, die dann zur möglichsten Herstellung der Symmetrie auch auf der Westseite wiederholt wird. Alle diese Ungleichmäßigkeiten und die zu ihrer Ausgleichung angewendeten Mittel — weit entfernt, den Gesamteindruck zu stören — erhöhen vielmehr außerordentlich die malerische Wirkung, bewahren den Bau vor dem Fehler trockener schulmeisterlicher Korrektheit und umspielen seine aufs höchste gesteigerte zierliche Pracht mit jenem frischen Reiz künstlerischer Unberechenbarkeit, die in Verbindung mit dem funkelnden Gewirr des Maßwerkfiligrans und farbensatter blitzender Glasursteine eine geradezu bezaubernde Wirkung erreichen — kurzum: die Fronleichnamskapelle ist trotz aller scheinbaren Mängel ein höchst glücklicher künstlerischer Wurf, so unwahr in sich, so überschwenglich, aber auch so schön wie — ein Märchen. Dieser herrliche Vorbau mit seinem Doppelportal am Fuße war einst sicher bestimmt, durch eine Lücke der



Katharinenkirche. Inneres gegen Osten gesehen.

„Buden“ hindurch von der Hauptstraße aus sichtbar zu werden. Die ehemaligen Krambuden wuchsen aber im Laufe der Jahrhunderte zu immer höheren Häusern heran, schlossen sich immer dichter aneinander, und so steht die Kapelle jetzt hinter den Häusern völlig versteckt.

An der linken Seite des Mittelpfeilers der Kapelle zwischen den beiden Portalen befindet sich die gleichzeitige Inschrift, die für die Zeitstellung der ganzen Kirche den einzigen genaueren Anhalt gibt. Sie ist in 11 kurzen Reihen in eine 6 Schichten hohe Tonplatte geschnitten, besteht mit Ausnahme des Anfangs-A aus Minuskeln und lautet unter Auflösung der Kürzungen: „Anno domini 1401 constructa est haec ecclesia in die assumpcionis mariae virginis per magistrum hinricum brunsbergh de stettin.“ Diese Inschrift, die sich dem Ausdrucke nach zwar auf die ganze Kirche bezieht, ist allem Anschein nach gleichzeitig mit dem Mittelpfeiler vermauert und gilt insofern zunächst für diesen Teil der Kapelle. Da diese nicht mit dem Schiff, sondern nach dem Chore entstanden erscheint, so würde das Jahr 1401 als der Abschluß des ganzen Baues zu gelten haben. 1409 wurde ein neuer Altar des hl. Blutes gestiftet, 1422 folgte ein Ablaßbrief zugunsten von Lichtern, Schmuckgeräten und anderen notwendigen Dingen für die Fronleichnamskapelle, und erst 1437 weihte Bischof Stephan den „unlängst“ errichteten Altar, der zugleich der hl. Dorothea gewidmet war. Über den späteren Verbleib dieses Altars ist nichts bekannt.

Sechste Bauzeit. Nach etwa dreihundertjährigem Bestande wurde der Westbau der Kirche so schadhaft, daß er einer durchgreifenden Ausbesserung unterzogen werden mußte. Es geschah dies i. J. 1491 unter der Leitung des Meisters Klaus Derentin. Der Rat der Neustadt äußerte sich inbezug auf die Wiederherstellung, er habe begonnen, den Turm „ut der grundt“ zu bauen (Schultz und Boelke, Beiträge z. Gesch. d. Katharinenkirche, S. 40). Diese Worte sind nun sicher nicht so zu verstehen, daß der Turm völlig neu errichtet worden wäre. In anderem Sinne stimmen sie indessen mit dem jetzigen Bestande des von damals noch erhaltenen Südwestteils gut zusammen; ja dieser Bestand wäre ohne jene zufällig erhaltene Nachricht gar nicht verständlich. Die an der Westseite angehäufte Mauermasse überschreitet noch erheblich die sonst im Mittelalter für solche Verhältnisse angewendeten Mauerstärken. Die kleinen Räume, die hier noch übrig bleiben, zeigen durchweg Backsteinwandungen und Formen, die nicht in die Zeit des ursprünglichen Turmes, wohl aber in das Ende des 15. Jahrh. passen, kurz: man erhält aus dem jetzigen Zustande in Verbindung mit jener Nachricht den Eindruck, daß der alte schadhaft gewordene Feldsteinturm in jenem Jahre innen stark mit Backstein ausgefüttert worden ist und zwar von Grund auf (ut der grundt), um durch diese Maßnahme seine verminderte Standfestigkeit wieder zu erhöhen. In der Umgebung der südlichen Tür zu einer der beiden Wendeltreppen sowie in den oberen Teilen, soweit sie noch mittelalterlich sind, zeigt sich ebenfalls der Baustoff des Innern.

Der bewunderungswürdig einheitliche Plan der Katharinenkirche, den völlig in seinem Sinn durchzuführen Meister Heinrich Brunsberg vergönnt gewesen war, hatte — unbekannt, in welcher Absicht oder durch welche Umstände — auf der Südseite zwischen der Schöppenkapelle am Schiff und dem Sakristeianbau am Chor eine

seltsame klaffende Lücke gelassen, in deren Tiefe das südöstliche Portal des Langhauses versteckt war (Abb. 29). Erst gegen Ende des 15. Jahrh. kam es zur Überbauung der Kluft durch einen zweistöckigen gewölbten Zwischenbau, der unten eine Vorhalle bildete, darüber aber einen Raum zur Unterbringung der Bücherei schuf, der von der Halle aus durch eine kleine Wendeltreppe in der Südwestecke zugänglich ist. Dieser Bau war das Werk eines Meisters, der im Bauwesen Brandenburgs eine eigenartige Erscheinung bildete.

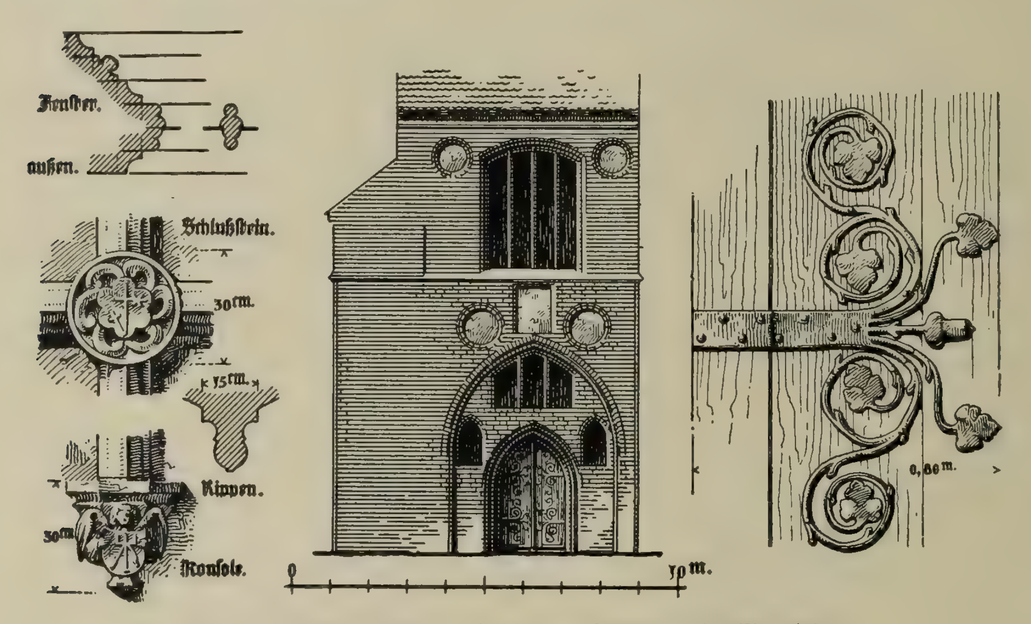


Abb. 35. Katharinenkirche. Anbau der Südseite nebst Einzelheiten.

Es konnte ja nicht ausbleiben, daß dem Rausch der Bewunderung, den der Schöpfer der Katharinenkirche wohl allgemein erweckt hatte, einmal eine gewisse Ernüchterung folgte, daß man sich von der übersprudelnden Maßwerkskunst ihres Meisters übersättigt abwendete, daß der Formenüberschwang mit seiner beinahe unfaßbaren Fülle geometrischen Zierrats von oft überzarter Feinheit umschlug in eine jeder Tändelei abholde ernste robuste Kunst, die einerseits der ruhigen Fläche zu ihrem Rechte verhalf und andrerseits das von dem früheren Meister ganz vernachlässigte Pflanzenornament in seiner zeitgemäßen Stilisierung wieder zu Ehren brachte. Alle diese Vorzüge suchte der neue Meister in seiner Kunst zu vereinen, die er hier freilich nur in bescheidenem Maße zur Geltung bringen konnte. Immerhin bringt der südliche Zwischenbau seine Eigenart in bewußtem Gegensatze zu Heinrich Brunsberg zum Ausdruck (Abb. 35). Den Feldsteinsockel führte er nicht durch, von Profilen wendete er nur einen starken Rundstab und eine einfache Kehle an; sie genügten ihm für die schlichte Spitzbogentür, für die breite flache Blende, die sie in größerem Abstand fast gleichlaufend umzieht und an ihrer Spitze ein dreiteiliges Oberlicht für die Vorhalle einschließt. Das große

vierteilige Büchereifenster schloß er im Stichbogen, gegen den die drei Pfosten stumpf totlaufen. Im übrigen belebte er die Flächen des massigen Baus nur durch wenige Rundblenden und brach die äußere Kante der Wendeltreppe, die er weit vor die benachbarte Kapelle schob, durch einen Rundstab. Im Innern verzichtete er auf eine spielende Gewölbeform, setzte aber die Rippen des einfachen Kreuzgewölbes auf schön belaubte Konsolen. Es war immerhin eine Tat, sich in dieser Weise von dem überwältigenden Einfluß seines bewunderten Vorgängers frei zu halten, und in diesem Bewußtsein brachte er am Schlußstein des oberen Gewölbes sein Meisterzeichen an (Abb. 35). Man erkennt in diesem Werk den Schöpfer der „Liberei" des Paulinklosters wieder, deren Konsolen genau den gleichen Charakter wie die des in Rede stehenden Zwischenbaues zeigen. Durch diesen wurde das Ostfenster der Schöppenkapelle verbaut, woraus anscheinend der Stifter jener Vorhalle Veranlassung nahm, für diese Stelle einen Altar zu spenden. Seine Hausmarke tritt an diesem wie an zwei Konsolen des kleinen Baues auf, hier von Engeln gehalten (Abb. 35), dort von den Buchstaben v h begleitet (siehe Hedwigsaltar).

Die baulichen Unternehmungen, von denen nun noch zu berichten ist, betreffen fast ausschließlich die Türme. Der Dachreiter auf dem Chore mußte wiederholt ausgebessert werden (z. B. i. J. 1569 durch den Stolberger Zimmermeister Stephan Remer), trotzdem fiel der Knopf i. J. 1715 wieder herunter, so daß man den Dachreiter nun ganz eingehen ließ und 1734 abbrach.

Siebente Bauzeit. Auch der alte Westturm der Kirche, von dem nicht bekannt ist, welcher Zeit seine damalige Fassung angehört hat, erlag am Ende des 16. Jahrh. dem Ansturm der Elemente. Der Turmbau stieg damals nach Zach. Garcaeus Angaben in seiner im Stadtarchiv befindlichen „Historia" 80 Ellen auf, d. h. 23 Ellen höher als die Kirche, und zwar in viereckiger Form ohne Verminderung der Grundform; darauf waren „zwo kurze Spitzen in Holzwerk gebauet und gesetzet", so daß er (nach Gottschling) ein Turmpaar vorstellte und durch die oberen Spitzen als zweifach erschien. Daraus ist zu entnehmen, daß, wenn auch die damaligen beiden Spitzen eine doppeltürmige Anlage vorstellten, die ursprüngliche Form doch bis hoch hinauf ein breites Rechteck war, über dessen Abschluß allerdings nur aus der alten Westfront von St. Gotthardt und verwandter Anlagen Schlüsse zu ziehen sind. — Dem Turm wurde ein Sturm verhängnisvoll, der am 30. Oktober 1580 die Stadt heimsuchte und ihm große Risse und Klüfte beibrachte. Die schon i. J. 1494 zur Behebung der tiefliegenden Schäden des Feldsteinturmes angewendeten Ausbesserungen hatten den Verfall nur etwa 80 Jahre hinausschieben können. Nun drohte der Einsturz unabwendlich. Nachdem die klaffenden Risse zunächst verschmiert worden waren, ergab nach dem Berichte des damaligen Oberpfarrers Beumichen eine eingehendere Untersuchung, daß sich das „Fundament geschoben, der Turm in den untersten Gewölben gar frisch geborsten und ganzer drei Finger breit durchaus bis ins Fundament auseinander gegangen war; in der Mitte des Turmes waren die Steine inwendig und auswendig ineinander geschoben, auch an den Ecken schon etliche abgelöset und ausgedränget. Eine Lotung ergab, daß der Turm von dem Kirchgiebel über drei Zollen abgewichen war". Sofort erbat man vom Kurfürsten

die Hilfe des obersten Artillerie- und Zeugmeisters Rochus, Grafen Lynar, und bereitete das Herablassen der Glocken vor. Ehe dies aber geschehen konnte, stürzte der Turm 1582 in sich zusammen. Der Kirchgiebel samt den Pfeilern und den beiden Türen, eine unter dem Turm, die andere an der Seite, sowie ein großer Teil des Gewölbes und die Orgel waren mit herniedergerissen worden.

Der Wiederaufbau des Turmes wurde alsbald durch den Meister Johannes Baptista de Sala von Mailand, einen beim Spandauer Festungsbau beschäftigten Gehilfen des Rochus, Grafen Lynar, bewerkstelligt. Drei Jahre nach dem Einsturz waren die neuen Umfassungsmauern für einen mittleren Westturm hochgeführt und konnten einstweilen mit einem verlorenen Dache abgedeckt werden. Der dazu verwendete Baustoff ist durch seine ziemlich helle gelbe Farbe kenntlich. An der Westseite entstand ein Portal mit breiter Quaderumrahmung aus Backstein, die wie der ganze Turm auf Verputz berechnet war. Der Versuch, die gotischen Formen wieder in Anwendung zu bringen, ist schlecht genug ausgefallen, wie namentlich am nordwestlichen Portal zu sehen ist. Der auf der Südseite des Turmes erhalten gebliebene Rest des früheren Westbaus erhielt ein Satteldach mit einem einfachen Renaissancegiebel gegen Süden, der erst in neuester Zeit durch einen gotischen ersetzt worden, auf einer älteren etwa um 1800 angefertigten Zeichnung der Kirche im Rathause (Baupolizeiamt) aber noch in seiner früheren Form zu sehen ist. Auch erscheint er noch auf einer Skizze des Turmes im Nachlaß des Konservators von Quast.

Im Anfang des Jahres 1592 wurde dann die Ausführung des achteckigen Aufbaus des Turmes mit seiner Kuppel und durchbrochenen Laterne (Taf. 13) durch Meister Balthasar Richter, „eines Ehrbaren Rats zu Dresden bestellter Zimmermann", in Angriff genommen und das Werk durch den Spitzendecker Michael von Utrecht zum Abschluß gebracht. Anscheinend gleichzeitig mit der Erneuerung des Turmes sicherte man die Strebepfeiler der Kirche dadurch, daß man Stichbögen dazwischen spannte, welche die unteren Durchbrechungen der Strebepfeiler miteinander zu einem fortlaufendem Umgange an der Innenseite der Langhausmauern verbanden. Die unstimmigen Anschnitte der Bögen verraten ihr spätes Entstehen (Abb. 30).

Im Jahre 1725 wurde aus Anlaß eines Blitzschlages das ganze Innere der Kirche auf Kosten der Brauerinnung „recht schön ausgeputzt", das bedeutet vermutlich weiß getüncht. Darauf bezieht sich offenbar die Jahreszahl 1725, welche, wie auch 1768 an der Vermauerung des Fensters zwischen Kirche und Bibliothekraum angemalt ist. Die alten Chöre (Emporen) der Kirche wurden i. J. 1735 „ansehnlich vergrößert" (Fincke, Nachrichten, S. 417).

Anfang des 19. Jahrh. waren die Kanten der Pfeiler noch gelb angestrichen. Eine Ausbesserung des Turmes wurde um diese Zeit vorgenommen.

1806 schlug der Blitz in den Turm und schmetterte einige Zierrate nach der Seite des Spritzenhauses herunter.

1809 folgte eine Instandsetzung des Turmes, aber bereits 1817 wurde er durch einen Blitz wieder in Brand gesetzt.

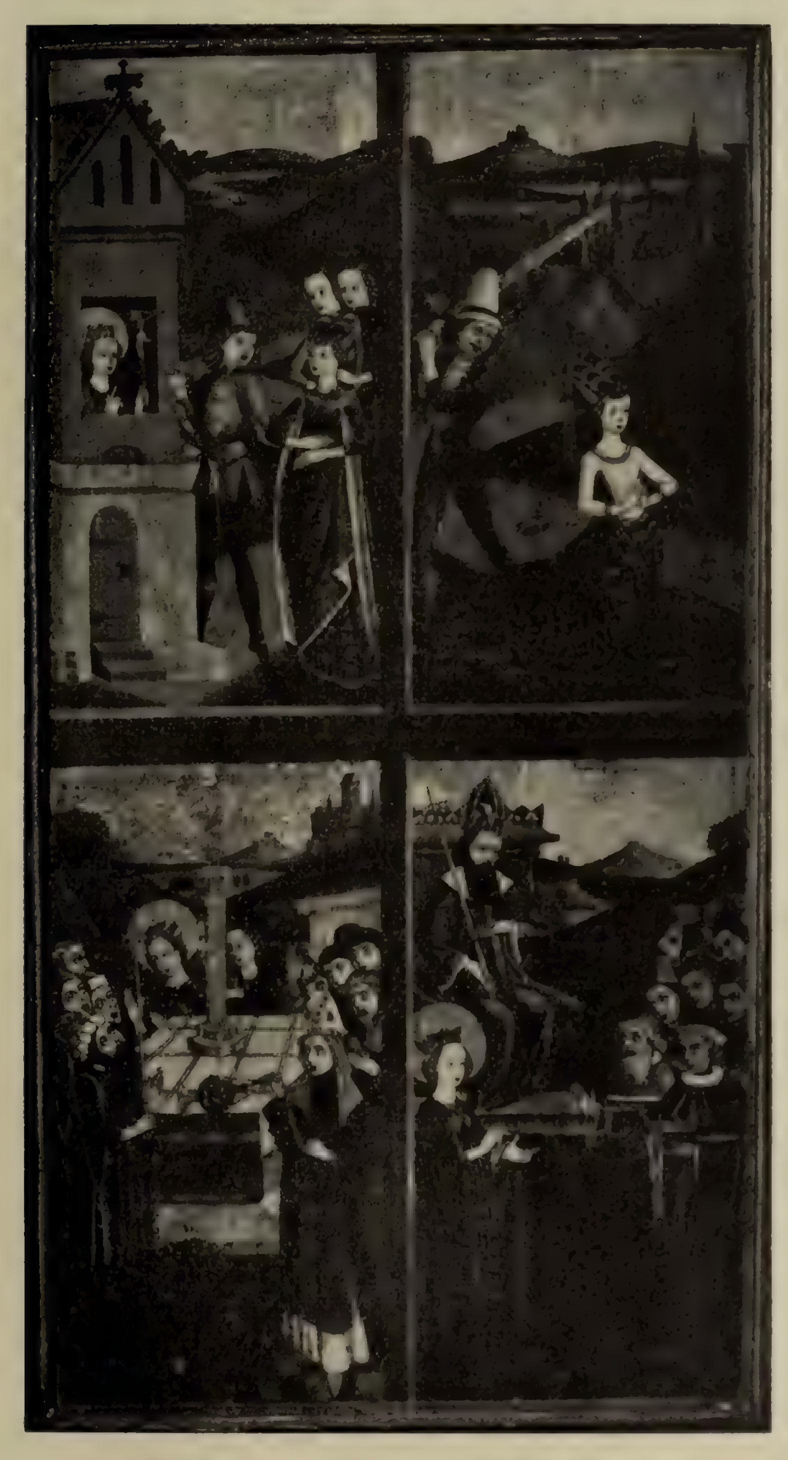


Abb. 36. Katharinenkirche. Flügel vom ehemaligen Hauptaltare (jetzt im Vorraum der Bibliothek.)

1840 mußten die sog. Kunstpfeiferecken-Galerien am Fuße des Achteckteiles einer Erneuerung unterzogen werden, die sich durch die roten Backsteine innerhalb des gelben Mauerwerks kennzeichnet. Zwei Jahre danach wurde die ganze Kirche im Innern erneuert, abgeputzt und mit grünlich-weißer Farbe gestrichen. Die Fußböden wurden neu gelegt und im Umgang des Chores erhöht, die Fenster mit runden Scheiben erneuert; Türen und Windfänge wurden neu angefertigt und anderes mehr.

Die Jahre 1864 und 1865 brachten Erneuerungsarbeiten am Äußeren, zu denen namentlich die farbigen Chorfenster, der Ersatz der meisten Heiligenfigürchen durch neue vom Bildhauer Koch in Potsdam und der in gotischen Stilformen gehaltene Giebel an Stelle eines alten Renaissancegiebels über dem Südteil des Westbaus gehören.

Innere Ausstattung.

Altäre. Die Mensa des ehemaligen Hochaltars steht noch an ihrem Platze. Sie scheint zweimal geweiht worden zu sein, da sie außer den aus einfachen eingeritzten Strichen bestehenden Weihkreuzen noch andere mehr nach der Mitte hin stehende zeigt, deren Schenkel sich nach den Enden erbreitern. Der Flügelschrein des Hauptaltares wurde 1842 instandgesetzt und von seiner ursprünglichen Stelle an seine jetzige unter das mittlere Chorfenster versetzt. Der auf einer Predella stehende 2,66 m breite Schrein (Taf. 17) war früher mit doppelten Flügeln ausgestattet, doch sind die äußeren gegenwärtig abgelöst und stehen getrennt in dem Raume über der Sakristei. Bei der Ausbesserung i. J. 1842 sah Heffter hinter den Figuren des Altars die Inschrift: „Anno 1474 per Gerard Weger.“ Die Predella enthält in fünf Abteilungen figürliche Darstellungen kleinen Maßstabes aus dem Leben der heiligen Katharina. Ihre seitlichen Konsolansätze schmücken je eine männliche Halbfigur mit leerem Schriftbande. Die 1,20 m hohen Figuren des Schreins stehen auf Blattwerkkonsolen unter einem reichen, sehr zierlich durchbrochenen, durchlaufenden Baldachinwerk. Der nischenartig vertiefte Mittelteil des Schreins enthält die um die fehlende Konsole größere, 1,50 m hohe Hauptfigur, eine Maria mit dem Jesuskinde. Dieses neigt sich der im linken Teil neben ihm stehenden hl. Katharina zu, die mit ausgestreckter Rechten im Begriff ist, sich ihm zu verloben. Auf der rechten Seite der Jungfrau steht die hl. Amalberga mit einem Kirchenmodell als Beigabe. Beide Märtyrerinnen treten die gekrönten Gestalten ihrer königlichen Verfolger unter ihre Füße. Die äußeren Figuren des Schreins sind St. Andreas mit dem gezimmerten Kreuz und St. Ägidius, dargestellt als Bischof mit Stab und Buch. Eine Hirschkuh, deren Hals von einem Pfeil durchbohrt ist, hebt sich an ihm empor. Die Flügel des Altars enthalten in zwei Reihen plastischer Darstellungen acht Szenen aus der frühen Kindheitsgeschichte Jesu. Die Bemalung des Schnitzwerks ist 1842 erneuert. Wurden die Flügel geschlossen, so zeigten ihre Außenseiten und die Innenseiten der jetzt abgetrennten Schutztüren zwei Reihenfolgen von je acht Gemälden, deren eine (links) das Leben der heiligen Katharina, die andere (rechts) das der heiligen Amalberga vorführt. Sie sind für die Kostümgeschichte des 15. Jahrh. wertvoll (Abb. 36). Von



Katharinenkirche. Der frühere Hauptaltar (sog. Wegerscher Altar).



Abb. 37. Katharinenkirche. Altaraufsatz, z. Zt. im Vorraum der Bibliothek (nach Bergau, Fig. 74).

etwas anderem Charakter sind die Malereien an den Außenseiten der Schutztüren, die vier Szenen aus der Leidensgeschichte Christi wiedergeben. Die Erklärung der figürlichen Darstellungen siehe in Heffter, Wegweiser S. 113.

Der Altaraufsatz im Raum über der Sakristei (Abb. 37), der bis 1842 den Hauptaltar bekrönte und als zu ihm gehörig angesehen wurde, paßt weder seinem Breitenmaß noch der Art seiner Arbeit nach zu jenem und ist wohl ursprünglich nicht dafür bestimmt gewesen. Sein anziehender Entwurf ist fast roh ausgeführt worden. Seine durchbrochene Architektur wird von einer Kreuzigungsgruppe bekrönt; in die offenen Bögen sind unter teilweiser Beseitigung von deren Gewänden fremde figürliche Gruppen hineingezwängt, die einen Ecce-Homo, die Kreuztragung und die Höllenfahrt Christi darstellen (vgl. Wernicke, Gesch. d. Kathar.-K., S. 14).

Der Hedwigsaltar (Taf. 18) in der Schöppenkapelle ist i. J. 1736 beim Durchbruch der kleinen Tür zwischen Kapelle und Vorhalle hoch an der Wand über dieser Tür angebracht worden. Er ist ein tüchtiges Werk aus der Zeit um 1500 (nicht von 1409, wie Büsching, Reisen durch einige Münster, S. 26 angibt). Er wurde früher als der Altar Corporis Christi angesehen, bis Wernicke (Die Katharinenkirche, S. 18) diesen Irrtum aufklärte. Seine kastenförmige Predella läßt an der rechten Seite noch die kleine Tür erkennen. Diese Seitenflächen sind mit spätgotischem Rankenornament in grünlichem Tone bemalt, die Vorderseite zeigt hübsch gezeichnete figürliche Temperagemälde. In der Mitte steht die von Schwertern durchbohrte Mater dolorosa. Zu ihren Seiten folgen Darstellungen kleineren Maßstabes aus dem Leben Christi in Streifen übereinander angeordnet und an den Enden die Gestalten der heiligen Anna selbdritt und des heiligen Antonius. Im Schreine bildet eine fein durchbrochene Maßwerkarchitektur oben Baldachin und unten einen fast ganz weggebrochenen Sockel für die drei edel gedachten 1 bis 1,10 m hohen Figuren der heiligen Hedwig mit einem Kirchenmodell, des heiligen Rochus in Pilgertracht und eines nicht näher bestimmbaren heiligen Ritters. Die Gemälde an den Innenseiten der Flügel stellen vier Vorgänge aus der Hedwigslegende dar, der auch noch das obere Bild der Außenseite des rechten Flügels angehört. Außerdem sind zwei Erlebnisse des heiligen Rochus und eine Darstellung der sog. Messe Gregors zu erkennen. Auf dieser ist unten ein weißer Schild gemalt, der die Hausmarke des Stifters des Altars und zu den Seiten die Buchstaben v und h zeigt. Wie oben bereits erwähnt, ist es dieselbe Hausmarke, die zweimal an den Konsolen des südlichen Zwischenbaues, nämlich in der Nordostecke seiner beiden Geschosse, auftritt.

Die Kanzel von Holz (Taf. 16) ist laut Inschrift an der Vorderseite i. J. 1668 von Math. Hesse und seiner Ehefrau Magdalena Kramers gestiftet. Die etwas steife Figur des Apostels Paulus bildet ihre Stütze. In ihren von gewundenen Säulen eingeschlossenen Nischen stehen kleine Figuren Christi und seiner Jünger in bewegter Haltung. Der Schalldeckel endigt in einer durchbrochenen Laterne, die von kleinen Engeln mit den Passionswerkzeugen umgeben und von dem auferstandenen Heiland mit der Siegesfahne bekrönt ist. Das ornamentale Beiwerk zeigt den Knorpelstil der niederdeutschen Spätrenaissance. Als eine reizvolle Einzelheit ist die mit Engelköpfen und Fruchtschnüren geschmückte Tür zur Kanzeltreppe zu nennen, deren Drücker und Handgriff zierlich gearbeitet sind. Im Jahre 1842 hat die Kanzel eine Auffrischung ihrer in weiß und blau mit etwas Gold gehaltenen Bemalung erfahren.

Die Orgel (Taf. 19) ist eine wertvolle Arbeit der Barockzeit von 1725. Aus der Werkstatt des Orgelbauers Wagner in Berlin hervorgegangen wurde sie laut Inschrift i. J. 1731 von Georg Friedr. Wüttigen „ausstaffiert" (bemalt und mit Gold aufgeputzt). Die geschickte freie Gruppierung des Prospektes, die schön durchgearbeiteten Körper der Karyatiden der seitlichen Gruppen und andrer figürlicher Schmuck sowie das groß und schwungvoll behandelte Akanthusornament (Abb. 38) bezeugen einen hervorragend tüchtigen Dekorationsbildhauer als Verfertiger des schönen Werkes, dessen freie saftige Formen sich äußerst wohltuend zwischen das dürre Stabwerk der etwas trockenen Innenarchitektur der Kirche schmiegen.



Katharinenkirche. Schrein des Hedwigsaltares.



Orgel der Katharinenkirche.

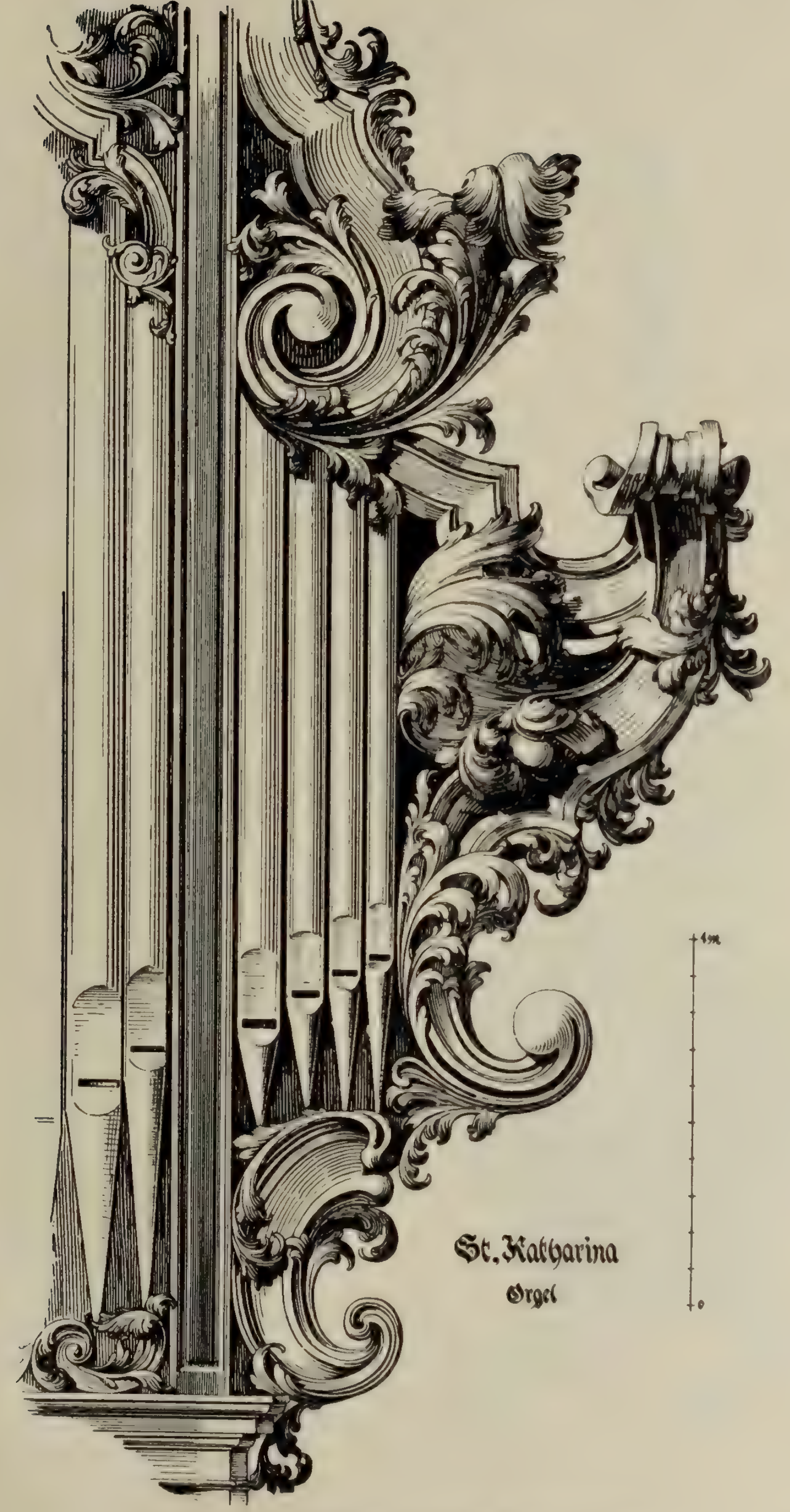


Abb. 38. Katharinenkirche. Teil des Orgelprospektes.

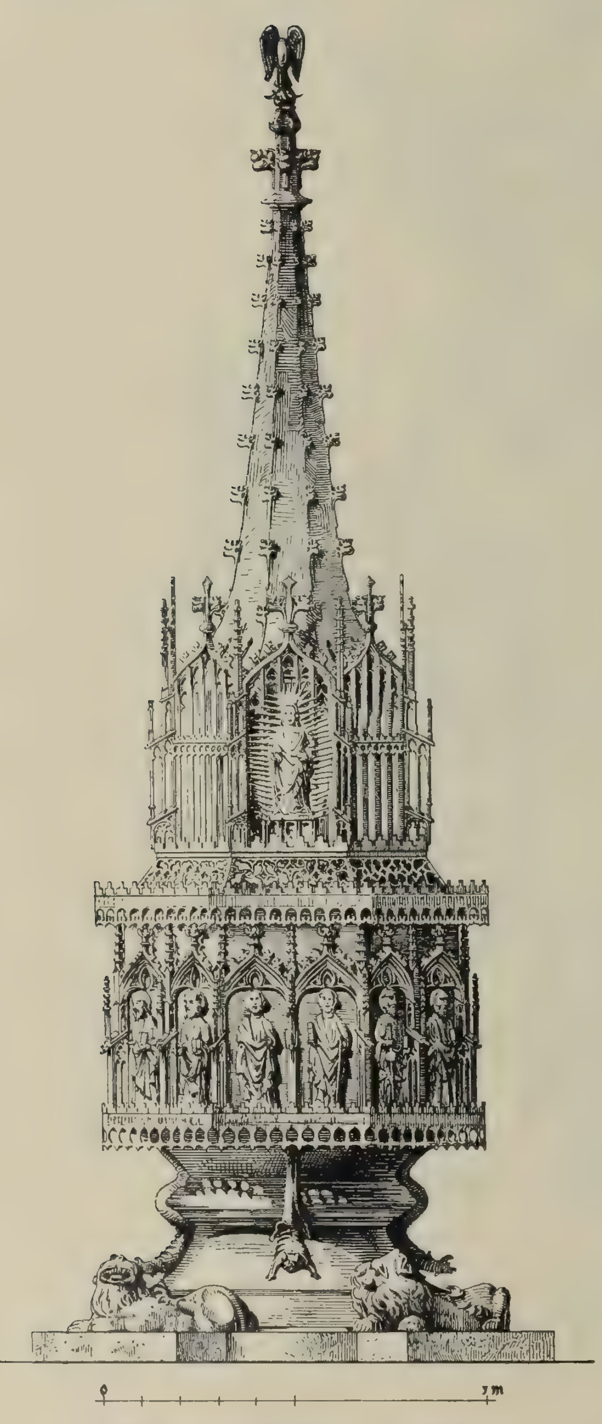


Abb. 39. Katharinenkirche. Bronzetaufe.

Die Taufe nebst ihrem hohen baldachinartig geformten Deckel (Abb. 39) ist bei der Erneuerung i. J. 1850 in der Fronleichnams-kapelle aufgestellt worden. Ihre Herstellung in Messingguß bestimmte sehr wesentlich den Charakter der Formen, namentlich des Deckels. Sie ist der Gestalt eines niedrigen Kelches nicht unähnlich. Ihr breiter runder Fuß ist von vier zähne-fletschenden Löwen mit aufgesperrten Rachen umlagert und oberwärts nach dem profilartigen Knaufe hin mit kleinen Drachen besetzt. Zwischen zweien von diesen bemerkt man einen eingravierten Schild mit dem Wappen des Meisters, einen Mühlstein zwischen zwei heraldischen Lilien, und die Inschrift: „Meister tyterich molner von Erphort hot gegossen desse toufe." Der achteckige Kessel der Taufe ist am unteren Rande von einem zacken-besetzten Bande umsäumt, dessen Inschrift außer dem Jahre der Entstehung 1440 die damaligen Bürger-meister nennt. Darüber umgibt die Kesselwandung ein Kranz von gotischer Nischenarchitektur mit der Darstellung von Christi Taufe im Jordan und den etwas groß-köpfigen Figürchen der beiden Schutz patroninnen der Kirche und der Apostel. Über der Darstellung der Taufe bezeichnet ein kleines Hündchen die Vorderseite. Die Architekturteile der Nischen sowohl wie die Figuren und Tiere sind dem im Ganzen gegossenen Kerne des Kessels einzeln mittels Nieten angeheftet. In der Höhlung bemerkt man den für die damalige Taufhandlung nötigen

Wasserablauf. Der ehemals freischwebende Deckel ist unten mit dem Zackenbande umgeben, mit dem er — wenn herabgelassen — über den Kessel faßte und das dann dem am unteren Kesselrande entsprach. Es ist wie jenes mit einem leider stellenweise zerstörten Schriftstreifen geziert, der die damaligen „Gotteshausleute" angibt. Der mit sehr zierlichem Fischblasenmaßwerk durchbrochene, sich schräg verjüngende flache Unterteil des Deckels trägt nun ein achteckiges Gehäuse aus magerem Stab- und Maßwerk, an dessen vorderer Seite die Himmelskönigin in der Strahlenglorie erscheint. Der über dem Gehäuse hoch aufsteigende, mit Kantenblumen besetzte achteckige Helm ist über einem kreuzblumenartigen Knaufe von dem die Jungen mit seinem Blute nährenden Pelikan bekrönt. — Die Taufe, welche im Mittelalter am Westende der Kirche stand, wurde durch den Einsturz des Turmes i. J. 1582 schwer betroffen und ihre zarten Formen arg „zerknirschet". Dadurch sowie durch spätere mehrfache „Renovierungen", deren Zeiten durch die Jahreszahlen 1777 und 1842 auf Messingschildern an der Hinterseite des Deckels angegeben sind, hat die ursprüngliche Erscheinung gelitten; unter anderem durch die zwei 1842 hinzugefügten gotisierenden Stützen, die Kessel und Deckel miteinander verbinden, leider so, daß nun die Darstellung der Taufe Christi nicht mehr an der Vorderseite unter der Himmelskönigin am Deckel erscheint, wie es ursprünglich der Fall war.

Kelche und Gefäße. Der Schatz der Kirche an Edelmetallwerken war einst erheblich größer als gegenwärtig. Beispielsweise zählte man i. J. 1541 dreißig Kelche. Auch eine Anzahl silberner Bildwerke von Heiligen besaß die Kirche, die indessen als Gegenleistung für die Einwilligung des Kurfürsten zu kirchlichen Reformen an die Silberkammer nach Berlin abgeliefert wurden (Jahresber. d. hist. Ver. 1899, S. 116). Zur Zeit sind noch folgende Stücke vorhanden:

Ein sehr großer einfacher Kelch von 28,5 cm Höhe und 15,5 cm Durchm. aus vergoldetem Silber hat nur am glatt-kugelförmigen Knaufe stark erhabenes Blattwerk im Renaissancecharakter. Eine Inschrift aus römischen Majuskeln an der Unterseite des Fußes gibt das Jahr [15]58 und die Namen der damaligen Bürgermeister, der „verordneten Kirchenväter" und des Pastors sowie das Gewicht an.

Ein silberner vergoldeter Kelch von 23,5 cm Höhe und 15 cm Durchm. hat am Fuß und Knauf (Taf. 20) reich getriebenen Renaissanceschmuck; dieser ist mit sechs vierkantigen Zapfen besetzt, jener mit Engelsköpfen, Fruchtstücken und einem Wappen mit einem Blattzweige verziert. Ein zweiter von einem Engel gehaltener Wappenschild mit Hausmarke ist von den römischen Majuskeln V und M begleitet. Der Fuß enthält eine Inschrift mit den Namen der Stifterinnen, zweier Witwen, und die Jahreszahl 1599.

Ein ähnlicher Kelch von gleichen Abmessungen ist am Fuße (Taf. 20) mit großen Engelsköpfen von starkem Relief, am Knaufe mit kleinen figürlichen Medaillondarstellungen zwischen den runden Zapfen geschmückt. Innerhalb des Fußes ist er mit 1579 datiert. Die unvergoldete Kuppa scheint neu zu sein.

Ein kleiner gotischer Kelch von 21 cm Höhe und 12,5 cm Durchm. aus vergoldetem Silber hat eine besonders niedrige Kuppa mit einer eingravierten Strahlensonne an der unteren Rundung, die durch einen stark erhabenen Blattwerkfries abgeschlossen wird. Der Knauf ist mit Edelsteinen (bzw. Imitationen) in blumen-

förmiger Fassung geschmückt. Über und unter ihm sind am Schafte die Worte Hiesus und Hmaria und gotisches Maßwerk eingraviert. An dem breiten Fuße befindet sich eine kleine Kruzifixusgruppe als Signakulum und ein Wappenschild, das in Nielloarbeit einen Zirkel und die Buchstaben P W nebst dem Namen Petrus Wedego zeigt. Die eingravierte Jahreszahl der Stiftung ist 1516.

Von den zu diesen Kelchen gehörigen Patenen zeigt eine auf der Unterseite die eingravierte Gestalt der hl. Katharina in vornehmer Damentracht des 16. Jahrhunderts (Abb. 40).

Eine silberne geschweifte Rokoko-Kanne (Taf. 21) von 35 cm Höhe mit reichem Ornament an Leib, Henkel und Ausguß ist von 1766 datiert. Zu ihr gehört eine gleichartige Patene. Eine geradlinige runde Messingkanne von 22 cm Höhe mit eingravierten großen Rankenzügen am zylindrischen Hauptteil trägt die undeutliche Jahreszahl 1748 (Abb. 41 rechts).



Abb. 40. Katharinenkirche.
Die hl. Katharina, Gravierung einer Patene
(nach Bergau, Fig. 75).

Ein messingne Taufschüssel ganz ähnlicher Art von 1750 zeigt eingravierte Ranken und Sprüche. Eine aus Messing getriebene Taufschüssel nebst passender Kanne mit eingravierten Sprüchen und Ornamenten ist von 1798. Eine andere aus Messing getriebene Taufschüssel von 37 cm Durchm. zeigt im Grunde die Darstellung des Sündenfalls (17. Jahrh.). Eine ganz ähnliche Taufschüssel mit gleicher Darstellung wird in der Bibliothek aufbewahrt.

Eine Zinnkanne in Humpenform von 23 cm Höhe ist mit Wappen auf dem Deckel geschmückt und von 1649 datiert. Die Gravierungen auf dem in Prismenformen gebildeten Körper stellen die sieben Kardinaltugenden als weibliche Allegorien dar (Abb. 41 links).

An dieser Stelle sei eine kleine runde Reliquienbüchse aus Elfenbein mit Bronzebeschlag und angehängtem Pergament angeführt, die sich in der Sakristei befindet.

Die Türen der Wandschränke an der Südseite der Sakristei haben hübsche gotische Schmiedeeisenbänder und Handhaben mit durchbrochenem Unterlagsblech, die aber durch wiederholten Anstrich unkenntlich geworden sind.

Daselbst befindet sich auch eine schwarz angestrichene Standuhr aus dem 18. Jahrhundert.

Zwei silberne Rokokoleuchter für drei Kerzen, je 58 cm hoch. Zwei je 1,51 m hohe, nicht eben mustergültig profilierte Standleuchter aus Messing vor dem Altare sind mittelalterlich. Sie ruhen jeder auf drei Löwenfüßen mit Männerbüsten.

Drei Kronleuchter aus Messing, die außer Gebrauch sind, werden jetzt in dem Raum über der Sakristei aufbewahrt. Der kleine 1675 gestiftete endigt in einem auf dem Adler reitenden Jupiter. Der zweite ist von einem Apostelfigürchen bekrönt und endigt unten in einem Löwenkopf, der einen aus einem Drachen gebildeten Ring hält. Auch



Katharinenkirche. Kelchfüße.



Silberne Kanne in der Katharinenkirche.



Abb. 41. Taufkannen in der Katharinenkirche.

der dritte ist mit einer kleinen Figur geschmückt. Zu einem dieser Leuchter gehörte wohl die in der Bibliothek aufbewahrte ringförmige Handhabe vom Jahre 1649.

Zu den obigen Arbeiten aus Metall sind noch einige schmiedeeiserne Gitter zu erwähnen, die, Bestandteile ehemaliger Grabkapellen, jetzt in zwei der flachen Seitenkapellen zwischen den Strebepfeilern des nördlichen Seitenschiffes untergebracht sind, deren Stirnseite sie einst schlossen. Es sind einfache Arbeiten der Spätrenaissance in sog. Durchsteckarbeit und mit in Umrissen ausgeschlagenen Tieren und Tritonen. Einer späteren Zeit gehören die Stücke an, aus denen die jetzigen Altarschranken zusammengesetzt sind und die an der Westwand der Kirche hinter dem Chorgestühl liegenden Reste.

Die Beschläge der Außentüren der Kirche (Abbildungen siehe in Bergau a. a. O., S. 261) bestehen aus sehr dicht angeordneten, phantastischen, stellenweise etwas breiten und formlosen Gebilden. Eine Ausnahme machen die Türbänder an dem späteren Zwischenbau an der Südseite, die bedeutend edler und schöner gezeichnet sind (Abb. 35).

Das früher im Chor aufgestellte Gestühl ist jetzt an verschiedene Plätze verteilt. Zwei längere und drei kürzere Stücke gehören zu einer Gruppe gleichartigen Charakters (Abb. 42). Die flache Schnitzerei der Wangen, die sich aus phantastischen Tieren, Rankenwerk und Wappenschilden mit dem brandenburgischen Adler zusammensetzt, läßt zu wünschen übrig. Zu diesen, dem Anfang des 16. Jahrh. angehörigen Stücken zählen vielleicht auch noch zwei Reste, die als Bekrönung des Windfangs in der Fronleichnamskapelle benutzt sind. — Ein einfacheres und späteres Stück Chorgestühl steht jetzt im Raum über der Sakristei. Zu beiden Seiten der Schöppenkapelle sind auf den ganz schlichten Stuhlwänden zwei wangenartige Stücke mit reicher und schöner Schnitzerei angebracht. Ihre barocken Formen sind in Gold und blau bemalt (Abb. 43) und deuten auf das Jahr 1736, wo hier der Magistratsstuhl angelegt wurde, als die Zeit ihrer Entstehung.

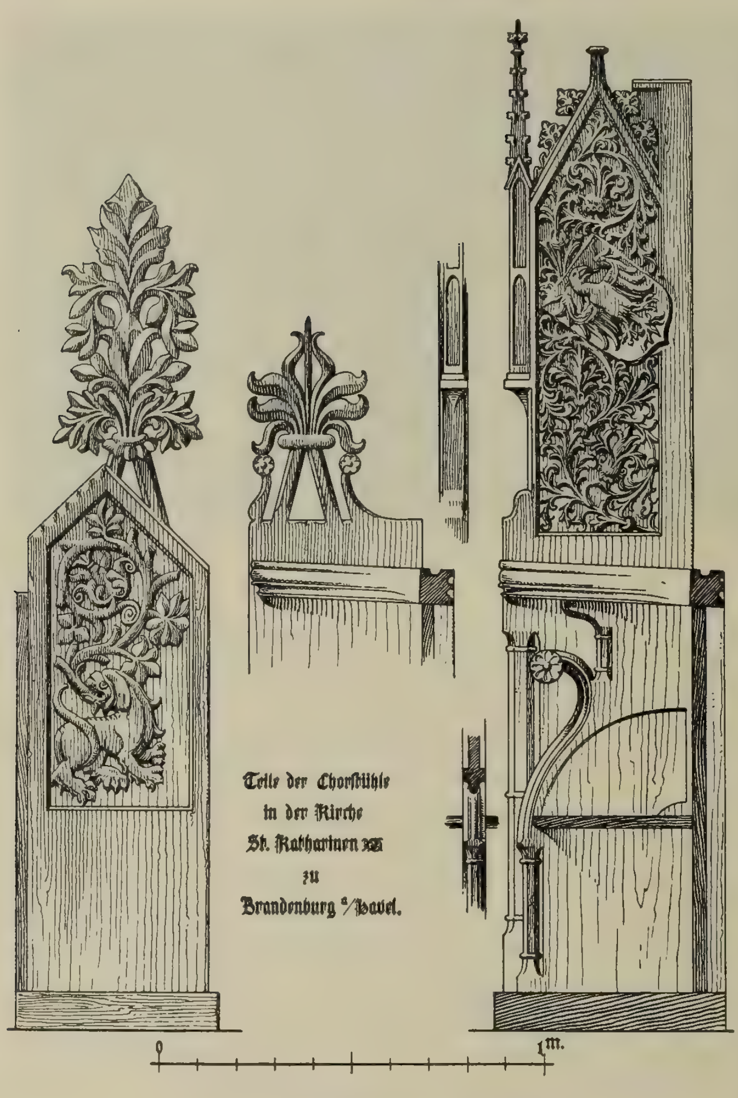


Abb. 42. Katharinenkirche. Chorstühle.

Die schöne, fast noch gotisch profilierte Balkendecke unter dem „Singechor" im Westen der Kirche (Abb. 44) dürfte der Zeit der ersten Orgel (1622) angehören. Sie ist von ausgezeichneter Wirkung, die leider durch die später etwas willkürlich untergestellten Säulen und Stützen beeinträchtigt wird.

Die Bibliothek befindet sich in dem Raum über der südlichen Vorhalle, der in seiner jetzigen Einrichtung und bei viel zu geringer Lüftung geeignet ist, die Bücher zu zerstören und der Vergessenheit anheim zu liefern. Den Grundstock der wertvollen Sammlung bildet die i. J. 1634 vom Magistrat angekaufte Bibliothek des Superintendenten Joachim Garcaeus. Sie enthält außer theologischen und philologischen Werken des 16. und 17. Jahrh. eine größere Anzahl von Inkunabeln und andere wertvollere Bücher, von denen die folgenden als Beispiele angeführt seien:

No. 240, ohne Titelblatt. Das mit nachträglich armiertem Originaleinbande „Epithoma sex mundi aetatum per m. lucam brandis de Schafts, in urbe lubicana 1475", oder auch als Rudimentum noviciorum bezeichnete und im genannten Jahre zu Lübeck gedruckte Werk ist mit vielen kolorierten Holzschnitten (Bildern, Karten und Stammbäumen) versehen.

No. 242, die bekannte Nürnberger Weltchronik (Liber chronicarum) des Hartmann Schedel von 1493 mit den meist nicht naturgetreuen, aber kernigen und als Buch-

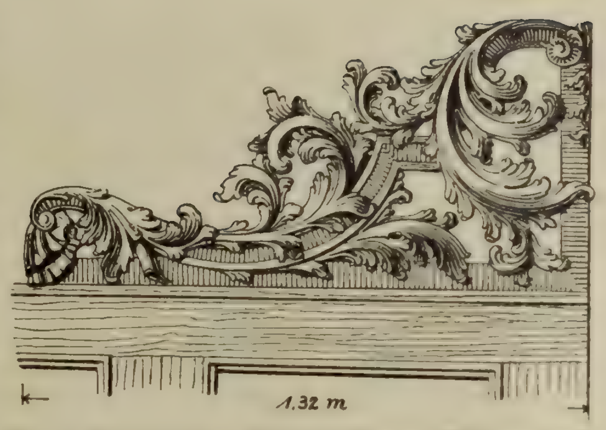


Abb. 43. Katharinenkirche. Geschnitzte Wange a. d. Schöppenkapelle.

schmuck ausgezeichnet behandelten Städteansichten und charaktervollen Brustbildern in Holzschnitt, die für das Kostüm jener Zeit sehr lehrreiche Beispiele bieten. Sie entstammen der Werkstatt von Wohlgemut und Pleydenwurf. Der Originaleinband hat schönen Beschlag.

No. 243, ohne Titelblatt. „Gesta beatorum patrum vitam heremeticam degentium", Anno 1478 Nürnberg, Anton Coberger (Hein II, S. 56). Die Cobergersche Druckerei war eine der bedeutendsten jener Zeit.

No. 246, ohne Titelblatt. „Beati thome de Aquino Glossa continua super quatuor evangelistas 1476". Am Anfang der vier Evangelien ist je eine große kolorierte Initiale (Abb. 45). Der Originaleinband hat schönen Beschlag.

Von besonderem Werte ist auch eine Sammlung von älteren Notendrucken aus dem 16. und 17. Jahrhundert (siehe Täglichsbeck im Gymnasialprogramm von 1857). Ein Katalog ist 1899 vom städtischen Musikdirektor Dr. Wiegandt angefertigt. Nach den Jahresber. des Histor. Ver. (1898, S. 108) enthält die Bibliothek auch eine eigenhändige Abhandlung Melanchthons über die Ausbildung evangelischer Geistlicher. — Der einstweilige Katalog der Bibliothek ist für den allgemeinen Gebrauch noch wenig geeignet. Ein Gesamtkatalog der Wiegendrucke ist in der Königlichen Bibliothek in Berlin vorhanden.

Von mittelalterlicher Wandmalerei ist jetzt nur ein Rest von geringem Umfange in der Stichbogennische des dritten Jochs der nördlichen Chorseite erhalten. Man sieht zur Zeit zu beiden Seiten des die Mitte bezw. die Gestalt des sterbenden Erlösers verdeckenden Grabmals nur zwei Figurengruppen von der Tünche befreit: links einen großen Volkshaufen, rechts lanzenbewaffnete Krieger mit Fähnlein und

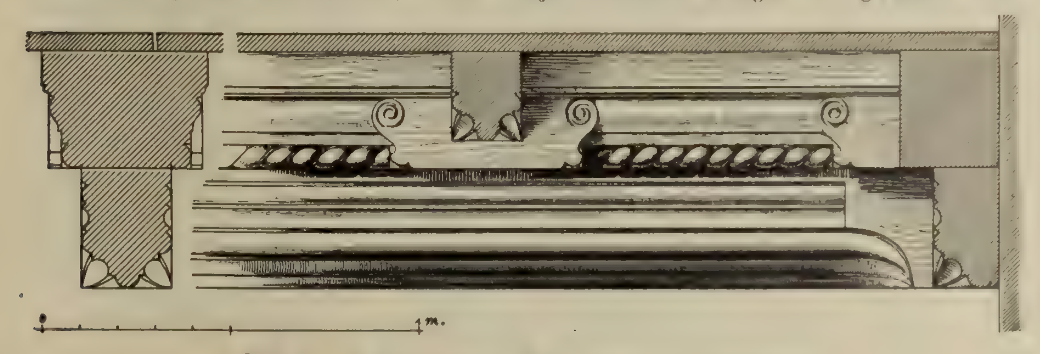


Abb. 44. Katharinenkirche. Decke unter der Orgelempore.

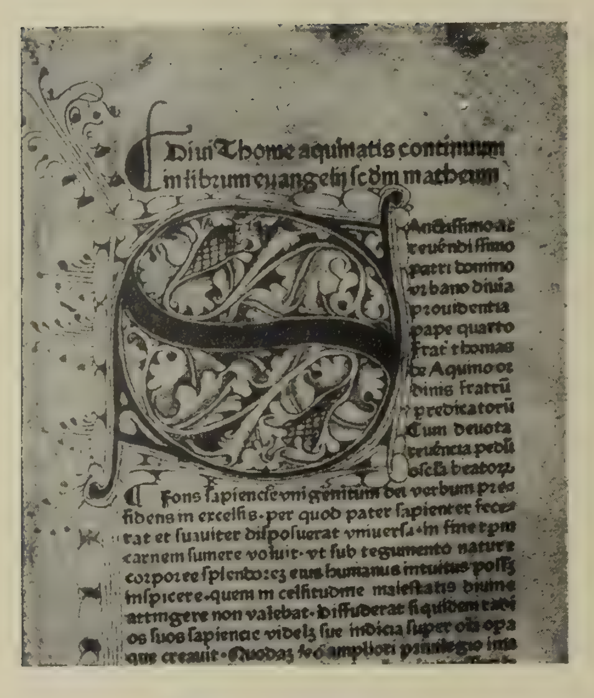

Diui Thome aquinatis continuum
in librum euangelii scdm matheum
anctissimo ac
reuendissimo
patri domino
vrbano diuia
prouidentia
pape quarto
frat thomas
de Aquino or
dinis fratrū
predicatorū
Cum deuota
reuencia pedū
oscla beatorū.
Fons sapiencie vnigenitum dei verbum pre
fidens in excelsis. per quod pater sapienter fece
rat et suauiter disposuerat vniuersa. in fine tpm
carnem sumere voluit. vt sub tegumento nature
corporee splendorem eius humanus intuitus possz
inspicere. quem in celsitudine maiestatis diuine
attingere non valebat. diffuderat siquidem tam
os suos sapiencie videlz sue indicia super oia opa
que creauit. Quodaz

Abb. 45. Katharinenkirche.
Initiale aus der Nr. 246 der Bibliothek.

ein Spruchband mit den Worten: „vere filius dei erat iste“ (wahrlich jener war Gottes Sohn). Der schwarze Grund ist mit weißen Sternen bemalt. Die Leibungsfläche der Nische zeigt rote Ranken auf weißem Grunde.

Glasmalereien scheint die Kirche früher nie gehabt zu haben. Die für die drei mittleren Chorfenster 1866—1870 gestifteten sind von wenig günstiger Wirkung.

Ölgemälde. Vier Brustbilder von Geistlichen (vgl. Schultz und Boelke, Beiträge zur Geschichte der St. Katharinen-Kirche, S. 88, 93 und 95, und Wernicke, die St. Katharinenkirche zu B., S. 35) hängen am Ostende der nördlichen Empore; ebenso daneben am Treppenturm ein Geistlichenbildnis als Brustbild und eines in ganzer Figur.

In der zweiten Nische an der Nordseite des Chores befindet sich eine Auferstehung Christi in einem säulenbesetzten Rahmen, der Rest eines Epitaphs. Diesem gegenüber hängt ein Madonnenbild. Auf ihrem Schoße steht der nackte Jesusknabe und legt den Arm um den Hals der Mutter. Die ansprechende Komposition ist vielleicht auf italienischen Einfluß zurückzuführen.

Die dritte Chornische enthält ein Epitaphbild mit der Familie des Math. Hesse, des Stifters der Kanzel, aus dem Jahre 1668, das vielleicht einer flotten holländischen Hand seine Entstehung verdankt. Das bedeutendste unter den Ölbildern der Kirche schmückt das 1624 errichtete Epitaph der Frau Hyppolita von der Hage in der Chornische östlich neben der Sakristei. Seine aus zwei auf Konsolen stehenden Säulen und einem gekröpften Gebälk gebildete Umrahmung ist großenteils vergoldet. Der Gegenstand der flotten, aber künstlerisch achtbaren Darstellung ist die Grablegung Christi, die mit italienischem Pathos komponiert ist. An der Sakristeiwand hängen die i. J. 1596 in ganzer Figur gemalten und 1736 „renovierten“ Bildnisse von Luther und Melanchthon. Zwischen ihnen befindet sich ein Brustbild Christi, der, von Engelköpfen umgeben, segnend die Rechte erhebt, während die Linke eine Glaskugel als Symbol hält. Den Fuß des Gemäldes bedeckt ein Spruch.

Hieran schließen sich wiederum Bildnisse von Geistlichen, am Ostende der südlichen Empore, eines als ganze Figur, zwei als Brustbilder.



Katharinenkirche. Sandsteinrelief in der Fronleichnamskapelle.

Zu den Gemälden des Chorumganges kommen ferner noch zwei in der südlichen Vorhalle der Kirche: eine große Darstellung Christi von 1576 in Epitaphform, auf Leinwand, und über der Tür zur Kirche eine Kreuzabnahme derber Wirkung, ohne landschaftlichen Hintergrund, auf Leinwand. In dem Raume über der Sakristei befindet sich neben einem zertrümmerten Epitaph mit zwei Gemälden und anderen vor Schmutz fast unkenntlichen Bilderresten auf Holz und Leinwand ein wertvolleres, leider im Verfall begriffenes schlichtes Epitaph von 1552, das vom Magistrate dem jungen Sohne († 1550) des hochverdienten Kanzlers Johann Weinleben errichtet worden war. Das 65 cm breite und 70 cm hohe Gemälde auf Holz trägt das redende Wappen des Verstorbenen (zwei Weintrauben). Den Vorwurf für das Bild gaben die Worte Christi: „Lasset die Kindlein zu mir kommen". Die liebenswürdige gemütvolle Auffassung des Gegenstandes scheint trotz italienischer Anklänge einen deutschen Meister zu bezeugen.

Außer den Grabmälern sind an Werken der Plastik noch folgende anzuführen:

Ein 2 m langes und 1,10 m hohes, der Nordwand der Fronleichnamskapelle eingefügtes Sandsteinrelief (Taf. 22) aus dem 15. Jahrh., das die in einer Reihe angeordneten Figuren Mariä mit Paulus und Magdalena auf der einen und Augustinus und Benediktus auf der anderen Seite enthält. Die etwas gedrungenen Gestalten gehören zu den besten gotischen Sandsteinarbeiten Brandenburgs. Das Relief war ursprünglich bemalt, doch läßt sich davon wenig mehr erkennen als die Strahlenglorie um die Figur der Maria.

Die Kolossalfiguren der Apostel, deren gewaltige dichtgedrängte weiße Massen zur Zeit noch in ihrer fast erdrückenden Wirkung den inneren Chorraum umschließen und beengen, sind die von den Bildhauern Wredow, Schievelbein und Berges für eine Ausführung in Zinkguß für die Attika einer russischen Kirche bestimmten Gipsmodelle. Sie wurden i. J. 1855 der Stadt von Wredow selbst geschenkt (Lehfeld, im Jahresber. d. Wred. Zeichenschule 1893).

Grabmäler. Eine große Zahl von Grabmälern ist derartig ungleich in der Kirche verteilt, daß man stellenweise den Eindruck der Überfülle hat, zumal die Mehrzahl in reichen üppigen, einige sogar in etwas aufdringlichen Formen gehalten sind. In der Handschriftenabteilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindet sich (Manuscripta Borussica 4° No. 189) ein Manuskript des Alph. des Vignolles von 1704 über die Grabinschriften der Katharinenkirche. An der Westseite des nördlichen Seitenschiffs beginnend ist die Reihenfolge zur Zeit folgende:

Grabmal des Ephraim Metzenthin († 1776) und seiner Gattin. Großes Sandsteingrabmal in eleganten Formen von Bildhauer J. B. Gärtner angefertigt für Paul Langen († 1730) und Gattin. Grabmal für David Antony († 1710) und Gattin. Gegenüber am Arkadenpfeiler befindet sich das kleine Grabmal von Maria Krüger († 1731) und eine kleine dem 1535 verstorbenen Andreas Rosinus gewidmete Holztafel. Im dritten Langhausjoch steht in der Seitenschiffnische ein durch das Gestühl verdeckter Grabstein und daneben der von Petrus Müller († 1678), daneben rechts derjenige der Frau Judita Müller († 1700).



Abb. 46. Katharinenkirche. Grabmal des Joachim Heinse in der Nordkapelle.



Katharinenkirche. Teil vom Grabmal des Joachim Heinß.

In der Fronleichnamskapelle lehnt sich an deren Nordwand das Grabmal des Adolph v. Welchhausen († 1716). An der Westwand folgt das eines Schwiegersohnes des bekannten Direktors Heinsius, des 1710 verstorbenen Arztes Daniel Distel. Es zeigt oben zwei Putten mit dem redenden Wappen. Neben der Inschrifttafel links Kronos mit Sichel, rechts der Tod mit Stundenglas, unten eine Akanthuskartusche. Weitschweifige, lateinische und deutsche Inschriften sind auf dem Denkmal angehäuft. Neben diesem links an der Westwand ist das Grabmal des Fridericus Krielius († 1734). Ein anderer Schwiegersohn von Heinsius war der 1730 verstorbene Archidiakon Michael Romigius, dessen Grabmal sich an der Südseite der Kapelle befindet. In seiner Nähe, an der Südseite des Kapellenchores, erhebt sich das schöne Grabmal des Joachim Heinse aus der Mitte des 18. Jahrhunderts (Abb. 46). Es ist etwa 4,50 m hoch und aus Sandstein in Form eines Obelisken gearbeitet, der von einer großen Rokoko-Kartusche gedeckt wird und über einem sarkophagartigen Untersatze steht. Seine allegorischen Figuren sind aus weißem Marmor (Taf. 23). An der Ostwand der Kapelle stehen das Grabmal des 1722 verstorbenen Joachim Heinse und im Nordosten das des Mart. Heinse († 1724). An der Nordwand ist oben ein kleines zierliches, 0,76 m breites und etwa 1,15 m hohes Sandsteinepitaph angebracht, das dem 1559 verstorbenen Bäckermeister Martin Heinse gewidmet ist (Abb. 47). Es stellt die Begegnung des auferstandenen Christus mit Thomas in gut gearbeiteten, kleinen, bemalten Figuren dar. Im Giebelfelde darüber ist zwischen Ornament ein Rundmedaillon mit dem Brustbild des segnenden Christus angebracht. Als Akroterien dienen zwei zierliche nackte Figürchen, die leider verstümmelt sind. Links neben der unten angebrachten Inschrift kniet der Verstorbene bei seinem eine Bretzel und ein Brötchen enthaltenden Wappen. Ein Grabmal des i. J. 1714 verstorbenen Joachim Friedr. Kriele ist, wie auch das des Phil. v. Blankenburg († 1715), durch die Scheidewand zwischen Kirche und Kapelle teilweise verdeckt. Ebenso gegenüber an der westlichen Bogenleibung die Grabsteine des Ratsherrn Paulus Becker († 1680) und seiner Gemahlin († 1666).

Im Chore der Kirche ist neben dem Treppenturm der kleine Grabstein eines Mädchens mit der Figur der Verstorbenen in Hochrelief und ihrem Wappen dargestellt. Der Knorpelstil des Ornamentalen ist bezeichnend für die Zeit um 1600.

In der zweiten Chornische folgt links der Grabstein von Valentin Fromme, dessen Inschrift früher durch Abtreten sehr gelitten hat, und ihm gegenüber der des ersten evangelischen Pfarrers der Kirche, Thomas Baitz († 1541).

An der Stirn des Strebepfeilers steht der gefällige Aufbau des von zwei kleinen Marmorfiguren begleiteten Grabmals des Clemens Lentz († 1737) und dessen Frau.

In der dritten Chornische steht der Grabstein von Frau Anna Höpfner († 1787), in der Mitte, vor dem Rest der Wandmalerei das kleine Grabmal des Pastors Joach. Friedr. Hövels und Gattin († 1764); die Pyramidenform mit großer Rokoko-Kartusche schließen die allegorischen Figuren von Glaube und Liebe ein. Gegenüber am Arkadenpfeiler erhebt sich das größere Rokoko-Denkmal von Frau Anna Kath. Würtze († 1752). An die Stirn des nächsten Strebepfeilers ist das Grabmal des Daniel Krüger († 1740) angelehnt.

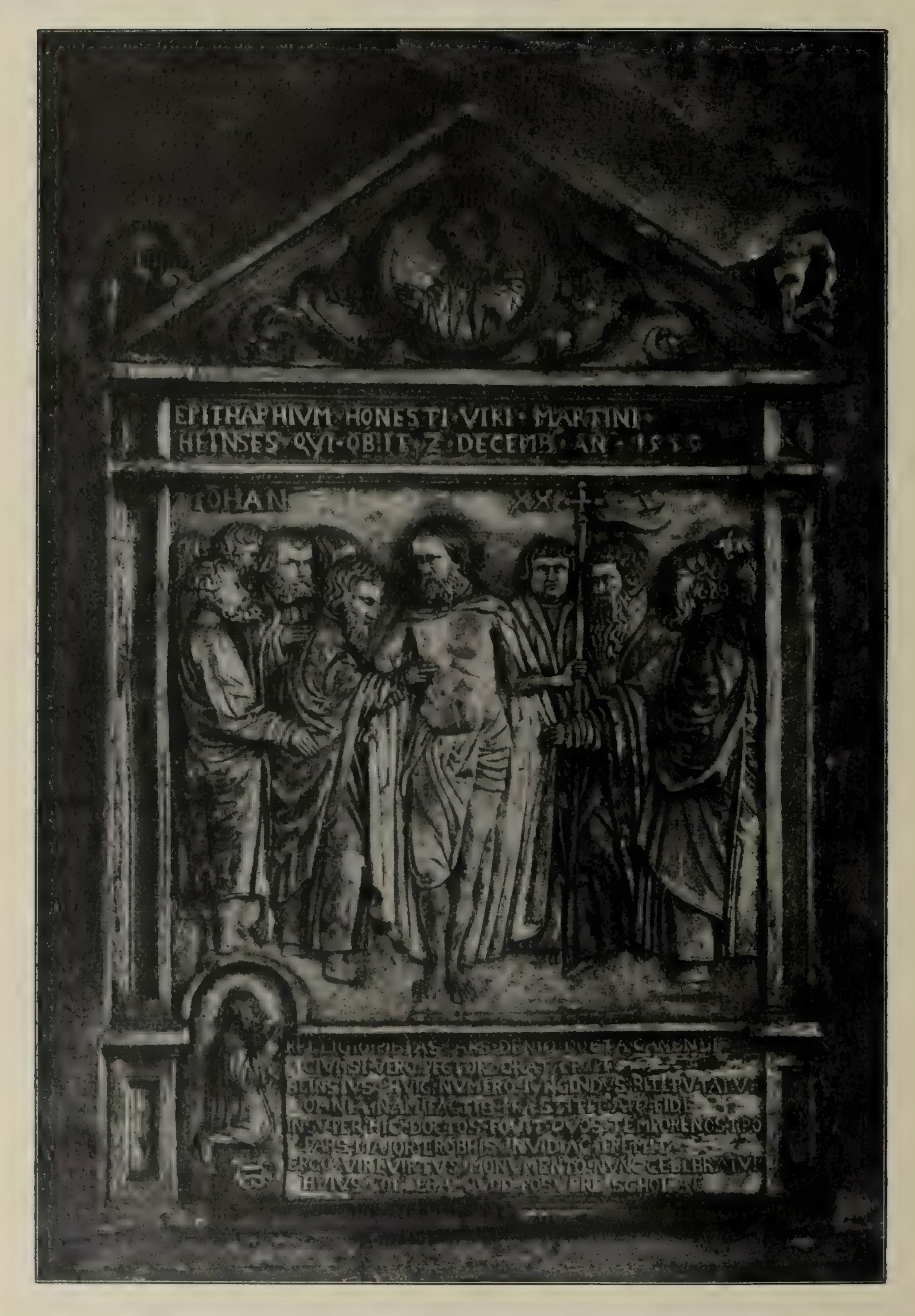


Abb. 47. Katharinenkirche. Epitaph des Bäckermeisters Martin Heinse.

In der vierten Chornische ist links der Grabstein des 1574 verstorbenen Joh. Garcaeus mit stark abgetretener Oberfläche. Die Inschrift siehe in Wernicke, Die St. Katharinenkirche zu B., S. 35.

Es folgen der Grabstein des Joachim Köppen († 1713), das Grabmal des 1785 verstorbenen Joh. Pet. Blell und der Stein der Frau Eva Köppen († 1725). Dann der Leichenstein des 1630 verstorbenen ehemaligen Kantors, späteren Bürgermeisters Joh. Bucholdt, der in den oberen Zwickeln mit zwei Engelköpfen verziert ist. Gegenüber am Arkadenpfeiler erhebt sich das Rokoko-Grabmal des Joh. Christoph Blell († 1733) und seiner Gattin († 1757), aus Sandstein in Obeliskenform mit zwei allegorischen Figuren.

Zur südlichen Hälfte des Chores übergehend folgt in seiner 4. Nische (von W.) das kleine Steinepitaph der Frau Dorothea Christiani († 1721) und ihres Töchterchens. Unter dem Fenster das Grabmal des Bürgermeisters Karl Friedr. Bättken († 1773) und der Grabstein des Joh. Adam Christiani († 1724) und seiner Gattin († 1717). An der Stirn des nächsten Strebepfeilers folgt das Denkmal des Chr. Brauer († 1734).

Die dritte Chornische der Südseite füllt fast ganz das hervorragendste von allen Grabdenkmälern der Kirche, das des Ritters Berndt von der Schulenburg (Abb. 48 u. Taf. 24), der im Jahre 1601 zu Brandenburg verschieden ist. Das in mehreren Stockwerken reich aufgebaute Spätrenaissancewerk aus feinem Sandstein trägt über einem hohen Sockel mit schönen Konsolen die vollrund gearbeiteten, meisterhaft dargestellten, knienden Figuren des Verstorbenen, seiner zwei Gattinnen und seiner Kinder in der üblichen Anordnung. Der in voller Rüstung dargestellte Ritter hat seinen gewaltigen Helm vor sich niedergesetzt und erhebt gleich seinen Angehörigen die Hände betend empor zum Heilande, dessen Auferstehung den Gegenstand des mittleren Hauptreliefs der Hinterwand bildet. Diese ist von zwei Säulenpaaren eingeschlossen, welche an ihrem Gebälk das Allianzwappen der von der Schulenburg und der Quitzow tragen, das durch zwei weitere Wappen in der Mitte des oberen Aufbaus ergänzt wird. In den beiden seitlichen Feldern neben den Säulen sind Christus, das neben ihm stehende Kreuz mit der Linken umfassend, und der Heilandsverkünder Johannes mit dem Lamm Gottes dargestellt. Außer diesen Hauptfiguren treten noch die der christlichen Kardinaltugenden in kleinerem Maßstabe über den Gebälken der Hinterwand auf. Der großartige Aufbau von schönen Verhältnissen, die reiche Fülle edler, fein durchgearbeiteter Einzelheiten, der würdige Ausdruck in den charaktervollen Köpfen wie die vornehme Architektur und der herrliche Schmuck an Wappen, Putten, Karyatiden und Masken erheben das Denkmal zu einem der bedeutenderen jener kunstreichen Epoche vor dem Dreißigjährigen Kriege. Bis zur Errichtung dieses höchst aufwendigen Werkes scheint ein einfacher Grabstein mit der Darstellung des Verstorbenen seine Stelle vertreten zu haben. Der Tote ist auf dem stark verwitterten Stein als ein Sohn des Levin von der Schulenburg bezeichnet. Eine kleinere, reizvoll verzierte Steintafel zur Rechten des großen Denkmals gilt den 1595 und 1597 verstorbenen Söhnen des Ritters: Albrecht und Cune Georg von der Schulenburg.

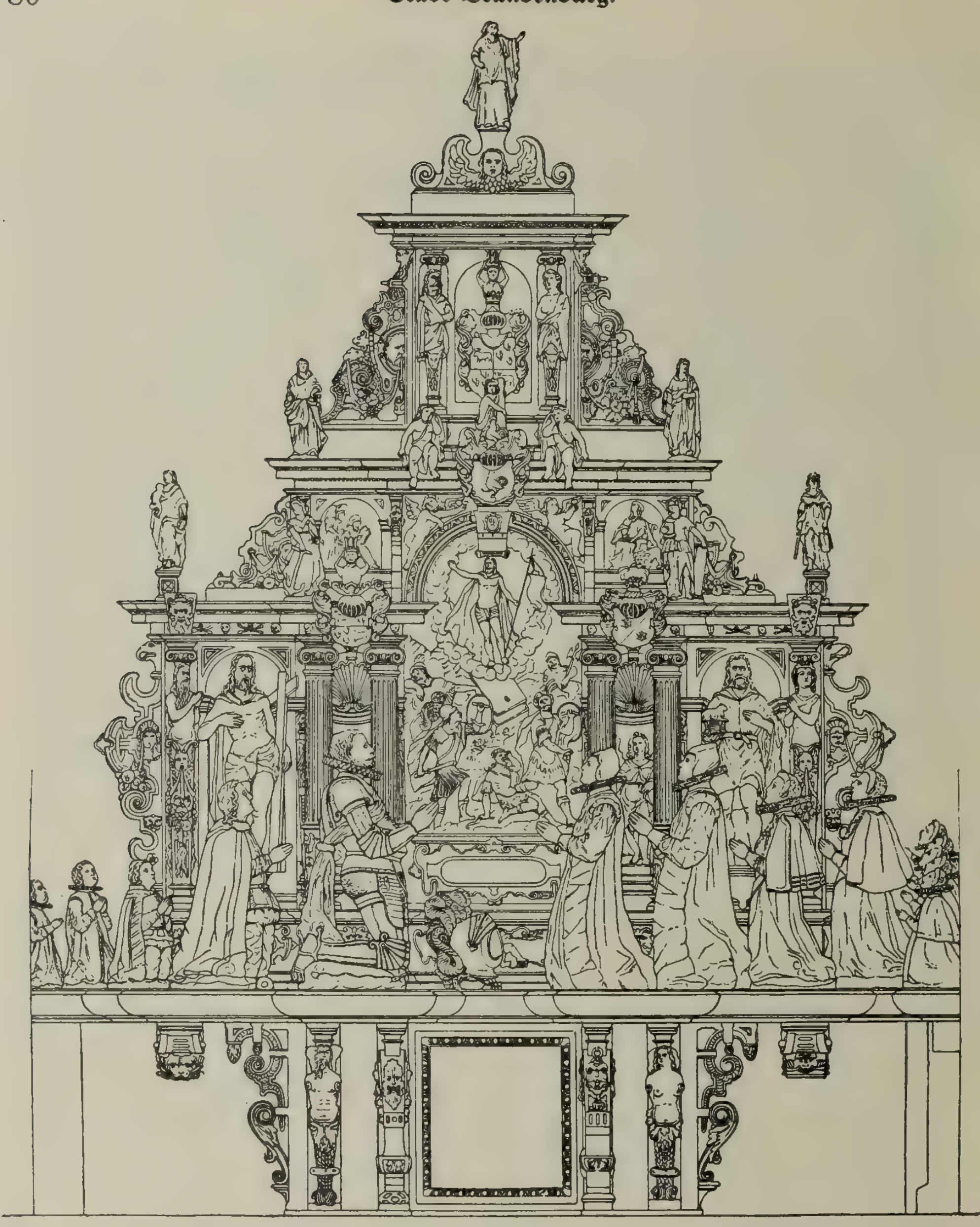


Abb. 48. Katharinenkirche. Grabmal des Ritters Berndt von der Schulenburg (nach Bergau, Fig. 78).

In der vierten Chornische befinden sich zu beiden Seiten des Epitaphs der Frau Hypolita von der Hagen z. T. von dem Gestühl verdeckt zwei Grabsteine; der linksseitige trägt das Relief einer weiblichen Figur. Der Name der i. J. 1588 Verstorbenen ist nicht mehr erkennbar; rechts ist der Grabstein der Frau Hypolita von der Hagen († 1620) in die Wand eingefügt.



Katharinenkirche. Mittelstück des Grabmals von der Schulenburg.

Von den ehemaligen Ausstattungsgegenständen der Kirche besitzt das Kunstgewerbemuseum in Berlin ein 40×62 cm großes Stück blaues Leinen, auf welchem in Silber (?) ein sarazenisches, im 14. Jahrh. aus Italien eingeführtes Gewebemuster gedruckt ist, das aus Löwen, Huftieren, Vögeln und gefesselten Flügeln besteht.

Glocken. Die erste, Salvator, von 1,80 m Durchm., ist 1841 von Hackenschmidt in Berlin umgegossen. Der ursprüngliche Guß war von den Brüdern Wilhelm und Jaspar Moer. Die fehlerhaft wieder angebrachte frühere Inschrift lautet:

Salvator dicor cum saro christmate inundor
Conditus exarte Wilhelmi Jasparis atque
Ad festum laetos sonitans voco funera moestos
Falgura compello dum pulsor tempore scaevo
Anno MDXV (1515).

Die zweite, Maria genannte Glocke von 1,48 m Durchm., ist 1515 von Wilhelm und Jaspar Moer gegossen. Die Minuskelinschrift am Halse lautet:

jnferior nato veluti sum lavde maria
jllivs et nostrvm sic sonvs exvperat
Wilhelmvs et jaspar moer frēs me fecerv̄t
anno domini m.ccccc.xv (1515).

Die dritte, Johannes, hat einen Durchm. von 1,06 m. Die von Blumenfriesen eingeschlossene Minuskelinschrift am Halse lautet:

yohannes gafmen den name my.
ym yaer. M.cccc. ende lxxiiij daer by.
henric vvaghenens heeft my ghemaect.
god heb lof ende vvel gheraect.

Dahinter folgt als Gießerzeichen ein Dreieck mit Kreuz.

In der Laterne des Turmes hängen außerdem noch drei Glocken:

Die Stundenglocke von 1,26 m Durchm. trägt ganz ausnahmsweise auf dem Deckel die aus Majuskeln bestehende Inschrift: „AN̄O DN̄J MCCCXLV". Die Rundteile am Halse zeigen in erhabener Darstellung einen thronenden Bischof und Szenen aus dem Leben Christi, zwei Sirenen, außerdem zwei Schildformen mit steigenden Löwen. Nach Otte, Archäol. II, 225 befinden sich übereinstimmende Darstellungen auf einem Kelche in der Marienkirche zu Stendal.

Die Viertelstundenglocke hat einen Durchmesser von 0,60 m. Die als Kranz um den Schlagring und in senkrechten Reihen am langen Felde angebrachten mittelalterlichen Reliefmedaillons stellen die Kreuzigungsgruppe und eine thronende Himmelskönigin dar.

Die Vaterunserglocke von 0,51 m Durchm. hat keine Inschrift.

Über die früheren, beim Turmeinsturz 1582 zu Grunde gegangenen Glocken siehe Wernicke, Die St. Katharinenkirche, S. 27, und Wernicke, Beiträge zur Glockenkunde aus Brandenburg a. H. in der Zeitschrift Bär, 1876, Nr. 20.

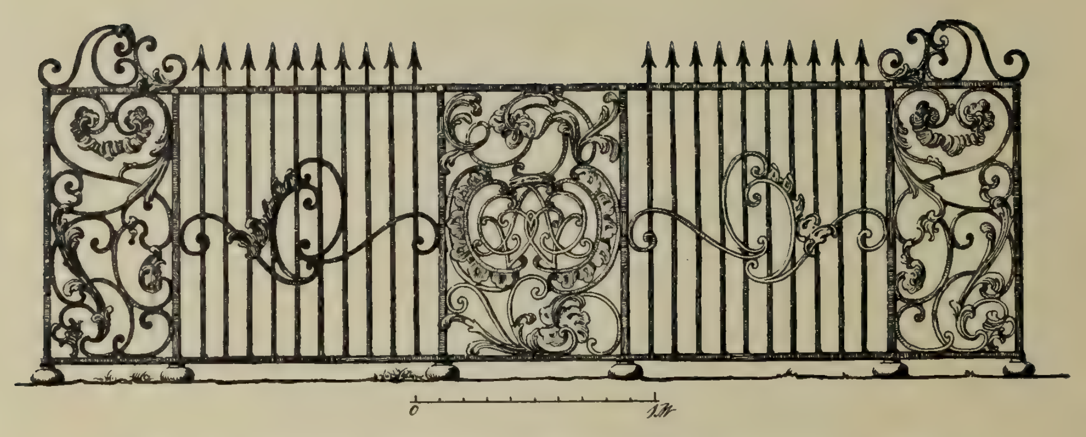


Abb. 49. Nikolaikirche. Gitter am Erbbegräbnis des Kaufherrn Chr. A. Wagner.

St. Nikolaikirche.

Auf dem stillen Friedhofe vor dem Plauer Tore in der Altstadt steht zwischen den Trauerbäumen ein verlassenes, hie und da von Efeu umsponnenes Gotteshaus. Es ist eines der ältesten der Stadt und war Zeuge all seiner Geschicke. Seine Glocken sind längst verstummt und verschwunden und wehmütiger Ernst blickt aus den Rundfenstern des altertümlichen, wie im Traum versunkenen Bauwerks. Eine der wenigen Basiliken der Mark, ist es auch für die Geschichte der Anfänge des Backsteinbaus in der Mark von Wichtigkeit und fordert deshalb eine eingehendere Darstellung.

Es sind deutlich vier Bauzeiten zu unterscheiden, von denen drei erforderlich waren, um es nach seinem ursprünglichen Plane zu vollenden. Als Dorfkirche der eingegangenen Kolonie Luckeberg westlich der Altstadt errichtet, läßt der Bau aus seiner zwar gleich anfangs ohne Querhaus festgelegten, für eine Dorfkirche doch immerhin ansehnlichen Plananlage (Abb. 50, Grundriß) die Zuversicht auf eine rasche Entwickelung des Gemeinwesens, aus der langsamen, stückweisen Ausführung dieses Planes aber die anfänglich unzureichenden Mittel erkennen.

Erste Bauzeit. Ihre erste und wichtigste Unternehmung war die Ausführung der Grundmauern und die unterste Anlage der Umfassungsmauern der Kirche bis zu einer Höhe von sechs Schichten über dem Sockel. Danach war der Plan der, aus reinem Backsteinwerk eine dreischiffige Basilika mit verlängertem Chor ohne Turm und Querschiff zu errichten (Abb. 50). Die Seitenschiffe erhielten wie das Mittelschiff im Osten apsidale Schlüsse. Drei Portale legte man im Langhaus an, je eines im Norden, Süden und Westen. Über die bezeichnete Höhe hinaus führte man zunächst nur den Chor bis zum Triumphbogen (bei A im Grundriß, Abb. 50) und die Nebenapsiden weiter hoch, diese etwa bis zur Traufhöhe, jenen aber nur bis annähernd zum Kämpfer der drei Apsidenfenster. Die Grenze des kleinen Backsteinformats von höchstens 27×13×8 cm, das diese Bauzeit kennzeichnet, senkt

sich von jenen Fensterkämpfern etwa 1 m westlich von den östlichen Chorecken auf die Höhe der Nebenapsiden herab. Diese Anfänge des Baus sind zwar sehr schlicht gehalten; sie bieten indessen einige recht merkwürdige Züge. So ist die innere Grundform der Seitenapsiden im Grundmauerwerk ein geradlinig verlängerter Halbkreis, im aufgehenden Mauerwerk aber ein Hufeisen.*) Auch die Hauptapsis neigt der Hufeisenform zu. An den Langseiten des nicht quadratischen Chors treten die Grundmauern innen bis zu Bankhöhe aus dem Fußboden hervor, woraus zu ersehen ist, daß dieser ursprünglich höher lag oder liegen sollte. Die Mauern darüber sind durch abgestufte Vorlagen (aus kleinen Backsteinen!) gegliedert und dadurch von vornherein für Gewölbe von länglich rechteckiger Grundform eingerichtet. Auch die schmalen Vorlagen zwischen den beiden Jochen des Langchores bestehen aus den nur in der ersten Bauzeit gebrauchten Backsteinen kleinen Formates (siehe auch unter Gewölbe, Dachstuhl und Malerei). An der Südseite der Apsis befindet sich eine kleine rundbogige Kredenznische. Die architektonische Formgebung

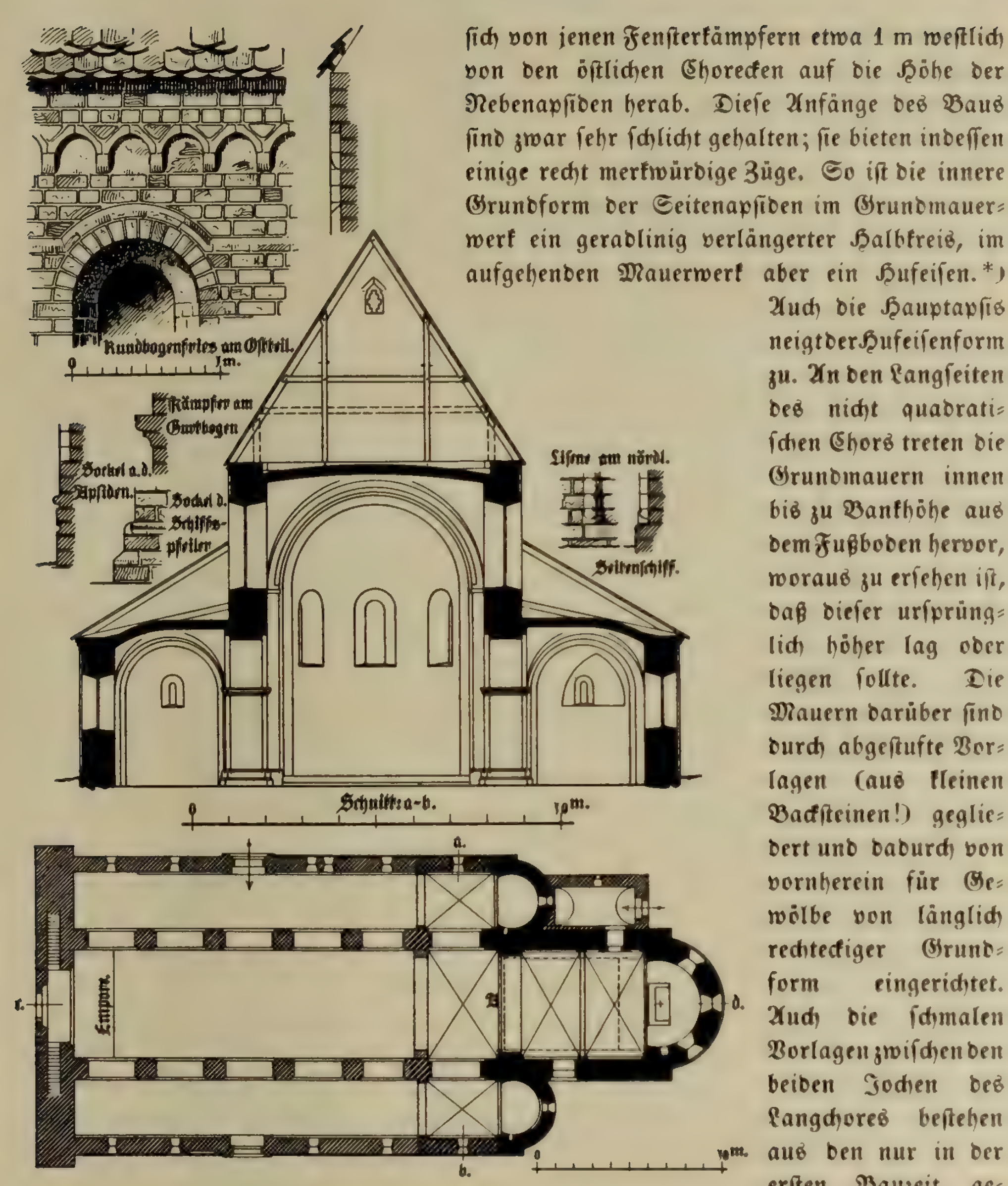


Abb. 50. Nikolaikirche. Grundriß und Querschnitt nebst Einzelheiten.

*) Die Hufeisenform der Apsiden wird von Stiehl (Der Backsteinbau romanischer Zeit, S. 72, Anmerk. 3) zu Unrecht gegen Wernicke bestritten.

ist im Innern von größter Einfachheit. Ein profilierter Sockel tritt erst an den für den Triumphbogen (bei N im Grundriß) bestimmten Vorlagen und den nach Westen angelehnten ersten Arkadenpfeilern auf. Er ist dem entsprechenden der Domarkaden sehr ähnlich und wirkt daher hier in den kleinen Verhältnissen des Bauwerks etwas schwer. Die Triumphbogenvorlagen traten ursprünglich bis in die innere Flucht der Hauptapside vor, aber schon während des Baus wurde die vorderste Abstufung wegen der übermäßigen Einengung wieder abgehauen. Von Kantenprofilen tritt ein Rundstab an den der Beschädigung am meisten ausgesetzten Schichten des Gewändes der kleinen nördlichen Tür auf, während ihr Rundbogen, der beiläufig mit horizontal ausgekragten statt radial gerichteten Schichten beginnt, scharfkantig blieb. Die Nische der wohl als Priestertür gedachten Südtür zeigt die damals übliche flache Dreiecks- statt der Stichbogenform.

Das Äußere dieses bescheidenen Werkes (Abb. 53) läßt zunächst an den Ecken des Chors die sonst so beliebten Ecklisenen vermissen — ein Versäumnis, dessen üble Folgen nicht ausblieben. Der Sockel ist bei geringer Ausladung altertümlich hoch und ziemlich reich profiliert. Eine zweite Horizontalgliederung in Form eines schräg abgedeckten Absatzes umzieht die Hauptapsis in Höhe der ursprünglichen Fenstersohlbank an Stelle eines Kaffgesimses. Eine Vertikalgliederung ist an allen drei Apsiden durch zarte halbrunde Lisenen bewirkt, die über dem Sockel mit Basen in Gestalt von umgekehrten Klauenkapitellen beginnen und an der Hauptapside vor dem Absatz kegelförmig endigen, um darüber wieder neu zu beginnen. Die Fenster erhielten schlichte schräge Gewände und fast horizontale, ganz flach abgewässerte Sohlbänke. *) Die rundbogige, in viereckiger Vorlage sitzende Südtür bekam nur an den Gewändekanten Rundstäbchen, während ihre Bögen kantig blieben. — Die Backsteine der Außenflächen des Bauwerks zeigen stellenweise schräge Riffelung.

Zweite Bauzeit. Bei der etwas späteren Weiterförderung des Werkes von den bezeichneten Grenzen an betrug die Größe des Backsteinmaterials 29×13×9 cm. Damit führte man den Bau nur um eine Achse nach Westen fort und machte neben der dort bereits angelegten Lisene halt, um diesmal wenigstens die begonnenen Ostteile zu ihrer vollen Höhe zu bringen. An der Hauptapside benutzte man den Neubeginn der Arbeit zu einer zweiten Verminderung der Mauerstärke in Höhe der Fensterkämpfer. Man führte dabei die untere Flucht in Form einer vortretenden Einrahmung um den Bogen der Fenster herum (Abb. 53), wodurch jenes Motiv entstand,

*) An den drei Fenstern der Hauptapsis fand Schierer (Jahresber. d. Hist. Ver. zu B., 1908, S. 48) die alten Fensterrahmen „in Gestalt fest vermauerter eichener Bohlenrahmen", die etwa 8 cm tief in das Mauerwerk hineinreichten, „in vorzüglich erhaltenem Zustande". Diese Holzrahmen hatten natürlich einen praktischen Zweck und das kann nur der gewesen sein, in Holzrahmen gefaßte Fenster an ihre vorstehenden Innen- oder Außenflächen zu nageln. Es ist nicht ersichtlich, was Schierer hindert, diese so nahe liegende Folgerung eines Fensterverschlusses aus seinem wichtigen Funde zu ziehen. — Von den nach Stiehl (a. a. O., S. 72) an den Fenstern „eingesetzten Gewändesteinen ohne Glasfalz" scheint Schierer bei der Wiederherstellung der Kirche nichts gefunden zu haben, da er in dieser Hinsicht nur von jenen eingemauerten Holzrahmen spricht.

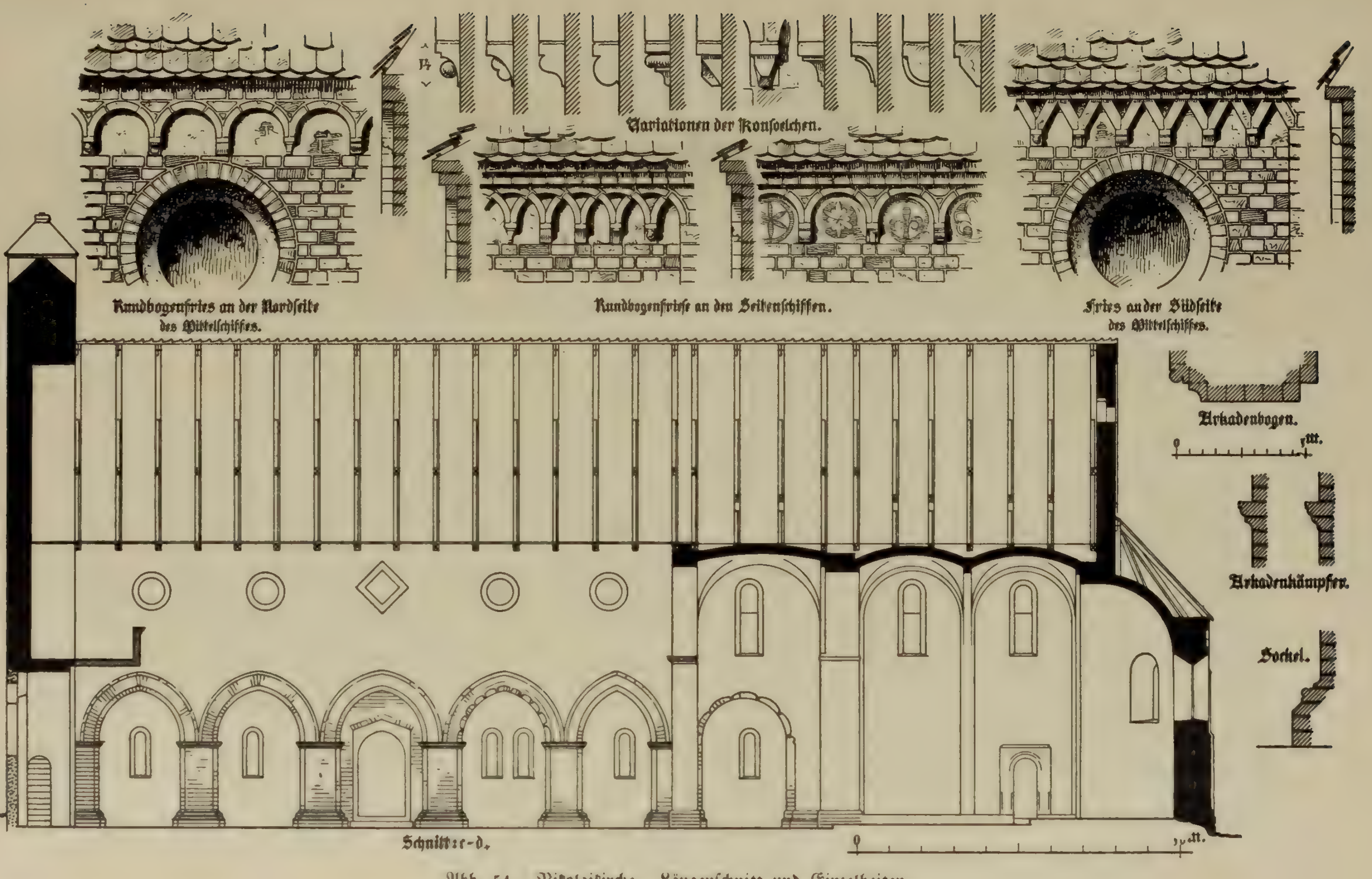
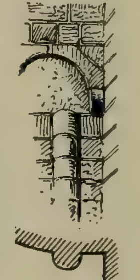


Abb. 51. Nikolaikirche. Längenschnitt und Einzelheiten.

das später beispielsweise an der Kirche des Klosters Marienfließ und am Ostflügel des Kreuzgangs von Heiligengrabe Verwendung fand. Merkwürdigerweise scheint man an den sonst so sehr beliebten Hauptgesimsschmuck durch einen Bogenfries anfänglich gar nicht gedacht zu haben. Jedenfalls waren die kleinen halbrunden Lisenen ihrer Form und Lage nach wenig geeignet, einen Bogenfries daraus zu entwickeln. Man mußte sie deshalb wie vordem endigen und den Bogenfries ganz unabhängig davon beginnen. Nach einem kleinen an der Nordseite unter dichtem Efeu noch erhaltenen Reste (Abb. 52) war es ein einfacher Rundbogenfries.*)

Beim weiteren Hochführen der Chorlängsmauern ergab sich auf der Südseite wegen der ungleichen Steine, von welchen vier Schichten auf fünf alte gingen, eine ziemlich unsaubere Naht. Auch die Fluchten dieser Längsmauern erwiesen sich jetzt als ungenau und mußten um etwa einen halben Stein gedreht werden, so daß der an der Nordostecke sichtbare Absatz in Höhe der Kämpfer der Apsisfenster nach Westen hin allmählich bis zum Verschwinden ausläuft, während die Südmauer wenige Schichten über der Seitenschiffapsis im Westen einwärts gezogen werden mußte. Für den Obergaden des Langchores wurde die allgemein übliche Form der Rundbogenfenster verwendet; sie und das für das Mittelschiff angestrebte Höhenverhältnis vom anderthalbfachen der Breite nötigten zu einer flachen Neigung der Seitenschiffdächer, wie sie die Gewölbe eben zuließen. Von den Obermauern des Chores wurde anscheinend die Südmauer zuerst hoch geführt. Als man sich dem Gesims näherte, zeigte sich, wie sehr die Ecklisenen fehlten, um in der üblichen Weise einen Bogenfries daraus entwickeln zu können. Die Rücklage der Bogenfelder war jetzt nur noch durch einen kleinen Rücksprung am Fuße des Frieses zu gewinnen. Ihre Vertiefung wurde durch den Verputz noch seichter. Der Maßstab der Bogenansichten fiel ebenfalls klein aus, so klein, daß jeder der Bögen aus zwei gekrümmten Steinen herzustellen war (Abb. 50 oben). Dadurch kam aber die Fuge gerade in den Scheitel und so geschah es, z. T. durch das Ungeschick der Arbeiter, daß die Bögen zumeist mehr spitz als rund wirkten**) — kurz: der ganze Fries erscheint als ein wenig geglückter erster Versuch. Doch hatte man soviel dabei gelernt, daß man auf der Nordseite bereits in Kämpferhöhe der Fenster daran dachte, sich das an der Hauptapside gefundene Motiv zunutze zu machen und hier durch Zurücklegen der Flucht schon über den Fensterbögen den nötigen Vorsprung für den Bogenfries zu gewinnen. So erzielte man wenigstens eine klare Lösung und etwas kräftigeres Relief.


Abb. 52. Nikolaikirche. Rest des Bogenfrieses der Hauptapsis.

Zusammenfassend kann man aus der Betrachtung der Ostteile der Kirche folgendes Ergebnis ziehen: Obwohl ihre Ausführung nach Maßgabe der Backstein

*) Nicht ein verschlungener, wie Adler (Backsteinbau, Brandenburg S. 9) angibt. — Stiehl hat den Rest des Bogenfrieses übersehen, wenn er (a. a. O., S. 72) berichtet: „Die Hauptgesimse fehlen an den Apsiden gänzlich".

**) Adler und Stiehl haben ihn daher als Spitzbogenfries bezeichnet.

formate nicht aus einem Gusse ist, zeigen sie in bezug auf die Formgebung — namentlich gegenüber dem Langhause mit seinen kräftigen, ausgewachsenen Formen — den gemeinsamen Charakterzug einer zaghaften, etwas kümmerlichen Zierlichkeit. Geradezu überraschend ist der Mut, mit dem der Meister bereits oblonge Kreuzgewölbe plant. Um so auffallender aber ist seine Unkenntnis in der Vorbereitung von Bogenfriesen. In diesem gebräuchlichsten aller romanischen Gesimsmotive fehlt es ihm anscheinend völlig an Erfahrung. Von Fall zu Fall bedächtig fortschreitend, findet und schafft er durch die eigenen tastenden Versuche am Bau selbständig wesentliche Einzelheiten und Lösungen, ohne immer vor Mißgriffen bewahrt zu bleiben. Wenn derartiges in Brandenburg, einem der Mittelpunkte deutscher Kultur im Wendenlande geschah, so muß man schließen: es bestand anscheinend beim Beginn der Nikolaikirche in Burg- und Altstadt-Brandenburg noch kein fertiger Backsteinbau, an welchem der Meister für einzelne Lösungen ein Vorbild finden konnte. Die Ostteile der Luckeberger Kirche bilden ein Werk, das im Formalen völlig den Charakter der Studie trägt und wenn es geglückt ist, doch gewiß nicht auf sicherer Beherrschung der Mittel beruht oder aus langjähriger Erfahrung hervorgegangen ist. Man darf es vielmehr als eine der schon öfter vermißten, weniger vollendeten Anfangsleistungen des märkischen Backsteinbaus betrachten.

Die erste Backsteinkirche verwandter Gattung im Elbgebiete, deren Datierung allerseits anerkannt wird, ist die Dorfkirche zu Schönhausen (1212). Zieht man die zweifelsfreie Sicherheit in Betracht, mit der dort Lisenen angelegt und Gesimsbildungen vorbereitet sind, ferner die fast überreiche Mannigfaltigkeit an allen Arten von Bogenfriesen und deren Verbindungen mit Konsolgesimsen und deutschen Bändern, so ergibt sich daraus ein unzweifelhafter Rückstand für St. Nikolai. Um diesen Rückstand einer dem Brandenburger Domkapitel gehörigen, am Rande der Hauptstadt des Landes errichteten Kirche einigermaßen zu erklären, erscheint es unumgänglich, ihre Entstehung um Jahrzehnte vor die der Dorfkirche zu Schönhausen zu versetzen. Für ihren Beginn gibt das Backsteinformat ihrer oben geschilderten Anfänge nur einen ungefähren Anhalt; es steht mit höchstens 27×13×8 cm den romanischen Formaten am Dome nahe und würde damit ebenfalls auf die Zeit vor 1200 weisen.

Die aus den Urkunden zu ziehenden Schlüsse stehen mit der aus dem Bauwerk selbst gewonnenen annähernden Datierung gut in Einklang. In der i. J. 1166 von Bischof Wilmar ausgestellten Urkunde, welche die Befugnisse des Domkapitels bestätigt, werden den Prämonstratensern die Kirchen der Parochie Parduin, die den ganzen rechts der Havel belegenen Teil Brandenburgs umfaßte, zugewiesen, als solche aber allein die Gotthardkirche angeführt mit dem Zusatze, daß etwa künftig dort noch zu errichtende Kirchen ebenfalls dem Domkapitel unterstehen sollten (si quae aliae ecclesiae . . . fuerint in posterum edificatae [Riedel VIII, S. 107]). Sieben Jahre später bei einer ähnlichen Bestätigung seitens Bischof Siegfrieds wird dann neben der Gotthardkirche in Parduin bereits St. Nikolai aufgeführt mit dem gleichen Zusatze bezüglich anderer etwa später noch zu errichtender Kirchen (Riedel VIII, S. 109). Hiernach kann die Nikolaikirche nicht vor 1166, muß aber zwischen 1166 und 1173

begonnen sein. Adler setzte ihren Beginn früher um 1170, im späteren Nachtrage seines Werkes aber um 1150*), während ihn Stiehl in den Anfang des 13. Jahrh. verlegt. Schierer (in den Jahresb. d. Hist. Ver. zu B., 1908) übergeht die Datierung der von ihm wiederhergestellten Kirche mit Schweigen; in seinem durch den Bericht über den vorgefundenen Zustand der Verbauung und die vorgenommenen Abänderungen wertvollen Vortrag (a. a. O., S. 39 f.) nimmt er an, daß zunächst nur der Hauptchor ohne die Seitenapsiden erbaut worden sei. Als Begründung dafür gilt ihm lediglich „die winklige Lage der Priestertür" bzw. der Umstand, „daß ihre äußere Umrahmung auf der westlichen Seite vom Mauerwerk der südlichen Apsis halb verdeckt wird". Diese „Umrahmung" besteht in der damals üblichen flachen Mauerverstärkung um die Tür; ihr Zusammenschnitt mit der Seitenschiffapsis ist nach den Schönheitsbegriffen des Mittelalters völlig belanglos. Übrigens ist die Tür gerade wegen der Apsis aus der Mitte des Chorgewölbejoches auf die Seite geschoben, Tür und Apsis sind also gleichzeitig, zumal beiden Bauteilen das kleinste Format des Bauwerks gemeinsam ist. — Der Hergang der Entstehung war vielmehr wahrscheinlich der, daß die ganze Kirche einheitlich angelegt, der Chor und die Apsiden absatzweise hochgeführt und mit verlorenem Dach versehen wurden, während auf den unteren Schichten des Langhauses vorläufig ein Holzbau als Schutz für die Laien errichtet wurde. So konnte die Kirche als einstweilen fertiggestellt gelten.

Dritte Bauzeit. Als man, der obigen Annahme entsprechend, das hölzerne Langhaus in ein steinernes umbaute, was nach den Stilformen erst nach 1200 geschah, hielt man sich zwar durch den schon vorhandenen Fuß der Außenmauern an den früher geplanten Grundriß gebunden, im übrigen aber hatte, wie oben bereits erwähnt worden, das architektonische Empfinden für den Maßstab und den Charakter der Einzelformen sich wesentlich geändert. Die halbrunden Lisenen, die nach der ersten Anlage auch an den Seitenschiffen auftreten sollten, führte man nicht weiter hoch. Die Arkadenpfeiler erhielten anders profilierte Sockel.**)

Die Arkadenbögen schwanken zwischen runder und spitzer Form. Sie sind auf der Nordseite mit einer Läuferschicht umrahmt (Abb. 51, Längenschnitt), auf der südlichen aber nicht. Die Bogenleibungen und die Wandfläche über den Arkaden waren geputzt, die Architektur selbst war putzfrei. Die Portale waren in viereckigen Mauerverstärkungen angelegt worden. Die an ihren Gewändekanten begonnenen Rundstäbe wurden sehr bald wieder

*) In seiner unter dem Titel „Zur Kunstgeschichte" erschienenen Sammlung von Vorträgen, Abhandlungen und Festreden, S. 83 u. 96, versucht Adler die verschiedenen Bauzeiten und deren Spuren an der Kirche durch eine teilweise Zerstörung zu erklären, welche sie im Jahre 1156 beim Einfalle des Jaczo von Köpenick erlitten habe und glaubt sie mit aus diesem Grunde schon um 1150 ansetzen zu sollen. Indessen würde sie dann, selbst bei ruinenhaftem Zustande, in der Urk. von 1166 ohne Zweifel mit angeführt sein. Aus dem Hinweis der Urkunde auf künftig noch in der Parduiner Parochie zu erbauende Kirchen kann höchstens auf die Absicht geschlossen werden, sie demnächst zu errichten.

**) O. Stiehl (Der Backsteinbau romanischer Zeit, S. 72) berichtet von mächtigen Tonstücken, „welche . . . . die Kämpfergesimse der Pfeiler bilden" und „bei einer Höhe von 18 cm bis zu einer Länge von 106 cm" gehen. Solche Stücke sind indessen nicht vorhanden, vielmehr überschreiten die Steine der Kämpfer nicht die gewöhnlichen Backsteinmaße.



Abb. 53. Nikolaikirche. Die Choransicht.

geendigt; auf Kämpfergesimse verzichtete man. Die äußere Backsteinreihe der Bögen nimmt bei dem allein noch völlig erhaltenen Nordportal vom Kämpfer bis zum Scheitel stark an Breite zu; der Bogen nächst der Öffnung ist spitz, die äußere Rückenlinie, die durch eine Flachschicht gebildet wird, nähert sich aber dem Rundbogen*) bzw. der Hufeisenform. Eine etwas steilere Neigung der Seitenschiffdächer, wie sie nunmehr angewendet wurde, bedingte freilich eine abweichende Ausstattung der Obermauern. Statt der schlanken Rundbogenfenster führte man im Obergaden jetzt die Kreisform und ein übereckgestelltes Quadrat ein, die beide weniger Höhe beanspruchten. Die Bogenfriese wurden nun, wie fast alle Einzelheiten, bedeutend breiter und kräftiger ausgebildet, an den Seitenschiffen meist durch Verschlingung zweier Bogenreihen bereichert, an der Südseite des Mittelschiffs aber zu steilen Zickzackfriesen umgestaltet, wie wir sie an der Kirche des benachbarten Plaue wiederfinden. Dieser Mannigfaltigkeit der Friese steht die der stützenden Konsölchen nicht nach (Abb. 51). Durch die Erhöhung der Seitenschiffdächer waren auch die Bogenfriese und die Traufe des Hauptdaches etwas höher hinaufgeschoben worden. Dennoch gelang es, beide Teile unter ein gemeinsames Dach mit durchgehender Traufe zu bringen, indem man die Ostteile nachträglich um zwei Schichten erhöhte. In dieser Höhe verlegte man nun durchweg die Balken, im Westen für die im neuen Teil geplante Holzdecke und im Osten unter Berücksichtigung der hier demnächst noch auszuführenden Gewölbe.

Der gegenwärtig bestehende Dachstuhl über dem Mittelschiff (Abb. 50 und 51) ist, abgesehen von zahlreichen Auswechselungen und Anschuhungen an der Traufe, im Kern noch der ursprüngliche aus dieser Zeit und somit vielleicht das älteste Zimmerwerk in der Provinz. Die Längsverstrebung ist nur durch Windlatten unter der Dachhaut bewirkt. Im Übrigen stehen die Binder einzeln für sich. Soweit die Holzdecke im Schiff reicht, sind sie alle im wesentlichen gleich und von höchst einfachem aber durchdachtem Gefüge. Sie bestehen aus Balken, Sparren und zwei Stielen, die sich mit einem Kehlbalken in Überblattung kreuzen. Die bald darauf allgemein gebräuchlich werdenden kleinen Fußstaffeln fehlen noch. Nur in den Ostteilen, wo die Balken wegen der geplanten Gewölbe z. T. ausgewechselt werden mußten, wurden sie auf den kleinen Stichbalken unerläßlich. Hier beschränkte man sich statt eines Decken- und eines Kehlbalken auf einen möglichst tief gelegten (in Abb. 50 punktierten) Kehlbalken. Die alten Hölzer sind keineswegs stark in den Maßen (Stiele 12×12 cm, Kehlbalken 13×15 cm), aber von bestem Eichenholz. Eine nicht mit Sicherheit zu erklärende Eigentümlichkeit sind die Holznägel, welche in schwankendem Abstande, meist etwa 30 cm über dem Kehlbalken durch alle Stiele geschlagen sind, ohne irgend welche Spuren einer Holzverbindung an diesen Stellen (Abb. 50). Ausgenommen sind hierbei nur die abweichenden Binder über den Kappen. — Die Seitenschiffdächer sind 1903 erneuert.

*) Stiehl spricht (a. a. O., S. 72) irrtümlich von einer Scheitelverstärkung, „mit welcher der innere Rundbogen in den äußeren Absätzen in den Spitzbogen übergeführt ist." Eine Zunahme der Bogenstärke gegen den Scheitel hin findet sich übrigens ebensowohl wie die umrahmende Flachschicht u. a. bereits an dem um 1140 in Bruchstein ausgeführten Südportal des Havelberger Domes.

Im Westen schloß man den Bau bis zur Balkenlage durch eine sehr starke Mauer ab, in der man zwei kleine, schon seit Beginn des Baues geplante Emporentreppen unterbringen konnte. Sie werden im Innern von der breiten Rundbogennische aus betreten, welche die Mitte der Westmauer einnimmt und sich nach außen in einem erheblich kleineren, seit lange vermauerten Westportale öffnete (Abb. 50 Grundriß, Abb. 51 Schnitt). Nachdem der Dachstuhl aufgestellt worden, errichtete man die Giebel — auch den östlichen — erst jetzt, wie am Charakter seines Bogenfrieses kenntlich ist. Ihm sehr ähnlich wird der ursprüngliche Westgiebel ausgebildet gewesen sein. Daß er oberhalb der Balkenlage nur die gleiche Stärke wie jener hatte, beweisen schon die Zahlen an den Dachbindern, welche im Westen jetzt mit der II beginnen, weil der erste bei der späteren Verstärkung des Giebels entfernt wurde*). Jetzt erst wurde aller Wahrscheinlichkeit nach der Ausbau des Inneren vollendet, vor allem die Einwölbung. Die Apsiden erhielten die althergebrachten Halbkuppeln. Die beiden oblongen Felder des Chorraumes überdeckte man in urtümlicher Technik mit rippenlosen Kreuzgewölben, die eine nur im unteren Teile scharfgratige Durchdringung von steigenden Tonnen bildeten. Die Reihen bezw. die Fugen laufen bei den einen Stein starken Gewölben (in der Grundrißprojektion) nicht schräg, sondern mit den Mauern bezw. den Gurtbögen parallel. Inzwischen hatte sich wohl das Bedürfnis herausgestellt, den Chorraum durch einen Lettner oder eine Brüstung vom Schiff abzutrennen, ohne den unmittelbaren Zugang vom Chore zu den Seitenchören mit ihren Nebenaltären aufgeben zu müssen. Um diesem zu genügen, zog man noch ein Joch des Langhauses zum Chore hinzu, wölbte es wie die beiden anderen nur notgedrungen ohne Schildbögen, und schloß es gegen Westen durch zwei nachträglich heraufgeholte Pfeilervorlagen und einen mit Kämpfer versehenen Spitzbogen ab, der nun die Stelle des eigentlichen Triumphbogens vertrat. Die Folge dieser Änderung war, daß die beiden betroffenen Arkadenpfeiler westwärts verstärkt wurden, und die beiden benachbarten Arkadenbögen schmaler als die übrigen wurden (Abb. 50 und 51); den südlichen wölbte man rund, den nördlichen spitz ein.

In der gleichen Weise wie der Chor wurden auch die letzten Seitenschiffjoche überwölbt, nur mußte die Scheitellinie ihrer Kappen nach den Scheidebögen hin wagerecht verlaufen, um nicht in deren lichte Öffnung hineinzugeraten. Wurde nun der Lettner am Westende der gewölbten Teile quer durch die drei Schiffe der Kirche geführt, so waren nicht nur alle drei Chöre unter sich verbunden und vom Langhause abgeschlossen, sondern auch der Raum für die Geistlichkeit war erheblich vergrößert. Damals geschah es vermutlich, daß man sich zur vollen Durchführung der Absicht entschloß, den Höhenunterschied zwischen dem Chorfußboden und dem des neu hinzugezogenen Joches einigermaßen auszugleichen, selbst unter Inkaufnahme des Übelstandes, daß die Fundamente zu Tage kamen (siehe erste Bauzeit).

Der infolgedessen nur ganz wenig über das Schiff erhobene Fußboden des Chores wurde mit dreieckigen Tonplatten von 46 cm Seitenlänge belegt. An zweien der Arkaden-

*) Diese Zählung bezeugt zugleich das höhere Alter des Dachstuhls im Vergleich zum Turmbau.

bögen hatte man einen Schmuck durch aus Stuck angetragene Zacken angebracht — ein Versuch, dessen mißliche Wirkung man aber wohl bald erkannte, da er nicht weiter durchgeführt wurde. Chor und Nebenapsiden sind wohl schon damals innen ganz mit Putz überzogen worden.

Das Innere der Kirche wurde dann stellenweise mit einer ziemlich rohen, im Maßstab zuweilen verfehlten Ornamentmalerei romanischen Charakters verziert, deren Reste bei der Wiederherstellung i. J. 1903 zutage gekommen sind. Sie erstrecken sich auch über gewisse Stellen der Chorgewölbe und beweisen damit deren bisher angezweifeltes Alter. Die Ausschmückung der Hauptapside fehlt, weil deren oberster Teil samt dem Gewölbe offenbar einmal großenteils erneuert worden ist. Figürliche Malerei ist nur an den Kuppelflächen der Seitenapsiden zu erkennen, hauptsächlich die Einteilung: ein Fries an der vorderen Kuppelkante, die wagerechte Teilung in Kämpferhöhe und die senkrechte an der Fläche darunter. In der nördlichen Apside scheint Christus in der Mandorla mit begleitenden Nebenfiguren, nämlich jederseits einer Gruppe von 3 kleinen Figuren und einer größeren Engelgestalt, dargestellt gewesen zu sein. In der südlichen Apsidenkuppel ist in spätgotischer Zeit eine zweite Malerei über der früheren zur Ausführung gekommen. Die ornamentale romanische Malerei ist in schwarz, rot und gelb auf weißem Grunde hergestellt. Die Abstufungen der Chorbögen sind teils mit kleinlichen Ornamentfriesen, teils mit stilistisch marmorierten Quaderfeldern belebt. Ähnliche Marmorandeutungen findet man an den wechselnden keilförmigen Farbenflächen der Fensterbögen, um die halbkreisförmige Kredenznische und sonst. Eines der Fenster im Obergaden des Chors ist mit einschließenden Säulchen geziert. Zwei verschieden entworfene plumpe Friese laufen unter der Holzdecke des Mittelschiffs hin, die selbst einst mit einem Linienwerk in Rautenform überzogen war.

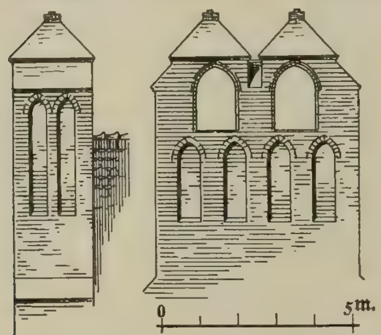


Abb. 54. Nikolaikirche. Turm.

Am vierten nördlichen Arkadenpfeiler von Westen hat sich noch ein Rest von einer Inschrift in roter Farbe auf Putzgrund erhalten. Die darin ausgesprochene Bitte für die Armen bildet allem Anschein nach nur die Schlußzeile eines längeren Textes. Die Schrift scheint dem 14. Jahrh. anzugehören und bezieht sich nicht auf die Baugeschichte der Kirche (vgl. Dr. Muchau in der Zeitschrift „die Denkmalpflege", VII, 10 und 38.—40. Jahresber. d. Hist. Ver. zu B., S. 59 f. nebst Abb.).

Schon gleich nach Vollendung der Kirche scheint der Sakristeianbau im Nordosten ausgeführt worden zu sein, entsprechend der Absicht, die sich in der gleich anfänglichen Anlage der kleinen Tür dort kundgibt. Die Spur ihres einstigen Dachanschnittes ist 12 Schichten unter den Chorfenstern noch bemerkbar. Sie war mit einem rundbogigen Tonnengewölbe überdeckt, das 1903 entfernt wurde. Ihr Fußboden lag erheblich tiefer als jetzt, wie sich aus den drei kleinen rundbogigen Wandnischen ergibt.

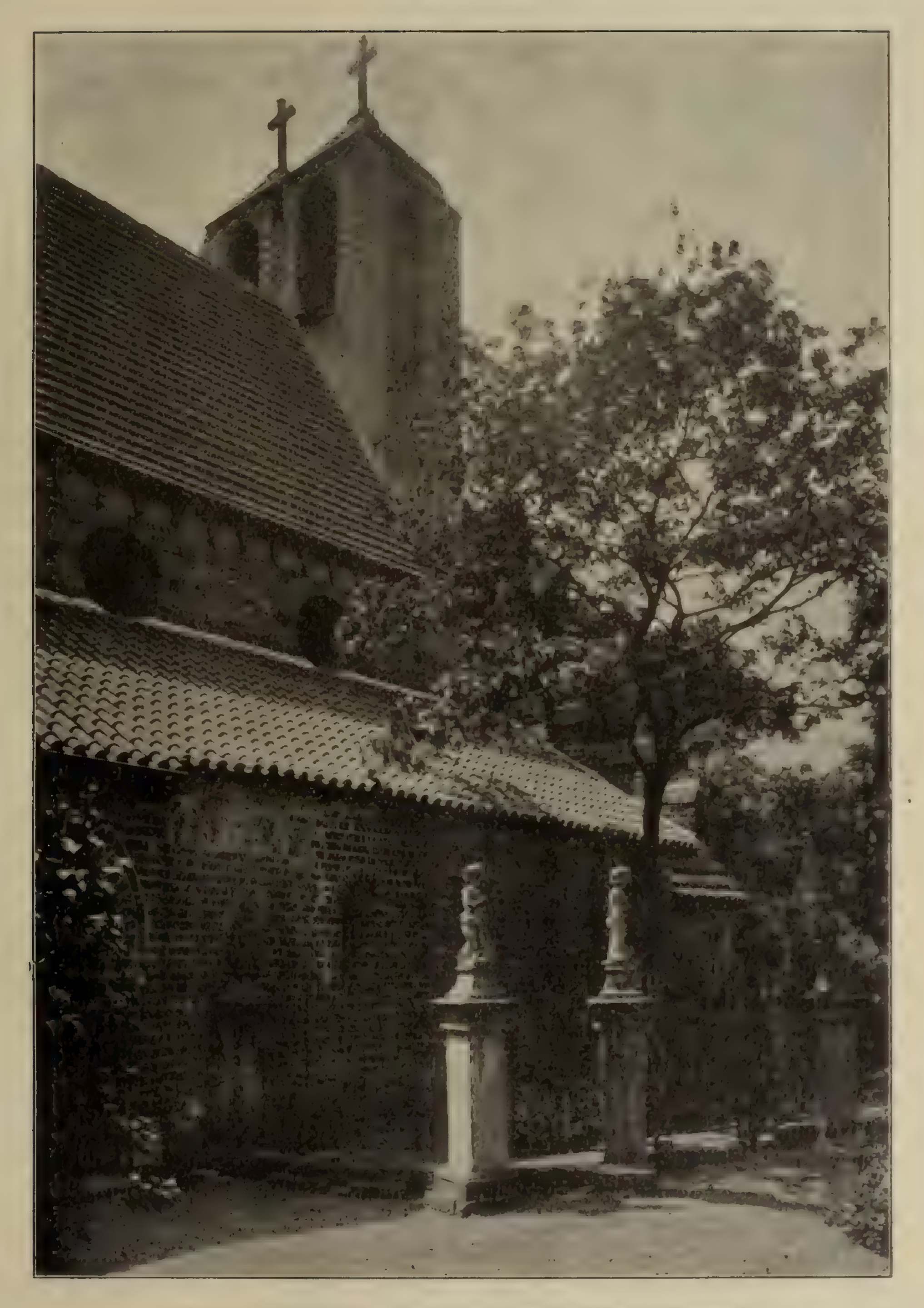


Abb. 55. Nikolaikirche. Westteil mit dem Erbbegräbnis Rudolphi.

Vierte Bauzeit. In den Unruhen und Fehden zu Anfang des 15. Jahrh. scheint die Kirche gelitten zu haben und in Verfall geraten zu sein. Ihr Hauptaltar lag „vorwüstet und vornichtiget". Im Jahre 1467 gewährte ihr ein wohlhabender Bürger der Altstadt eine neue Schenkung (Riedel IX, 199). Bei dieser Gelegenheit erfuhr ihre Westfront einen Ausbau. Ihn leitete nach einem Briefe des Meisters (siehe 26. bis 28. Jahresbericht des Hist. Ver. zu Brandenburg, 1896, S. 88) Stefan Boxthude. Er errichtete auf der starken Westmauer der Kirche zwei Glockenhäuschen in Gestalt von stumpfen Zwillingstürmchen mit massiven Pyramidendächern (Abb. 54 und 55). Vermutlich erhielten in dieser Zeit auch die Seitenschiffe den staffelförmigen Abschluß ihrer westlichen Halbgiebel.

Nach einer Urkunde von 1541 waren die damals bestehenden drei Altäre der Kirche dem St. Nikolaus, der St. Gertrud und St. Barbara gewidmet.

In der Folgezeit sank die Kirche zur Friedhofskapelle des altstädtischen Gottesackers herab. Ihre Seitenschiffe füllten sich mit Grüften, von denen zwei auf der Nordseite belegene mit plumpen Rippengewölben überdeckt waren. Durch die Westwände der Seitenschiffe brach man damals zwei Türen. Diese Zustände gibt der Grundriß von Schierer (a. a. O., S. 53). Bei einer Wiederherstellung der Turmendigungen i. J. 1850 erhielten diese als Bekrönung etwas magere Steinkreuze. Zur Erhaltung der Kirche war wohl lange nichts geschehen. Erst i. J. 1903 kam es, nachdem 1895 wenigstens die Dächer ausgebessert worden waren, zu einer umfassenderen Wiederherstellung. Dabei wurde die Kirche u. a. von den Grüften befreit, die Seitenschiffdächer wurden erneuert und die Reste der alten Malereien unter der Tünche aufgefunden (siehe Schierer a. a. O., S. 45 f.).

Ein Kruzifix aus dem Anfang des 16. Jahrh. hängt unter dem Spitzbogen, der die Stelle eines Triumphbogens vertritt. Die Kreuzenden sind mit den Evangelistenzeichen geschmückt. Die fast lebensgroße Figur Christi selbst zeigt kräftige Muskulatur und nicht unschöne Modellierung. Teile der Arme und Beine sowie der Evangelistenzeichen wurden i. J. 1904 ergänzt.

Im Osten und Norden befinden sich teils an, teils bei der Kirche, die noch von dem schönen alten Friedhof umgeben ist, einige beachtenswerte Grabmäler:

An die südliche Seitenapsis angelehnt: das Grabmal des vornehmen Kauf- und Handelsherrn Christian August Wagner († 1774), seiner Gattin und seines Sohnes. Die ovalen metallenen Inschriftschilde sind mit schmiedeeisernen Rosen und Blattwerk umkränzt und mit geschmiedetem Bande an einen kompositen Sandsteinpilaster aufgehängt, der die Urne trägt (Abb. 56) und von zwei Putten begleitet ist. Ein schmiedeeisernes Gitter in Rokokoformen (Abb. 49) schließt das Begräbnis ein. Eine zierliche Sandsteintafel mit Rokokorahmen nebenan am südlichen Seitenschiff bezeichnet die Stätte als das Erbbegräbnis des Chr. Aug. Wagner und ist 1773 angebracht.

Südöstlich davon steht frei das kleine Sandsteindenkmal des Regimentsarztes Georg Hein Holtzberg († 1819). Das Postament trägt außer der Urne einen kleinen Genius mit gesenkter Fackel.

An der Nordseite des westlichen Teiles der Kirche befindet sich das Erbbegräbnis der Familie von Rudolphi von 1780. Es ist von einem hübschen Rokokogitter in geschweifter Grundrißform zwischen puttenbekrönten Sandsteinpfeilern eingeschlossen (Abb. 55 und 56). Inmitten des Platzes erhebt sich auf einem Sandsteinpostament die dem Andenken Jul. Alb. von Rudolphi's († 1801) gewidmete Marmorurne.

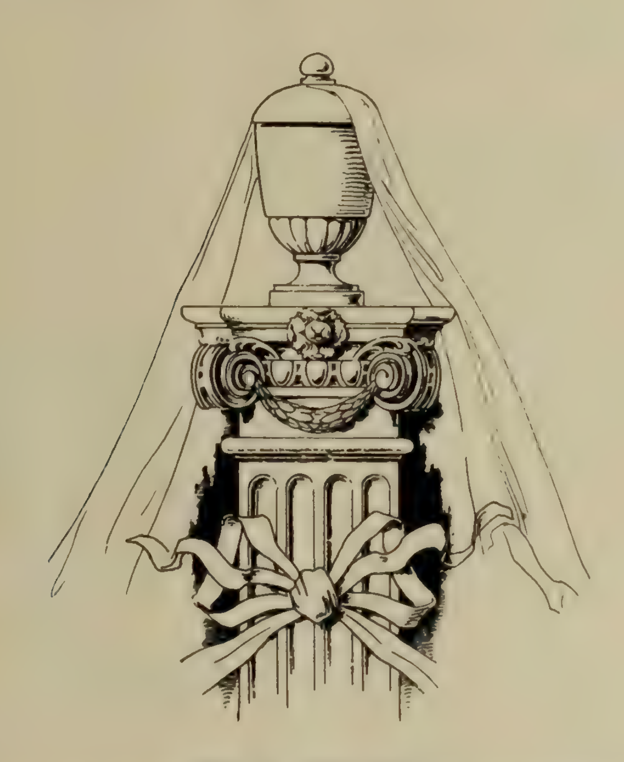
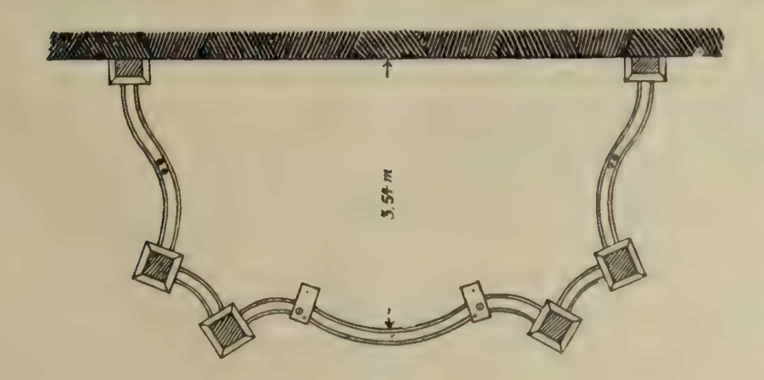


Abb. 56. Nikolaikirche.
Pilaster vom Grabmal Chr. Aug. Wagner und Grundriß vom Grabmal Rudolphi.



siue dormio siue comedo vel bibo, seu a
tur mihi semper vox ista sonare in auribu:
s mortui et venite ad iudicium.

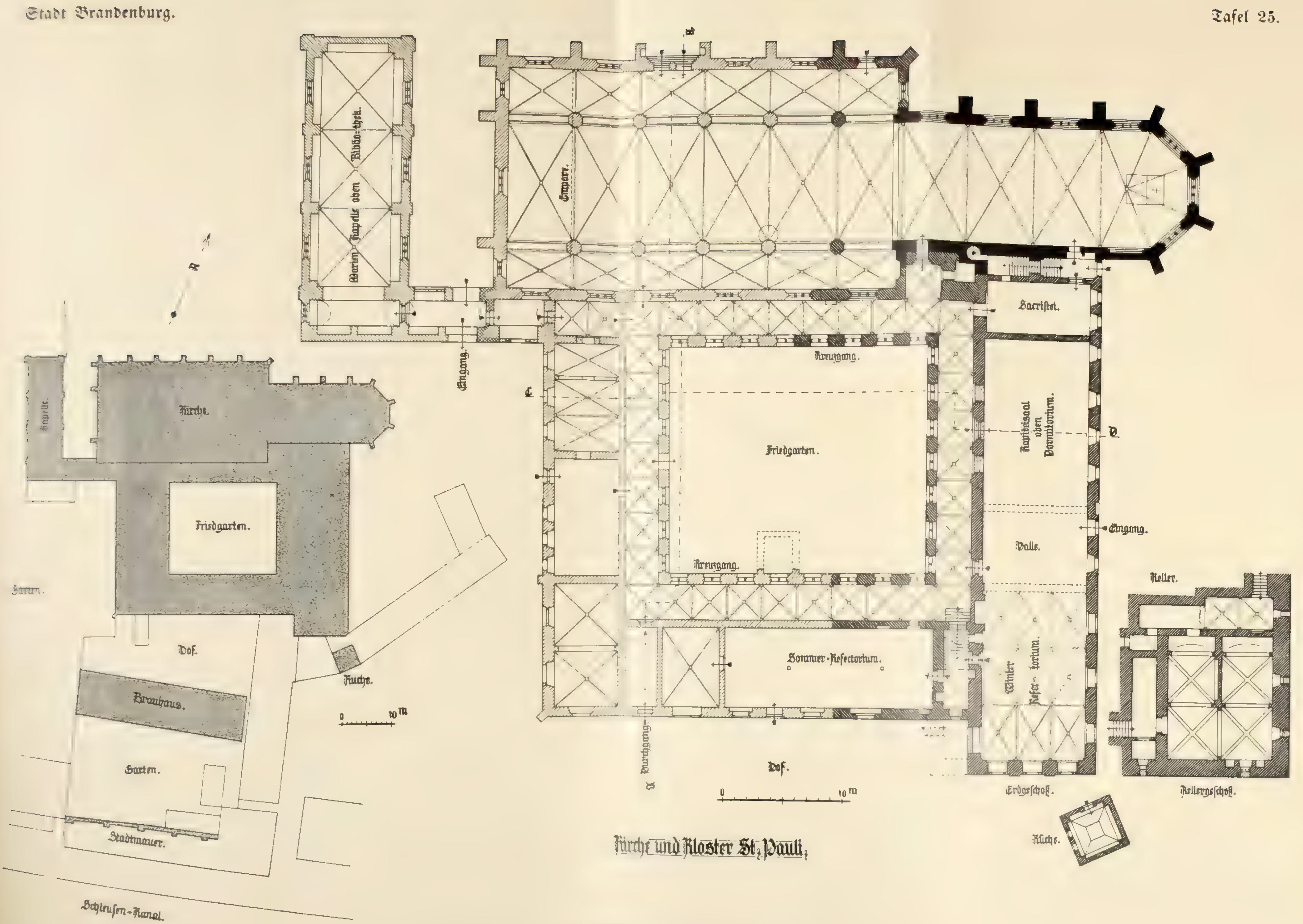
0 10 20 30 40 50 60 cm

Abb. 57. Paulikloster. Gemalte Inschrift im Westflügel.

St. Paulikirche.

Die St. Paulikirche in der Neustadt gehörte dem Dominikaner- oder Schwarzen Kloster an. Sie war ursprünglich der hl. Magdalena und dem Apostel Andreas geweiht, erst später wurde es üblich, sie nach dem Schutzpatron der Provinz Sachsen des Dominikanerordens zu nennen. Sie besteht aus der dreischiffigen Halle des Langhauses und einem einschiffigen Chor aus drei Jochen mit dem in drei Seiten des Achtecks geschlossenen Haupte, die beide etwas abweichend von Ostnordosten nach Westsüdwesten gerichtet sind (siehe den Nordpfeil auf Taf. 25). An die Südseite des Chors legt sich ein schlanker Glockenturm. Bei äußerst sparsamer Anwendung von Schmuckformen ist der Kirche eine vorzügliche Raumwirkung eigen. Das Material ist durchweg Backstein. Den im folgenden gebrauchten Bezeichnungen nach der Himmelsrichtung ist die Richtung der Kirche (als westöstlich), nicht die der Windrose zu Grunde gelegt.

Für die Baugeschichte des Klosters ist eine Inschrift von hervorragender Bedeutung, die sich an der Innenseite der Südmauer des Chores befindet (siehe S. 108). Sie lautet auszüglich folgendermaßen: „Der durchlauchtige und hochgeborene Fürst Otto, der Große oder Lange genannt, Markgraf zu Brandenburg, Ottonis des Gütigen Sohn . . . . . hat i. J. nach Christi Geburt 1286 am Tage Math. apost. seinen Hof, in der Neuen Stadt Brandenburg gebauet, den Mönchen Dominikaner Ordens zu einem Kloster geschenkt, ihnen auch viel Geldes zum Gebäu verordnet. . . . . . Im selben 1286. Jahre ist die . . . Einweihung dieser Kirchen durch Bischof Gebharten zu Brandenburg gehalten und Andreas apostolus und Maria Magdalena zu Patronen erwählt worden. Anno Chr. 1311 haben ein Rat der Neuen Stadt Brandenburg einen Platz von gemeiner Stadt zu dieser Kirchen geschenkt, daß die Mönche ihre Wohnungen darauf gebaut . . . ." Die unscharfe Ausdrucksweise dieser Inschrift, die übrigens dem 16. Jahrh. angehört, aber wohl auf älteren Urkunden beruht, könnte dazu Veranlassung geben, die kurze Zeit von einem Jahre auf die Vollendung der ganzen Kirche zu beziehen. Adler hat bereits vor dieser Auslegung gewarnt. Er hat deshalb angenommen, daß der 1286 errichtete Bau nur eine vorläufig hergestellte kleine Kapelle gewesen sei und auf Grund einer anderen Inschrift an den Chorstühlen der Dominikanerkirche zu Röbel in Mecklenburg, die 1292 als das Stiftungsjahr des Brandenburger Klosters angibt, vermutet, daß in diesem Jahre das Langhaus vollendet worden und der Chor als eine



Paulikloster. Lageplan und Erdgeschoßgrundriß.

spätere, durch jene Schenkung des Rates von 1311 ermöglichte Erweiterung der Kirche anzusehen sei. Gegenüber dieser irrtümlichen Deutung des Denkmals und der Quellen wird nachzuweisen sein, daß der Chor vielmehr gerade der früheste Teil der Kirche ist, deren drei nacheinander entstandene Abschnitte mit den anstoßenden Abschnitten der Klostergebäude gleichzeitig errichtet sind. Die Ausführung der ganzen Gebäudegruppe schritt demnach streifenweise von Osten nach Westen fort.

Für die richtige Zeitstellung der ganzen Baugruppe ist auf der einen Seite zu berücksichtigen, daß die Dominikaner gern an einzelnen romanischen Formen festgehalten haben. So ist hier für mehrere untergeordnete Portale der Klostergebäude in altertümelnder Weise der Rundbogen verwendet worden, was anderwärts meist erst gegen 1500 geschehen ist. Andrerseits kommt die diesen Ausnahmeformen gegenüber spätere Entstehung entschieden in der Großartigkeit der Verhältnisse der Kirche zur Geltung, in den ansehnlichen Abmessungen der Fenster, den ausgereiften z. T. schon für das 14. Jahrh. bezeichnenden Formen des Maßwerks, der Konsolen und der Profile. Besonders in den reifen, vorgeschrittenen Maßwerkformen folgt der Meister des Baues denen der westdeutschen Kirchen fast auf dem Fuße (Abb. 58). Diesen Formen nach ist die Vollendung des Schiffes allerdings für das 13. Jahrh. ausgeschlossen. Das lehrt unter anderem ein Vergleich mit verwandten Bauten, wie mit der 1337 bis 1343 neu erbauten Dominikanerkirche zu Prenzlau. Nun ist aber tatsächlich der Chor der Kirche zuerst ausgeführt und durch Aufsetzen eines Dachreiters für eine Glocke als abgeschlossenes Kirchlein vollendet. Dies spricht an sich schon gegen die Ausführung eines Notbaues. Auch läßt sein Formencharakter die Annahme seiner Entstehung gegen Ende des 13. Jahrh. zu. Dann ist aber auch in anbetracht seines mäßigen Umfanges seine Vollendung innerhalb eines Jahres wohl möglich und es steht somit schließlich dem nichts entgegen, das durch die Brandenburger Inschrift gelieferte Datum 1286 dafür gelten zu lassen. Eine unbefangene Auslegung dieser Inschrift kann in betreff der „Wohnung der Mönche" nur auf den Ostflügel der Klostergebäude bezogen werden, denn dieser bildete hier wie sonst im eigentlichsten Sinne die gemeinsame Wohnung der Brüder. Dieser Ostflügel schloß sich also 1311 an den noch nicht lange fertigen Chor.

Die Baugeschichte der Kirche stellt sich somit folgendermaßen:

Erste Bauzeit (1286). Sie umfaßt den Chor mit den 2,5 m nach Süden reichenden Ansätzen für die gerade Treppe des östlichen Klostergebäudes und mit der anschließenden kleinen Wendeltreppe (Tafel 25, Grundriß). Die dreiteiligen Fenster des Chors haben voll gezeichnete Spitzbögen, reich profilierte Gewände und schönes, sehr kräftiges Maßwerk von verschiedener Zeichnung und einer Formgebung nach Art der Natursteinbauten. Die südlichen, wegen der anstoßenden Gebäude zu Nischen vermauerten Fenster haben kein Maßwerk, aber — als einzige in der Kirche — einfache Kapitelle an den flach gekehlten Pfosten. Die Sohlbänke verband innen und außen ein Kaffsims. Im Innern ist es, hier wie auch im Langhaus vermutlich bei einer Instandsetzung im 19. Jahrh. abgehauen und an den Diensten, die darauf ruhten, durch Konsolen ersetzt worden. Die Dienstkapitelle haben teils schlichte Kelchform, teils sind sie mit schwach modellierten Wein- und Eichenblättern geschmückt. Die Rippen sind aus einem

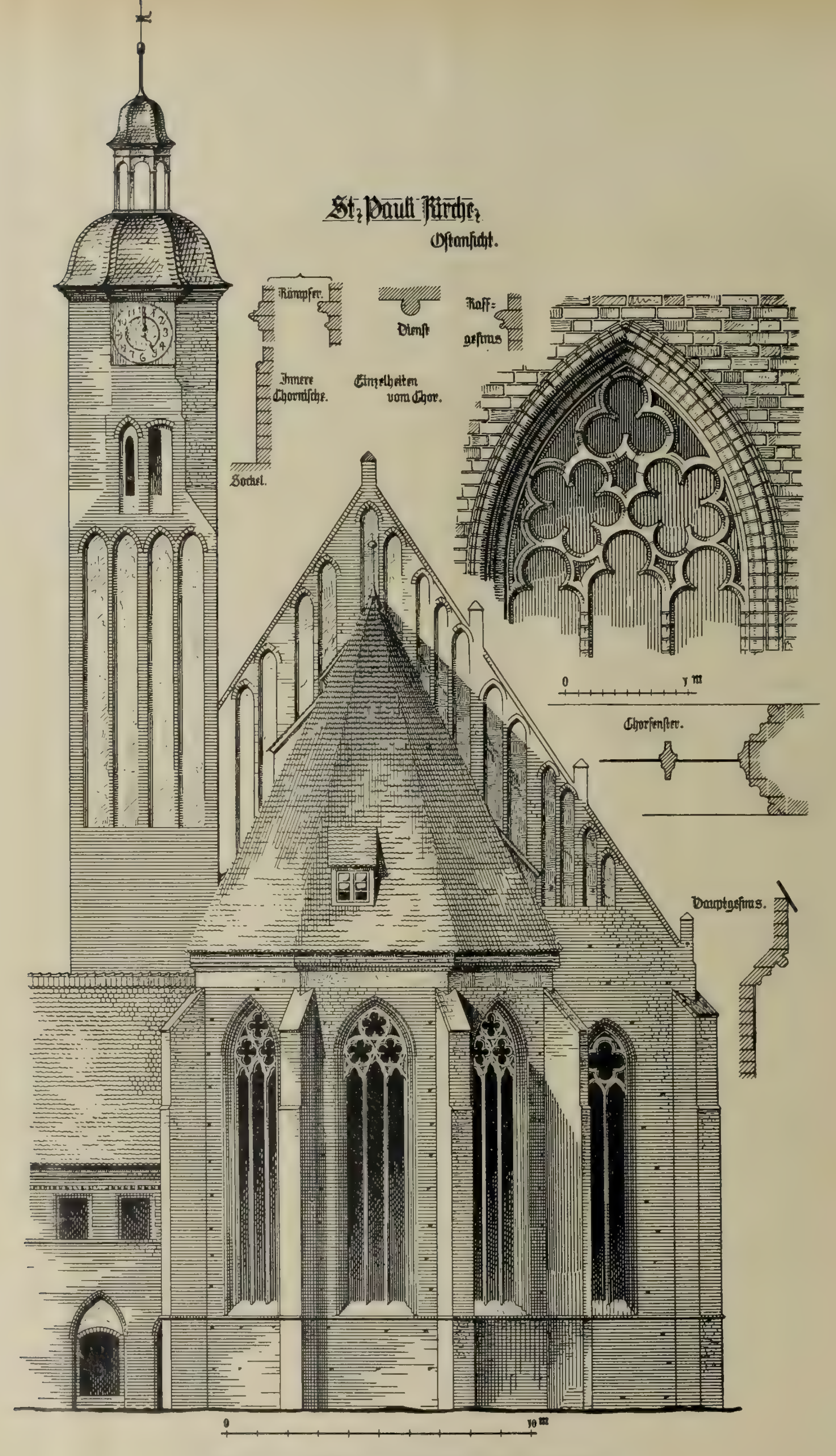


Abb. 58. Paulikirche. Ostansicht nebst Einzelheiten.

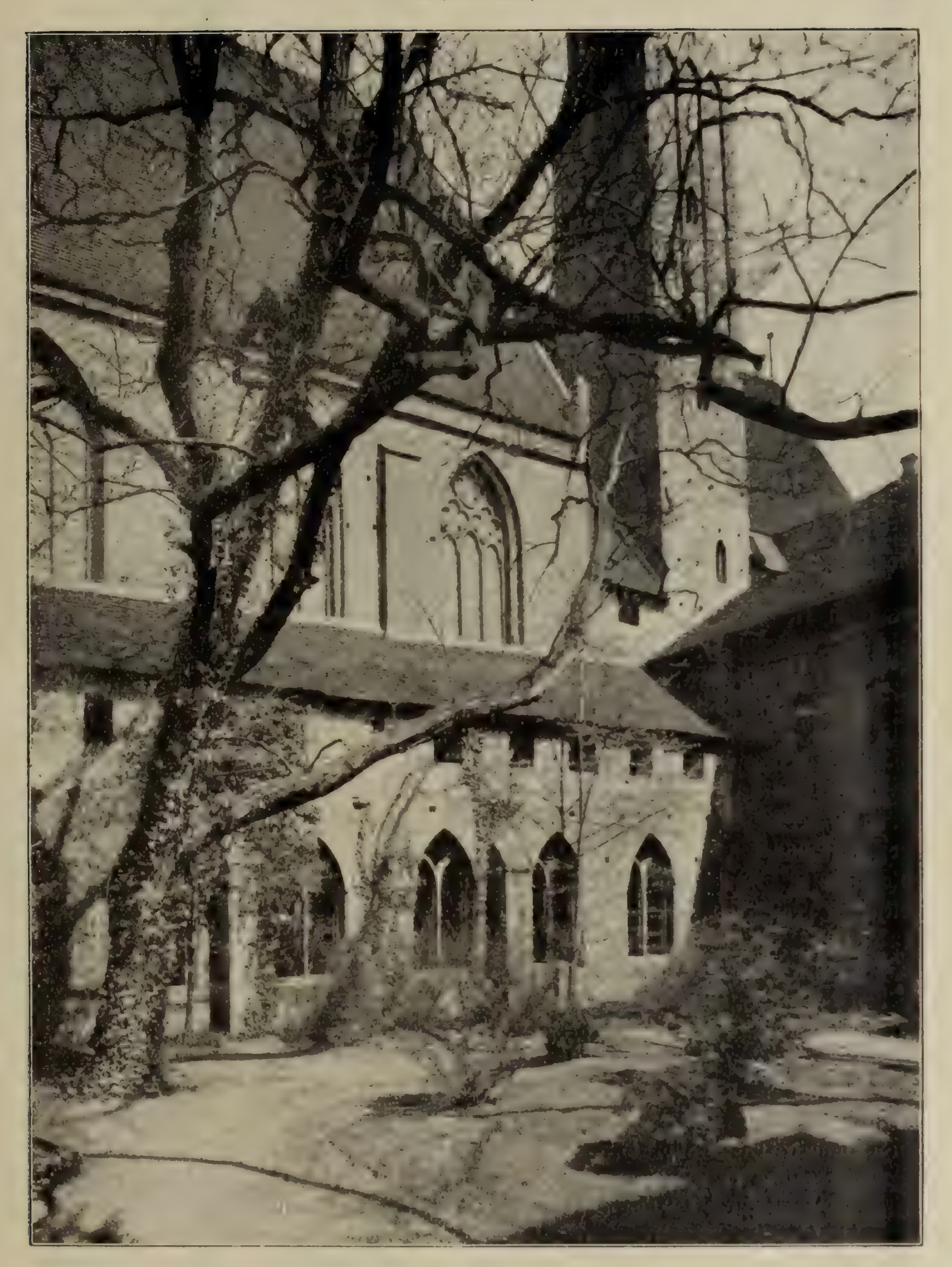
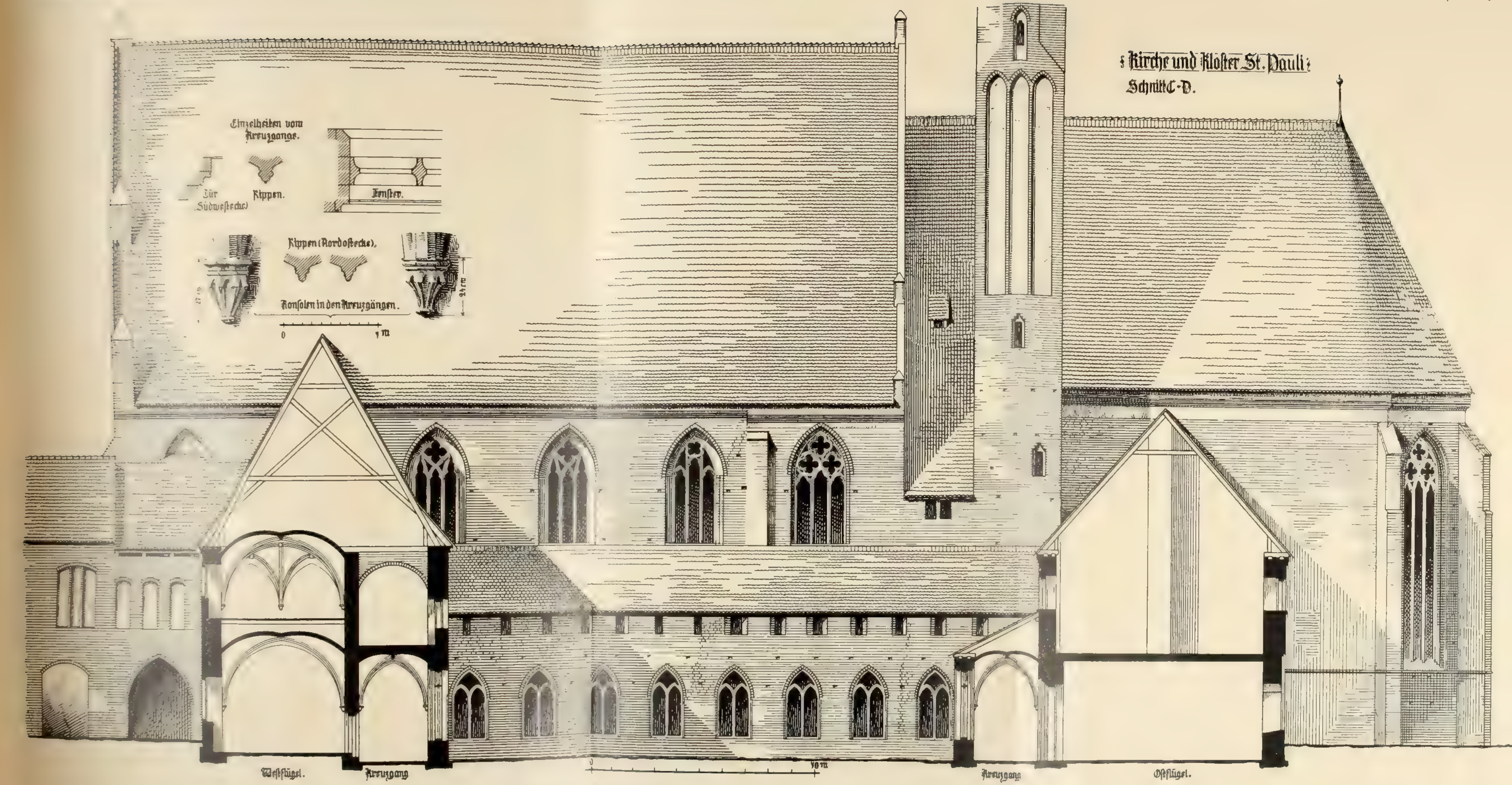


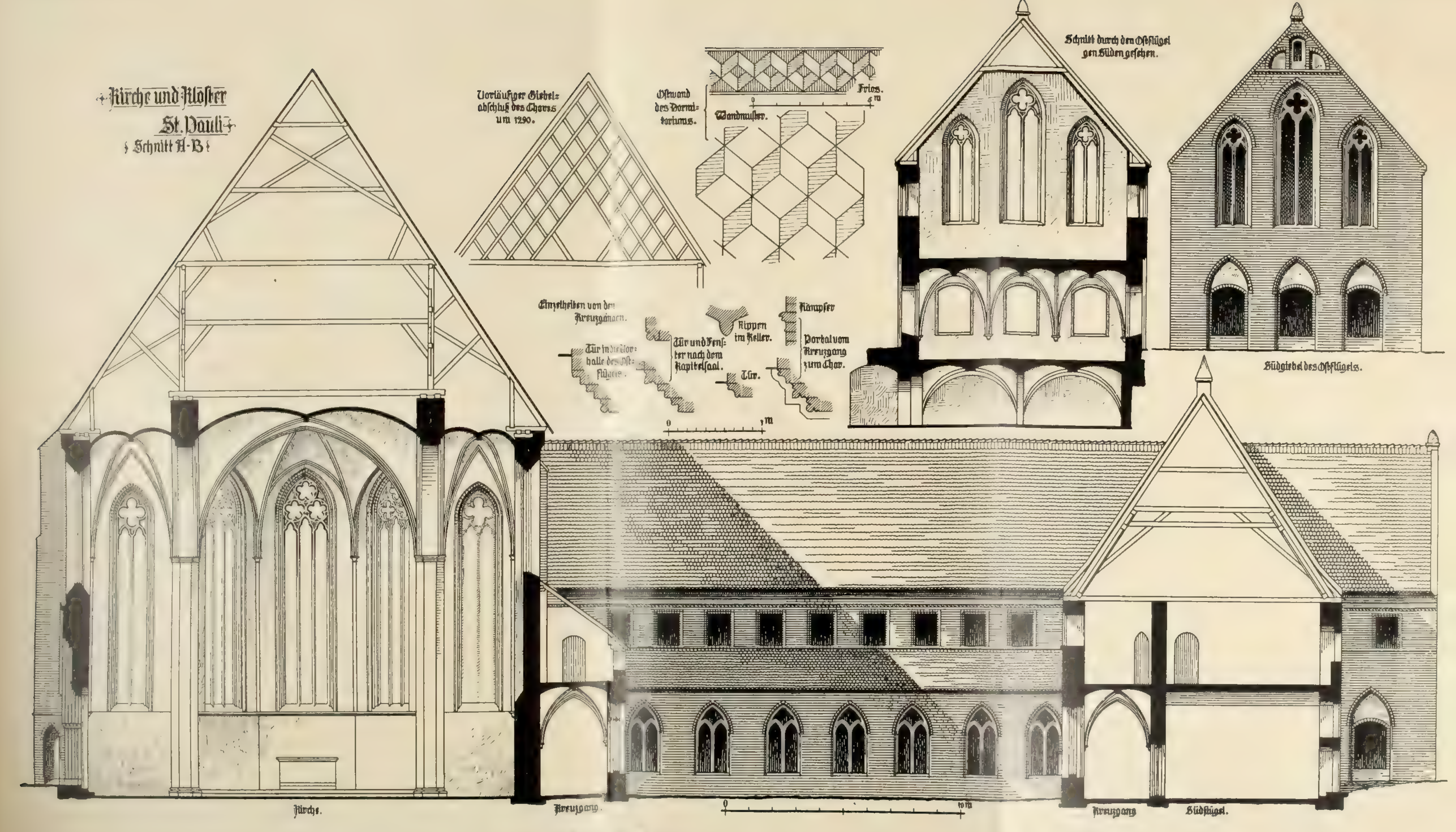
Abb. 59. Paulikirche. Blick in den Kreuzgarten gen Nordosten.

Gratstab unter flachen Kehlen gebildet. Gurtbögen wie auch der Triumphbogen fehlen. Die allgemeine Querschnittform des Gewölbes ist breit und nähert sich einem gedrückten Halbkreis (Taf. 27). Die runden Schlußsteine sind klein und völlig schmucklos. An der Südwand des Chorhauptes seitwärts vom Altar ist eine im hohen profilierten Spitzbogen geschlossene Nische für einen Ministrantenstuhl (Abb. 62) ausgespart. Der kieferne pfettenlose Dachstuhl (Taf. 27) ist noch der ursprüngliche. Die Reste eines achteckigen Dachreiters, der 8,5 m vom Westende für das einzige den Dominikanern gestattete Glöcklein errichtet worden ist, deuten darauf hin, daß der Chor anfänglich allein bestand. Noch andere Beweise hierfür werden sich aus der Fortsetzung des Baues ergeben.

Zweite Bauzeit. An den Chor schloß man anscheinend sehr bald den Anfang des Langhauses bis etwa zur Mitte des zweiten Joches von Osten. Die Kürze dieses Abschnittes von nur einem und einem Bruchteil eines Joches ist wohl nur durch Hindernisse äußerer Art zu erklären, die dem Bau in Gestalt anderer Baulichkeiten entgegenstanden. Die Annahme, daß der Grund dafür in Besitzverhältnissen gelegen habe, würde darin eine Unterstützung finden, daß die hier quer durch die Kirche schneidende Grenze sich sogar auch an der gegenüberliegenden Stelle des Südflügels der Klostergebäude bemerkbar macht (Taf. 25). Durch diesen kurzen Vorstoß der Bautätigkeit gegen Westen wurden die Raumverhältnisse des Langhauses in Breiten und Höhen bereits völlig festgelegt. Für das Mittelschiff behielt man die Abmessungen des Chores bei. Die Seitenschiffe erhielten etwas geringere Höhe und nach dem bei den Dominikanern bestehenden Herkommen auch nur geringe Breite. Das südliche wurde noch schmaler angelegt als das nördliche, weil es wegen des hier anzubauenden Kreuzganges keine Strebepfeiler erhalten konnte. Der östliche Schluß der Seitenschiffe ergab sich von selbst als gerade, indem man die letzten Strebepfeiler des Chores tunlichst für diese Ostwände benutzte und nur so weit abbrach, als die dort anzubringenden zweiteiligen Fenster es erforderten. Auch die hiervon erhaltene Ansatzspur sowie der regelmäßige Verband in der nördlichen Ecke zwischen Langhaus und Chor lassen über die Entstehungsvorgänge und den Baubeginn am Chor gar keinen Zweifel. Diese Ostfenster wie auch die gleichzeitig zur Ausführung gekommenen ersten Fenster der Langseiten erhielten dieselben profilierten Gewände und Maßwerk vom gleichen Charakter wie im Chore (Taf. 27, Schnitt). Der erste Wanddienst der Nordseite zeigt ganz vereinzelt einen Gratstab statt des Kreisprofils. Die Schiffspfeiler stellte man genau in die Flucht der Chorwände. Sie erhielten achteckige Grundform und niedrige, gänzlich schmucklose Kapitelle und wurden durch schlichte gefaste Längsgurte miteinander verbunden. Ihre Basen von attischem Profil zeigen wieder jene altertümelnde Strenge. Die Kappen ruhen auf profilierten Schildbögen; die sonstige Ausführung der Gewölbe schließt sich der im Chore an. Man sah damals wohl schon eine längere Unterbrechung des Baubetriebs voraus, und legte, da die Westseite vermutlich eben wegen des Bauhindernisses unzugänglich war, an der Nordseite des ersten Langhausjoches ein kleines Portal für die Laien an. Von den vorläufig frei endigenden Längsmauern war die nördliche durch den Strebepfeiler des ersten Joches hinreichend gestützt. Auf der Südseite wurde zu diesem Zwecke an der entsprechenden Stelle eine flachere



Südseite der Paulikirche nebst Schnitt durch die Klostergebäude.



Paulikirche und Kloster. Schnitt A-B (siehe Grundriß) nebst Schnitt und Giebel des Ostflügels.

Vorlage wenigstens oberhalb der gleichzeitigen Kreuzganggewölbe angebracht (Taf. 25, Grundriß und Tafel 26, Ansicht).

Vermutlich gleichzeitig mit dem ersten Langhausjoch, jedenfalls erst nach der Fertigstellung des Chores und nachdem inzwischen die Ostteile der Klostergebäude errichtet worden waren, kam es zur Ausführung des an der Südseite des Chores geplanten Glockenturmes. Ostwärts vom südlichen Seitenschiff war durch den Rücksprung des eingezogenen Chors zwischen jenem und dem östlichen Klosterflügel eine Erweiterung des Kreuzganges entstanden (Taf. 25, Grundriß). In das nördliche Viertel dieses Raumes trat nun der Glockenturm. Er lehnte sich an die bereits vorhandene Wendeltreppe, die bisher zum Chorboden geführt hatte, damit man von dort aus die Glocke im Dachreiter läuten konnte. Der neue Glockenturm setzte sich mit seiner Nordseite auf die Chormauer und die Wendeltreppe, so daß er etwas längliche Grundform erhielt. Scharfkantig und schlicht steigt sein schlanker Körper zwischen Kirche und Klosterbauten auf, und erst wo er sich über den Ostflügel erhebt, belebte man seine Flächen mit schmalen Blenden und führte ihn etwa in Firsthöhe des Chores ins Achteck über (Taf. 26 und Abb. 58). Neben dem Turm durchbrach man die Chorwand und legte zwischen ihm und dem südlichen Seitenschiff ein Portal an, das für den Eintritt vom Westflügel der Klosterbauten her bestimmt war. Seine Gewändeprofile zeigen noch den Gratstab und deuten dadurch auf eine Entstehung vor den westlichen Langhausteilen.

Von den Baulichkeiten, die wohl damals den Weiterbau der Kirche gegen Westen behinderten, scheinen sich an deren Südwestecke noch einige Reste erhalten zu haben, deren ursprüngliche Bestimmung leider nicht mehr festzustellen ist. Es gehört dazu zunächst ein Stück der Westmauer an ihrem südlichen Ende. Dieses greift jetzt etwa in 2 m Höhe bis zur Mitte des südlichen Fensters in jene ein, ohne sich mit ihr ordnungsmäßig zu verbinden, ja selbst mit ganz abweichenden Lagerfugen. Ferner ist dazu die Süd- und Westmauer des kleinen Raumes zu rechnen, der in der westlichen Verlängerung des nördlichen Kreuzganges neben dem Klostertor liegt und wohl als Pförtnerstube diente, doch nur etwa in Höhe von 1 m; die große Spitzbogennische an seiner Südmauer zeigt hingegen ein Kantenprofil aus zwei Viertelstäben, das sonst an der ganzen Kirche nicht wieder vorkommt, sondern nur an der „Liberey", sie ist daher wohl erst mit dieser gleichzeitig. Die hier an der Südwestecke bereits vorhandenen Baulichkeiten gaben wohl auch Anlaß, daß die regelmäßige Ausbildung des westlichen Eckstrebepfeilers unterblieb.

Dritte Bauzeit (gegen Mitte des 14. Jahrhunderts). Die Dauer der Bauunterbrechung im zweiten Joch des Langhauses ist nicht genau anzugeben; immerhin war sie anhaltend genug, um einigen Wandel in der Auffassung von Einzelformen zu verursachen. So zunächst eine wenn auch geringe Abweichung in den Profilen, wenigstens insofern, als der Gratstab daran verschwindet. Vor allem aber änderte sich die Ausbildung der Fenster. Sie erhielten fortan schlichte schräge Gewände, wodurch für den Chor nachträglich eine gewisse Bevorzugung geschaffen wurde. Doch auch der Charakter des Maßwerks folgte der herrschenden Entwicklung des Stils. Die schwellenden

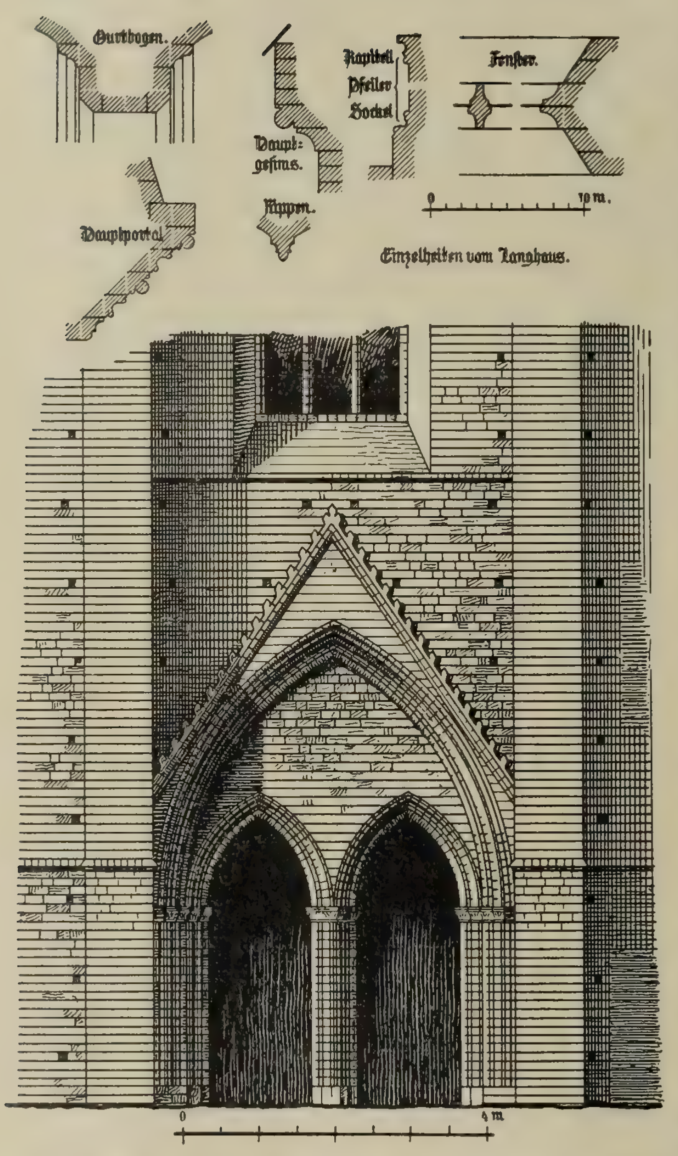


Abb. 60. Paulikirche. Portal und Profile vom Langhause.

Formen der bauchigen Spitzbögen, der Kreise und Paßformen wichen den starren, übermäßig spitzigen und eckigen der Spätzeit (Taf. 26), doch gewann das Stabwerk an Feinheit der Querschnitte. Die Fenster der Südseite wurden wegen des Kreuzgangdaches entsprechend höher begonnen. Die Hauptgesimsglieder wurden knapper an die Traufe hinangeschoben. Im vierten Joch von Osten erhielt das Schiff auf der Nordseite ein zweiteiliges Portal (Abb. 60) von größeren Abmessungen, dessen reich profilierter Spitzbogen von einem krabbenbesetzten Wimperg überragt wird. Die Kämpferkapitelle zeigen dieselbe Bildung wie die Kreuzgangkonsolen.

Die Westmauer, mit der das Langhaus nun endgültig geschlossen wurde, erhielt im Mittelschiff ein Portal, das aber in neuerer Zeit vermauert wurde, und darüber in jedem Schiff ein hohes Fenster. Die unteren geputzten Fenster der Seitenschiffe entstammen der Wiederherstellung der Kirche im 19. Jahrhundert. Die beiden Giebel des Langhauses gestaltete man anfänglich ziemlich flach, um seinen Dachfirst mit dem des Chores, dessen Dach wohl daraufhin schon recht steil (im Verhältnis 1 : 2) angelegt worden war, in gleiche Höhe zu bringen.

Es war dies wohl der einzige Mißgriff bei dem Kirchenbau, der sich sonst durch eine bemerkenswerte Sicherheit in den ästhetischen Lösungen, wie durch die Leichtigkeit, mit der konstruktive Schwierigkeiten überwunden werden, auszeichnet. Man erkannte indessen bald die stumpfe gedrückte Wirkung, die eine solche Anordnung hervorbringen

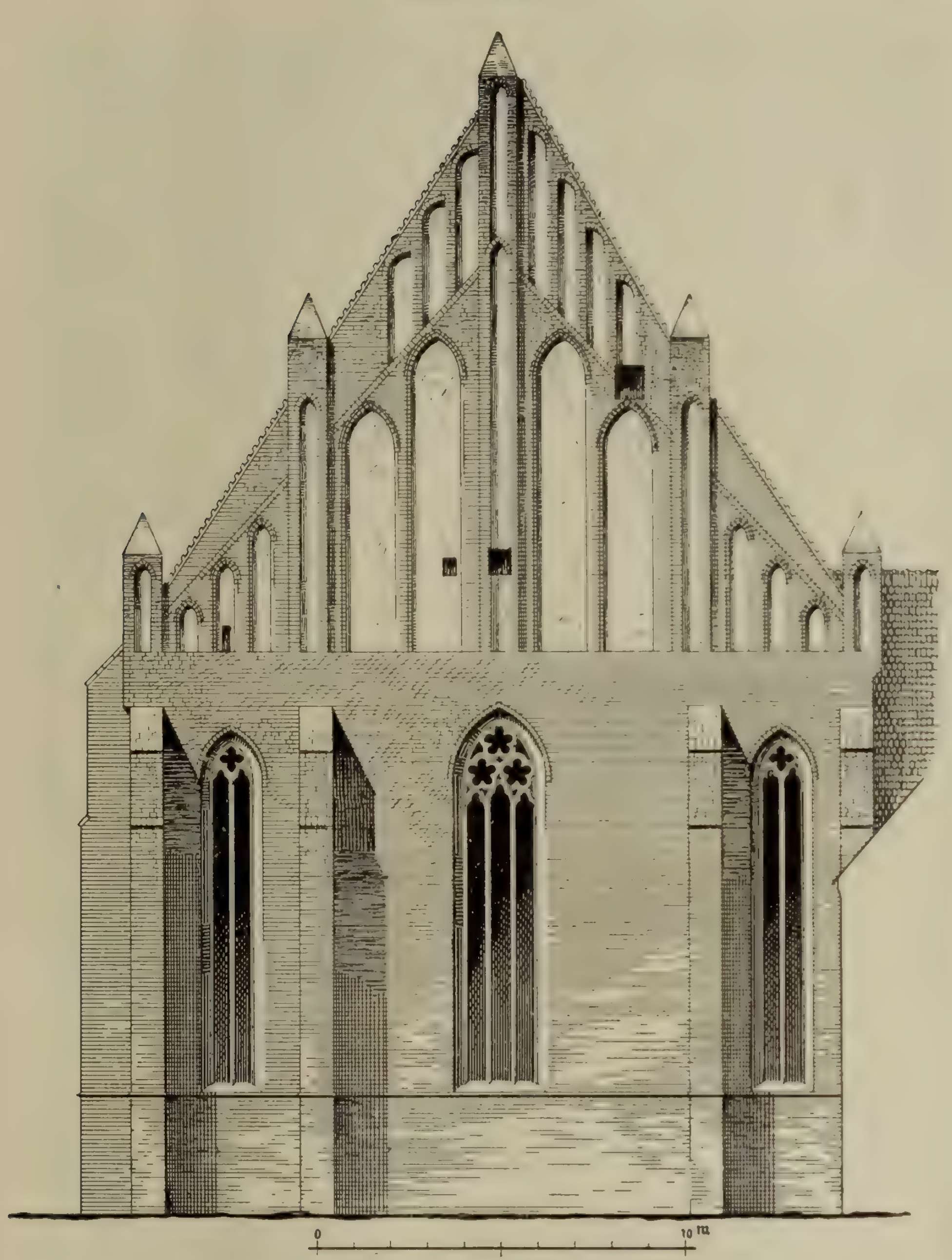


Abb. 61. Paulikirche. Westgiebel.

mußte, und ging ohne Zögern an die Verbesserung, für die der Dachstuhl bereits eingerichtet wurde, indem man die Dachfläche zu der des Chores annähernd parallel hinaufführte und zu entsprechend höherem Firste erhob. Auf dem bereits fertigen West=

giebel (Abb. 61), der durch 5 Pfeiler und 4 Gruppen von schlanken Blenden gegliedert war, mußte eine Erhöhung aufgepfropft werden, die unverhüllt blieb und der Gruppierung des Giebels einen eigenen Reiz gibt. Für den nun ebenso hoch werdenden Ostgiebel des Langhauses mußte man, da kein Triumphbogen vorhanden war, die Gewölbe durch einen starken Segmentbogen entlasten. Außerdem war man bedacht, ihn durch Blenden zu erleichtern, die hier vielmehr konstruktive als ästhetische Bedeutung haben. Ihr Beginn unter Dach, gleich über dem Tragebogen, kann deshalb nicht etwa als Beweis für ihre Errichtung vor der des Chors angesehen werden. Der Fuß des Giebels setzt sich vielmehr auf das unter ihm durchlaufende Hauptgesims des Chores. Auch im Oberteil des Zwischengiebels bemühte man sich, seine Schwere durch ein eingelegtes Fachwerk in Form eines Rautennetzes (Taf. 27 oben), wie ein solches an den Fachwerkskirchen der Dörfer noch lange als Schmuckmotiv fortlebt, zu verringern und die Last auf die Ostmauern der Seitenschiffe zu übertragen.

Von späteren Vorgängen am Bau ist zu erwähnen, daß im Jahre 1494 urkundlich (Riedel IX, 246) von einer Schenkung von 15 Rhein. Gulden berichtet wird, die die Brüder z. T. an ihre Gebäude gewendet haben. Vielleicht hängt mit dieser Schenkung der Bau der Bücherei zusammen, welcher i. J. 1497 im Westen der Kirche begonnen wurde (siehe S. 116).

1533 erscheint zum ersten Male St. Paulus, der allgemeine Schutzpatron der ganzen Ordensprovinz als Patron der Kirche an Stelle der früheren St. Andreas und Maria Magdalena.

1560 waren (nach einer Urk. im Stadtarchiv) Kirche und Kloster von den Mönchen verlassen und wurden, nachdem sie „an die fünfundzwanzig Jahre öde gestanden", vom Kurfürsten Joachim II. dem Rate geschenkt. Die Kirche wurde noch im gleichen Jahre zur evangelischen Pfarrkirche eingerichtet (siehe die Inschrift im Chor)

1718 erhielt der Turm (nach Gottschling, S. 91) seine geschweifte Haube mit Laterne durch einen Zimmermeister Namens Sandner von Dom-Brandenburg.

1733 wurde die Kirche (nach Schäffer, Kurzer Bericht, S. 15) erneuert. Vermutlich geschah es damals, daß sie, wie es so vielen anderen um diese Zeit begegnete, durch eine gleichmäßig alles bedeckende Tünche und überreichliche Emporen verunstaltet wurde. 1868—1870 wurden diese unter v. Quast beseitigt.

Innere Ausstattung.

Altar. Der modern gotische Aufsatz trat an die Stelle des Barockaufbaues, dessen Teile im Kreuzgang stehen (siehe S. 119). Die Mensa rührt hingegen noch aus dem Mittelalter her. Sie ist aus Backsteinen großen Formates aufgemauert und von einer Sandsteinplatte mit Kehlenprofil bedeckt. Die Vorderseite, welche die Reliquiengruft enthält, ist mit einem großen Granatapfelmuster aus schwarzen Linien auf hellgrauem Grunde bemalt. Die Weihkreuze in den vorderen Ecken der Sandsteinplatte sind sog. Winkelkreuze in Kreisen von etwa 12 cm Durchmesser; sie haben die gleiche Form (Abb. in Otte, Handbuch d. Archäol. I, 133) wie auf dem Grabstein des Bischofs Arnold von Burgsdorf († 1485) im Dom und deuten vielleicht auf eine Weihung durch diesen.



Paulikirche. Inneres, gegen Osten gesehen.

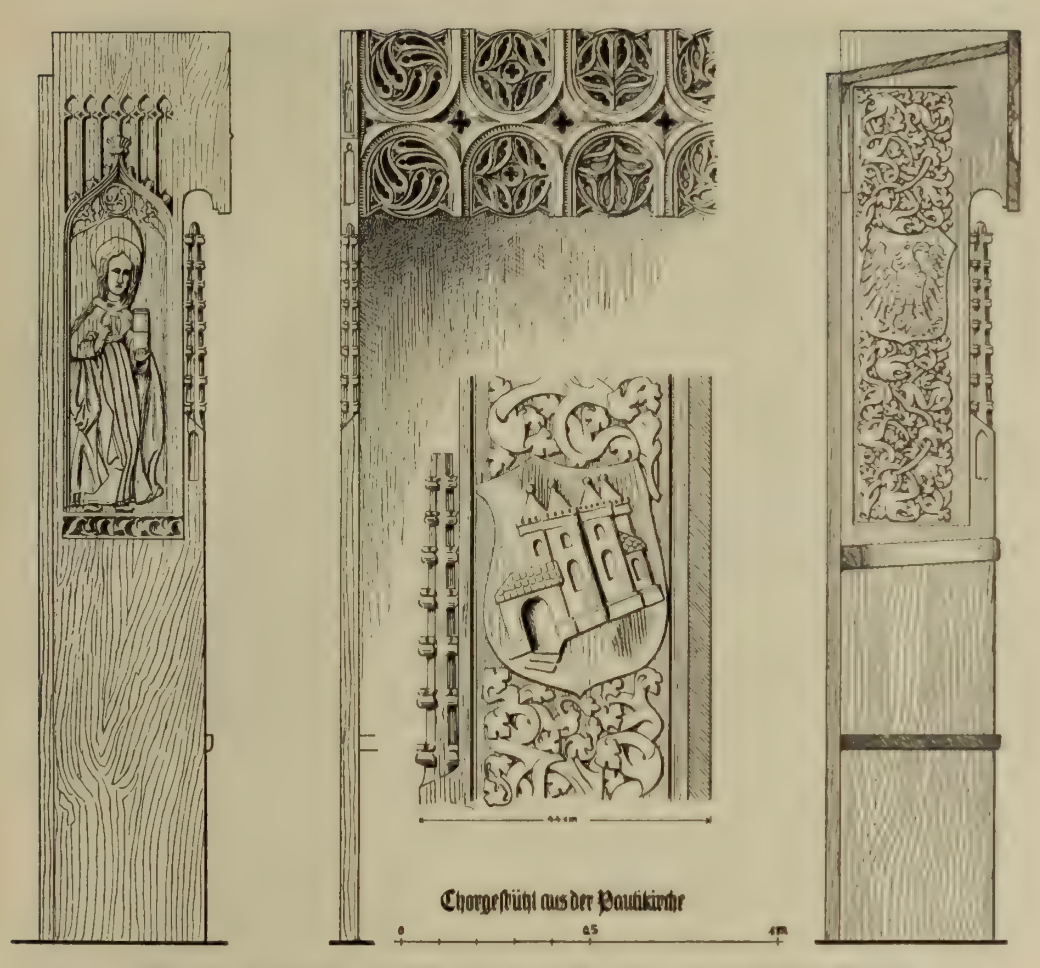


Abb. 62. Paulikirche. Zweisitz, jetzt in der Sammlung des Historischen Vereins.

Die Kanzel aus Holz ist ein Werk der Barockzeit von 1718 (Taf. 28). Sie ruht auf einer Mosesfigur und ist an den Füllungsflächen mit den vollrunden Figuren der Evangelisten geschmückt. Den Schalldeckel krönt das in hebräischen Buchstaben geschriebene, von einer Strahlenglorie umgebene Wort Jehova. An der Brüstung ist ein Gestell mit geschnitztem Blattwerk zur Befestignug einer Sanduhr angebracht.

Ein Zweisitz von 1,42 m Länge (Abb. 62), der einzige, stark beschädigte Rest des ganzen Chorgestühls der Kirche, befindet sich z. Zt. in der Sammlung des Histor. Vereins im Steintorturm, stand früher aber auf dem Boden über dem Kreuzgange des Pauliklosters. Sein einstiger ihm zukömmlicher Platz war daher ohne Zweifel in der Paulikirche, vermutlich in der breiten Nische an der Südseite des Chores, um als Zelebrantenstuhl zu dienen. Das spätgotische, aus 4 cm starken Brettern aufgebaute, einst farbig bemalte Möbel besteht aus einer schlichten Hinterwand, zwei hohen



Abb. 63. Paulikirche. Gedenktafel im Chore.

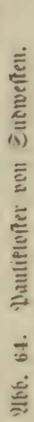


Abb. 64. Paulikloster von Südwesten.

Wangen, zwischen welche sich das Sitzbrett legt, und einem vor der schrägen Decke hingebreiteten, von reichem Fischblasenmaßwerk durchbrochenen Stirnbrett. Beide Seitenflächen der vorn in Fialen aufgelösten Wangen schmückt flache Schnitzerei. Auf den Außenseiten stehen wohl die Figuren der ursprünglichen Namensheiligen der Kirche, Magdalena und Andreas (wiewohl mit Beil) unter Eselsrückenbögen. Die beiden Innenseiten füllt über den Armlehnen dichtes Rankenwerk, welchem jederseits ein Wappen mit bemerkenswerten Figuren aufgelegt ist; rechts der rote Adler, links eine viertürmige Burg, deren runde Türme von großen und kleinen Fenstern durchbrochen sind und zu deren Tor eine Brücke (?) führt, während die Rückseite in einem niedrigen apsidenartigen Anbau endigt — etwa eine Erinnerung an das markgräfliche Schloß, auf dessen einstigem Gelände sich das Kloster erhob? (siehe S. 96: die Schenkung Markgraf Ottos i. J. 1286). Farbenspuren deuten auf einstige Bemalung des Gestühls.

Die zwei älteren Kronleuchter aus Messing, jetzt außer Gebrauch, hängen auf dem Dachboden. Der kleinere von 1738 ist oben mit einem Doppeladler, der größere, reicher ausgebildete, aber ungefähr gleichzeitige, mit einem Engel geschmückt.

Eine epitaphartige Denktafel aus der Zeit um 1571 an der Südseite des Chores, die in einem Rundmedaillon das in Hochrelief ausgeführte Brustbild des Markgrafen Joachim II. enthält und dadurch zu einem der ältesten Denkmäler eines brandenburgischen Fürsten wird, gibt in ihrer Inschrift Nachricht von dem Übergange des Kirchengebäudes an die lutherische Gemeinde der Neustadt. Der obere Aufsatz enthält das kurbrandenburgische Wappen (Abb. 63). Die seitlich davon gemalten Inschriften siehe S. 96.

Ein schöner Kelch (Taf. 29) von 21 cm Höhe und 14 cm oberem Durchm. aus vergoldetem Silber in Formen vom Ende des 14. Jahrh. birgt in seinem mit vier Zapfen besetzten Knauf ein Stück Knochen, das durch die Inschrift als „rel'iqe bt̄i pavli apl̄i“ bezeichnet ist. Am Schafte steht „hilf got my“ und „ave maria“. Am kegelförmigen Fuße befinden sich sechs Rundteile mit Darstellungen von Werken der Barmherzigkeit. Kelch aus vergoldetem Silber mit sechsteiligem Fuß aus vergoldetem Kupfer von 1563. Daran befinden sich sechs eingravierte Wappen, darunter das der Neustadt und des Bürgermeisters Scholl sowie eine Hausmarke mit den Buchstaben J. B. und dem Werkzeuge eines Kupferschmieds. Kleiner gotischer Kelch aus ververgoldetem Silber, 19 cm hoch, mit Zapfenknauf. Kleiner Kelch aus vergoldetem Silber mit Eierstab am Knauf und der Inschrift „S. Pavel 1569“ an der Unterseite des Fußes. Kelch mit kleinen Engelsköpfen am Knauf von 1633.

Glasgemälde (Taf. 30). Von den bei der Wiederherstellung der Kirche im mittleren Chorfenster zusammengestellten Glasmalereien rühren die hell gehaltenen des oberen Drittels von einem anderen Fenster und aus einer anderen Zeit her, als die vollfarbigen der unteren zwei Dritteile. Nur diese sind wohl noch an ihrem ursprünglichen Platze. Die durch die Pfosten und Windeisen gebildeten Felder enthalten friesartig aufsteigende Rahmenformen. Im Mittelfelde sind es Kleeblattbögen, die figürliche Szenen des neuen Testamentes einschließen und in den Zwickeln noch Raum lassen für Brustbilder von Propheten und Aposteln, die durch ihre Spruchbänder kenntlich gemacht sind. In den beiden seitlichen Feldern aber sind spitzovale, mandorlaförmige



Kelch in der Paulikirche.



Abb. 65. Paulikloster von Süden.

Rahmen aufwärts aneinandergereiht, die Darstellungen aus dem alten Testamente zeigen und mit jenen eine der häufigen typologischen Gegenüberstellungen bilden. Die Gruppen sind in folgender Weise geordnet:

Jonas mit Walfisch	Himmelfahrt	Simson mit dem Tor von Gaza
Moses mit Gesetzestafeln	Auferstehung	Die eherne Schlange
Kundschafter mit der Traube	Kreuzigung	Witwe von Zarpath
Ham verspottet Noah	Kreuztragung	Verspottung des Elisa
Thom. v. Aquino u. Paulus	Geißelung	Mannaregen
Arche Noäh	Stiftung d. Abendmahls	Findung Mosis
Moses vor dem feurigen Busch	Taufe	Aarons Mandelstab
	Geburt Christi	

Im oberen Drittel herrscht ein ornamentales Motiv aus Kreisen in lichten Tönen vor. In den Zwickeln sind Brustbilder von Propheten, Patriarchen und Königen angebracht, deren Namen in Minuskelschrift angeführt sind. Diese Reste sind deshalb in das letzte Viertel des 14. Jahrh. zu setzen, während die typologischen Gemälde früher entstanden sind.

Im südlichen Seitenschiff stehen die Grabsteine von Simon Bottstieg († 1697) und Joachim Wilbrandt († 1716).

In der Sakristei hängen vier Bildnisse von ehemaligen Pastoren der Kirche, unter ihnen das wohlgelungene des Joachim Weitzke († 1686).

Außen an der Nordseite der Kirche befinden sich vier stark verwitterte und beschädigte Grabsteine mit unleserlicher Inschrift.

Glocken. Die große, am tiefsten hängende Glocke von 1,04 m Durchm., schmückt am langen Felde ein Hochrelief, das den Gekreuzigten nebst Maria und Johannes darstellt. Am Halse trägt sie die Inschrift: „(Münze mit Adler) Andreas Moldenhewer Merten M. Anno Dom. 1564. Die Bvrger haben avch viel zv dieser Klocken gegeben (kl. Münze)". Gegenüber der Kreuzigungsgruppe: der Bürgermeister Lucas Scholl. Die kleine, oben hängende Viertelglocke von 0,58 m Durchm. aus dem 14. Jahrh. hat am Halse drei Schnurlinien ohne Inschrift, über dem Schlagring zwei glatte Profillinien und darüber am langen Felde die in schwach erhabenen Flächen gebildeten, einzeln stehenden Buchstaben M E D sowie eine schwach erhabene kleine Kreisfläche mit zwei vertieften noch kleineren Kreisen darin (vielleicht das Gießerzeichen ?). Über dem D in etwa 20 cm Abstand ist ein Kopf in erhabenen Linien von kindlicher Unvollkommenheit angebracht.

Die **Klostergebäude von St. Pauli** liegen mit Ausnahme eines einzigen westlich gelegenen auf der Südseite der Kirche. Bei der folgenden Darstellung sind die zahlreichen Entstellungen und Einbauten aus neueren Zeiten ausgeschaltet, um tunlichst den ursprünglichen Zustand herauszuschälen. Das Gleiche gilt von den in den Abb. 58, 70, 72, u. Taf. 26, 27 gegebenen Grundrissen und Ansichten. Der vom Kreuzgang umschlossene Friedgarten mit seinem malerisch gewachsenen hohen Nußbaume, den feintönigen altersgrauen Backsteinmauern und den tiefen Schatten in den Gängen ist ein



Paulikirche. Teile der Glasmalereien im mittleren Chorfenster.



Abb. 66. Paulikloster. Südflügel des Kreuzganges.

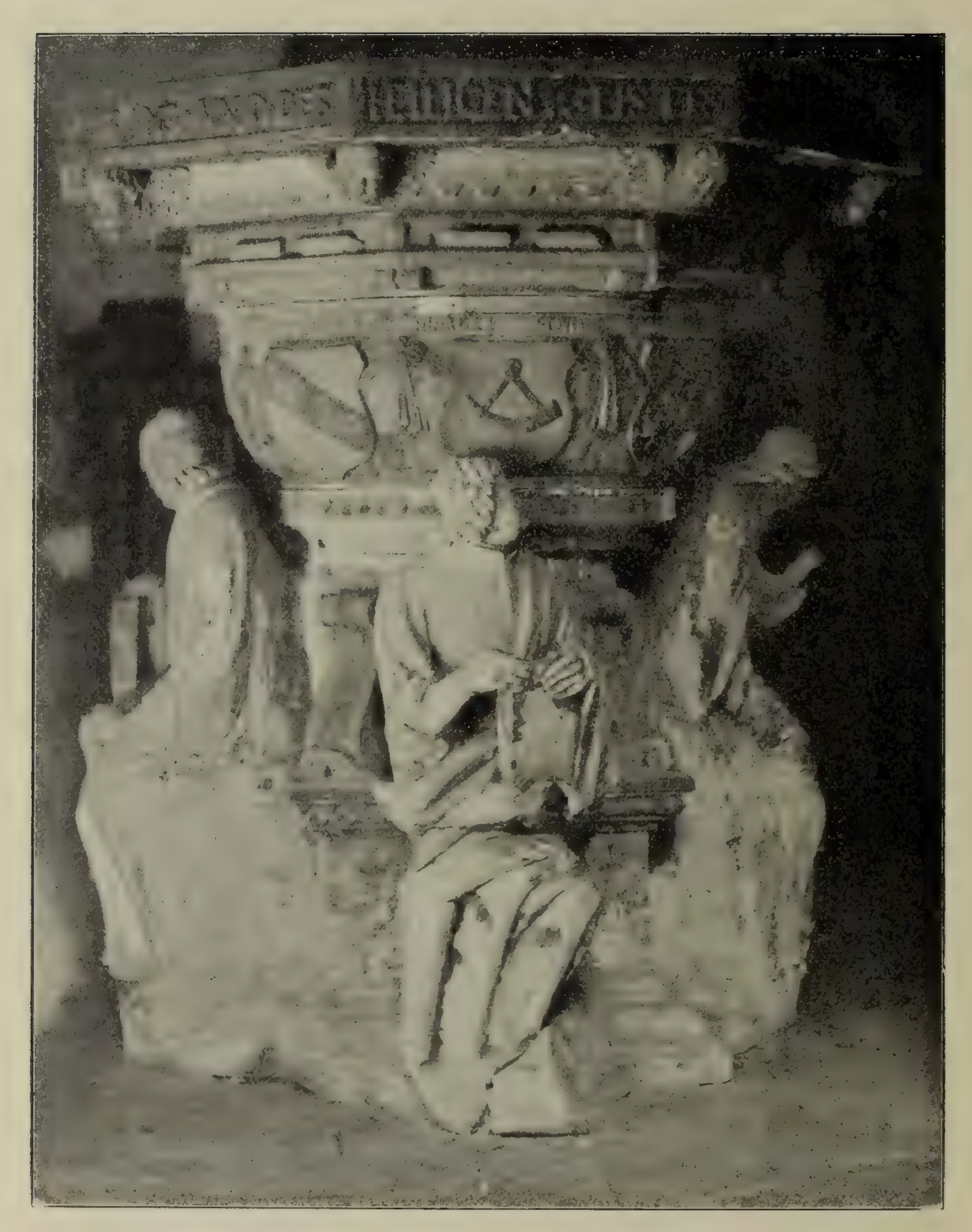


Abb. 67. Paulikloster. Außer Gebrauch befindliche Taufe im Kreuzgange.

Ort stiller poetischer Weihe und das Entzücken des Malers (Abb. 59). Der **Kreuzgang** ist sehr regelmäßig angeordnet und zieht sich auch an der Kirchenseite hin. Er war auf drei Seiten im Obergeschoß überbaut. Nur auf der Ostseite war er ursprünglich einstöckig,

weil dieser Flügel nach alter Regel im Obergeschoß den Schlafsaal der Mönche enthielt und dessen westliche Fenster über dem Dach des Kreuzganges frei bleiben mußten (Taf. 27). Die vorgesetzte Deckschicht über dessen Anschluß bildet hier gleichzeitig eine Art Kaffsims, über dem unmittelbar die rechteckigen Fenster beginnen, die in regelmäßigen Abständen beide Langseiten des Dormitoriums durchbrachen. Dieses reichte durch den ganzen Flügel, im Norden erstreckte es sich bis an den Kirchenchor, von dessen Strebepfeilern hier einer in den Raum hineinragt. In der Nordwestecke tritt mit einer Biegung die an der Chorwand liegende geradläufige Treppe heraus. Am Südende sind im Giebel drei hochragende, mit Maßwerk geschmückte Spitzbogenfenster,*) die nicht nur die ehemaligen Querschnittabmessungen des Raumes bestimmen, sondern auch in Verbindung mit einem über dem Mittelfenster befindlichen kleinen Absatz an der Innenseite der Giebelwand andeuten, daß er weit in den Dachraum hineinreichte und seine Decke in gebrochener Form von den Dachflächen und einer Unterschalung der kleinen Kehlbalken gebildet wurde (Taf. 27, Ansicht u. Schnitt). Die Wände zeigen noch an verschiedenen Stellen Spuren von farbiger Malerei, einfache Muster kleinen Maßstabes und figürliche Darstellungen verschiedener Art, von denen noch ein Christophorus (am Nordende der Ostwand) und ein Turnier (an der Nordwand) zu erkennen sind.

Weniger klar ist die Anordnung und Zweckbestimmung der Erdgeschoßräume dieses Flügels (Taf. 25, Grundriß). Im Norden lag neben dem Chor zuerst ein kleiner Vorplatz mit den Zugängen zu jenem, der erwähnten Dormenttreppe und der südwärts anschließenden Sakristei. Nach dieser folgte gegen Süden der Kapitelsaal, der durch die würdige, streng symmetrische Anordnung eines Portals zwischen zwei Fenstern von kirchlichem Charakter an der Kreuzgangseite gekennzeichnet ist. Der nächste Raum war sowohl unmittelbar von außen wie vom Kreuzgang zugänglich und scheint nur als Durchgang gedient zn haben. Die drei letzten südlichen Fensterachsen gehörten einem einzigen größeren Raume an, der durch einen großen Kamin in seiner Nordwestecke heizbar war und am Südende, von wo er ausgiebiges Licht erhielt, die Reste von Gewölben zeigt (Taf. 27, Schnitt). Man darf in ihm wohl das Winterrefektorium der Mönche sehen. Es wird durch einen bedeckten hölzernen Gang mit der Küche verbunden gewesen sein, deren Rest getrennt davon im Abstand von einigen Metern in Form eines mächtigen Rauchfangs noch besteht. Dieses Winterrefektorium ist der einzige unterkellerte Raum im Kloster. Der mit Kreuzgewölben auf Gratstabrippen überwölbte Keller (Taf. 25, Grundriß) ist jetzt von außen an der Südwestecke, und im Innern vom Durchgang aus zugänglich. Zur Architektur des Ostflügels sei bemerkt, daß die Erdgeschoßfenster alle im Stichbogen geschlossen und von Spitzbogenblenden eingerahmt sind, wie sie der Giebel auf Tafel 27 zeigt. Am Hauptgesims, dessen ursprüngliche Fassung noch neben dem Glockenturm zu sehen ist, und am Südgiebel tritt noch das deutsche Band auf. Es dient hier zur Abtrennung der lebhaft

*) Abb. 65 zeigt ihren gegenwärtigen Zustand. Das Maßwerk ist in dem östlichen noch so weit erhalten, daß es für die Herstellung auf Taf. 27 (oben rechts) genügte.


Abb. 68. Paulikloster. Marienfigur im Kreuzgange.

gegliederten Giebelspitze und bezeichnet auch äußerlich die ehemalige Gestaltung der Dormentdecke.

Der Kreuzgang zeigt in seinen schmalen fensterförmigen Erdgeschoßöffnungen (Taf. 26 oben links), deren Kanten einfach gefast sind, zwar nicht mehr jenen urkräftigen Charakter älterer Anlagen, doch sind die Querschnittverhältnisse der Gänge wohl abgewogen und die Einzelheiten von vorgeschrittener Formgebung; insbesondere sind die Konsolen, auf denen die Rippen beiderseits ruhen, schon ganz im Geiste des späteren 14. Jahrh. geformt (Taf. 26 oben links).

Der Vorstoß des Kirchenbaus bis zur nordsüdlichen Mittellinie des Kreuzgartens gestattete auch die Klostergebäude bis dahin weiterzuführen. An der Kirchenseite entstanden drei Joch des zweigeschossigen Kreuzganges mit seinem eigenartig ausgebildeten oberen Gange (Taf. 26, Ansicht und Taf. 27, Schnitt), dessen zinnenartig endigende Fensterpfeiler die als Sturz dienenden Schwellen des Daches tragen. Er erhält die nötige innere Höhe durch das Dach, das möglichst herabgerückt werden mußte, um für die Kirchenfenster tunlichst an Höhe zu gewinnen. — Im Süden schloß sich an den Ostflügel zunächst eine Treppe, die den Verkehr von den Obergeschossen des Süd- und Westflügels nach dem Kreuzgang und Kirchenchor vermittelte. Der dann folgende langgestreckte Raum mit gerader Balkendecke auf zwei mittleren Holzstützen diente ohne Zweifel als Sommerrefektorium. Es stand unter jener Treppe hindurch mit der Winterrefektur und der Küche in Verbindung, außerdem aber mit dem Kreuzgang und gegen Süden mit dem Hof. Die Kreuzgangmauer zeigt gegenüber vom Refektorium zwei Maueransätze, die vielleicht auf die Planung eines Brunnenhauses zu

deuten sind (in Taf. 25 einpunktiert). Die Bestimmung des westwärts an die Refektur stoßenden kreuzgewölbten Raumes sowie auch des stark verbauten Obergeschosses ist nicht mehr mit Sicherheit anzugeben. Am Zusammenstoß dieses Flügels mit dem westlichen lag in der Flucht des letzten Kreuzgangzuges ein tonnengewölbter Durchgang nach dem Hofe.

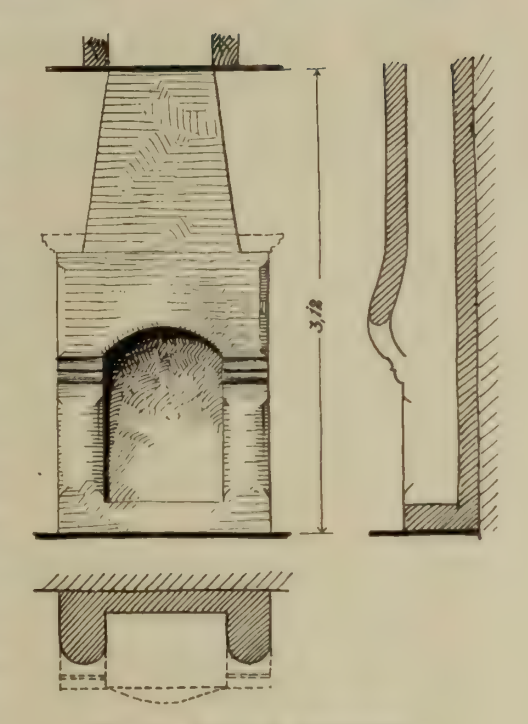


Abb. 69. Kamin im Pauliklosler.

Der ganze Westflügel scheint für Zwecke des Unterrichts in Anspruch genommen gewesen zu sein, den die Dominikaner mit Eifer pflegten. Beide Geschosse enthielten eine Anzahl gewölbter Hörsäle und Schulzimmer, unter denen sich besonders der dreiachsige Obergeschoßraum am Nordende über dem jetzigen Konfirmandensaal durch die eigenartige Gestaltung seiner Gewölbe (Taf. 26, Schnitt) auszeichnet. Der jetzt durch eine Zwischendecke geteilte hohe Raum neben dem Konfirmandensaal trägt an seiner Ostwand unter der Balkendecke in friesartiger Anordnung eine schwarz gemalte Inschrift aus spätgotischen Charakteren (Abb. 57). Es ist ein Spruch aus den Schriften des hl. Hieronymus, dessen Anfang und Ende durch die später eingezogenen Scheidewände verdeckt sind. Auch einige kunstlos mit Rosetten, Ranken, Sternen und Tupfen sowie kleinen Wappen nebst Löwen bemalte Balkendecken sind hier und darüber noch zu sehen, deren Ausstaffierung jedoch frühestens aus dem 16. Jahrh. herrührt. Die einstige Bestimmung auch dieser Räume ist zweifelhaft. Einige Backsteinkamine des Klosters von einfachstem, mittelalterlichem Charakter haben die in Abb. 69 skizzierte Form.

Die vom Ostflügel gegen Süden und von der Küche gegen Nordosten sich anschließenden Fachwerksgebäude (Taf. 25, Lageplan) gehören wohl nicht zum alten Bestande des Klosters, bilden aber mit dessen Resten eine reizvolle Baugruppe. Vom alten Kloster sind noch zwei freistehende Gebäude erhalten.

Während das mit dem Südflügel gleichlaufende, einst als Brauerei benutzte Gebäude (Abb. 70 und 71) an Giebel und Südseite nur noch geringe Reste seiner alten Architektur zeigt, ist das bedeutendere, im Westen der Kirche belegene im wesentlichen (als Spritzenhaus) erhalten. Es ist noch auf dem Plane der Stadt von 1722—1724 als Liberey (Bücherei) bezeichnet und daher das Gebäude, „darin die Libery gewest“, schon bevor es Kurfürst Joachim i. J. 1518 dem Lizentiat der Rechte Joh. Heyler „sampt den dreien Buden und Garten“ schenkte (Riedel IX, 301). Über seine Entstehungszeit

unterrichtet ein Brief des Lesemeisters und Priors des Klosters von 1497 an den Rat zu Zerbst, aus dem ersichtlich, daß die Brüder in diesem Jahre den Bau einer „liberie" und einer darunter befindlichen Kapelle zu Ehren der Mutter Gottes „mit Namen des Rosenkranzes" von Grund auf zu bauen begonnen hatten (Ernst Riedel in Jahresber. d. Hist. Ver. zu B. 1901, S. 93). Der vorhandene Bau ist tatsächlich zweigeschossig (Abb. 72 und 74) und seine späten Formen entsprechen jener Entstehungszeit. Ein tonnengewölbter Gang, der mit seinem Südende organisch verwachsen und mit ihm fast gleichzeitig entstanden ist, verband sein Obergeschoß, also die Bücherei über das hier befindliche Klostertor (Taf. 25 u. 26 sowie Abb. 74) hinweg mit dem des Kreuzganges. Beide Geschosse waren mit je drei Kreuzgewölben überdeckt, von denen jedoch nur die oberen noch erhalten sind. Die schönen Konsolen für die Birnstabrippen sind mit mannigfaltigem, kräftig modelliertem Blattwerk geschmückt (Abb. 73). Die Schlußsteine zeigen einen heraldischen Adler, das Brustbild Pauli und ein Wappen mit drei Palmbäumen, vielleicht das Wappen des 1494 (Riedel IX, 246) angeführten Priors Palmedach von St. Pauli. Die hochbusigen Gewölbe stützen sich auf die zum großen Teile nach innen gezogenen Strebepfeiler. Die dreiteiligen Fenster sind im Spitzbogen geschlossen und zierlich profiliert. Die westlichen Kapellenfenster, falls solche überhaupt vorhanden waren, sind, da das Gebäude jetzt als Spritzenhaus dient, durch die dafür nötigen großen Öffnungen verdrängt. Die Fenster sind überhaupt größtenteils entstellt, der Dachstuhl ist aber wohl erhalten.

Die übrigen Klostergebäude dienen seit 1565 als Pfründenhaus. Im Ostflügel wurde i. J. 1575 das St. Spiritushospital untergebracht, jetzt dient er als Armenhaus.

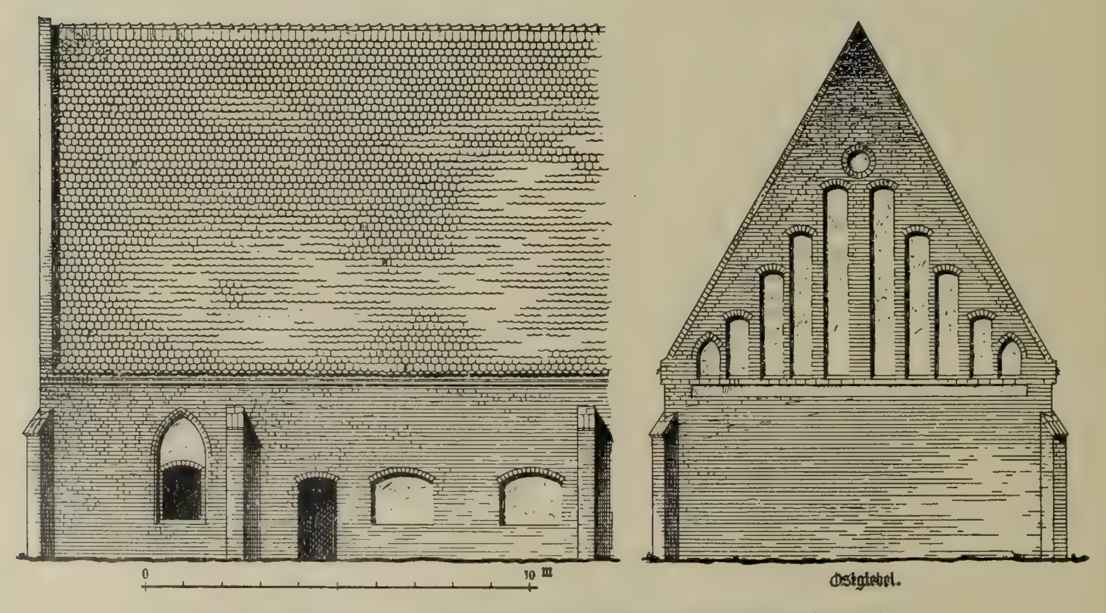


Abb. 70. Paulikloster. Westgiebel und Teilansicht der Klosterbrauerei.

Im Kreuzgange sind eine Anzahl Kunstgegenstände aufbewahrt und zwar:

Im Nordflügel an der Kirche:

Zwölf spätgotische bemalte Relieffiguren von 1 m Höhe auf Füllungsbrettern, Christus als ecce homo und die Apostel darstellend. Den Gestalten von Petrus und Paulus sind kleine Donatorenfiguren in der Dominikanertracht beigefügt, deren Köpfe abgeschlagen sind.

Grabstein des Christianus Theodorus Lehmann, „L. L. Candidatus et Practicus", † 1713. Die Inschrifttafel ist seitlich von schweren Barockschnörkeln begleitet und durch einen Segmentbogen und zwei Engel mit gesenkten Fackeln bekrönt. Das Wappen zeigt eine Taube mit dem Ölzweig. Der lateinischen Inschrift ist ein Zusatz des Inhalts beigefügt, daß die überlebenden Freunde des Verstorbenen nach dessen Willen mit dem Denkmal einen neuen Altar gestiftet haben (siehe Ostflügel). Grabstein des Bürgers, Brauers und Handelsmannes Eltzholtz († 1700) und seiner Gattin. Grabstein des Joh. Heuckenkamp und seiner zwei Ehefrauen († 1761). Steifes Rahmenwerk mit Rokoko-Ornament.

In einem besonderen Verschlag westlich vom Turm: Eine schön aufgebaute bemalte Taufe aus Kalkstein (Abb. 67) von 1,11 m Höhe und 1 m oberem Durchmesser aus dem Jahre 1565. Um den quadratischen Fuß sitzen auf halbkreisförmigen angelehnten Sockeln die aus gebranntem Ton hergestellten Figuren der Evangelisten mit ihren Symbolen und den Wappenschilden von vier Brandenburger Bürgermeistern, die indessen fast ganz zerstört sind (siehe die Namen in Bergau, S. 270). Die am Kessel angebrachten Wappen sind: Kurbrandenburg, Neustadt Brandenburg (in dem getürmten Tor steht ein Ritter, der einen Schild mit Adler vor sich hält), Thomas Mathias, Jacob Wins von Barke, Jorgen von Wutheno, Wichman Hake, Michael Hap v. Haparck, Hinrik von Stoppitz. Die Inschrift am unteren Rande des Kessels enthält in römischen Majuskeln die Namen der vier Evangelisten und die Jahreszahl 1565.

Die 1,80 m hohe, aus Holz geschnitzte und bemalte Figur der Maria mit dem Kinde als Himmelskönigin mit Krone und Strahlenglorie, eine gute handwerkliche Arbeit aus spätgotischer Zeit (Abb. 68).

Paulus mit Schwert und Buch aus Ton; das 1,08 m hohe, teilweise beschädigte Werk ist eine tüchtige Arbeit des 15. Jahrhunderts. Eine überlebensgroße Paulusfigur aus Holz ist in mehrere Stücke zertrümmert.

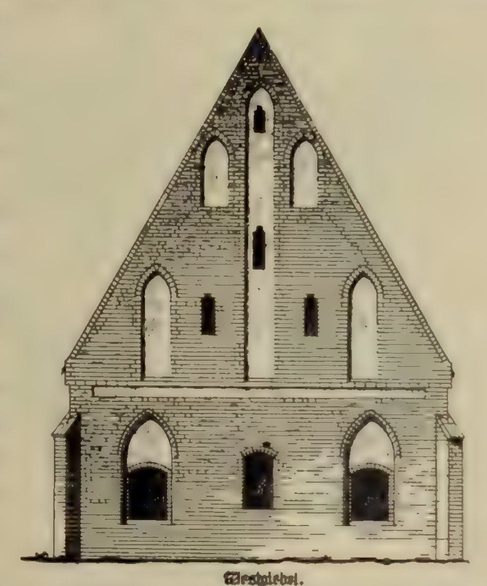


Abb. 71 Paulikloster. Ostgiebel der Klosterbrauerei.

Reste eines Barockaltars, vermutlich des früheren Hauptaltars von 1714 (vergl.

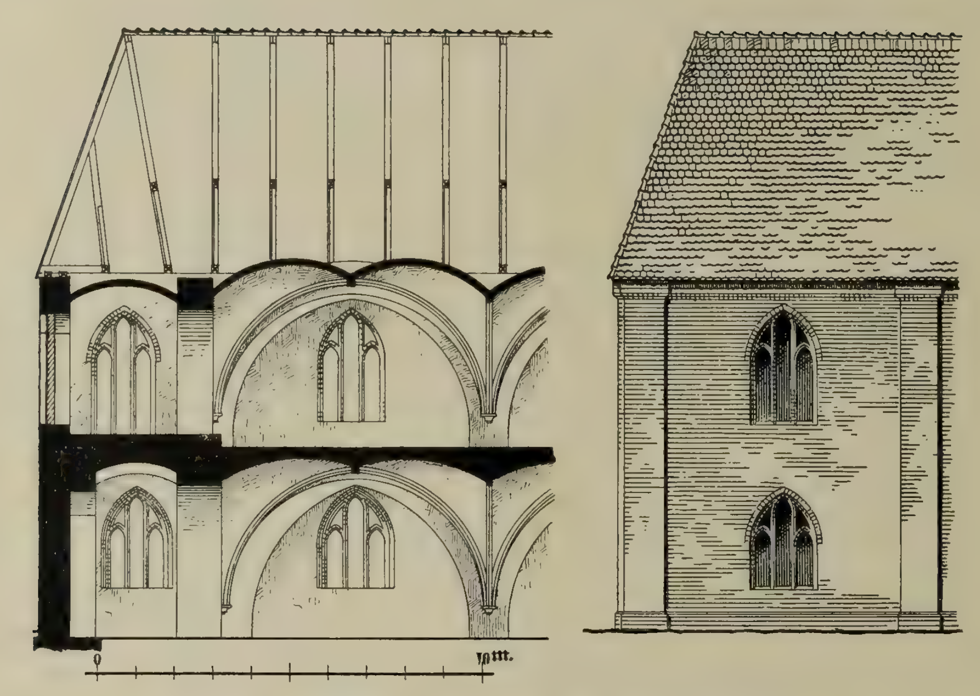


Abb. 72. Paulikloster. Längenschnitt und Teilansicht der Bücherei.



Abb. 73. Paulikloster. Konsolen in der Bücherei.

Gottschling, Beschreibung S. 90), beschädigte Engelfiguren aus Holz und Stein, geschnitztes Barockornament und Epitaphien, zwei barocke Architekturstücke aus Holz mit Pilastern und Ornamentbekrönung über dem Gebälk.

Im Ostflügel: Der Grabstein des Joh. Friedr. Stubenrauch († 1759) ist in bewegten Rokokolinien gehalten.

Ganz schlichter Grabstein des Mart. Rost († 1681).

Grabstein des Apothekers Aug. Joh. Büttner († 1787). Geschmackvoll aufgebautes, aber stark beschädigtes Rokokograbmal mit rot aufgemalter, unleserlicher Grabschrift. Architektonische, figürliche und ornamentale Reste eines großen hölzernen Barockaltars, der durch das Wappen (Taube mit Ölzweig) als die Stiftung des Theod. Lehmann bezeichnet ist (siehe die Inschrift an seinem Grabstein S. 117). Der Sockelteil enthält eine handwerkliche Darstellung des hl. Abendmahls. Das Hauptbild dazu, eine Auferstehung, befindet sich im südlichen Kreuzgange.

Einfaches Renaissance-Epitaph des Pastors Joachim Belicius († 1566) mit einem großen Bilde, das die Juden in der Wüste und die Aufrichtung der ehernen Schlange darstellt.

Abb. 74. Pauliklofter.
Querschnitt der Bucherei mit Ansicht des Klostereingangs.

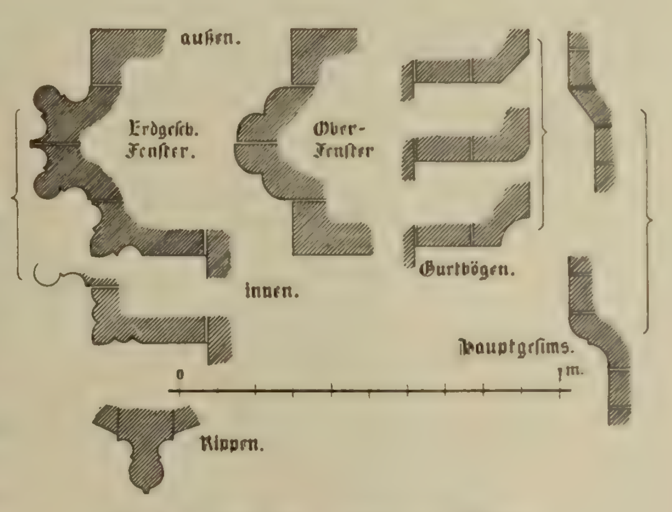


Abb. 75. Paulikloster. Profile der Bucherei.

Im Südflügel: Rokokograbmal der Frau Kath. Sophie Rettcher († 1752) mit drei beschädigten vollrunden allegorischen Figürchen.

Grabstein der Witwe des Andreas Fischer, Pfarrers von Päwesin, nebst ihrem Sohne Petr. Fischer († 1692).

Schlichter Grabstein der Doktoren des Rechtes Philipp Schöne und Conrad Heineken († 1762).

Barockes Grabmal des Kaufmanns Joh. Gebhardt († 1720) mit zwei kleinen allegorischen Figuren zur Seite und Putten auf der Verdachung.

Zwei große, stark verdorbene, kaum noch kenntliche Gemälde: eine Kreuzigung auf Holz in schlichtem viereckigen Rahmen aus dem 18. Jahrh. und ein jüngstes Gericht auf Leinwand mit barocker Umrahmung, von hellem Gesamtton, aber fast ganz verwischt.

Ein großer Kruzifixus (Triumphkreuz) des 15. Jahrh. mit den Evangelistenzeichen an den Kreuzenden.

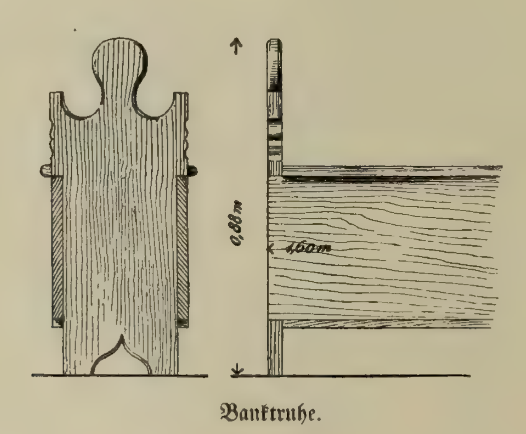
Im Westflügel: Grabstein des Abraham Buchholtz, Altmeisters des Tuchmachergewerkes († 1730).

Einfacher, aber hübscher Rokokograbstein der Gattin des vorigen († 1748).

Kleines Barockgrabmal für verschiedene Mitglieder der Familie Ziesler aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Grabstein in Form einer schlichten eingelassenen Tafel von Casp. Nic. Ballerstedt († 1765).

In dem Raume westlich von der Diele des Pfründenhauses (Südflügel) befindet sich eine einfache mittelalterliche Banktruhe (Abb. siehe unten) mit alten Büchern, sowie ein gutes kleines Ölgemälde (36×44 cm Querformat) aus niederländischer Schule, eine Fürstin mit drei Kindern darstellend, 17. Jahrh., und ein Ölbildnis einer Stiftsdame (?) von 1611.



Banktruhe.



Abb. 76. Schaubild der Marienkirche nebst Kloster, unter teilweiser Benutzung des Gemäldes am Trebawschen Epitaph in der Gotthardtkirche hergestellt.

St. Marienkirche.

Von den Bauwerken Brandenburgs, die zu Grunde gegangen sind, war das weitaus bedeutendste die Marienkirche auf dem Harlunger Berge.

Während bei den noch vorhandenen Baudenkmälern stets diese selbst als Hauptquelle, ja nicht selten als einzige sichere Grundlage für die Geschichte ihres Entstehens und ihrer Wandlungen anzusehen waren, ist die Darstellung hier infolge des Verlustes des Denkmals fast ausschließlich auf dessen Abbilder in Form von plastischen und eichnerischen Darstellungen aus der Zeit ihres Bestehens sowie auf das urkundliche und das literarische Quellenmaterial angewiesen.

In der Tat können die ganz geringen Grundmauerreste, welche neuerdings bei der Schaffung gärtnerischer Anlagen auf dem Berge zutage getreten sind, keine Aufschlüsse gewähren, so lange wir über den Standort der Kirche nicht genauer unterrichtet sind (siehe Kunstgeschichtliche Übersicht) und es noch fraglich ist, ob diese Reste der Kirche oder dem Kloster angehörten. So bleiben denn als einzige in Betracht kommende Reste, bei denen allerdings ebensowenig festzustellen ist, von welchem der Gebäude auf dem Berge sie herrühren, die auf der Höhe gefundenen wenigen Formsteine übrig, deren wissenschaftliche Ausbeutung weiterhin versucht werden soll.

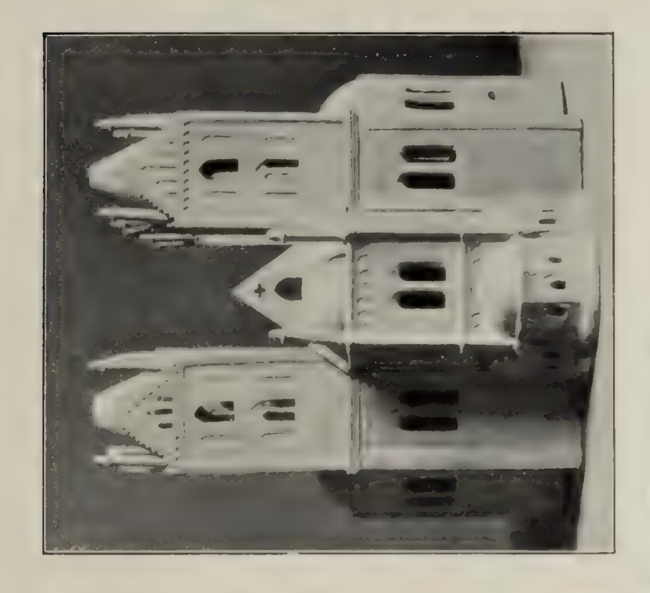
Die wertvollste Unterlage für unsere Kenntnis von der Marienkirche beruht auf den Aufnahmen, welche ein französischer Refügie und Freund von Leibnitz, Alphonse

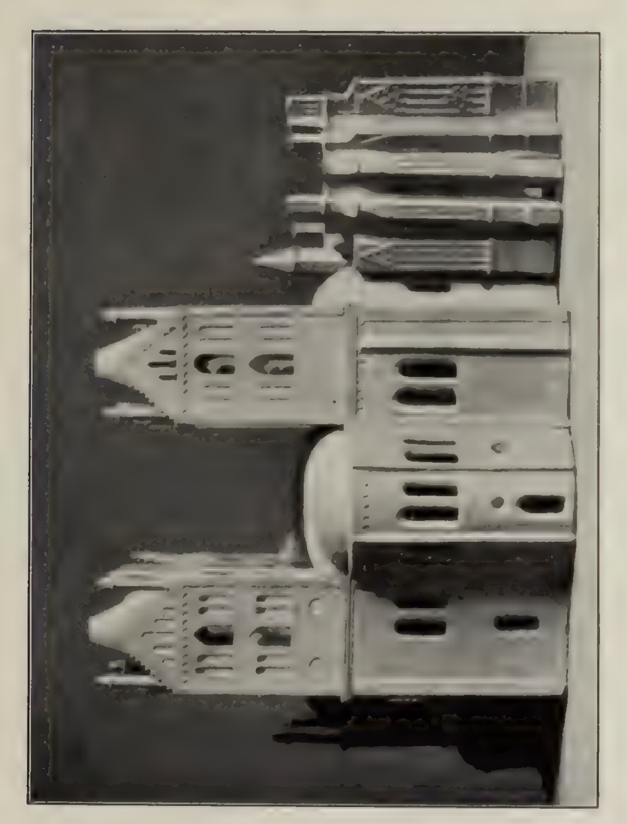
des Vignoles, der von 1706 bis 1712 in Brandenburg weilte und 1744 in Berlin starb, während seines Brandenburger Aufenthaltes anfertigte (Jahresber. d. Hist. Ver. zu B., 1894, S. IX). Nach diesen Aufnahmezeichnungen veröffentlichte i. J. 1752 der Rektor der Ritterakademie Chr. Heinß im Programm dieser Anstalt die Kupferstiche des Grundrisses im Maßstab 1:500 (Abb. 78) und eines „Prospectes" der Kirche von der Südseite (Abb. 79) nebst einem Texte, der zwar weit mehr bietet als die älteren Chronisten, aber trotz seiner weit ausgreifenden Länge noch manchen Wunsch nach genauer Beschreibung der Einzelheiten unerfüllt läßt. Außer den Kupferplatten zu den beiden angeführten Stichen besitzt die Bibliothek der vereinigten Städtischen Gymnasien noch 3 weitere Platten, die nebst jenen für eine von Heinß beabsichtigte Veröffentlichung über die Kirche bestimmt waren und demgemäß mit römischen Zahlen als Taf. I bis V bezeichnet sind. Taf. I gibt einen Plan der Stadt, in dem das Bauwerk im Gegensatz zu allen späteren Plänen noch verzeichnet ist. Zu dem auf Taf. II aus dem Programm von 1752 wiederholten Grundriß nebst „Prospect" fügt Taf. III noch den höchst wichtigen Längenschnitt (Abb. 77) hinzu. Die Tafeln IV u. V bringen noch zwei mit der Kirche in Beziehung stehende Gegenstände, den Schwanenorden und ein Triglafbild.

Wie auf dem „Prospect" und dem Längenschnitt nach A. des Vignoles ist die Kirche auch in zwei Modellen aus Holz und Pappe, von denen sich das eine (Taf. 31) im Antiquarium des Doms, das andere in der Sammlung des Hist. Vereins zu B. befindet,*) ohne Dächer dargestellt. Insofern treten noch einige Abbildungen der Kirche auf Stadtansichten ergänzend hinzu; unter ihnen besonders die älteste Abbildung der Altstadt von 1582 aus Garcaeus (Abb. 83) und das Temperagemälde des Th. Heren v. Emden am Epitaph des Hans Trebaw von 1586 in der Gotthardtkirche. Leider hat gerade der hier in Betracht kommende Teil des Bildes, wie es scheint durch übertriebenes Waschen, sehr an Deutlichkeit verloren. Andre bildliche Darstellungen, die noch vorhanden sind, bieten entweder nichts wesentliches oder sind spätere Arbeiten ohne Originalwert. Von ihnen mögen nur die folgenden noch erwähnt werden: Das Ölgemälde im Rathaus mit der Ansicht der Stadt um 1590; die Marienkirche erscheint darauf bereits mit zerstörten Turmspitzen, doch läßt die Darstellung in bezug auf Genauigkeit zu wünschen übrig. Das Ölgemälde im Dechaneigebäude des Domes aus dem Anfang des 17. Jahrh. gilt als Kopie des vorigen. Eine Zeichnung der Marienkirche nebst Grundriß im Paulikloster (siehe die Wiedergabe in Schillmann, Gesch. d. Stadt B., S. 140) ist 1740, also 18 Jahre nach dem Abbruch der Kirche angefertigt. Von einigen Zeichnungen ungleichen Wertes in der Bibliothek des Gymnasiums ist wenigstens der Grundriß erwähnenswert. Eine Zeichnung der Kirche wurde noch 1827 auf Grund des Heinßschen Programms von dem Steindrucker Wagner herausgegeben.

Gegenüber den Zeichnungen in den Heinßschen Schriften bietet die gesamte Literatur nur einen recht kärglichen Gewinn an Tatsächlichem.

*) Von den Modellen ist das im Dom befindliche das Original, welches sich i. J. 1817 noch in der „Berliner Kunstkammer" befand (vgl. Büsching, Reise durch einige Münster, S. 58).





Nord- und Ostseite der Marienkirche nach dem Modell im Dome.

Ältere Literatur.

Chronicon Brandenburgensis apud Mader in Antiquit. Brunswic., p. 274.

Georg Sabinus, De Brandenburgo, metropoli Marchiae 1552 gibt eine Beschreibung der Marienkirche.

Brotuffius, Genealogia u. Chronica des durchlauchten königlichen und fürstlichen Hauses der Fürsten zu Anhalt, 1556.

Zach. Garcaeus, Successiones familiarum et res gestae illustrissimorum Praesidum Marchiae Brandenburgensis ab anno 927 ad annum 1582, ed. Krause S. 178, 347 u. 348 Anmerk. dd.

Nic. Leutinger, Commentarii de Marchia S. 593 f. u. 1118, ed Küster. Derselbe, Topographia Prior Marchiae (1597), ed. Krause 1729, § 25, S. 8.

Casp. Praetorius, Epigrammatum liber tertius, Wittenberg 1606.

Joach. Fromme, Nomenclatura rerum Brandenburgi memorabilium, Brandenburg 1679.

Urkunde von 1723 im Knopf des Rathausturmes.

Casp. Gottschling, Beschreibung der Stadt Altbrandenburg 1732.

Chr. Heinß, Programm der Ritterakademie von 1752.

Bekmann in der ungedruckten Fortsetzung seiner „Märkischen Geschichte" im Geh. Staatsarchiv zu Berlin, Rep. 92 (Jahresber. d. Hist. Ver. zu B. 1891, S. 9).

Anekdoten, Sittengemälde und Traditionen aus der Preußischen und Branden burgischen Geschichte. Berlin 1790.

Büsching, Reise nach Rekahn (1775), S. 270—275.

Neuere Literatur.

Riedel, Codex diplomaticus VIII.

Heffter, Wegweiser S. 78.

Heffter, Geschichte der Stadt B., S. 389.

Jahresber. des Hist. Ver. zu B. I (1869), S. 44 f.

Piper im 29.—30. Jahresber. des Hist. Ver. zu B., S. 63—65.

Gebauer im 34.—35. Jahresber. des Hist. Ver. zu B., S. 55 f.

v. Stillfried-Rattonitz 1845, Der Schwanenorden, S. 2 Anmerk. 5 sowie die Taf. bei S. 20 u. S. 40.

Graf Stillfried u. S. Hänle, Das Buch vom Schwanenorden. 1881.

G. Sello in Forschungen z. Brand. Preuß. Gesch. V, 535 ff.

H. Krabbo in Forschungen z. Brand. Preuß. Gesch. XVII (1901), S. 1—20.

L. Schneider in Mitteil. d. Ver. f. d. Gesch. Potsdams II. 4, S. 1—16.

v. Minutoli, Denkmäler mittelalterlicher Kunst in den Brandenb. Marken 1836, Heft I.

Adler, Backsteinbau. Brandenburg S. 5—8, Taf. I u. II nebst Nachträgen.

Dohme, Gesch. der Deutschen Baukunst, S. 108.

Abb. 77. Längenschnitt der Marienkirche (Faksimile der Heinßschen Kupferplatte).

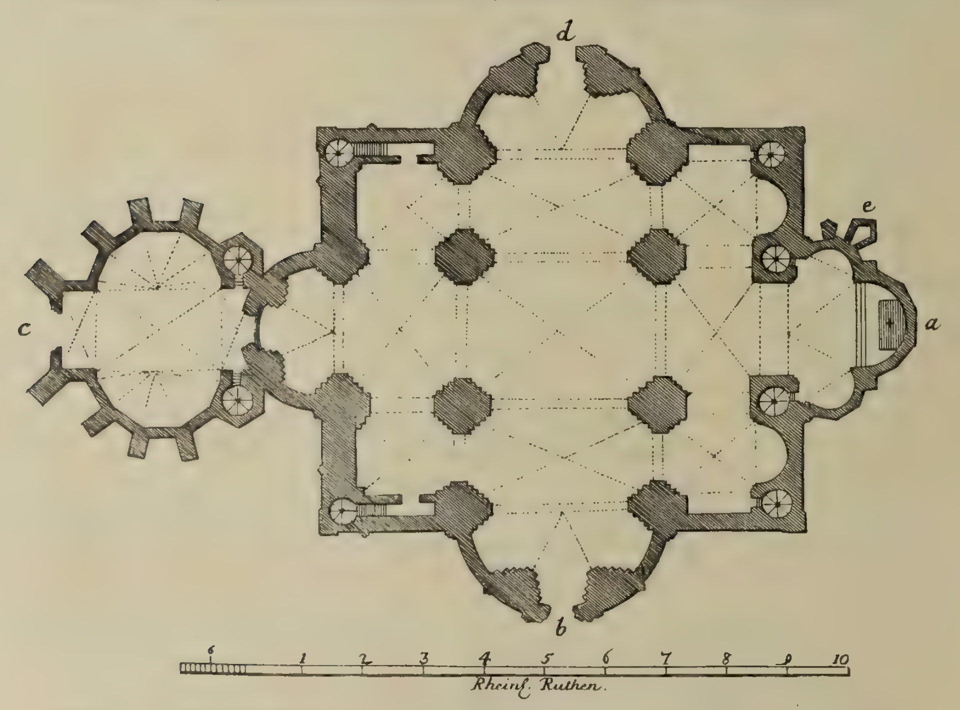


Abb. 78. Unterer Grundriß der Marienkirche (Faksimile der Heinßschen Kupferplatte).

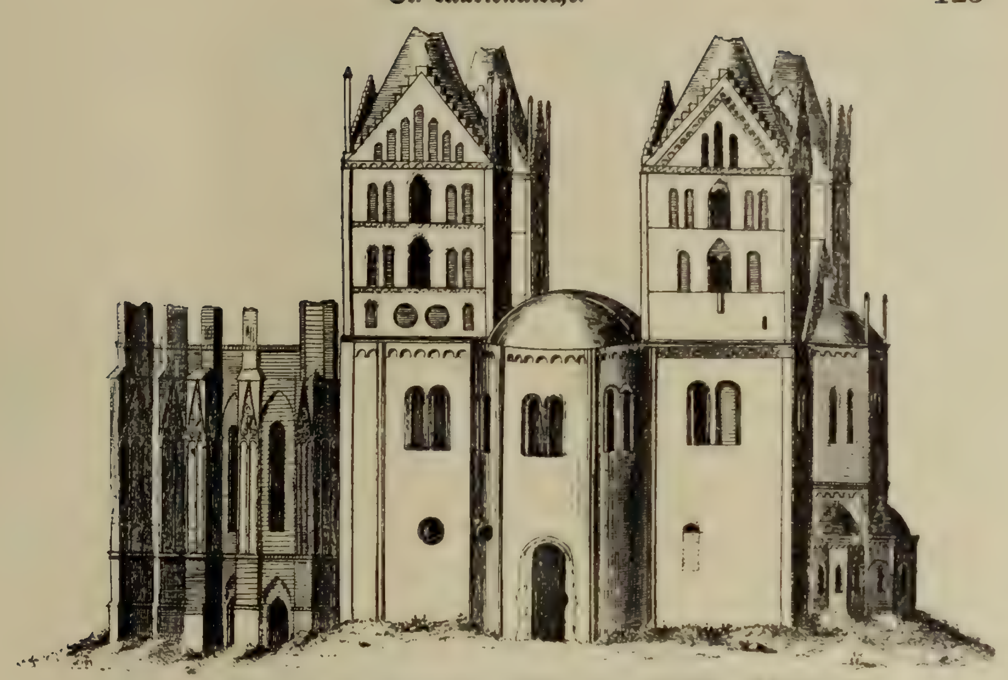


Abb. 79. Südansicht der Marienkirche (Faksimile der Heinßschen Kupferplatte).

Abb. 80. Emporengrundriß der Marienkirche
nach Adler (im Maßstabe der Grundrisse dieses Werkes 1 : 400).

Für die Geschichte des Bauwerks sind hauptsächlich die folgenden aus den obigen Quellen unmittelbar zu entnehmenden Nachrichten von Wert:

1136 wurde durch den zum Christentum bekehrten slavischen Fürsten Pribislav (Heinrich) auf dem Harlunger Berge vermutlich an Stelle eines Triglaftempels der Jungfrau Maria eine Kirche geweiht. Nach seinem Tode (1150) kam die Marienkirche erblich an die Markgrafen, die sie indessen bald dem Domkapitel überließen (Chronic. Brandenburg, vgl. Krabbo, Regesten I, 34).

1166 wird sie zuerst urkundlich als dessen Besitz bestätigt; weitere Bestätigungen folgen 1173, 1179, 1188, 1209, 1217, 1234 (Riedel VIII, S. 107 ff.).

1222 ist ein Neubau im Gange, für den Papst Honorius III. einen Ablaß gewährt (Urk. im Vatikan. Archiv).

1331 stiftet Bischof Ludwig v. Brandenburg Messen in der Marienkirche (Riedel IX, S. 29).

In der Folge stieg das Ansehen der Marienkirche. Zwar fanden darin nicht regelmäßig sonntägliche Gottesdienste statt, aber durch häufige Prozessionen und die Verehrung eines Marienbildes in der Kirche verbreitete sich ihr Ruf als Wallfahrtskirche weit durch das Land.

Etwa 1399 Anordnung des Gottesdienstes in der Marienkirche. Pfingstprozession „unserer Herren" auf den Berg (Riedel XI, S. 79).

Im 15. Jahrh. ließ der Besuch der Wallfahrtskirche erheblich nach.

1435 stiftete Friedrich I. von Hohenzollern deshalb ein besonderes Kapitel bei der Kirche mit täglichem Gottesdienste. Die zu diesem Zwecke errichteten Klostergebäude wurden mit Prämonstratensern besetzt, die verpflichtet wurden, Messen und die Mariengezeiten zu halten.

1440 stiftete Friedrich II. Eisenzahn die Brüderschaft „Unser Lieben Frauen Kettenträger" (nach ihrem Ordenszeichen meist Schwanenorden genannt) und ersah die Marienkirche für deren festliche Zusammenkünfte nebst gottesdienstlichen Feiern aus. Für diese ließ er an der Westseite der Kirche eine besondere, dem hl. Leonhardt geweihte Ordenskapelle errichten. Die Bedeutung der Kirche als Ordensheiligtum währte indessen nicht lange. Schon vor 1600 hatte sich der Besuch der Kirche auf wenige Tage im Jahre beschränkt.

1539 wurde das Stift auf dem Berge durch Joachim II. aufgehoben, infolgedessen der allmähliche Verfall der Stiftsgebäude begann.

1551 wurde die Kirche wieder dem Domkapitel übereignet. Im Laufe des 17. Jahrh. wurden die Klostergebäude vom Domkapitel nach und nach abgebrochen und die Steine für andere stiftische Gebäude, meist zu Ausbesserungen, verwertet. Auch die Kirche fing an zu verfallen.

1582 bewahrte sie noch ihre Dächer; um 1590 erscheinen die Turmspitzen zerstört und die Dächer beschädigt.

1722 ließ Friedrich Wilhelm I. trotz den Bitten und Gegenvorstellungen des Rates der Stadt die Kirche abbrechen, um die Steine für andere Gebäude zu verwenden.

1874 „bei Fundamentierung des jetzt an ihrer Stelle stehenden Kriegerdenkmals stieß man auf bedeutende Fundamentreste, hat es jedoch versäumt, dieselben systematisch vollständig aufzugraben" (Wernicke in Bergau, S. 272).

Von den Vorgängern der Marienkirche auf dem Berge käme in erster Linie eine etwaige Gründung Pribislav-Heinrichs in Frage. Wenn die Marienkirche i. J. 1440 vom Stifter des Schwanenordens als eine Schöpfung dieses Wendenfürsten bezeichnet worden ist, so ist einer solchen Äußerung gelegentlich einer derartigen Handlung kaum ein wissenschaftlicher Wert beizumessen. Für den damals vorhandenen, im 18. Jahrh. abgebrochenen Bau trifft sie nicht zu, da er erst etwa 70 Jahre nach Pribislavs Tode errichtet worden ist. In ihrem Sinne berichtet von den älteren Chronisten nur der schon von seinen Zeitgenossen als unzuverlässig gekennzeichnete (vgl. Küster, Bibl. Hist. B., S. 306) Brotuff im Register am Schlusse seiner Genealogia u. Chronica etc. Demgegenüber nennen Sabinus (De Brandenburgo, metropoli Marchiae 1552), Zach. Garcaeus (Successiones, Ausg. von Krause S. 317) und Leutinger (De Marchia Brandenburgensi S. 599) König Heinrich den Vogler als den Gründer der Kirche auf dem Berge, ja es war dies im 16. Jahrh. die allgemeine Ansicht, der auch Praetorius in seinem Gedichte beitritt (Jahresber. d. Hist. Ver. zu B. 1898, S. 65). Heffter (Gesch. d. Stadt B., S. 33) bezeichnet Kaiser Otto I. als wahrscheinlichen Erbauer der Kirche. Adler (a. a. O. S. 5) stützt sich auf den bedenklichen Gewährsmann Brotuff und schreibt sie dem Pribislav als dessen Familiengruftkirche zu; auch in seinem Nachtrag S. 118 hält er daran fest. Über die angeblichen Fürstengräber der Marienkirche siehe Sello (Brand. preuß. Forsch. 1892 S. [537] Anmerk. 2) und Rasmus (in Jahresber. d. Hist. Ver. zu B. 1896, S. 66).

Die uns in Aufnahmen und Beschreibungen vorliegende, im 18. Jahrh. abgebrochene Marienkirche bestand nach dieser geschichtlichen Unterlage aus zwei scharf gesonderten und zeitlich weit auseinander liegenden Teilen, dem der ersten Hälfte des 13. Jahrh. angehörenden eigentlichen Kirchenbau und der später im Westen hinzugefügten Kapelle des Schwanenordens. Die Vermutung, daß die Kirche aus dem Umbau einer älteren entstanden sei, ist aus den vorliegenden Darstellungen nicht herzuleiten; selbst die Benutzung alter Grundmauerreste ist zweifelhaft (vergl. Anmerk. *) auf S. 128).

Erste Bauzeit. Der Grundriß der Wallfahrtskirche (Abb. 78) war nach der Form eines griechischen Kreuzes angelegt, dessen Arme in Apsiden von der vollen Höhe der Kirche endigten. In den einspringenden Ecken standen vier annähernd quadratische Türme, deren Inneres zum Kirchenraum hinzugezogen war. Das durch die vier äußeren Turmecken bezeichnete Viereck war kein genaues Quadrat, sondern ein von Westen nach Osten gestrecktes Rechteck im Verhältnis von 5 : 6, wodurch eine Ostung ausgesprochen war und die Kirche aufhörte, ein reiner Zentralbau zu sein. Dieser Maßunterschied war hauptsächlich in das Querschiff verlegt worden und hatte zur Folge, daß die Vierung zu einem Rechteck wurde, das der Richtung des

Ganzen folgte.*) Überdies wurde dadurch das Maß der Halbkreisapsiden, in denen das Querschiff im Süden u. Norden endigte (Abb. 78 bei b u. d), gegenüber den beiden Apsiden, die in der Längsachse zwischen den Türmen hervortraten, wesentlich gesteigert, ja das Querschiff erhielt auf diese Weise die freieste und bedeutendste Raumwirkung des ganzen Kircheninnern. Die Richtung der Kirche nach der linea sacra, die nach Gottschling (S. 37) und dem kleinen Plane in Heinß' Kupfertafeln tatsächlich beobachtet war, kam indessen nicht nur durch jene Streckung des Grundrisses zum Ausdruck. Vielmehr war die Ausbildung der ganzen Ostseite eine von den anderen völlig abweichende und höchst eigentümliche. Auch mit ihr wurde der Gedanke der reinen Zentralanlage verlassen und dem der Langhauskirche insofern gefolgt, als auch die Seitenschiffe in kleinen Apsiden endigten. Sie waren in der Stärke der Ostmauer ausgespart, die deswegen erheblich stärker angelegt war als die westliche.**) Die Hauptapsis (Abb. 78 bei a), die im Äußeren durch ihre abweichende Gestaltung den hauptsächlichsten Ausdruck der Ostung bildete, war im Grundriß außen nach dem halben Sechseck gebildet. An dessen drei Seiten lehnten sich ebensoviele kleinere, niedrige Apsidiolen, von denen die mittlere wiederum etwas umfangreicher als die seitlichen war. Alle drei waren innen halbkreisförmig, außen vieleckig gestaltet. Lagen die Gründe für die Ausbildung des Gegenstückes dieses Chores im Westen nur in der Herstellung des Gleichgewichts bezw. in der Absicht, doch einen tunlichst regelmäßigen Zentralbau zu schaffen, so wurde die eigentümliche Ausgestaltung der Hauptapsis offenbar durch ganz besondere Erfordernisse des kirchlichen Ritus bestimmt. Ohne ihre Gesamtabmessungen übermäßig steigern zu müssen, wurde unten der für die Feier des Hochamtes besonders wertvolle Raum um den Hauptaltar durch die Dreikonchenanlage bedeutend erweitert und den Einzelbedürfnissen entsprechend gegliedert, insofern die Seitenkonchen für eine schickliche etwas versteckte Unterbringung von Kredenz und Piszina sehr geeignete Plätze boten.***)

---

*) Adler (Nachtrag S. 118) hält es für wahrscheinlich, daß die Rechteckform der Vierung auf alte Grundmauern der von ihm angenommenen Pribislavkirche zurückzuführen sei. Indessen besaß nicht die Vierung allein diese Streckung, sondern auch das Grundviereck der Umfassungsmauern. Auch hätte sich bei dem vorzüglichen lehmigen Baugrunde eine so folgenschwere Unterordnung des Planes höchstens für die Umfassungsmauern, kaum aber für die Vierungspfeiler allein gelohnt. Überdies ist aber der Plan der Kirche in seinen Einzelzügen so fein durchgearbeitet und diese so fest zu einem in sich harmonischen Gefüge zusammengesetzt gewesen, daß dessen gewaltsame Störung wegen einiger alter Grundmauerreste oder seine Entstehung aus so zufälliger Grundlage nicht annehmbar erscheint. Wenn, wie Adler hervorhebt, in den Schiffsweiten der St. Gotthardtkirche zu B., sowie der Kirchen zu Jerichow und Lehnin eine annähernde Übereinstimmnng vorliegt, so kann sie höchstens auf gleiche Wünsche in bezug auf die angestrebten Wirkungen des Maßstabs oder etwa auf gewisse feststehende Grundzüge in den gottesdienstlichen Gebräuchen zurückzuführen sein. Beides würde aber seinen Einfluß auf die Marienkirche des 13. Jahrh. unmittelbar und nicht erst durch das Zwischenglied einer etwaigen Pribislavkirche geltend gemacht haben.

**) Um die Symmetrie des Äußeren nicht zu stören, wurde die Ostmauer auf Kosten des Innenraumes verstärkt, wodurch die östlichen Seitenschiffjoche fast genau quadratisch wurden.

***) Durch diese Zweckbestimmung erklärt sich wohl am zwanglosesten das „fünfeckige Behältnis neben dem Altar außerhalb gegen Mitternacht", von welchem Heinß (Programm von 1750) berichtet und in dem er den Ort der Verehrung des Triglafgötzen vermutet (siehe den Grundriß Abb. 78 bei e).

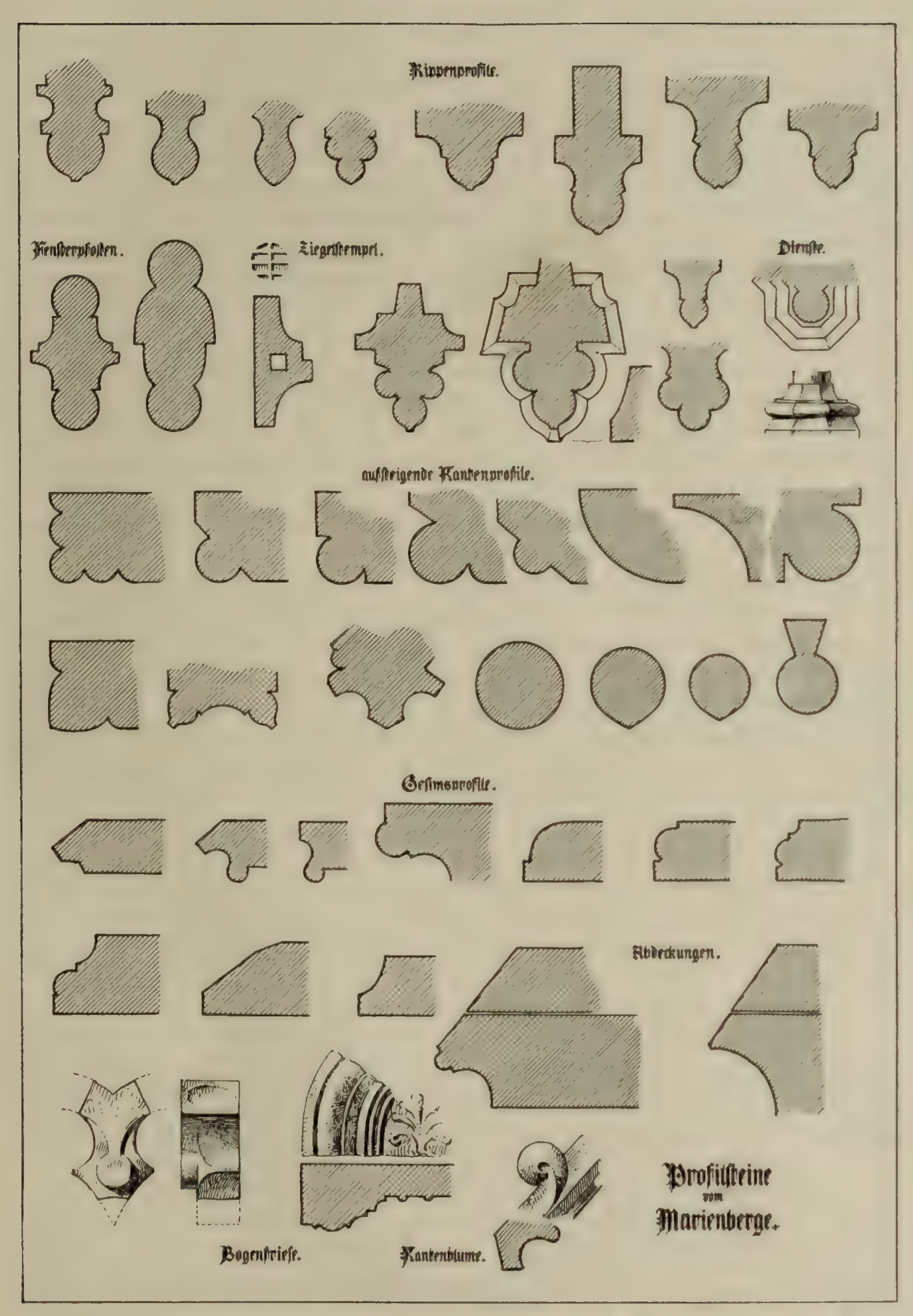


Abb. 81. Auf dem Marienberge gefundene Formsteine, die teils im Erdgeschoßraume des Kriegerdenkmals, teils im Steintorturme aufbewahrt werden (Maßstab 1 : 10).

Die schräge Stellung dieser Seitenkonchen, bezw. die ihrer Gruppierung zugrunde liegende Sechseckform der Hauptapside ergab bei deren Anschluß an das Grundviereck der Kirche zwei bequeme und für die Gemeinde verdeckte Zugänge zu Wendeltreppen, deren die Kirche außerdem noch weitere in ihren vier Ecken besaß.*)

Alle diese Treppen führten zu einer ausgedehnten Emporenanlage, durch welche nicht nur die vier Türme, sondern überdies noch der ganze östliche Kreuzarm samt der Apsis zweigeschossig wurden, so daß schließlich nur das Querschiff und der westliche Kreuzarm die ungeteilte Höhe des Innern behielten (siehe die getönten Flächen in Abb. 80). Die Kirche erhielt dadurch fast das Ansehen einer Doppelkapelle. Dementsprechend war im Oberstock der Hauptapsis ein zweiter Hauptaltar aufgestellt und die Bogengänge, welche die Emporen in den anderen Konchen miteinander verbanden, waren deshalb gegen die Osttürme abgeschlossen (Fromme-Gottschling, S. 167).

So entstand hier im Osten ein ausgedehnter Hochchor quer durch die ganze Breite der Kirche, eine Oberkirche, die sich vor dem querliegenden Hauptraume der Kirche ausbreitete. Vor ihrem „Portikus", also an der Stelle, wo sonst der Laienaltar zu stehen pflegte, wurde den Gläubigen an besonderen hohen Festtagen das anbetungswürdige Bild der Gottesmutter gezeigt, welchem die weitberühmten Wallfahrten galten.**)

Die Kirche war in allen Teilen gewölbt und von ausgezeichneter Konstruktion. Völlig frei vom gebundenen romanischen Systeme ergaben sich in den Seitenschiffen der Hallenanlage ziemlich gestreckte Gewölbefelder. Äußere Strebepfeiler fehlten. Der Schub der hohen Gewölbe wurde in äußerst geschickter Weise durch die starken inneren Pfeiler, durch die hervorragende Standfestigkeit der Apsiden, durch die Verdoppelung und Versteifung ihrer Außenwände mittelst der gewölbten Emporengänge und schließlich durch die starke Belastung der Ecken mittels der Türme aufgehoben. Fast überall, mit alleiniger Ausnahme der Westseite, waren die Mauern verhältnismäßig dünn, bezw. in dünne Abschlußwände und stützende Wandpfeiler zerlegt, so daß man versucht ist, schon in so früher Zeit von eingezogenen Strebepfeilern zu sprechen.

Die Räume innerhalb des Rechtecks waren wie die unter den Emporen mit Kreuzgewölben auf Rippen überdeckt, die Apsiden mit rippenbesetzten Kuppeln. Alle Gurt- und Arkadenbögen waren rund mit alleiniger Ausnahme der schmalen Emporen-

*) Über die Treppen der Kirche siehe Garcaeus Success., S. 348, Anmerk.

**) Die „imago beatae Mariae", welche am Feste von Mariä Geburt, am Mathäus- und darauf folgenden Mauritiustage und zu Michaelis „ante porticum" aufgestellt zu werden pflegte, wird 1355 in einer Urkunde genannt (Sello in Forsch. z. Brand.-Preuß. Gesch. V, S. [537], Altbrandenburgische Miszellen VII). — Leutinger, Topogr. Prior March. § 25 S. 8 bezeichnet die Marienkirche als „delubrum Marianum, fornicibus concameratis duplicatis cum cryptoporticu". Unter diesem „cryptoporticu" ist ohne Zweifel der Raum unter den Emporen, im besonderen die Unterkirche im Osten zu verstehen. Damit erklärt sich auch die dedicatio cryptae, die Sello (a. a. O.) so merkwürdig findet, ganz ungezwungen als die Altarweihe der Unterkirche. Diese hatte von der Vorderseite „Portikus" bis zum Platze des Altars eine Tiefe von etwa 15 m und verdiente daher wohl den Namen einer Krypta, wenn man bedenkt, daß im Mittelalter keineswegs nur unterirdische Räume diese Bezeichnung erhielten. In den Statuten des Schwanenordens wird dieser Altar „altare communionis" genannt.

gänge in den Apsiden, die von Spitzbogen getragen wurden. Die Ausbildung der Innenarchitektur erinnert, wie schon Adler in seinem Nachtrage bemerkt, an die der Liebfrauenkirche zu Magdeburg nach ihrem Umbau in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Schon im Sinne der beginnenden Gotik ist die bündelartige Gliederung der hochstrebenden Innenpfeiler durchgeführt, deren genaue Profile aus dem Heinßschen Grundriß leider nicht zu ersehen sind. Doch zeigt dessen Längsschnitt wenigstens deutlich, daß die hochgehenden Dienste der oberen Gewölbe frei aufschossen, ohne von den Kapitellen unter den Emporen umgürtet zu werden. Die Brüstungen der Emporen waren mit zierlichem Bogenfries (vielleicht dem in Abb. 81 links unten wiedergegebenen) und einem Reliefplattenfries darüber umsäumt.

Dem ganzen System der inneren Raumgliederung entsprechend waren die Lichtöffnungen in zwei Gaden angeordnet. Die Fenster des oberen fügten sich wie bei den gewölbten Basiliken organisch dem Gewölbesystem ein und standen dementsprechend durchweg zu je zweien gepaart, ohne jedoch unter einem Umfassungsbogen gekuppelt zu sein. Die Öffnungen waren wegen der lichtsperrenden Emporen reichlich bemessen. Jeder Kappe entsprach ein Fensterpaar. Um so eher konnte man den Untergaden auf die kleinen Spitzbogenfenster der Hauptchorapsidiolen und zwei einzelne Rundbogenfenster an der Nord- und Südseite der Osttürme beschränken. Zu diesen kamen nur noch wenige kleine Rund- und Vierpaßfenster, so daß die Außenmauern unten einen ziemlich geschlossenen Charakter bewahrten.

Ebenso schlicht wie die Fenstergewände scheint die Ausbildung der Portale gewesen zu sein. Etwas widernatürlich ist ihre Anordnung inmitten der Nord- und Südapsis. Die Apsidenform, welche ihrem inneren Wesen nach vorzüglich zum hinteren Abschluß der Räume geeignet ist, tritt durch ihre äußerlich konvexe Grundform mit dem Gedanken der Zugänglichkeit in unschönen Widerspruch. Die Westnische des Aachener Münsters wie die großen Kathedralportale laden durch die tiefe Höhlung ihrer Gewände zum Eintritt ein. Nichtsdestoweniger muß anerkannt werden, daß die Portale der Marienkirche besonders für den Ein- und Austritt der Prozessionen sehr günstig lagen. Eines von ihnen wird in dem Gedichte des Prätorius von der Marienkirche als „Porta coeli“ angeführt.

Die äußere Gliederung der Umfassungsmauern beschränkte sich in anbetracht der hohen Lage des Bauwerks und seines reichen Aufbaus mit richtigem Takte auf wenige bescheidene Verstärkungsformen: schlichte flache Kantenstreifen an den Turmecken und zierlicher profilierte schmale Lisenen an den Apsiden. Die in der Anordnung des Grundrisses begründete unsymmetrische Lage der Fenster in den Westtürmen verführte den Meister zu dem Versuch, diese durch solche schmalen Lisenen auszugleichen (Abb. 78 und 79 sowie Taf. 31). Er fiel wenig glücklich aus und führte nur zu neuen Widersprüchen gegen die Ausbildung der oberen Turmteile.

Diese lösten sich über dem Hauptgesims der Kirche von deren Masse ab. Der Rundbogenfries des Gesimses umzog auch die westlichen Türme, während er an den östlichen durch einen verzierten Plattenfries ersetzt war. Wenn irgendwo, so darf am ehesten an dieser Stelle eine Unterbrechung des Baues angenommen werden. Indessen

war der im Wechsel zwischen Rund- und Spitzbogen, zwischen Bogen- und Plattenfriesen spielende Stilcharakter des Übergangs im ganzen Bau so gleichartig durchgeführt, daß an eine langanhaltende Unterbrechung in anbetracht der gerade damals (im zutreffenden Falle also um 1222) sich meist so rasch vollziehenden Entwickelung der Stilformen kaum gedacht werden kann. Immerhin ist zu beachten, daß die Ecklisenen der Türme von hier an schmaler, ja diese überhaupt anscheinend ein wenig eingezogen wurden. Vor allem aber begann entgegen dem schlichten Ernst der Unterteile an den freien Türmen ein reiches Spiel von Blenden verschiedener Gestalt und Größe mit mannigfaltigen Bogenformen. Außerdem trennten Relieffriese vielfach die Flächen der Stockwerke. Die Vorliebe der Übergangzeit für zierliche spielende Formen zeigte sich schließlich in den hüpfenden Kantenlinien der Turmgiebel sowie den schlanken runden Zierpfeilerchen, auf den Ecken der Türme und der Ostapsis. Bis zu welcher Zeit die runden Steinhelme, welche die Zeichnungen der Heinßschen Kupfer und die Modelle zeigen, von hölzernen umbaut waren, bleibt zweifelhaft. Mehrere der Chronisten berichten von vergoldeten Kugeln auf den Turmspitzen.*) Über den Gewölben der Kirche erhoben sich die Dächer derart, wie sie das Gemälde des Trebawschen Epitaphs (Abb. 76) und die farbige Zeichnung im Garcaeus (Abb. 83) noch deutlich erkennen lassen.

In bezug auf die Einzelformen und Zierate des Bauwerks lassen uns die alten Zeichnungen und noch mehr die Modelle im Stich. Selbst aus der in Abb. 81 wiedergegebenen Sammlung von Formsteinen ist nur wenig sicheres zu gewinnen, da diese Steine offenbar nicht nur von der Kirche selbst, sondern auch von der Schwanenordenskapelle, ja vermutlich auch von den Klostergebäuden herrühren. Der Kirche dürften am ehesten die Reste von zwei verschiedenen Arten von Bogenfriesen zuzuschreiben sein, wovon der ganz eigenartige, spitz beginnende zierliche Kleeblattbogenfries ohne Konsolen wohl dem Kircheninnern entstammt und vielleicht den Rand der Emporenbrüstungen schmückte. Der andere, ein einfacher Rundbogenfries von breitem aber zierlich gegliedertem Profil erinnert in seiner backsteinfremden, mehr dem Terrakottastil zuneigenden Gliederung an den der Westteile der Klosterkirche zu Lehnin (erste Hälfte des 13. Jahrh.). Ein plastisches palmettenartiges Ornament in seinem Grunde ist nur noch in undeutlichen Spuren erhalten. Von den übrigen Gliederungen dürften die mit breiten abgerundeten Ecken, mit kräftigen Rundstäben und eigenartig zusammengesetzten Stabbündeln den Bauteilen des 13. Jahrh. angehören.

Doch alle diese Einzelheiten treten zurück gegen den reichen, strengen und doch malerischen Aufbau der Bergkirche, wie gegen die eigenartige Ausgestaltung des Innenraumes.

---

*) Nach den Darstellungen der Turmgiebel in den geometrischen Zeichnungen und perspektivischen Abbildungen ist es nicht wahrscheinlich, daß die Türme nach ursprünglicher Absicht etwa nur in steinernen Kegelhelmen geendigt hätten. In diesem Falle dürften die Giebel nicht lediglich in einfachen Mauern bestehen, wie sie überall dargestellt sind, sondern müßten hinter sich steinerne Satteldachkörper haben, die mit dem Steinkegel des Helmes verwachsen müßten. Aus diesem Grunde sind die Türme in dem Herstellungsversuch der Abb. 76 mit Holzdächern dargestellt.

Der Grundgedanke, die allgemeine Anlage wie der Aufbau der Marienkirche wirken überraschend und zwingen zur Bewunderung. Ein so eigenartiges und bedeutsames Bauwerk schien von jeher nicht bodenständig aus der brandenburgischen Kunst erwachsen zu sein. Man suchte seit langer Zeit schon nach den Vorbildern, die hier nachgeahmt, aus denen wenigstens die leitenden Gedanken geschöpft wären. Den märkischen Geschichtsschreibern des 16. Jahrh. schien der griechische Osten die treffendsten Vergleiche zu bieten. Schon Sabinus nennt die Kirche i. J. 1552 „aedificatum ad similitudinem Graecorum templorum" und ganz ähnlich urteilen Garcaeus und Leutinger.

Auch die neuere Kunstforschung folgte jenen über Wesensverwandtschaft in der Baukunst noch in unkritischen Anschauungen befangenen Chronisten auf der Suche nach verwandtschaftlichen Beziehungen; leider z. T. nicht mit Glück.

Es ist in der kunstgeschichtlichen Einleitung versucht, einige von den Fäden, die das schöne Werk mit der Baukunst seiner und der früheren Zeit verweben, zu verfolgen. Hier aber darf nicht unterlassen werden, noch die von anderer Seite betonte Verwandtschaft unserer Kirche mit der vor 1180 erbauten ganz schmucklosen Liebfrauenkirche zu Kallundborg von künftigen Vergleichen auszuschließen. In der Tat bietet jener nordische Backsteinbau doch nur die recht oberflächliche Ähnlichkeit, daß er wie unsere Marienkirche vier im Geviert stehende Türme besitzt.

Für eine Verwandtschaft der Marienkirche mit der Kallundborger Kirche (vgl. Mitteil. d. K. K. Zentral-Kommission IX, 1864, I—III, ferner W. Lorenzen in: Revue de l'art chrétien 1907, 3me livr. p. 145—155, und Seesselberg, Die frühmittelalterl. Kunst d. germ. Völker, S. 88) treten ein: Otte in Gesch. d. roman. Bauk. S. 634 und Wernicke in Otte, Handbuch der kirchl. Kunstarchäologie II, S. 17, wo geradezu „eine sehr große Übereinstimmung" zwischen beiden Kirchen behauptet wird. Von den gewaltigen Unterschieden zwischen ihnen sei hier nur hervorgehoben, daß die in Kreuzform stehenden (übrigens achteckigen!) Türme der Kallundborger Kirche gar nicht im Grundviereck, sondern auf den Enden der weitausgereckten Kreuzflügel stehen und ihnen die konstruktive Bedeutung fehlt, welche die Brandenburger durch die so wichtige Belastung jener Ecken besitzen. Gegenüber dem an unserer Kirche so wohl durchdachten, standsicheren Aufbau leidet dort gerade die Vierung durch die übermäßige Belastung ihrer nur auf vier dünnen Säulen ruhenden Bögen durch einen fünften mittleren Turm (den die Brandenburger Kirche nie besessen hat!) an schweren Mängeln. Neben diesem das innerste Wesen des Aufbaus treffenden Unterschiede erweist sich die gesamte Gliederung und Durchbildung des Innenraumes als eine völlig andere, da die Zweigeschossigkeit fehlt und die Verhältnisse gänzlich andere sind, von den Stilformen im Einzelnen ganz zu schweigen. Zuletzt, doch nicht zum wenigsten besteht eine Verschiedenheit in den völlig abweichenden Zwecken der die äußere Erscheinung beherrschenden Türme. Dort machten sie mit ihren Zinnen die Kirche zu einem drohenden, den Meeresstrand vor räuberischen Einfällen schützenden Wehrbau, hier dienten sie dem Bauwerk selbst zur konstruktiven Sicherung und überragten die Kirche mit ihren vergoldeten Spitzen allein zur Ehre Gottes; der Wehrkirche steht die Wallfahrtskirche gegenüber.

Gerade in bezug auf die Anlage in Grundriß und Aufbau war die Marienkirche ein Werk von starker Ursprünglichkeit und mit einer für die Schaffensweise des Mittelalters wunderbaren Freiheit der künstlerischen Gestaltung entworfen. Es stand da als das harmonische Ergebnis inniger Anpassung an seine freie Lage auf Bergeshöhe, an den dem Berge selbst entnommenen Baustoff des Backsteins und an den Zweck, den es als Wallfahrtskirche zu erfüllen hatte: ein weithin sichtbarer, turmreicher Aufbau, nach allen Seiten hin gleichmäßig abgestuft und abgerundet entwuchs er dem ihn emporhebenden Boden, krönte er den Berg, der ihn trug, und vollendete gleichsam das Werk der Natur durch die mächtige Steigerung ihrer Schönheit. Unzertrennlich davon ruhte in ihm unerschütterliche Standfestigkeit, die Kraft des Widerstandes gegen den Ansturm der Elemente. Die wuchtigen, schwer lastenden Massen seiner Türme drängten sich dicht aneinander, umstanden rings den zu schützenden Bau und trotzten, eng mit ihm verbunden, der Macht der Stürme, die ihn umbrausten. Seine allgemeine äußere Erscheinung stellte sich als ausgesprochener Zentralbau einer Denkmalskirche dar, das Innere aber enthüllte sich bei eingehender Betrachtung als ein wohldurchdachter vermittelnder Ausgleich, dessen fein abgewogene Einzelzüge nur als Erfüllung eines scharf vorgezeichneten Programms zu verstehen sind.

Über die besonderen Vorschriften und Anforderungen bei der Planung frühmittelalterlicher Wallfahrtskirchen sind wir freilich noch nicht genügend unterrichtet, doch besitzt — um zunächst im Lande zu bleiben — die Mark in dem Städtchen Wilsnack denjenigen Ort, an den am Ende des 14. Jahrh. ein großer Teil des Wallfahrtstreibens von Brandenburg überging. Man kann sich vorstellen, daß die Anordnungen der Marienkirche bei der damals erfolgten Neuplanung zu Wilsnack (siehe Verz. d. Kunstdenkm. Westprignitz, S. 310 ff.) nicht unbeachtet blieben. Auch hier finden wir nun den Teil, welcher das Querschiff im Osten begleitet, zweigeschossig angelegt und durch „Porläuben" erweitert. Eine solche Emporenanlage wurde auch — wiewohl in viel bescheidenerer Art — im Osten der saalförmigen Wallfahrtskirche zu Buckau (Westhavelland) versucht. Nach diesen Beispielen dürfte es erlaubt sein, die Anlage östlicher Emporen als einen typischen Zug der Wallfahrtskirchen anzusehen.

Der Beginn des nach alledem so hochentwickelten, reifen Denkmals der Baukunst muß, da der Ablaß des Jahres 1222 zur Vollendung der schon im Bau begriffenen Kirche erteilt wurde, spätestens in das zweite Jahrzehnt des 13. Jahrh. gesetzt werden. Schon in dieser Zeit hatte also die Wölbekunst in der Mark die hier ausgeprägte Entwickelungsstufe von Rippengewölben über gestreckten Rechteckfeldern erreicht; denn die zur Ausführung gekommene Wölbungsweise war von den Grundmauern an vorbedacht und in der Gliederung der Pfeiler von deren Fuße an vorbereitet.

Zweite Bauzeit. Die im Jahre 1443 vollendete, gegen die Westseite der Kirche gebaute Kapelle des Schwanenordens bestand aus einem von Norden nach Süden gerichteten Hauptkörper mit kurzen Kreuzansätzen in der Längsrichtung der Kirche. Jener schloß an den Enden in gebrochener Grundlinie nach sieben Seiten des Zwölfecks, diese waren rechtwinklig gestaltet. Der untere Raum der zweigeschossigen Kapelle



Abb. 82. Figur vom Erbbegräbnis der Familie Steinbeck auf dem Neustädtischen Friedhofe.

bildete eine Art Krypta, die dem heiligen Leonhardt geweiht war und das Erbbegräbnis der angesehenen Familie von Waldenfels enthielt. Der obere eigentliche Kapellenraum lag wie ein Hochchor zur Kirche und stand mit ihr durch eine breite gerade Treppe in einer größeren Bogenöffnung in Verbindung. Außerdem stellten zwei Wendeltreppen seitwärts neben dem Kapellenanschluß den Zugang zur Krypta und zur Kirchenempore her. Die Gewölbe ruhten durchweg auf Rippen. Äußerlich war die Kapelle durch die Treppentürme und acht tiefe Strebepfeiler sehr kräftig gegliedert. Diese waren reich mit glasierten Maßwerkformen bekleidet,*) unterhalb des Hauptgesimses abgesetzt und fialenförmig über das Hauptgesims und dessen Galerie hinausgeführt.

Über die innere Ausstattung der Kirche ist fast nichts überliefert. — Bis zum Jahre 1526 bewahrte man darin ein Götzenbild des Wendengottes Triglaf auf. Es soll damals dem dänischen Könige Christian II. geschenkt worden sein.

Inbetreff der Glocken der ehemaligen Marienkirche äußert Wernicke (in „Bär" 1876, No. 20) die Vermutung, daß die gegenwärtig auf dem Turme der katholischen Kirche hängende 0,49 m Durchm. haltende Glocke vielleicht aus der Marienkirche stamme. Sie gelangte an ihren jetzigen Platz nach dem Brande des Turmes der Peterskirche auf dem Dome, wo sie sich bis dahin befunden hatte (siehe ihre Beschreibung nebst Abbildung ihrer Reliefs unter St. Peter.)

v. Minutoli (Denkmäler mittelalterlicher Kunst in den Brandenburgischen Marken, 1836) gibt an, eine große Glocke von St. Marien von 1445 befinde sich im Dome zu Berlin. Heffter (Gesch. d. St. B., S. 336) berichtet sogar, doch ohne Nachweis und Quellenangabe, daß sie 1575 dahin überführt sei. Doch befand sich nach Wernicke (a. a. O.) im Jahre 1876 im damaligen Berliner Dome überhaupt keine von 1445 datierte Glocke. Über das alte Domgeläute zu Berlin—Kölln und Beckmanns ausführlichen Bericht darüber siehe Borrmann, Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin, S. 159—160. Wenn sich nun auch keine Glocke der Marienkirche mehr in Berlin befindet, so bleibt es nichtsdestoweniger ziemlich sicher, daß eine solche im Jahre 1549 dahin gelangte (siehe darüber Gebauer im 38.—40. Jahresbericht d. Hist. Ver. zu B., S. 82—83).

Auf der Höhe des Berges, an der Kirchhofsmauer, also jedenfalls in nächster Nähe der Kirche, stand ein „gemauerter Predigtstuhl", dessen in den Verhandlungsniederschriften eines Rechtsstreites vom Jahre 1545 beiläufig Erwägung geschieht (Gebauer im 38.—40. Jahresbericht d. Hist. Ver. zu B., S. 80). Es kann darunter nur eine jener öfter vorkommenden Freikanzeln verstanden werden, welche in Fällen großen Andranges gelegentlich der Prozessionen benutzt wurden, wenn die Kirche selbst die Menge der Gläubigen nicht zu fassen vermochte.

Die Gebäude des 1435 vom Kurfürst Friedrich I. auf dem Marienberge als Kolonie des Domstiftes gegründeten Prämonstratenserklosters sind allem Anschein nach

---

*) Die schon im Jahre 1836 von v. Minutoli, Denkmäler mittelalterlicher Kunst, S. 12, erwähnten Glasuren befanden sich wohl nicht, wie danach scheinen möchte, an der Kirche des 13. Jahrhunderts, die erhaltenen glasierten Formsteinreste sprechen vielmehr für eine Herkunft von der Schwanenordenskapelle.

nicht von der Bedeutung gewesen, die auch in der Mark für Klosteranlagen bezeichnend ist. Auch kamen sie schon früher als die Kirche in Verfall und wurden abgetragen. Bereits im Jahre 1564 begann ihre allmähliche Zerstörung (Ausführliches über diese siehe bei Gebauer im Jahresbericht d. Hist. Ver. zu B. 1904, S. 55ff.). Auf dem Gemälde des Trebawschen Epitaphs in der Gotthardtkirche sieht man östlich von der Bergkirche vier nicht eben große Häuser in unregelmäßiger Lage zueinander. Auf dem kleinen Stadtplan der Heinßschen Kupfertafeln sind sie nicht verzeichnet.

Friedhöfe.

Die bemerkenswerten Denkmäler des Altstädter Friedhofs sind bereits bei der Nikolaikirche angeführt, da sie mit deren Umfassungsmauern in unmittelbarer Verbindung stehen.

Auf dem Neustädter Friedhofe zwischen Steintor und St. Annenbrücke befinden sich einige wertvolle ältere Grabdenkmäler, die in der Mehrzahl dem 18. Jahrh. entstammen: Grabmal des Direktors der Ritterakademie Joachim Christoph Heinß (1697—1771). Die Inschrifttafel wird von zwei starken schräg gestellten Wangen mit großen Voluten eingeschlossen, auf denen ein Architrav mit einer bekrönenden Figurengruppe ruht. Sie besteht aus einer aufrechten weiblichen Gestalt, die wohl als Allegorie der mathematischen Wissenschaft (deshalb auch „Mathematicus" auf der Inschrifttafel) zu denken ist, und zwei Putten mit astronomischen Instrumenten in dekorativer Behandlung. — Links daneben folgt das Grabmal des Ehepaares Fabricius: eine eiserne Tafel für Sophie Fabricius († 1821) unterhalb einer Urne, auf der Name und Lebensdaten des Justizbürgermeisters Johann Friedrich Fabricius (Todesjahr unleserlich) angegeben sind. Auf hohem Postamente steht eine schöne weibliche Figur über eine Urne geneigt. — Das noch benutzte Erbbegräbnis der Familie Schröder in Form eines kleinen Barockportals, 18. Jahrhundert. — Erbbegräbnis der Familie Steinbeck, ein Rokokodenkmal mit wirkungsvoller sitzender Engelgestalt als Bekrönung (Abb. 82).

Die neue Friedhofkapelle enthält einen kleinen Messingkronleuchter des 18. Jahrhunderts.



Abb. 83. Älteste Abbildung der Altstadt (1582) aus der Original-Handschrift der Chronik des Zach. Garcaeus zu Wernigerode.

Befestigung.

Brandenburg besaß einen vorzüglichen natürlichen Schutz gegen feindliche Angriffe in den vielen Seen, Wasserstraßen, Sümpfen und nassen Wiesen, die seine weitere Umgebung durchziehen. Erst im späteren Mittelalter, nachdem die Stadt sich längst durch den engeren Ring von Mauern und Gräben geschützt und ihr Landbesitz sich allmählich ausgebreitet hatte, suchte sie, wie andere Städte der Mark, ihr Gebiet durch eine mit Vorwerken besetzte „Landwehr" zu sichern, die in weitem Umkreis ihre Äcker und Viehherden vor unverhofften Überfällen zu schützen imstande war. Die Spuren dieser Landwehr haben sich indessen im Laufe der Zeiten verloren und auch die Urkunden geben uns nur spärliche und unsichere Nachrichten von ihrem einstigen Bestande. Aus den wenigen sich darauf beziehenden Stellen erhellt folgendes.

Im Jahre 1394 verhandelte das Domkapitel mit den Räten beider Städte wegen der Errichtung von einem neuen „Borchfrede in deme nien Hove tu Mockzow an den Haveberge uppe der Muren." Der „Borchfrid" sollte errichtet werden mit „Ruden oder met Sulen von festein Futen". Zu diesem Turme plante man „Graven, Planken unde Krantz" (Riedel VIII, S. 371—372).

Das Dorf Kreutzwitz (Kl. Kreutz), welches Markgraf Ludwig 1324 der Neustadt für ihre Treue geschenkt hatte, schützte der nördlich davon belegene, einst

bewaldete Höhenzug der „Hohen Warthe" (Hogewarde), auf dem sich wohl, wie der Name vermuten läßt, im Mittelalter ein Wartturm erhoben hat. Am Anfang des 16. Jahrh. wurden hier Weingärten angelegt.

Im Jahre 1412 zogen die Neustädter auf ihrer Mark Stenow (westlich von Kl. Kreutz) zwei Gräben für eine Landwehr, die späterhin noch mehrmals (z. B. 1413 u. 1416) erwähnt werden (Riedel IX, S. 93 u. 97).

Auf der Westseite bedurfte die Stadt der Schutzvorkehrungen ganz besonders gegen die Einfälle der Magdeburger. Die Schutzlinie, welche hier die durch die Havel verbundenen Seen von Plaue und Pritzerbe bildeten, brauchte nur nach Süden etwas verlängert zu werden, um nach dieser Seite eine wirksame Deckung zu gewähren. „Zur Besserung und Beschirmung unserer Stadt", hauptsächlich wohl zur Überwachung der wichtigen, hier von Magdeburg über Lohburg gegen Brandenburg heranziehenden Heerstraße plante man um 1400 in der Gegend der Vorwerke Wendgräben und Görresgräben (zu der Grobene, Juresgrabene) eine Landwehr, zu welcher Markgraf Wilhelm von Meißen i. J. 1396 der Neustadt diese ehemaligen Dorfstätten vereignete.

Vom nordöstlichen Zipfel des Plauer Sees, dem Quenzsee, zieht sich ein Streifen wässriger Niederungen über den Gördensee und Bohnenländersee hin, der die altstädtische Feldmark in einer zweiten Linie gegen Westen schützte. Auf der Ostseite leistete der Beetzsee den gleichen Dienst und nordwärts taten es die daran schließenden Brilower Wiesen. Die einzige Lücke in diesem Wasserringe liegt bei Bohnenland (vgl. die Karte in Schillmanns Geschichte von Brandenburg). Sie deckte ein alter Wall, die sog. Schwedenschanze, deren Entstehung im Dreißigjährigen Krieg indessen zweifelhaft ist (Richter im 2. bis 3. Jahresber. d. Hist. Ver. zu B., S. VII). Tatsache ist allerdings, daß Gustav Adolf „die natürliche Festigkeit der Stadt durch Kunst noch weiter erhöhen ließ. Ein großartiges System von Schanzen ward vor der Stadt an der Straße auf Magdeburg zu in Angriff genommen" (Gebauer im Jahresbericht des Hist. Ver. zu B. 1901, S. 72). Es waren wohl die letzten Außenwerke, die Brandenburg um sich entstehen sah. Sie wie jene älteren verloren bald danach gänzlich ihre einstige Bedeutung und gerieten in raschen Verfall.

I. Engere Befestigung der Altstadt.

Die enger um die Altstadt gezogene Befestigung hatte ihre gefährdetste Stelle am Rande des Marienberges, von dessen Höhen sie stark bedroht war. Hier waren deshalb ihre Mauern von doppelten Gräben umschlossen, die wie der Halsgraben einer Burg den von der Altstadt eingenommenen Ausläufer vom Berge abschnitten. Sie sind noch heute größtenteils nicht eingeebnet und in ihren Ausmessungen deutlich zu erkennen. Der äußere nördliche zweigte vom Beetzsee ab (Syndikatsgraben), der innere von der Havel zwischen Altstadt und Kietz. — Von der Mauer, die vom 14. bis 16. Jahrh. die Altstadt wohl durchweg umgab, haben sich längere Strecken, freilich ohne Mauerkrone und etwaige Zinnen erhalten. Sie war teilweise mit geböschten Pfeilern

(wohl meist aus späterer Zeit), teilweise mit Weichhäusern besetzt. Ihr Zug (siehe den Stadtplan von 1722) verlief von der Ritterstraße bezw. dem Salzhause beginnend südwestwärts an der Havel hin. Sie enthielt hier die Salzpforte für den Verkehr nach dem Wasser hin, wandte sich gegen die östliche Ecke des Franziskaner-Klosters und umschloß dessen Friedhof und Kirche. Die Klostergebäude saßen mit ihrer Außenmauer auf der Stadtmauer und beide bildeten im Süden der Stadt eine scharfe fast rechtwinklige Ecke. Von dieser wendete sie sich — z. T. noch jetzt erhalten — in leichter Krümmung am Spitalgarten entlang dem Luckeberger, späteren Plauer Tore zu. Auf dieser Strecke hatte sie zwei Weichhäuser. Die Gräben und Wälle begannen nun ihr Profil allmählich zu steigern. Die Mauer, die hier fast gänzlich verschwunden ist (1884 niedergelegt), wandte sich erst nordwärts, dann leicht gebogen gegen Nordosten. Nach Bergau S. 191 wäre sie auf dieser Strecke mehrfach mit rechteckigen und halbrunden Türmen und Weichhäusern gesichert gewesen, von denen indessen der Plan von 1722 hier kein einziges aufweist. Bei ihrer Kreuzung mit der Rathenower Straße erhebt sich noch heute der Rathenower Torturm. Auch hinter diesem gen Osten besteht noch ein in Abständen von 10—11 Schritt mit Strebepfeilern besetztes Stück der Mauer mit einem dreiviertelkreisförmigen Weichhause, das, oben erneuert, noch etwa 5 m hohes mittelalterliches Mauerwerk von 28×14×10 cm großen Backsteinen im alten Verbande bewahrt. Es enthält viele gesinterte Köpfe in regelloser Verteilung. Etwa 2 m über Erdboden befinden sich darin drei mal drei Schießscharten, deren Sturz aus einem Läufer besteht, aus dem ein kleiner Halbkreisbogen ausgegründet ist. Gut 1 m darüber folgt eine Reihe von Löchern für Ausleger. Es überragte demnach wohl kaum die Mauer. Ein solches Weichhaus scheint in der Tat auf dem Bilde der Altstadt im Garcaeus (Abb. 83) an der entsprechenden Stelle rechts vom Rathenower Torturm dargestellt zu sein. Das jetzige Gartenhäuschen der Superintendentur bildete einst einen eckigen Mauerturm. Er erscheint auf dem eben angeführten Bilde (Abb. 83) mit einem Torbogen auf der Innenseite, den er noch heute hat. Der obere Teil seines Mauerwerks, sein Fachwerkaufbau mit Walmdach sind indessen verschwunden. Dann zieht sich die Mauer, streckenweise erneuert, hinter der Bischöflichen Aula, der späteren Saldernschen Schule und — anscheinend mit einem halbrunden Turm an der Ecke — hinter der Kaplanei hin, um von hier in gerader südöstlicher Richtung gegen die Havel zu laufen. Der Kietz, die alte Wendenniederlassung, war auf diese Weise von der Altstadt ausgeschlossen; die Gotthardtkirche aber blieb noch innerhalb der Mauer, die ziemlich hart an ihrem Chore vorbeistrich. Auf dieser Strecke stand am Ende der Mühltorstraße das nach dem Kietz und weiterhin nach der Homeienbrücke und dem Grillendamm führende Altstädter Mühltor, dessen 1802 abgebrochener Turm die Straße sperrte. An der Havel war die heute nur teilweise erhaltene Mauer mit mehreren viereckigen Weichhäusern in Abständen von etwa 12 m besetzt, deren mit schmalen Blenden belebte Ansichtsflächen jetzt indessen — wohl durch Hinausschieben der Mauer in neuerer Zeit — mit dieser fast bündig sind. Am Ende der Wassertorstraße befand sich das entsprechende Tor, jedoch schon im 18. Jahrh. ohne Turm. Auf der nun folgenden

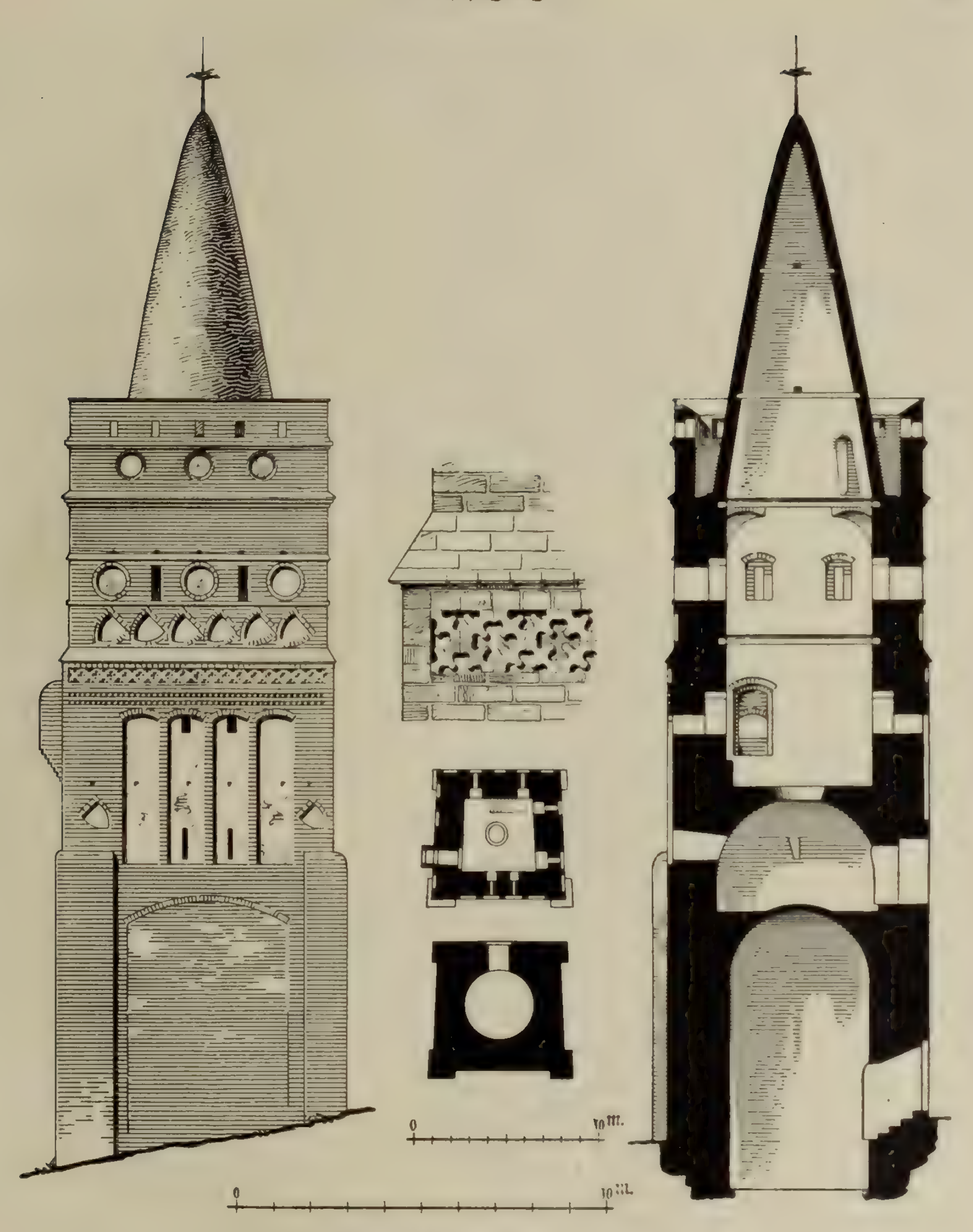


Abb. 84. Der Rathenower Torturm.

Strecke besteht der Gang hinter der Mauer noch heute unter dem im 18. Jahrh. dafür in Gebrauch gekommenen Namen der Kommunikation. Sie führte, den Ring schließend, an der Schusterpforte vorüber bis zur Ritterstraße heran. In dem Hedemannschen Plan der Stadt (Tafel 35) ist auf der Nordostseite der Ritterstraße der

alte Torturm (als weißes Viereck, ganz in der Art wie der Ehebrecherturm) verzeichnet, der das Tor nach der Neustadt schützte. Er stand danach genau in der geradlinigen Verbindung der Venedigstraße mit der oberen Ritterstraße und wird in ähnlicher Weise wie das Annentor selbst die Torfahrt enthalten haben. Die Häuserfluchten am Südostende der Ritterstraße im Hedemannschen Plan tragen noch heute die Spuren einer Änderung. Die südwestliche biegt etwa beim Austritt der Fischerstraße ziemlich kurz südwärts aus, um am Turm vorüber nach der Brücke zu führen. Durch diese höchstwahrscheinlich spätere Verlegung der Straße gewann man wohl damals auf ihrer Nordostseite den Raum für drei kleine Grundstücke. Erst im Jahre 1805 sah sich der Magistrat veranlaßt, zugunsten des inzwischen vermehrten Verkehrs die drei Grundstücke auf Kosten des dahinter belegenen an der Fischerstraße zurückzuschieben, um die hier allzuenge Ritterstraße zu erweitern (Dullo, Kommunalgeschichte, S. 282/283).

Tore der Altstadt.

Der etwa 17 m hohe runde Stumpf des Plauer Torturms steht nördlich neben der Straße. Die ursprüngliche Form seines Oberteiles ist auf dem Epitaph des Hans Trebaw von 1586 deutlich zu sehen.*) Das etwas übergesetzte oberste Geschoß des Turmes war durch ein Kegeldach mit vier Dacherkern bedeckt, der südwärts sich anschließende Torbogen mit Zinnen besetzt. — Der vorhandene Turmrest erhebt sich über einem etwa 1 m hohen Feldsteinfundament aus Backsteinen von 29×13×9 bis 10 cm in vier Geschossen von 6,60 m äußerem Durchmesser. Die ringsumlaufende Reihe von Balkenlöchern dicht unter dem oberen Rande läßt erkennen, daß der Turm nicht mehr massive Geschosse hatte, vielmehr hier der ausgekragte oben beschriebene Fachwerksteil begann. Im dritten Geschoß ist über dem Graben noch ein ausgekragter Abort erhalten, im ersten Obergeschoß der Zugang zu dem einstigen Wehrgang über den Torbogen hin. Die Lichtöffnungen sind nur schmale Schlitze, die senkrecht übereinander nach den vier Himmelsgegenden angebracht sind. Nach der Spur der Mauer auf der Nordseite des Turmes war diese hier drei Stein stark; etwa 3 m über Turmsockel war der Wehrgang mit einer etwa 1 m hohen und zwei Stein starken Brustwehr versehen.

Der Rathenower Torturm ist zwar nicht in der ursprünglichen Gestalt des 14. Jahrh., aber in seiner Fassung vom 16. Jahrh. noch wohl erhalten (Abb. 84). Er hat unregelmäßig viereckige Grundform und steht, wie der Plauer Torturm, seitwärts der Straße. Er enthielt daher nicht die Torfahrt, was bei der runden Grundform seiner unteren Räume ausgeschlossen war. Die Bogenformen an der Feld-

*) Von Adler (Backsteinbau S. 21) ist diese Darstellung irrtümlich als Altstädter Mühlentor bezeichnet und wiedergegeben, auch sind mehr Einzelheiten, z. B. die Form der Gesimsfriese am Turm und dem anstoßenden Torbogen, darin gezeichnet als auf dem Epitaph deutlich erkennbar sind.

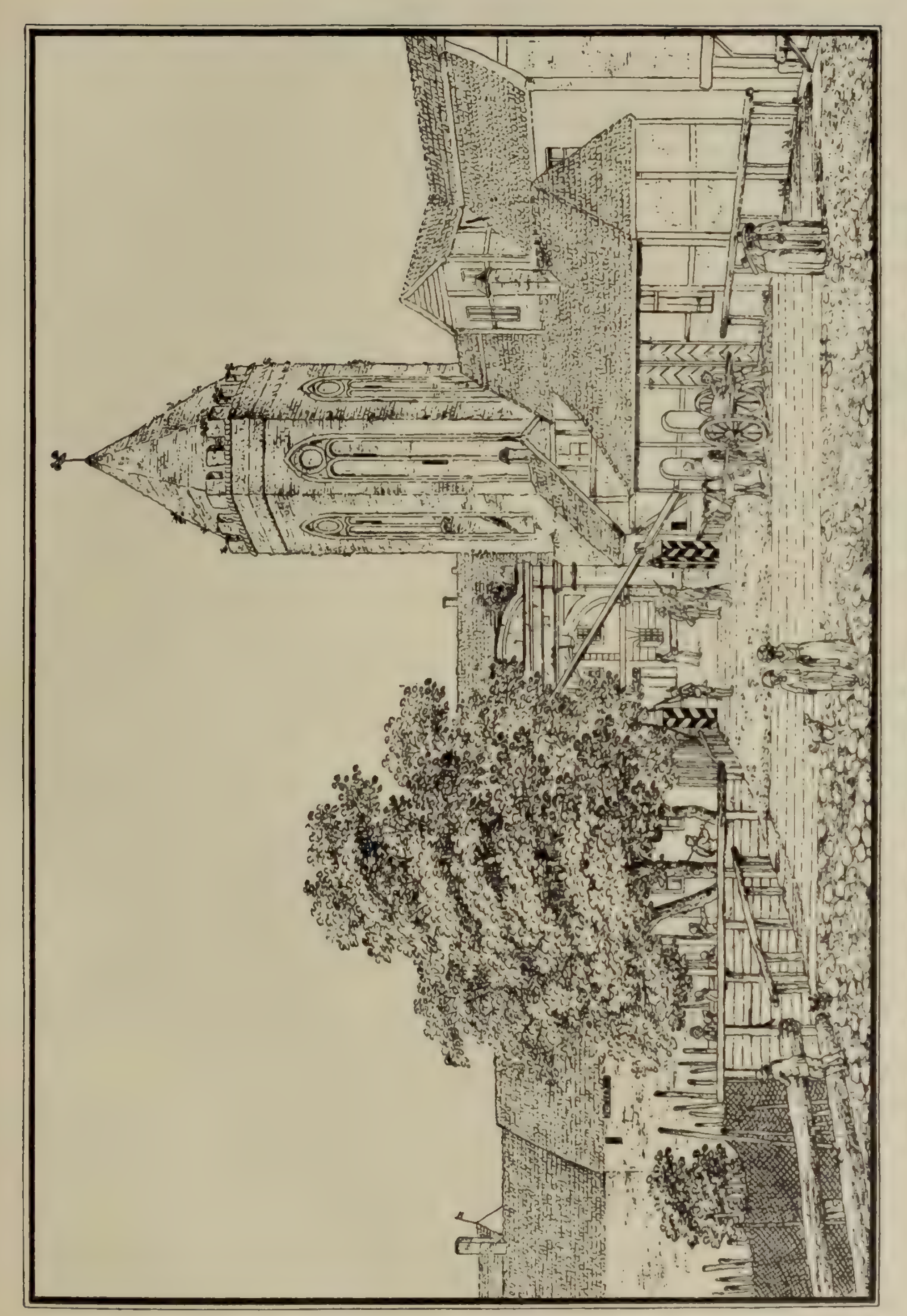


Abb. 85. Das Neustädter Mühltor, nach einem Kupferstiche von Morino in der Königl. Bibliothek zu Berlin.

und Stadtseite, die fast die ganze Breite zwischen den flachen Eckstrebepfeilern einnehmen, scheinen früher Blenden eingerahmt zu haben, die aber sehr bald vermauert wurden. Die schlanken Blenden im Obergeschoß sind an der Feldseite im Stichbogen, an der Stadtseite im Spitzbogen geschlossen. Der von deutschen Bändern begleitete Maßwerkfries des Gurtgesimses ist unprofiliert und in ungewöhnlichen Formen gebildet (Abb. 84). Die darüber folgenden durch Gesimse in Streifen zerlegten Stockwerke waren wohl für den Ausbau von hölzernen Galerien bestimmt. Die hier in Reihen angebrachten wappenförmigen Blenden enthielten gemalte Wappen, die jetzt kaum noch zu erkennen sind. Nach Bergau S. 192 waren es: 1) ein Rad, 2) die bayrischen Wecken, 3) die sächsisch-anhaltischen Balken, 4) der schwarze einköpfige deutsche Reichsadler, 5) der böhmische Löwe, 6) der rote brandenburgische Adler.*) Das Ornament der Rundblenden hatte nach Bergau (a. a. O.) Renaissancecharakter. Die beiden unteren Räume des Turmes sind mit Kuppeln überwölbt, der Erdgeschoßraum reicht etwa 2 m unter den jetzigen Erdboden hinab. Im dritten Geschoß befand sich der Wachtraum mit Abort über dem Graben an der Ostseite. Der zuckerhutförmige ein Stein starke Helm ruht auf Zwickelkappen und ist von einem schmiedeeisernen brandenburgischen Adler mit Ring im Schnabel und Kette um den Hals bekrönt.

II. Engere Befestigung der Neustadt.

Die Neustadt war von jeher durch einen breiten Wasserlauf, der sich beim Altstädter Wassertor aus dem Abfluß des Beetzsees und einem Arm der Havel bildete, von der Altstadt geschieden. Dieser Havelarm bildete auch die Scheidung gegen die Dominsel. Auf der Ost- und Südseite umziehen die Neustadt zwei schmale Wasserläufe, nämlich der Schleusenkanal oder die Schiffahrt und der sogenannte Flutgraben. Beide treten, noch vereinigt, beim Neustädter Wassertor in breitem Bett aus der Oberhavel. Erst vor dem St. Annentor trennen sie sich voneinander. Die Flutrinne oder der Jakobsgraben umzieht von hier aus weit nach Süden ausgreifend das Gebiet der Neustadt mit den neueren Vorstädten. Man benutzte die Flutrinne („locum in fossato") schon im Anfang des 14. Jahrh. hauptsächlich für den Schiffahrtverkehr um die Stadt. Der Schleusenkanal mit der Stadtschleuse wurde erst i. J. 1455 für denselben Zweck besser ausgebaut. Beide münden getrennt unterhalb der Stadt in die Unterhavel. Außer diesen und anderen Gräben gewährten die weiten wasserreichen Wiesen, welche die Neustadt auf beiden Seiten umgeben, dieser einen vorzüglichen Schutz in Kriegsgefahren.

Der engere Befestigungsring um die Neustadt hat im Laufe des Mittelalters nach verschiedenen Richtungen Erweiterungen erfahren, die in dem Aufschwung und dem stetigen Wachstum der Stadt ihren Hauptgrund hatten.

*) Eine Abbildung der Wappen gibt Essenwein, Norddeutschlands Backsteinbau im Mittelalter I., XXVIII, Fig. 4.

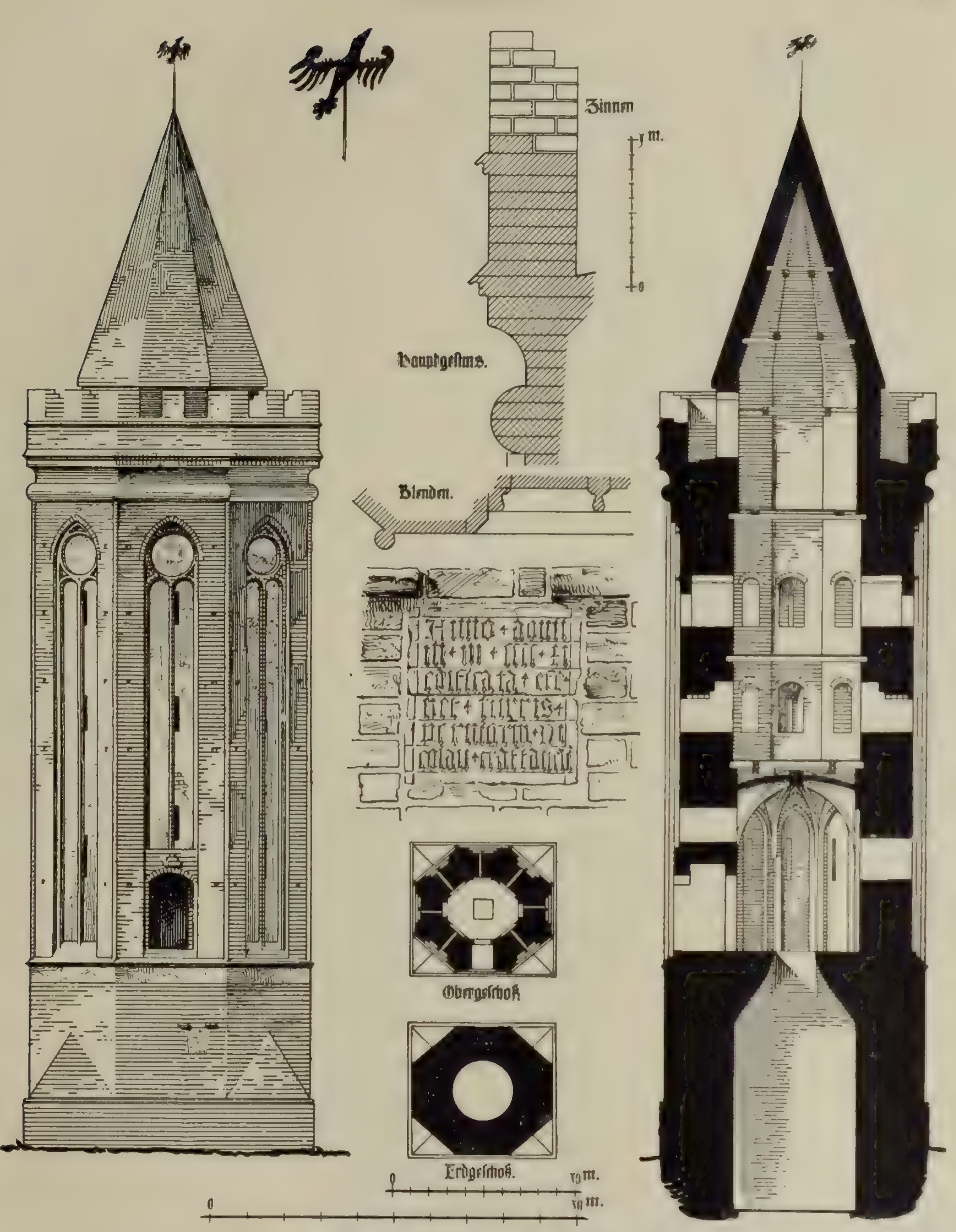
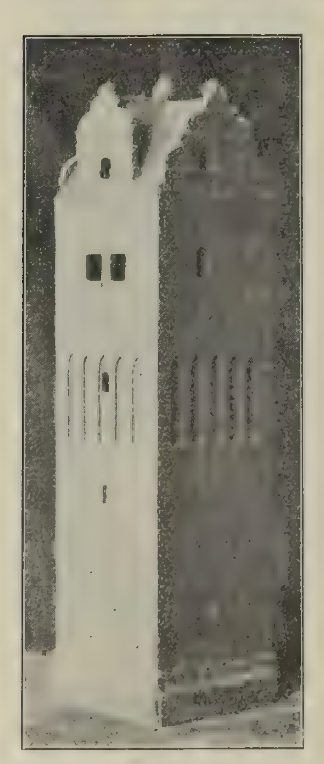


Abb. 86. Der Mühltorturm der Neustadt.

Der engste befestigte Umkreis der Neustadt, der sich noch einigermaßen sicher feststellen läßt, umfaßte das Gebiet dicht um das Rathaus, den Markt und die Katharinenkirche. Allem Anschein nach verlief die damalige, dem 13. Jahrh. entsprechende Befestigungslinie unter Ausschluß des sumpfigen Geländes an der „Langen Brücke“, das später

nach seiner Bebauung die Bezeichnung „Venedig“ erhielt, vom „Neuen Tore“ etwas südlich der Lindenstraße (nach Gebauer in Forsch. z. Brand. Preuß. Gesch. 1907, I vermutlich einst Jüdenstraße genannt) nach dem Mühltor und dem nahen Neustädter Wassertor. Von dort nach Südosten und Süden umbiegend folgte sie vermutlich der Deutschen Dorfstraße, überschritt beim ehemaligen Schmerzker Tore die St. Annenstraße und wendete sich von hier gen Südwesten parallel zur Abtstraße nach dem Markgräflichen Hofe, der 1286 den Dominikanern geschenkt, von diesen indessen nicht in seinem ganzen Umfange für das Kloster verwendet wurde. Sie erhielten hingegen 1311 vom Rate der Neustadt einen Platz zum Geschenk, um darauf ihre Wohnungen zu bauen. Dieser der Stadt gehörige Platz lag wahrscheinlich auf den ursprünglichen Stadtwällen dieser Seite und der Markgräfliche Hof innen an der damaligen Stadtmauer, deren Zug dann nördlich an der Paulikirche hin anzunehmen wäre. Zu dieser Zeit lag wohl auch das südliche Stadttor an der Straße nach Magdeburg noch nicht beim jetzigen Steintor, sondern etwa in der Mitte zwischen der Brüderstraße und dem jetzigen Steintor. Das westliche Tor an der anderen (der jetzt noch so benannten) Hauptstraße (früher Neue Torstraße) lag da, wo die Lindenstraße an die Hauptstraße anläuft. Die Strecke des ursprünglichen Mauerzuges zwischen ihm und dem Paulikloster ist zwar im heutigen Stadtplane nicht mehr ausgeprägt, doch an Knicken und Ausklinkungen der Straßenfluchten im Stadtplane von 1722 noch bemerkbar. Überdies ist nach den Feststellungen Sellos (Märk. Forsch. 1884 S. 16 ff.) als sicher anzunehmen, daß die Neustadt im Westen nicht die jetzige Ausdehnung hatte und die Gegend der Kur- (Kuh-) und Wollenweber-Straße sowie des Gorrenberges erst später in den Stadtbering gezogen wurde. Die domus merica, welche 1305 noch apud plancas (bei den Palisaden) gelegen ist, befindet sich 1355 in der platea vaccarum (Kuh-, jetzt Kurstraße). Zwischen 1305 und 1355 hat sich also wahrscheinlich eine Erweiterung der Neu-



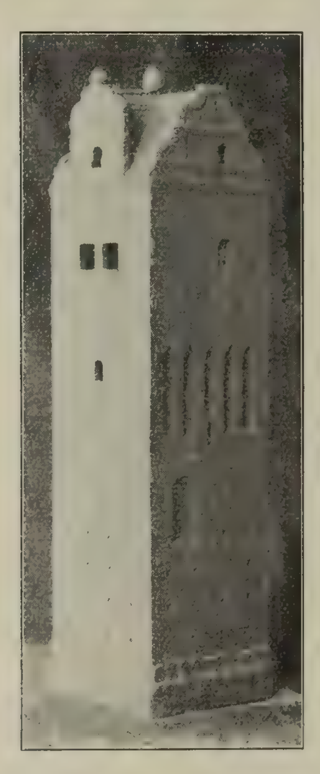


Abb. 87. Der Ehebrecherturm, nach dem Modell in der Sammlung des Historischen Vereins.

stadt nach dieser Seite hin vollzogen.

Der Stadtmauerzug des 15. bis 17. Jahrh. ist noch streckenweise erhalten und im ganzen mit Sicherheit zu verfolgen (siehe den Hedemannschen Plan). Am Anfang des Dammes, der mit der Langen Brücke endigte, stand als Turm des Altstädter Tores der Ehebrecherturm und zwar im Zuge der Mauer auf der Nordostseite der jetzigen Hauptstraße auf der Stelle des Hauses Nr. 28. Um die Nordseite der Stadt bis in die Deutsche Dorfstraße (nach Gebauer in Forsch. z. Brand. Preuß. Gesch. 1907, I früher Stutzdorf genannt) blieb der ursprüngliche Zug nahezu bestehen, aber das Lehniner oder Schmerzker Tor wurde bis zum jetzigen Annentor und das Steintor bis an den Kanal hinausgeschoben, dem hier nun die Stadtmauer folgte. Vom Steintor an der jetzigen Grabenpromenade hinlaufend schloß sie dann wieder an den Ebebrecherturm an. Auf dieser Strecke findet sich um 1782 am Südende der Wollenweberstraße die Wasserpforte verzeichnet. Im Hedemannschen Plane fehlt sie.

Weiterhin nordwärts war am Ende der Kommunikation hinter dem Hause Wollenweberstraße Nr. 6 das „Neue Tor". Es ist in mehreren Plänen des 18. Jahrh. an dieser Stelle verzeichnet und besteht noch heute als etwa 2,5 m breite Korbbogenöffnung im Zuge der alten Stadtmauer. Durch diese Pforte führte



Abb. 88. Der Steintorturm.

ein Patrouillengang über die Kavalierbrücke nach der Neuen Torstraße, der jetzigen Grabenstraße.

Nach dem Hedemannschen Plan hatten die beiden Schwesterstädte einander gegenüberliegende Tore im Zuge der Langen Brücke, die offenbar schon von frühester Zeit an bestanden haben. Es folgt dies schon aus den auf diese Tore führenden Hauptstraßen selbst. Die Mauer der Neustadt ist gegenwärtig zwar fast ringsum noch deutlich zu verfolgen, da nur unbedeutende Strecken ganz verschwunden sind; doch ist der Zustand der Erhaltung im allgemeinen nicht günstig. Überall fehlt die Krone; die wenigen Weichhäuser, welche die Mauer besaß, sind fast ganz verschwunden, zahllose spätere Erneuerungen und Ausflickungen trüben das Bild des Ursprünglichen. Am besten erhalten sind noch die meist mit zahlreichen Strebepfeilern besetzten Strecken an der Grabenpromenade, am Schiffahrtskanal und weiterhin vom Annentore nordwärts nach dem Deutschen Dorfe zu.

Tore der Neustadt.

Die in einem Staffelgiebel endigende altertümliche Gestalt des Annentorturmes ersieht man in dem Gemälde, das den Einzug der Franzosen in Brandenburg darstellt (im Besitz eines Herrn Michaelis) sowie in einer um 1830 angefertigten Zeichnung vom Stadtältesten Karl Meinicke in der Sammlung des Historischen Vereins. Das enge Tor führte durch den Turm selbst.

Der Turm neben dem Wassertor ist wohl schon früh zugrunde gegangen; auch Abbildungen davon fehlen.

Der Mühltorturm steht jetzt ganz abgetrennt für sich in der sich um ihn gabelnden Fahrbahn am Mühlentordamm. Eine Ansicht der Toranlage um 1791 gibt ein 20×30 cm großer Stich von Jean Morino (Kartenabteilung der Königl. Bibliothek zu Berlin, Y, 12425 Nr. 26 a u. b; siehe Abb. 85). Ein nach älteren Handzeichnungen von Bauinspektor Geiseler zusammengestelltes Schaubild des alten Mühltors nebst Umgebungen befindet sich in der Sammlung des Hist. Vereins. Der über einem viereckigen Ansatz, ganz ausnahmsweise länglich achteckig aufgeführte Backsteinturm zeigt in seiner ins Einheitlich-Großzügige gesteigerten Formgebung einen barocken akademischen Zug. Er spricht sich aus in der Anordnung eines Unter- und eines Hochsockels, in den regelmäßigen kirchenfensterähnlichen Maßwerkblenden an seinen Achteckseiten, vor allem aber in der befremdenden Durchbildung des übertrieben schweren Hauptgesimses (Abb. 86). Dessen Hohlkehle und Halsstab sind aus vier Schichten zusammengesetzt und vernichten durch ihre Übergröße den Maßstab der Zinnen, indem sie diese aus einem der Menschengröße angepaßten Bauteil zu einer zierlichen Kantenverzierung herabdrücken, die als niedriger Zackenreif den Fuß des achteckigen glasierten, mit dem Adler bekrönten Helmkegels umkränzt. Diese merkwürdige Entgleisung von den künstlerisch durchgereiften Grundsätzen der Gotik fand i. J. 1411 seitens des Meisters Craft aus Stettin statt. Ihn und das Jahr nennt eine am Sockel eingelassene, in zwei Stücken gebrannte Tontafel, die einst durch eine Spitzgiebel-

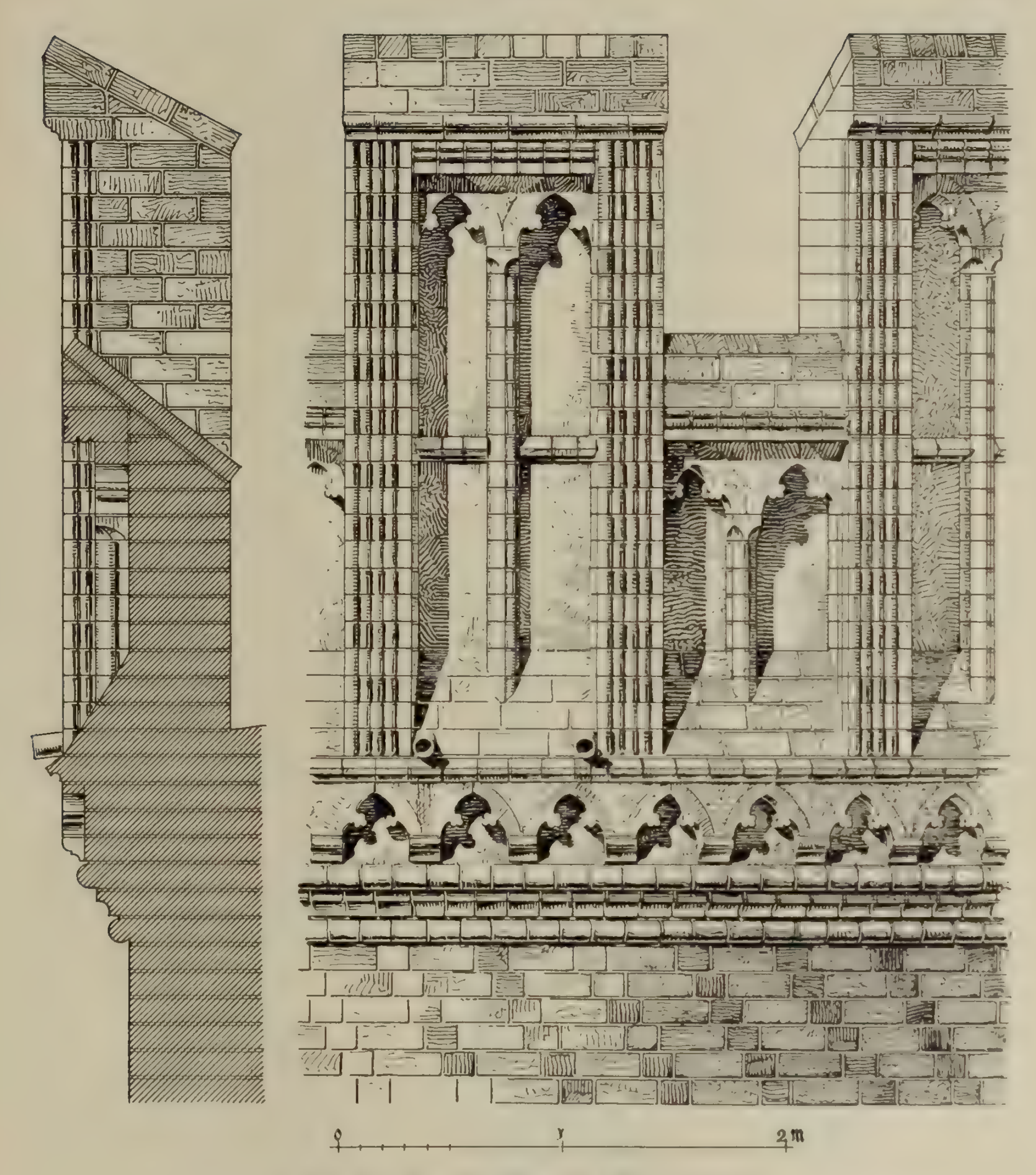


Abb. 89. Der Zinnenkranz des Steintorturmes.

verdachung geschützt war. Die darin eingeschnittene Inschrift lautet unter Auflösung der Abkürzungen: „Anno domini 1411 edificata est hec turris per magistrum Nicolaum craft de stettin" (Abb. 86).

Die Innenräume des Turmes trennen sich in zwei Gruppen. Die unteren dienen Gefängniszwecken, die oberen der Verteidigung. Ein verließartiger, lichtloser, von außen unzugänglicher Raum senkt sich tief in den Boden hinein. Die einzige

Öffnung zu ihm ist im Boden des darüberliegenden Raumes. Dieser ist mit acht Kappen auf Rippen überwölbt und durch Schlitzfenster erleuchtet. Er hat einen besonderen Zugang dicht über dem Hochsockel des Turmes an der Stadtseite und diente dazu, von oben herab die Gefangenen im Verließ zu bewachen und zu ernähren. Die oberen Wehrräume mit Balkendecken haben ihren besonderen Zugang ein Stockwerk höher an der Südostseite, früher mittelst Treppe vom Wehrgang der Stadtmauer bezw. des Torbogens aus. Zwei dieser Stockwerke sind durch schmale, einwärts stark erweiterte Schlitzfenster gut beleuchtet. Das dritte liegt hinter dem hohen Hauptgesims und ist deshalb dunkel. Von ihm aus gelangt man auf den Wehrgang am Fuße des Helmes. Die innere Verbindung der Stockwerke war nur durch Leitern bewerkstelligt. — Der Turm ist i. J. 1864 ausgebessert und bei dieser Gelegenheit aus Verkehrsrücksichten seine frühere rechteckige Grundlage, samt ihren Übergängen ins Achteck abgehauen worden. Ein Modell des Mühltorturms befindet sich im Architekturmuseum der Königl. Technischen Hochschule zu Charlottenburg.

Der Ehebrecherturm ist 1805 abgebrochen worden. Ein Modell davon ist in der Sammlung des Historischen Vereins zu B. erhalten (Abb. 87). Außerdem enthält der Brandenburger Anzeiger vom 26. März 1888 einen Bericht des Kaufmanns Fleuretton, welcher den Turm von der Stadt erworben hatte und jenes Modell anfertigen ließ. Nach seinen Angaben maß der Turm 5,5 m im Geviert bei etwa 22,0 m Höhe. Über einem Sockel aus Feldstein von etwa drei Schichten Höhe erhob sich der quadratische Backsteinkörper des Turmes. Eine Stichbogenöffnung über der Spur eines Maueransatzes an der Südwestseite des Turmes zeigt die Stelle des Torbogens mit dem Wehrgang darüber an. Das Geschoß darüber war auf jeder Seite mit fünf Spitzbogenblenden gegliedert. Das weiter oberhalb folgende Mauerwerk gehörte nach dem Berichte Fleurettons einer späteren Zeit an, ebenso wie die vier Spätrenaissancegiebel, welche das Satteldach des Turmes umgaben und in ihren vier Wetterfahnen außer einem Halbmond die Jahreszahl 1614 enthielten. Da der Turm keine Spur eines vermauerten Torbogens besaß und mit seinem ganzen Körper innerhalb des Mauerzuges stand, so kann er weder selbst das Tor enthalten noch etwa ein Weichhaus gebildet haben, sondern er stand ohne Zweifel seitlich neben dem Tore und hatte vielleicht gegenüber auf der Südwestseite der Straße ein entsprechendes Gegenstück. Nach dem Berichte Fleurettons wohnten in dem Hause gegenüber auf der Südwestseite der Straße (jetzt Pfeil) vier Stadtdiener, die, solange der Torbogen noch bestand, von dort in den Ehebrecherturm gelangen konnten. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß hier vordem ein zweiter Torturm stand.

Der Steintorturm am Südende der Neustadt (Abb. 88) ist der in den Maßen, besonders im Umfang bedeutendste der Brandenburger Tortürme. Seine einfache, runde, mit glasierten Kopfreihen spiralförmig umzogene Grundform und die reiche architektonische Gliederung der Zinnen (Abb. 89) schließen sich der sonst in spätgotischer Zeit üblichen Ausbildung von Tortürmen enger an als der Mühltorturm. Die Erbauung des 1433 zuerst genannten Turmes darf ohne Bedenken etwa um die Mitte des 15. Jahrh. gesetzt werden. Das Erdgeschoß (Abb. 90) diente als Durchgang von der Torstraße, an deren Ost-

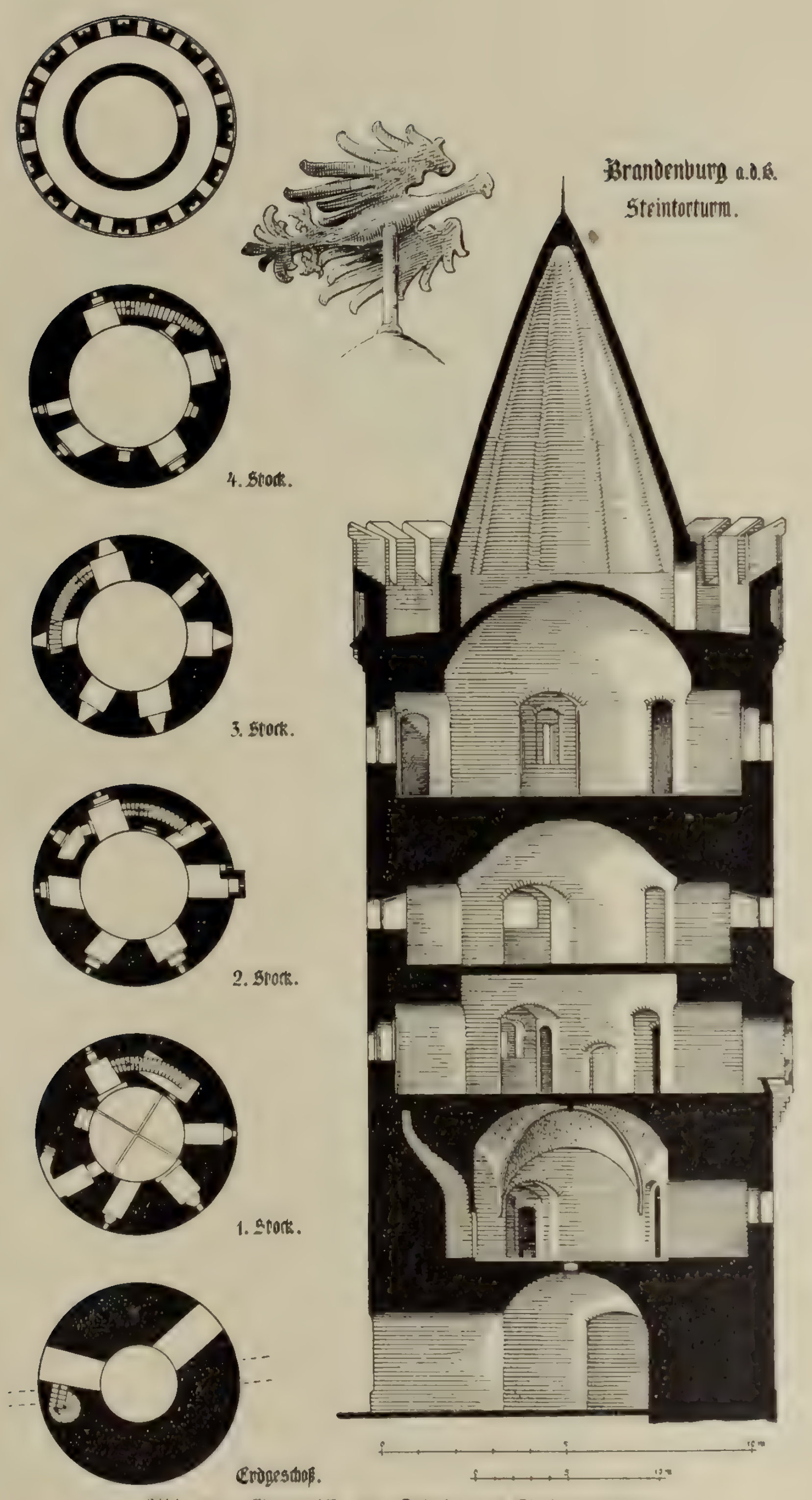


Abb. 90. Grundrisse und Schnitt des Steintorturmes.

seite der Turm steht, nach der an der Innenseite der Stadtmauer hinlaufenden Mauergasse, im 17. bis 19. Jahrh. Kommunikation genannt (vgl. 20. Jahresber. d. Hist. Ver. z. B., S. 1 ff.). Dieser Durchgang war nach den Magistratsakten über den Turm i. J. 1821 bereits vorhanden und ist, da die Umrahmungen der Zugänge den Eindruck des Ursprünglichen machen, wohl ausnahmsweise als bereits anfänglich angelegt anzusehen. Das erste Obergeschoß zeigt hingegen eingekratzte Wandbemerkungen, die offenbar von Gefangenen herrühren. Es wurde also — wie übrigens wohl auch nach Bedarf noch zwei weitere Geschosse — als Gefängnis gebraucht. Wölbungen finden sich über dem Erd- sowie dem ersten und dritten Obergeschoß. Die Wehrplatte wird von einem Steinhelm überragt. Das zweite bis vierte Geschoß hat Kaminanlagen, das dritte einen Abort. — 1886 wurde der Turm wiederhergestellt. Dabei fand man einen Backstein, in den der Anfang des Introitus der katholischen Messe eingegraben ist. Er wird jetzt im Turme aufbewahrt (siehe Muchau im 32. bis 33. Jahresber. d. Hist. Ver., S. 91 und Brandenburgia XIII, S. 204).

Die Zwinger und Vortore, deren Grundrisse uns der Hedemannsche Plan noch erhalten hat, sind verschwunden; nur für das Rathenower Tor gibt die Ansicht der Altstadt im Garcaeus (Abb. 83) noch ein, wiewohl etwas spätes Bild dieser Teile.

Von frühen Beeinträchtigungen der Wehrhaftigkeit der Mauer berichtet Schäffer (Kurze Einleitung S. 46), daß der Kurfürst im Jahre 1549 dem Rat gestattete, den Turm am Paulikloster nach dem Stadtgraben zu abzubrechen.

Der streckenweise Verfall der Stadtmauer begann wohl bald nach dem Dreißigjährigen Kriege; denn schon zu Frommes Zeit, um 1680, war sie an etlichen Orten eingefallen und die Lücken waren nur mit hohen Palisaden verwahrt. Solche bildeten im Laufe des 18. Jahrh. das gebräuchliche Mittel zur Ergänzung der Mauer, deren Zweck nun hauptsächlich der wurde, das zur Zeit der alten Militärverfassung häufige Entweichen der Soldaten zu erschweren (vergl. Jahresber. d. Hist. Ver. 1884, S. II) sowie zur Zeit der Akzisensteuer Hinterziehungen zu verhindern. In dieser Zeit entstanden auch neben mehreren der alten mächtigen Tortürme der mittelalterlichen Befestigung andere dem neuen Geschmack entsprechende Stadttore barocken Stils. Das stattlichste von ihnen, das jedoch inzwischen wieder beseitigt ist, zeigt die Abb. 85. In älteren Abbildungen des Altstädter Mühltores erscheint ein solches aus zwei freistehenden gekröpften Pfeilern gebildet. Ein unzertrennliches Zubehör zu diesen Toren war der Schlagbaum nebst zwei Schilderhäusern. Der Gang längs der Innenseite der Mauer führte damals die Bezeichnung „Communication" und wurde u. a. für die Beförderung der Feuerlöschgeräte noch lange freigehalten. Mit der im Jahre 1875 erfolgten Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer verlor die Stadtmauer ihre letzte praktische Bedeutung (Dullo, Kommunalgeschichte, S. 207). Schon 1824 war der Wall zwischen dem Plauer und dem Rathenower Tore zu Anlagen umgewandelt worden. Im Jahre 1884 wurde die Stadtmauer zwischen diesen beiden Toren niedergelegt und an Stelle der dortigen Kommunikation die Wallstraße angelegt.



Abb. 91. Abbildung des Neustädter Rathauses auf einer Schießscheibe von 1818 im Neust. Schützenhause.

Rathaus der Neustadt.

Das jetzige Neustädter Rathaus, im Kern ein Bau des 14. Jahrh., steht in der Längsrichtung des Marktplatzes mit der schmalen Vorderfront gegen die Hauptstraße gewendet (Abb. 92). Daß sein Vorgänger, das 1297 durch das Schöppenbuch (Cod. 1 der Neustadt) bezeugte „pretorium“ oder „consistorium“ den gleichen Standort hatte, ist aus den Straßenzügen wohl zu vermuten, doch fehlt darüber jede archivalische Andeutung. Der gegenwärtige Bau besteht aus einem langgestreckten rechteckigen Hauptteile und einem Anbau an seiner südöstlichen Langseite am Markte. Fundamente, die i. J. 1895 an der Südwestecke des Gebäudes an der Hauptstraße aufgedeckt wurden, werden in den Jahresber. d. Hist. Ver. zu B. 1896, S. 96 auf einen Turm oder eine Vorhalle neben der Giebelfront gedeutet, gehörten indessen wohl eher einer Gerichtslaube an, die zwar nirgends erwähnt wird, trotzdem aber wohl bestanden hat. Westlich neben dem Rathause, an der Stelle des Kämmereigebäudes standen bis 1830 die Brotscharren. Der Vorsprung der Seitenmauer des Gebäudes, die auf der Schießscheibe von 1818 (Abb. 91) dargestellt ist und an der man gotische Blenden erkennt, vor die Flucht der Rathausfront war viel bedeutender als nach 1830, so daß es allerdings wohl in Übereinstimmung mit dem Grundmauerfunde ein Viertel der Straßenbreite eingenommen haben kann. Da an ein steinernes Brotscharrengebäude für das frühe Mittelalter in B. nicht zu denken ist, man aber andererseits wohl nur mit einem städtischen Bau wagen durfte, sich dicht an das Rathaus zu lehnen und so weit vor seine Front zu springen, so bleibt kaum ein anderer Gedanke als an eine Gerichtslaube übrig (vgl. die Lage der alten Berliner Gerichtslaube zum Hauptgebäude!).

Von den verschiedenen Zwecken, denen das Rathaus im Mittelalter gewidmet war, treten — hauptsächlich infolge der meist späten Berichte, auf denen unsere Kennt-



Abb. 92. Turm des Neustädter Rathauses.

nis darüber beruht — selbst die wichtigsten leider stark zurück. Nur vereinzelte, knappe Angaben darüber geben uns Nachricht, daß im Rathause die Bürgersprache gehalten wurde (1488), daß es als Kaufhaus diente, in dem die Neustädtischen Gewandschneider eigene „Kaufkammern" besaßen und woselbst die Altstädter Gewandschneider und Schuhmacher zugelassen wurden (Streit von 1420, Riedel Cod. IX, 106). Hier mußten die Kaufgüter auf der Ratswage (Libra civitatis, Sello in Märk. Forsch. XVIII, S. 62) gewogen werden, wozu die Bürger noch i. J. 1685 bei Strafe angehalten wurden. Auch von seiner Verwendung als Festhaus ist nur ein Beispiel überliefert, nämlich die Hochzeit einer Tochter des einflußreichen Ritters von Waldenfels, an der auch der Kurfürst teilnahm (Jahresber. d. Hist. Ver. zu B. 1898, S. 66). Zu Zeiten haben indessen darin sogar Komödianten und Seiltänzer ihre Künste gezeigt (Dullo, Kommunalgesch., S. 8).

Am meisten hat die Bedeutung des Rathauses als Gerichtsstätte ihre Erinnerungen hinterlassen. Zunächst durch den Roland (siehe S. 164), dann durch den Galgen, der noch bis Ende des 18. Jahrh. in seiner nächsten Nähe auf dem hinteren Markte vor der ehemaligen Hauptwache stand, ferner durch andere Werkzeuge der mittelalterlichen Gerichtsbarkeit, wie das Halseisen, den spanischen Mantel und die Fiedel, die vom Pranger unzertrennlich und noch 1788 außen an der Südecke des Rathauses aufgestellt waren. Sie wurden ergänzt durch die im Innern aufbewahrten 6 spanischen Fiedeln, 7 Schließzeuge, 8 Schlösser, 3 Springer, 2 Handschellen, 1 Jungfer, 1 Halseisen, 2 holländische Kühe, 1 Schandtafel und 1 spanischen Mantel (Dullo, Kommunalgesch. von B., S. 112).

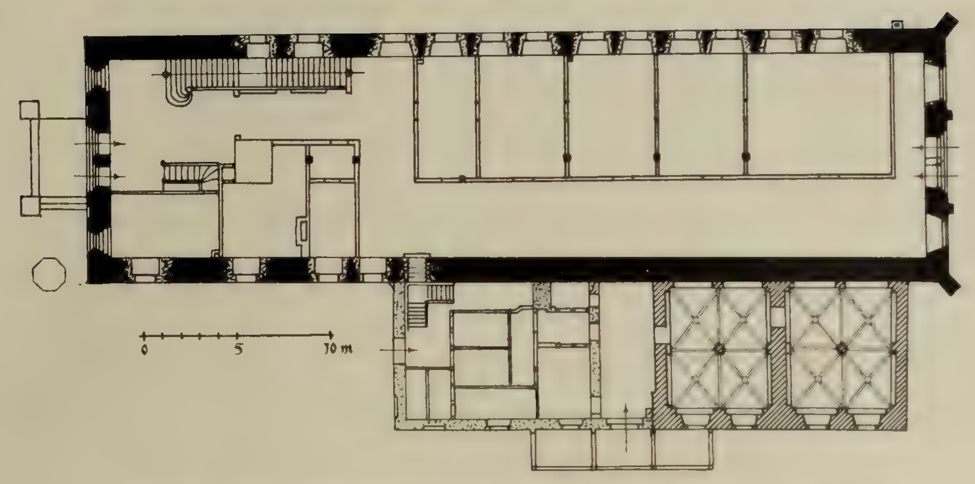


Abb. 93. Erdgeschoßgrundriß des Neustädter Rathauses (vor dem Umbau).

Die innere Einrichtung des Hauptgebäudes hat so viele Umgestaltungen erfahren, daß die ursprünglichen Anordnungen kaum noch in Spuren durchscheinen. Dennoch genügen diese, um unter Zuhilfenahme der überlieferten Nachrichten und Vergleichung mit anderen verwandten Rathausanlagen aussprechen zu können, daß sich ursprünglich im Erdgeschoß (Abb. 93) eine geräumige Halle von großer Tiefe, bei Fromme der große Saal genannt, die Rats- und Schreibstuben aber im Obergeschoß befunden haben. In jene trat man unmittelbar von der Hauptstraße durch das hier in der Mitte der Giebelfront belegene Portal. Die Halle erhielt ihr Licht anfänglich durch je zwei größere Fenster neben den Portalen an den Giebelseiten und eine Anzahl schmaler schlitzartiger Fenster an den beiden Langseiten. Die Balkendecke der Halle wurde von einer mittleren Stützenreihe getragen, die sich auch in der Diele des Obergeschosses in Form von (teilweise in späterer Fassung noch erhaltenen) Holzsäulen wiederholte. Gewölbt war nur das Erdgeschoß des nördlichen Teiles des südöstlichen Anbaus, das bis 1789 als Ratskeller diente (siehe den Grundriß).

Die Treppe führte schon damals dicht beim Haupteingange zum Obergeschoß, in dem ohne Zweifel an der Hauptfront über dem Portal die alte Ratsstube lag. Sie führt in Frommes Nomenclatura die Bezeichnung „Audienzstube", 1778 heißt sie (Dullo a. a. O. S. 112) „Hauptsessionszimmer". Es war derselbe Raum, der später als „Solennitätensaal", Magistratszimmer und Sitzungssaal diente. Von diesem Hauptraume erstreckte sich eine weite Diele nach der Tiefe. Fromme führt in seiner Nomenclatura eine im Obergeschoß nächst der Audienzstube belegene „wüste Stube" an, die danach nur in der Gegend des jetzigen Botenzimmers gesucht werden kann. Dieses wurde erst 1882 infolge Beseitigung eines alten Schornsteins „um das Doppelte vergrößert", wie Dullo in seiner Kummunalgeschichte berichtet und wie die Pläne aus der Zeit vor dem Umbau erläutern, indem die an dieser Stelle verzeichneten kleinen Räume an einen großen Rauchfang erinnern. Vielleicht ist auf Grund dieser Andeutungen hier an eine Küchenanlage zu denken, wie sie in älteren Rathäusern

zuweilen vorkommt. Ob damit auch der sonst rätselhafte mächtige Pfeiler an der Rückseite der Audienzstube, der schon vom Keller an aufsteigt — etwa als Träger des Schornsteins — zusammenhängt, das mag dahingestellt bleiben. In der Diele wurde um 1679 „gegenüber der Treppe" eine besondere Gerichtsstube abgeteilt. Im südöstlichen Anbau über dem Ratskeller und der Wagbude mit ihrem großen Tore lag die Wohnung des Marktmeisters sowie die Kämmerei nebst Archiv, welche im 16. bis 18. Jahrh. eine steigende Bedeutung erhielten. Mehr und mehr stellte sich das Bedürfnis nach einzelnen abgetrennten Zimmern für verschiedene Zwecke ein und so finden wir gegen Ende des 18. Jahrh. sieben rathäusliche Stuben. Nach dem Inventar von 1778 (Dullo, Kommunalgesch., S. 112) waren es: das Hauptsessions- oder Audienzzimmer, die Parteienstube mit dem Kopistenkabinet, die Kanzlei, die Hypothekenstube, das große Kommissionszimmer, die Registratur, die Justizstube. Die Kämmerei konnte i. J. 1830 in das neue für sie an Stelle der Brotscharren an der Hauptstraße dicht neben dem Rathause errichtete Gebäude verlegt werden. — In den Zeiten, wo sich die Diele des Obergeschosses allmählich mit Stuben umkränzte, vollzogen sich auch im Erdgeschoß eingreifende Wandlungen. Der Ratskellerschank griff in seiner Blütezeit u. a. durch die Anlage einer Kegelbahn auf die hinteren Teile der Halle über, woraus zu schließen ist, daß ihr Ansehen als Kaufhalle damals zu sinken begann. Hier spannten wohl auch zuweilen die Seiltänzer in der Nähe der Wagbude ihre Seile, und Feuerlöschwerkzeuge wie Handspritzen, Kufen, Feuereimer und Leitern gaben ihr zusammen mit allerlei anderem Bretterzeug für Buden u. dergl. mehr und mehr den Anblick einer Rumpelkammer, bis im letzten Viertel des 18. Jahrh. mit der bewaffneten Macht des Fürsten ein neuer Geist in diese Räume zog. Zunächst verdrängte sie die Kegelbahn im Erdgeschoß i. J. 1773 durch eine Exerzierhalle. Dann besetzte sie die zum Ratskeller gehörigen Räume in beiden Geschossen des Querflügels und schuf sie (1788) zur Hauptwache, zu Wachtzellen und Bureauräumen um. Die Exerzierhalle und der militärische Wagenpark nahmen fast das ganze Erdgeschoß in Anspruch, das außen an der Marktseite einen überdeckten leichten Vorbau als Schutz für die Wache erhielt. Diese Neueinrichtungen, denen selbst die Ratswage hatte weichen müssen, haben ziemlich langen Bestand gehabt. Erst 1875 trat wieder eine Umwälzung im Erdgeschoß ein, indem die nach dem Seitenhof belegenen Räume des militärischen Wagenparks für das Standesamt und eine kleine Druckerei ausgebaut wurden. Im Jahre 1882 wurde schließlich die Wache samt der Marktmeisterwohnung aus dem Rathause entfernt und auch in den Amtsräumen mancherlei geändert.

Der Bodenraum wurde erst in neuerer Zeit zur Aufbewahrung von Akten nutzbar gemacht, während der Turm noch immer seinen ursprünglichen Zweck als Träger der „Spieren" (Uhren) erfüllte.

Im Keller, dessen Eingang rechts an der Giebelwand beim Roland war, hatte man in alter Zeit die gemeinen Gefängnisse untergebracht, die z. T. besondere Spottnamen führten, wie „Appelkammer" und das „Platengemach"; noch bis gegen die Neuzeit diente er als bürgerliches und als gemeines Kriminalgefängnis. Eine

dunkle Gefängniszelle mit Tür und schmaler Schlitzöffnung nach dem benachbarten Vorraume hat sich bis heute neben der Eingangstreppe des Kellers erhalten. Hinter diesen an der Innenseite der Giebelmauer belegenen Zellen beginnt eine mittlere Bogenstellung von drei breiten Spitzbögen, welche die Holzsäulen für die Erdgeschoßdecke trugen. Die Kellerräume erstreckten sich bis 1910 nur unter der vorderen größeren Hälfte des Hauptrechtecks, dessen kleinere hintere Hälfte erst im vergangenen Herbste zum Keller ausgeschachtet wurde. Dabei zeigte sich, daß hier selbst eine Mittelmauer oder sonstige Gründungen für Erdgeschoßstützen fehlten. Vielleicht darf man daraus schließen, daß dieser Teil einst die Höhe von zwei Stockwerken hatte und ähnlich dem Altstädter Rathause innen mit Galerien umzogen war. Im Querbau am Markte befand sich der Faßkeller für den hierüber im Erdgeschoß belegenen sog. „Zerbster Keller". Beide waren durch eine noch vorhandene Wendeltreppe in der Mauer verbunden.

Baugeschichte.

Erste Bauzeit. Von der mittelalterlichen Architektur des Äußeren sind an der vorderen Giebelfront nur wenige Reste erhalten, nämlich im Erdgeschoß: die zwei spitzbogigen Türöffnungen nebst einer Kreisöffnung darüber und der umschließenden Portalumrahmung, daneben die Blenden um die Erdgeschoßfenster und zwei profilierte aufsteigende Kanten von Blenden im Giebeldreieck (Abb. 92). Sodann zieht sich an der Südostseite vom Frontgiebel bis an den Querflügel im Erdgeschoß eine dichtgedrängte Reihe schlanker Spitzbogenblenden mit wechselnden Kantenprofilen hin, in denen die erwähnten schlitzartigen Fenster saßen. Die schweren gekehlten Kämpfer der schmalen Pfeiler sind offenbar erst später angesetzt, die Pfeiler selbst aber z. T. durch die späteren Rechteckfenster beseitigt. Die Horizontalgesimse sind nur zu geringem Teile noch alt, das Obergeschoß wurde aber im 18. Jahrhundert bis an das Hauptgesims ganz verändert. Viel besser hat die einfach ausgebildete nordwestliche Langseite (Abb. 94 rechts) den ursprünglichen Zustand bewahrt. Hier erkennt man außer den Spuren der im Stichbogen geschlossenen Erdgeschoßfenster auch die ebenso geformten des Obergeschosses, die in größeren Stichbogenblenden saßen. Beide Stockwerke trennt ein Kaffsims mit Schräge und Wassernase. Der hintere Teil des Rathauses in Länge von etwa 20 m zeigt statt dieses Profils an der Hofseite eine gewöhnliche vorgerückte Schicht. Auch weichen hier die Fensterachsen beider Geschosse voneinander ab. Diese Verschiedenheiten sind bisher auf verschiedene Bauzeiten gedeutet worden. Dafür fehlen indessen die entscheidenden Merkmale, namentlich eine stärkere Scheidemauer im Innern an dieser Stelle. Der hier außen im Obergeschoß stehen gebliebene Pfeileransatz beweist nichts, da ihm der ordnungsmäßige Verband mit der Mauer fehlt. Überdies tritt das betreffende Kaffsimsprofil auch an der Südostseite des hinteren Teiles auf. Die Abweichungen erklären sich daher lediglich als einfachere Ausstattung der Hofseite, oder hängen mit der oben vermuteten Raumgestaltung zusammen. Am besten ist der hintere Giebel (Abb. 94 u. 95) erhalten. Das mittlere Portal mit seiner ziemlich flachen wimpergenartigen Verdachung und

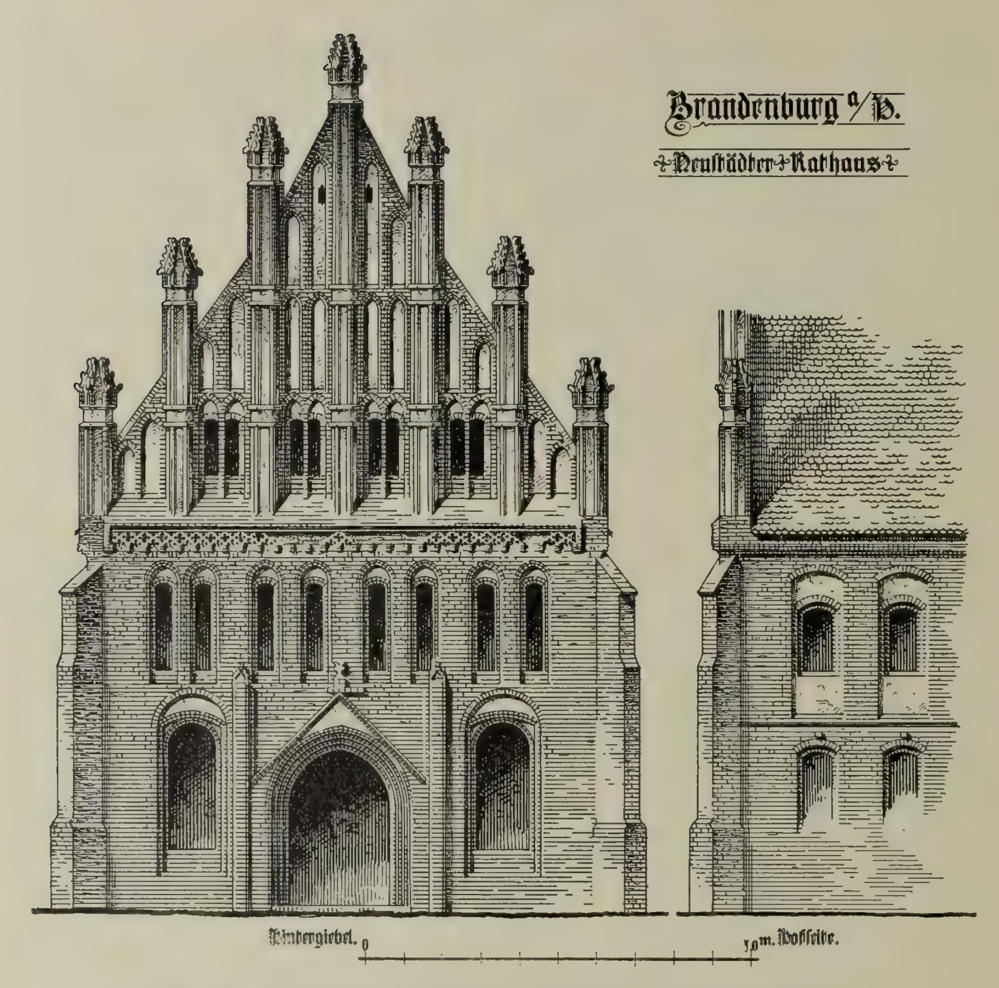


Abb. 94. Hintergiebel und Teil der Hofseite des Neustädter Rathauses.

zwei einschließenden Wandpfeilern scheint, wie das der Vorderfront, ursprünglich zweiteilig gewesen zu sein. Merkwürdig sind die gehäuften Fensterbögen neben ihm. Von den zahlreichen schmalen Obergeschoßfenstern sind die mittleren im 18. Jahrhundert zu je zweien unter breiten Korbbögen zusammengezogen worden. Über ihnen säumt ein Maßwerkfries den Fuß des Giebels, der noch ganz seinen strengen Aufbau von polygonalen Pfeilern und in Stockwerken angeordneten kleinen Blenden bewahrt hat. Inbetreff der ehemaligen Wiederholung des Maßwerkfrieses in verschiedenen Höhen der Pfeiler ist Wernicke (in Bergau S. 277) beizustimmen. Der kieferne Dachstuhl mit seinen Fußstaffeln, Kehlbalken und Kreuzstreben trägt trotz mancherlei Änderungen noch das Gepräge des Ursprünglichen.

Über die Entstehungszeit des Rathauses ist nichts überliefert. Adler (Backsteinbau S. 16) glaubt sie bis etwa 1320 hinaufrücken zu müssen, Wernicke (in Bergau S. 277) vermutet, daß der Bau gleichzeitig mit der Errichtung des Roland (1402)

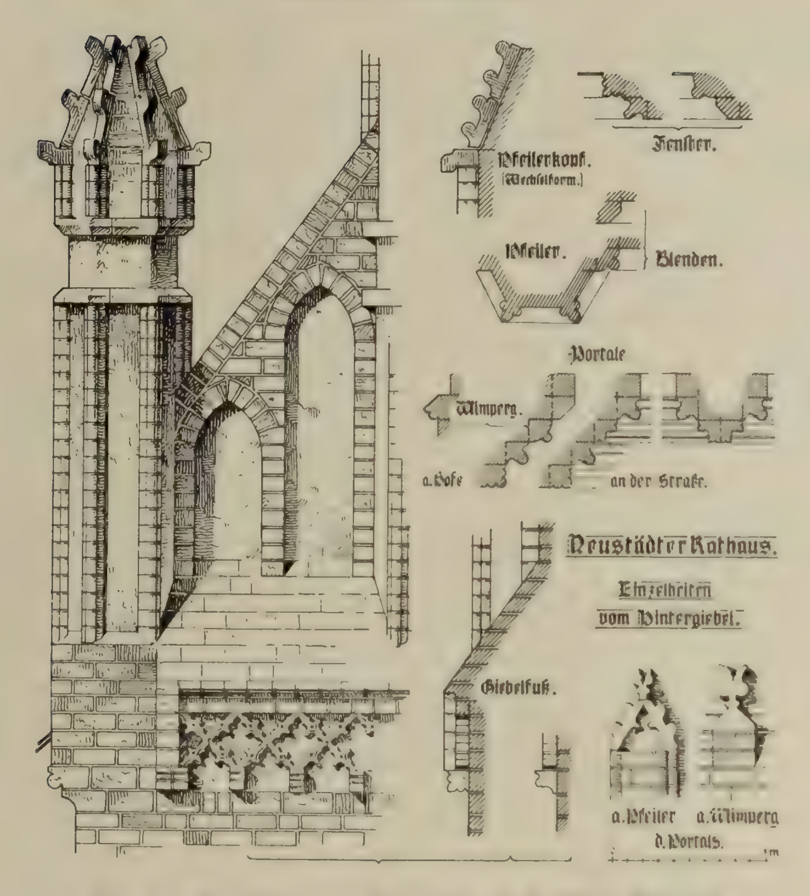


Abb. 95. Einzelheiten vom Hintergiebel des Neustädter Rathauses.

vollendet wurde. Den Formen nach darf man ihn jedenfalls in das 14. Jahrhundert setzen.

Zweite Bauzeit. Im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts nahm die städtische Verwaltung allmählich einen größeren Umfang an; zumal die an Zahl zunehmenden Kämmereigüter der Stadt forderten eine umsichtige Bewirtschaftung. Damit wuchs auch das Bedürfnis nach Schreibstuben und nach Räumen zur sicheren Aufbewahrung von Verträgen und Schriftstücken jeglicher Art. Infolgedessen scheint um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein Anbau nötig geworden zu sein, der um diese Zeit in Gestalt eines kurzen zweigeschossigen Querflügels an der Nordostecke des Hauptbaues entstand. Ohne weiteres als späterer Anbau kenntlich bekundet er doch andererseits den Charakter der frühen Renaissance durch die noch mittelalterliche Anordnung seiner (erst im Jahre 1883 beseitigten) auf einer starken Scheidemauer und zwei freistehenden Mittelsäulen ruhenden Gewölbe, ferner durch den bis etwa 1820 noch erhaltenen „eirunden Erkner" (Fromme-Gottschling, S. 46) in der

Mitte des Obergeschosses, dessen Abbild uns eine Schießscheibe im Neustädter Schützenhause von 1818 (Abb. 91) bewahrt hat und der seine Verwandtschaft mit dem am ehemaligen Karpzowschen Hause von 1563 (Abb. 118) nicht verleugnet, nicht am wenigsten aber durch die lisenenartigen Pfeiler und die straff geschwungenen Kantenlinien seines Giebels, dessen Dachrinne in einem Drachenkopf ausmündete. Um jene Zeit, nämlich 1569, errichtete der neustädtische Ratsbaumeister Stephan Remer oder Riemer durch „beforderunge" des Bürgermeisters Lucas Scholl auf dem Dache des Hauses ein „thurmlein" (Stadtarchiv Cod. N 5, fol. 25) und ihm dürfen wir daher auch wohl die Ausführung des Giebelanbaues zuschreiben.

Einigen Andeutungen zufolge, die wir Fromme (a. a. O.) darüber verdanken, war das Türmlein von bescheidenerem Umfange als sein Nachfolger, ohne „Gänge und doppelte Sturmhauben", aber dem zeitgemäßen Bedürfnisse nach einer Uhr entsprach es vollkommen durch seine vier „Spieren" außen und die zugehörigen Glocken im Innern. Überdies erhielt die durch den Querbau entstandene Gebäudegruppe durch den Turm einen bedeutsamen Abschluß. Die neu gewonnenen Obergeschoßräume bestimmte man für die Kämmerei und das Archiv. Zu ihnen gehörte der erwähnte Runderker, der von malerischem Schmucke begleitet war. Dieser bestand in einem angehefteten Tafelgemälde und einer Freskomalerei. Die Tafel stellte nach Psalm 85 Vers 11 „die Glückseligkeit eines wohlbestallten Regiments" derart dar, „daß Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen". Das „in blauen Farben" gemalte Fresko führte die Geschichte von dem Vater und dem Sohne mit dem Esel vor, die es keinem zu Danke machen können.

Anregungen zur Verbesserung des Wein- und Bierausschankes der Städte in den Ratskellern datierten schon von 1515 her, wo Kurfürst Joachim verordnete, daß die Stadtkeller zu jeglicher Zeit mit guten Weinen und Bieren versorgt seien, „damit der Wandersmann gut Getränk und volle Maß um einen billigen Pfennig bekommen möge" (Corpus constitutionum VI, Nachlese 1, Polizeiordnung der Städte von 1515). Auch Brandenburg hatte das Ausschankrecht; so erhielt denn der Ratskeller bei Gelegenheit des neuen Anbaus in diesem seine Räume und seinen Eingang, wo „eine verdeckte Kellertreppe herausgebaut" war. Er führte (nach Fromme-Gottschling S. 46) den Namen „Zerbster Keller", weil darin vornehmlich Zerbster Bier verschenkt wurde.

Dritte Bauzeit. Fromme stellt in seiner Nomenclatura (ed. Gottschl. S. 44) die Frage: „Diese große aufgeführte Gebäude (magnifice haec in altum surgentia aedificia) werden gewiß noch zum Rathause gehören?" Seine bejahende Antwort läßt unzweideutig erkennen, daß er die beiden Giebelbauten an der Südostseite des alten Baues im Sinne hat. Demnach bestand damals (1679) auch der südliche von beiden schon, der sich von seinem älteren Nachbar durch spätere Profilierung und kräftiger geschwungene Kanten merklich unterscheidet und etwa um 1660 erbaut sein wird.*) Nicht lange danach, i. J. 1674, wurde der Turm in einer seiner jetzigen ähnlichen Gestalt erneuert.

*) Wernicke (in Bergau S. 276) setzt beide Giebel irrtümlich in das Jahr 1720.

Vierte Bauzeit. Die im Turmknopf des Rathauses aufgefundene Urkunde berichtet, daß der (vor etwa 40 Jahren errichtete) Turm i. J. 1715 wegen Baufälligkeit niedergelegt und i. J. 1723 nach inzwischen erfolgter Vereinigung der beiden Gemeinwesen von Alt- und Neustadt wiederum ähnlich dem früheren, neu errichtet wurde. Da dieser Bericht im Knopfe nur vom Turme, sonst aber von keiner weiteren Veränderung des Rathauses spricht, so bleibt es zweifelhaft, ob die ersichtlich im Laufe des 18. Jahrh. an dem Gebäude vorgenommene umfassende Umwandlung des Äußeren damals geschehen ist, doch wird sie allgemein in diese Zeit verlegt. Bis zu ihr hatte also das Rathaus im wesentlichen noch den mittelalterlichen Charakter und die putzfreie Backsteinarchitektur mit ihrer farbigen Wirkung bewahrt, die sich in den oben beschriebenen Malereien zu ihrem Höhepunkte steigerte. Diese Erscheinung wurde nun — allerdings nur an den straßenwärts gewendeten Fronten — nach dem Geschmack der Zeit völlig umgeändert. Die vergrößerten Fenster wurden viereckig gestaltet, die Flächen überputzt und an den Ecken mit Andeutungen von Quadern versehen; auch die Blendarchitektur an der südöstlichen Langseite suchte man durch schwere gekehlte Kämpfer und einen höheren Sockel dem übrigen anzupassen. An diesem neuen Gewande änderte das 19. Jahrh. nur wenig. Im Jahre 1882 wurde die Wache und die Marktmeisterwohnung aus dem südöstlichen Anbau entfernt und auch hier wieder die ursprüngliche Zweistöckigkeit hergestellt, nachdem der einzige Zeuge für diese, der halbrunde Erker, schon gegen 1830 gefallen war. Um dieselbe Zeit ging auch eine Art Beischlag zugrunde, der in einer um zwei Stufen erhöhten und von seitlichen Bänken eingeschlossenen Terrasse vor dem Hauptportale bestand. Stufen und Bänke liefen vorn gegen zwei hohe viereckige Pfeiler tot. Auch von dieser kleinstädtisch anheimelnden Einrichtung hat uns die Schießscheibe von 1818 (Abb. 91) ein Bild bewahrt.

Drei Glocken hängen in der offenen Laterne des Turmes: die kleine von 0,38 m Durchm. ist laut Inschrift am Halse in gotischen Minuskeln 1569 von Merte Moldenh. gegossen; die zweite von 0,47 m Durchm. und altertümlicher schlanker Form hat keine Inschrift; die dritte von 0,90 m Durchm. und breiter eckiger Form (Stundenglocke) ist laut Inschrift am Halse 1566 von Andreas und Merten Moldenhewer angefertigt.

An Kunstgegenständen enthält das Rathaus eine Anzahl Bilder, die z. T. künstlerischen, fast alle aber geschichtlichen Wert haben. Im Sitzungssaale an der Hauptstraße befinden sich:

Die lebensgroßen Bildnisse der preußischen Landesfürsten vom Großen Kurfürsten bis zu Friedrich Wilhelm IV.

Ein Pastellgemälde unter Glas, das eine als Stifterin verdiente Frau Tismar darstellt und sich durch eine miniaturartig feine Durchführung auszeichnet.

Sechs kleine Gouachebilder mit den folgenden Ansichten von Brandenburg: 1) die Altstadt vom Mühlendamm aus gesehen, 2) der Dom von Nordosten, 3) das Johanniskloster von der Langen Brücke aus, 4) das Neustädter Mühlentor, 5) das Altstädter Mühlentor mit der Gotthardtkirche, 6) das Rathenower Tor. Allem An-

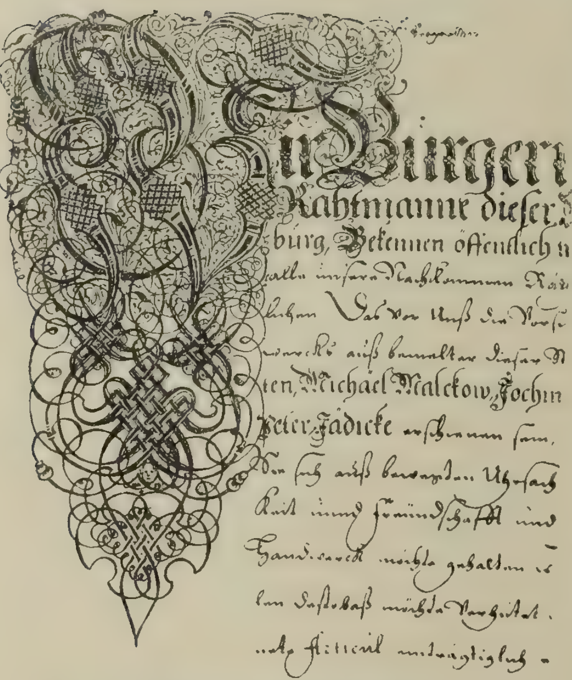

Bürger
Rahtmanne dieser
burg, Bekennen öffentlich
ten, Michael Malckow, Jochim
Peter Jädicke

Abb. 96. Anfang einer Innungsordnung der Tischler von 1685 im Neustädter Rathause.

schein nach bildeten diese Gouachen die Nummern 58 bis 63 einer Sammlung von Aufnahmen des Malers Alberti, der in den Jahren 1790 und 1792 den Landgrafen von Hessen-Darmstadt Ludwig X. auf Reisen in mehreren preußischen Provinzen begleitete. Wiewohl in den Einzelheiten nicht immer treu, geben sie doch im allgemeinen zutreffende Darstellungen.

Einige Photographien, die zum Gegenstande haben: das letzte Weinmeisterhaus am Marienberge (abgebrochen 1895); den oberen Schleifergraben (im Westen der Neustadt); die phantastische Vogelschau Brandenburgs von Bröbes in Kupferstich. Außerdem eine einfache Rokoko-Standuhr von 2,58 m Höhe aus Kiefernholz.

Im Vorplatz des Obergeschosses hängt gegenwärtig ein lebensgroßes Bildnis von 1,54 m Höhe und 1,23 m Breite, das den großen Einiger Deutschlands, Otto v. Bismarck-Schönhausen (Taf. 32) in der Zeit darstellt, wo er Brandenburg als Abgeordneter im Landtage vertrat. Das mit einem Monogramm aus den Buchstaben M und B gezeichnete Ölgemälde ist von dem Berliner Künstler Moritz Berendt, einem Schüler von Professor Wach, gemalt und kam i. J. 1854 als Geschenk einiger märkischer Edelleute an die Stadt Brandenburg (vgl. O. Tschirch in Westermanns Monatsheften, April 1908, Nr. 619, S. 137 ff. und Tschirch, Festschrift zur Einweihung der Bismarckwarte, 1908).

Ferner: ein Ölgemälde auf Leinwand mit der Ansicht der Stadt aus der Zeit um 1740 (vgl. Bergau Fig. 31), das früher dem Schöppenstuhl gehörte. Es ist aus vier einzeln bespannten Rahmen zusammengesetzt und flüchtig gemalt. Die Stadtmauer ist merkwürdigerweise in hellgrauem Ton als ganz überputzt dargestellt. Der Standpunkt ist am Anfang der Potsdamer Chaussee. Die Wiesen des Vordergrundes bei der Brausebrücke sind von zahlreichen Kühen belebt. Am oberen Rande des Himmels sind neben einem Spruche die Wappen des Schöppenstuhls und der Neustadt angebracht. Eine Stadtansicht vom Marienberge aus, Ölgemälde von etwa 1850. Ein Bildnis des Königs Friedrich des Großen (?).

Besonders bemerkenswert ist die älteste unter den im Rathause befindlichen Stadtansichten, ein Ölgemälde auf Leinwand aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Die Aufnahme scheint von zwei verschiedenen Standpunkten genommen: die Altstadt



Bildnis des Landrats Bismarck-Schönhausen im Rathause.

von einem Punkte am Abhange des Marienberges, die Neustadt etwa vom linken Havelufer in der Verlängerung der Havelstraße (vgl. Kolb im 36.—37. Jahresber. d. Hist. Ver. z. B., S. 98).

Zu diesen kommt schließlich noch ein stark nachgedunkeltes Olgemälde auf Leinwand aus dem 18. Jahrh. mit der Ansicht einer Stadt, die Wernicke (in Bergau S. 277) für Havelberg hält, aber die Stadt Kleve mit der Schwanenburg darstellt.

Schließlich sind von den Schätzen des Archivs an dieser Stelle noch zu erwähnen:

Einige kleine hölzerne Truhen der Gewerke aus dem 18. Jahrh. und eine kleine Glasmalerei von unregelmäßig ovaler Form bei 33 cm Breite und 42 cm Höhe. Sie zeigt in der Mitte eine Renaissancekartusche mit dem Stadtwappen, dessen Mauer und Tor fünf Türme zieren. Vor der Toröffnung steht der Schild mit dem roten Adler und zwar merkwürdigerweise einem Doppeladler. Der Geharnischte darüber ist barhäuptig dargestellt mit dem blanken Schwert in der Rechten. Um dieses kreisförmige Mittelstück ist eine aus vielen unzusammenhängenden Stücken gebildete Umrahmung gelegt, deren Hauptstück die unter dem Wappen angebrachte Kartusche mit der folgenden Inschrift bildet: „Eins erbarn Ratz wapen der newstadt Brandenburg 1586." Am Kopfe scheint ein Wappenstück verwendet: zwei gelbe Weinblätter zu den Seiten eines weißen Balkens auf schwarzem Grunde. Außerdem finden sich in der Umrahmung verschiedene ornamentale und figürliche Bruchstücke.

Abbildung 96 gibt die Initiale W aus einer Innungsordnung der Tischler als kalligraphische Kunstleistung von 1685.

Die Stempel zu den Siegeln der ehemaligen Innungen sowie des ehemaligen Schöffenstuhles (siehe die Siegel in der geschichtlichen Einleitung).

Ein wertvoller, auf Tafel 35 wiedergegebener Plan der Stadt von etwa 1725 ist der im Archivkatalog unter VII, 2 verzeichnete mit dem Titel: „Plan intra et extra moenia der beiden Chur- und Hauptstädte Brandenburg mit ihren environs und Prospekt, wie sich solcher von Süden präsentiert, A die Altstadt B die Neustadt, aufgenommen und gezeichnet durch C. G. Hedemann (etwa 1 : 1500)." Der auf den unteren Rand des Planes gezeichnete Prospekt ist ohne Bedeutung; wertvoll hingegen ist das dazu gehörige Kataster, ein Band in Querfolio: „Anno 1722—1724 vermessen auf königl. Order."

Endlich sei erwähnt der Kuhlmeyersche Plan der Stadt und Umgebung von 1767.

Der Roland.

In bezug auf das Roland-Standbild der Neustadt enthält das alte brandenburgische Stadtbuch den Vers:

C quater M que bis J locabatur forma Rulandi
Brandeburgensis, augustus dat tibi mensis.

Danach ist i. J. 1402 (vgl. Sello, Märk. Forsch. XVIII, S. 64) in B. zuerst ein Roland errichtet worden. Nach einer bereits von Sello verworfenen Mutmaßung von Schillmann (Gesch. der Stadt B., S. 551) wäre sein Abbild in der Darstellung eines mit Streitaxt bewaffneten Mannes an einem Kelche in der Paulikirche (aus d. J. 1563) erhalten.

Die gegenwärtig vorhandene Figur aus Sandstein (Abb. 97) ist laut einer auf der Rückseite befindlichen Jahreszahl 1474 ausgeführt, vielleicht unter Anlehnung an den 1459 aufgestellten Magdeburger Roland (Sello). Sie hat mehrmals ihren Standort gewechselt. Bis 1716 stand sie mitten auf dem Platze nach der St. Annenstraße vor dem Giebeschen Hause, später vor dem Hause, in dem der Vorschußverein jetzt seine Geschäftsräume hat (Jahresber. d. Hist. Ver. zu B. 1894, S. XV). Neben ihr stand ein Wachthäuschen und ein Ziehbrunnen; das Gesicht wendete sie dem Rathause zu. Als aber Militär nach B. kam und man die Straßen „fein" pflasterte, wurde der Roland auf Veranlassung Friedrich Wilhelms I. von seinem früheren Standorte nach seinem jetzigen gerückt, um den Platz für die militärischen Übungen frei zu machen (Jahresber. d. Hist. Ver. zu B. 1884, S. II). Die etwa 5,5 m große Figur steht auf einem etwa einen halben Meter hohen schlichten Sockel und hat zur Erhöhung ihrer Standfestigkeit hinter den Beinen eine Stütze bekommen. Sie besteht aus drei oder vier Stücken. Die Fugen liegen unterm Gesäß, in der Taille und im Halse (?). Auf dem Haupte des Riesen wächst in einer 10 cm tiefen Mulde ein kappenförmiger Busch von Hauslauch oder Donnerbart, Sempervivum tectorum (Brandenburgia 1905, S. 462 und 1906, S. 470). Wahrscheinlich war das Standbild ursprünglich bemalt; 1556 hat es eine Versilberung erhalten (Dullo, Kommunalgesch. von B., S. 328), bei seinem Platzwechsel im 18. Jahrh. wurde es „mit dauerhafftiger Ascherfarbe überstrichen und der Küriß mit Gold ausstaffiret" (Fromme-Gottschling, S. 158). Die hagere barhäuptige Gestalt steht straff aufgerichtet; die markigen aber jugendlichen Züge des Gesichts sind von buschigem Haar umwallt. Der gebeugte rechte Arm hält das blanke Schwert aufrecht empor, die linke Hand umfaßt den vorn am Wehrgurt befestigten Dolch. Für die Annahme, daß sie einen kleinen Schild gehalten, bietet das Rolandstandbild selbst keinerlei Anhalt. Ein Schild an dieser Stelle wäre aus dem Stein herausgearbeitet worden und wäre nicht abgebrochen oder hätte dann eine große merkliche Abbruchstelle an den Schenkeln hinterlassen. Auch sieht man der Hand deutlich an, daß sie keinen Schildriemen gehalten hat. — Der ganze Körper ist mit einer ritterlichen Rüstung bekleidet, die

in der Form und der Zusammenstellung ihrer Stücke vollständig der Zeit um 1471 entspricht. Die Füße waren höchstwahrscheinlich in Eisenschnabelschuhen steckend gedacht, die indessen stark beschädigt und verwittert sind. Unter- und Oberschenkel decken Beinröhren mit seitlichen Scharnieren. Die Knie haben ihre besonderen Buckelplatten. Der vom Wehrgurt umgebene Schoß ist von dem aus übergreifenden Schienen gebildeten Krebs geschützt. Der Harnisch ist vorn und hinten aus gewölbten Rüststücken gebildet. Die Schultern decken krebsartig gegliederte Platten und die Achseln und Ellbogengelenke runde Scheiben. — Aus den Jahreszahlen (1556 u. 1709) auf der Rückseite des Rolands sind auch die Zeiten zu ersehen, in denen er Ausbesserungen erfahren hat.

Auf die namentlich in neuester Zeit in der Literatur aufgetauchten sehr verschiedenen Erklärungen und Auffassungen über die Bedeutung der Rolande einzugehen ist hier nicht der Ort. Im Gegensatze zu den nicht seltenen Spielfiguren mit der Bezeichnung „Roland" gehört die ernste und mächtige Erscheinung des Brandenburger Rolands selbstverständlich zu den kulturgeschichtlich wichtigeren, die mit den städtischen Rechten und Freiheiten zusammenhängen, ja zu deren bedeutendsten und ältesten in Bremen, Halberstadt, Quedlinburg, Magdeburg und Zerbst. Auffallend ist seine Ähnlichkeit mit der Abbildung des 1459 errichteten und 1631 zugrunde gegangenen Magdeburger Rolands in der 1589 geschriebenen „Chronik der Sachsen" von Pomarius. Sie erstreckt sich z. T. selbst auf Nebendinge, wie z. B. den aus dreilappigen Blättern im Dreiecksschema gebildeten Schmuck des Gürtels, während die Verzierungen der Panzerteile abweichen. Kopftypus, Haltung, Rüstung und Bewaffnung stimmen indessen merkwürdig überein.



Abb. 97. Der Roland.



Kämpfermotiv vom Hinterportal des Altstädter Rathauses.

Rathaus der Altstadt.

Ein Gebäude von höchster Eigenart ist das zur Zeit leer stehende Rathaus der Altstadt in der nordöstlichen Ecke des Marktes, besonders wertvoll insofern, als es wohl der einzige eben noch erhaltene Vertreter einer kultur- und kunstgeschichtlich sehr beachtenswerten Bauanlage von Rathäusern ist, die uns zuerst in der Prignitz begegnete und sonst bisher noch nirgends nachgewiesen werden konnte. Die Sonderstellung der Bauanlage beruht in der ganz ungewöhnlichen inneren Anordnung und einer Raumgestaltung von höchst eindrucksvoller Großartigkeit im Vergleich zu den nicht gerade bedeutenden Abmessungen der Gebäude. Zeugen für eine solche Anlage, welche den Grund- und Aufriß gleicherweise beherrscht, sind in der Prignitz inzwischen durch den Umbau des Wittstocker Rathauses ganz verschwunden. Auch das sich der Prignitzer Bauanlage anschließende Beispiel in Brandenburg wird demnächst eine starke Umwandlung gerade seines Innern erfahren, welche die bedeutsamen Spuren jenes einzigartigen Grundgedankens für ein Rathaus voraussichtlich für immer verwischen wird. Es ist deshalb geboten, die Merkmale und Beweise für die ursprüngliche Beschaffenheit des Bauwerks, soweit an dieser Stelle tunlich, im Einzelnen vorzutragen. Dies um so mehr, als das Ergebnis der Untersuchungen des Verfassers wesentlich von dem abweicht, welches von Heinr. Kolb auf Grund der seinigen veröffentlicht wurde*); weder von diesem noch von O. Stiehl**) ist die Eigenart des Gebäudes in ihrem vollen Umfange erkannt worden.

Das gegenwärtig noch bestehende Rathaus (Abb. 98) hatte, wie man wegen seiner späten Stilformen ohne weiteres annehmen darf, einen erheblich älteren Vorgänger; dieser stand, wenn nicht alles trügt, etwa mitten auf dem Markte und zwar mit der Längsfront der Plauer Straße zugewendet, also im rechten Winkel zu dem jetzigen Bau. Als Hinweise darauf liegen kaum zu mißdeutende Reste und Spuren vor. An erster Stelle der am südwestlichen Ende des Rathauses unter dem Erdboden noch vorhandene, aber nicht überbaute altertümliche Keller (Grundriß in Abb. 99), der höchstwahrschein-

*) Heinr. Kolb, „Das altstädtische Rathaus zu Brandenburg a. H." im 34.—35. Jahresber. d. Hist. Ver. zu B., S. 1—54 und derselbe in „Denkmalpflege" V S. 125 f.

**) O. Stiehl, Das deutsche Rathaus im Mittelalter, S. 114 ff.



Abb. 98. Das ehemalige Rathaus der Altstadt von Westen.

lich ein Rest vom alten Bau ist. Eine von breiten Stichbogenöffnungen durchbrochene Mittelwand teilt ihn in zwei gleich breite von Längstonnen überspannte Schiffe. Diese urwüchsige Art der Deckenbildung weist dem Unterbau ein weit höheres Alter zu, als das jetzige Hauptgebäude besitzt. Die Umfassungsmauern des Raumes waren allem Anschein nach auch diejenigen des einstigen Gebäudes; doch da, wo der Keller unter dem jetzigen Rathaus verschwindet, hatte es sein Ende noch nicht erreicht. Das zeigt schon der schmale Pfeiler, der hier von der Mittelmauer übrig blieb. Es stellte sich nun bei eingehender Untersuchung der südöstlichen Längskellermauer des jetzigen Baues heraus, daß diese an ihrem südwestlichen Ende mit der Innenfläche plötzlich nach außen springt und oben den Ansatz einer Längstonne aufweist, beides in einer Länge, die der Breite jenes alten Kellers gleicht und ihm auch in der Richtung und Lage völlig entspricht. Wenn nun auch das Alter dieses Mauerteils nicht so hoch hinaufreicht, wie das des nicht überbauten Kellers, so erscheint seine Zugehörigkeit zu dem älteren Gebäude doch unzweifelhaft. Die Kellereinteilung würde sich danach so ergeben, daß die Längsmittelwand die Länge von 4 Bogenöffnungen erhielt und dann der Quertonnenraum am Südostende folgte. Die so umgrenzten Abmessungen würden mit rund 7×18 m Lichtmaß in der Breite annähernd, in der Länge aber genau die der unteren Halle des sog. Ordonanzhauses erreichen (siehe Abb. 104). Es ist nicht zu verwundern, daß der davon umschlossene Raum den Altstädtern schließlich zu enge wurde.

Erste Bauzeit. Es war wohl um die Mitte des 15. Jahrh., daß das alte Haus zu klein, vielleicht auch schon baufällig wurde und man einen größeren Neubau plante. Der Markt war frei und geräumig. Man war also nicht streng an den Platz gebunden, konnte vielmehr den alten Bau vorerst bestehen lassen und begann die Neuschöpfung auf freiem Markte mit demjenigen Teile, dessen man wohl am dringendsten bedurfte: dem Verwaltungsbau für Ratsstube und Schreibstuben. Man stellte diesen nur kleinen Bau ersichtlich nach wohl überlegtem Plane so, daß man später die beabsichtigte große Kaufhalle daran anschließen und mit ihm dann auch den Platz des alten Baus wenigstens zum größeren Teile wieder einnehmen konnte. Es ist der jetzt als Anbau (Abb. 99 oben rechts) erscheinende Bauteil im Norden des Gebäudes. Bei dem stark verbauten derzeitigen Zustande seines Innern ist immerhin noch soviel zu erkennen, daß er im oberen Stockwerke höchstwahrscheinlich einen Raum bildete, der von vier Kreuzgewölben auf einer mittleren Stütze überdeckt war. Das Erdgeschoß könnte wohl von Anfang an geteilt gewesen sein. Das Äußere zeigte in beiden Geschossen breite Stichbogenfenster zwischen flachen Strebepfeilern. Über den Fenstern war die Wandfläche in jeder Achse durch zwei blendenartig eingetiefte Wappenformen belebt, die wie die Fenster selbst mit abwechselnd glasierten Steinen eingefaßt waren. Auch im Innern waren die Kanten der breiten Wandnischen mit schwarzglasierten Profilsteinen eingefaßt. Nach einigen Spuren deckte ein Satteldach mit Giebeln im Nordosten und Südwesten den kurzen, kleinen Bau, der etwa um 1450 errichtet sein mag. Im Obergeschoß enthielt er wohl die Ratsstube, im unteren vielleicht Kämmerei, Stadtschreiberei und bis 1540 vermutlich die mittelmärkische Städtekasse. Der

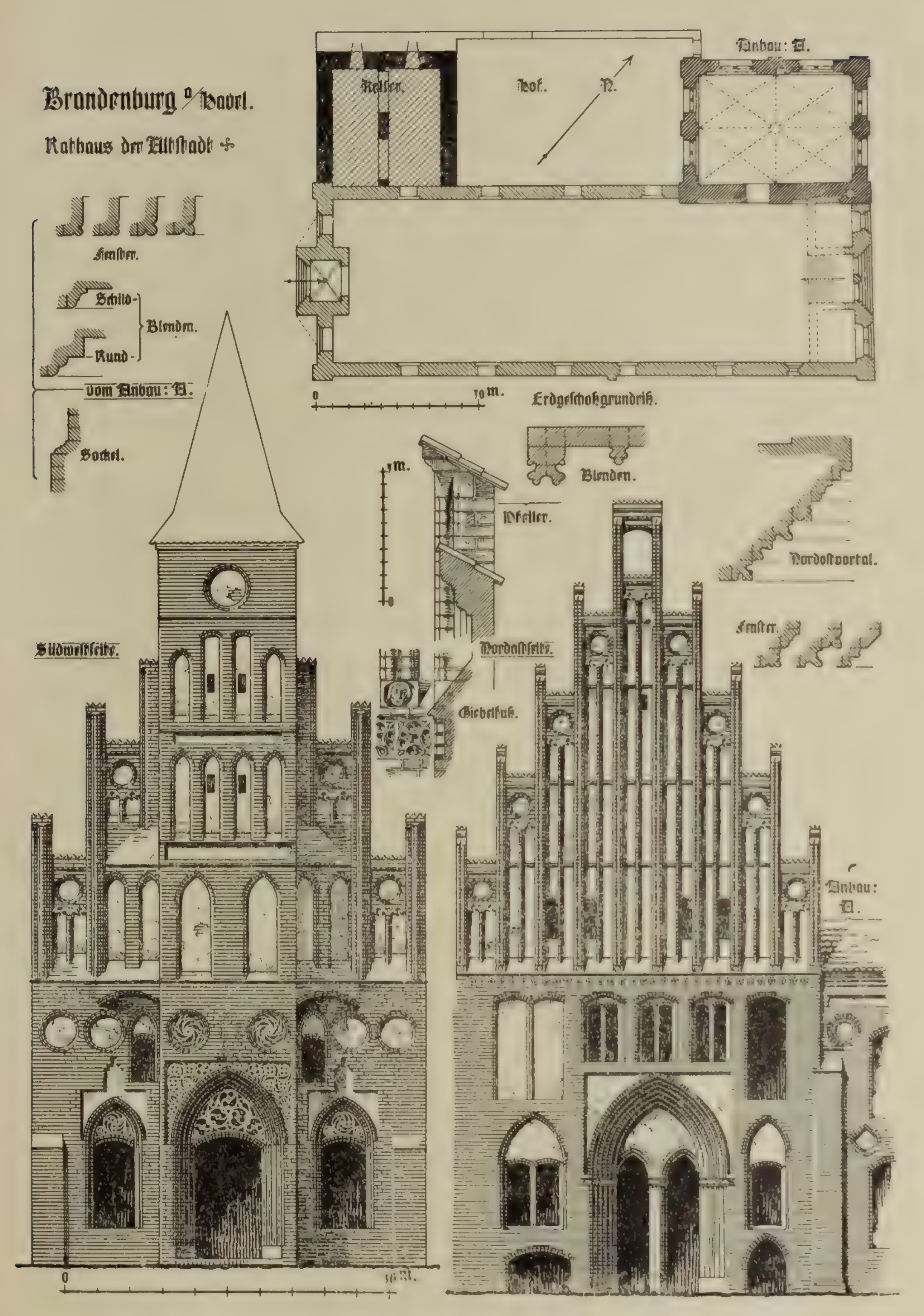


Abb. 99. Das ehemalige Rathaus der Altstadt. Giebel, Grundriß und Einzelheiten.

Zugang wie die Wendeltreppe scheinen an der damals noch freien Südostseite gelegen zu haben, wo auch die ursprüngliche Heizanlage zu suchen sein dürfte.*)

Zweite Bauzeit. Um das Jahr 1470, also etwa zwanzig Jahre nach der Errichtung des Ratsstubenbaus, kam dann der bereits früher vorbedachte Plan für ein neues Kaufhaus einheitlich und in einem Gusse, sowie in unmittelbarem Anschlusse an jenen zur Ausführung: ein Bau von langgestrecktem Grundriß mit einem schlanken Turme am Südwestende.

Befindet sich das Äußere des Gebäudes zurzeit in einem traurigen ruinenhaften Zustande, so mutet das verödete Innere mit seinen teils zwei, teils drei Stockwerken, seinen verschiedenen Treppenhäusern und seinen vielen Stuben und Kammern noch weniger an. Von seinen zahlreichen Längs- und Querwänden aus Stein- und aus Fachwerk erweist sich indessen bei näherer Untersuchung keine einzige als ursprünglich, ja noch mehr: es enthüllt sich nach durchgreifender Entkleidung von allen entstellenden späteren Zusätzen eine dieser wüsten Verworrenheit gegenüber fast unglaublich erscheinende klare Anlage von einfachster Großzügigkeit. Das Innere des ganzen neugeschaffenen Rechteckbaues bildete nämlich — und das ist das Bedeutungsvolle des Gebäudes — trotz der in zwei Lichtgaden angeordneten Fenster eine einzige große, durch seine ganze Länge, Breite und Höhe reichende weite Halle (vergl. den Herstellungsversuch Abb. 102). Das völlig außergewöhnliche dieses Ergebnisses erfordert eine eingehende Prüfung des Befundes.

Untersuchen wir zunächst die südwestliche Hälfte des Gebäudes, die sich schon äußerlich vor der anderen auszeichnet. Ihr jetziger Obergeschoßfußboden ist von vornherein dadurch verdächtig, daß er nur 0,36 m unter den an alter Stelle befindlichen Fenstersohlbänken liegt. Wie zu erwarten, zeigt sich sein Auflager, sobald die Putzhülle fällt, als eine spätere Aufmauerung. Doch auch da, wo bei üblicher Brüstungshöhe ein Fußboden liegen müßte, fehlt jeglicher Mauerabsatz für das Auflager von Balken. Erst weiter abwärts, bei 2,20 m über Erdgeschoßfußboden findet sich merkwürdigerweise ein durchlaufender horizontaler Absatz von 0,15 m Breite, also ganz wie für Balken geschaffen**); und doch konnte in dieser Tiefe nimmermehr eine Stockwerkskonstruktion liegen; wenigstens nicht für den durch die ganze Breite eines Rathauses reichenden Raum, in den man vom Markte durch das Hauptportal eintrat. Sie würde dessen Öffnung quer durchschnitten haben! Hier muß also eine

---

*) Kolb (a. a. O. S. 2 und 50) hält das Gebäude für den Schöppenstuhl der beiden Schwesterstädte Brandenburg, der auf der „langen Brücke" stand, „bis er um die Mitte des 14. Jahrh. nach der Altstadt verlegt wurde". Von einer solchen Verlegung des Schöppenstuhles ist dem Verfasser nichts bekannt; vielmehr wurde der Schöppenstuhl nach mehrseitiger Annahme erst gegen die Mitte des 14. Jahrh. in Brandenburg auf der Langen Brücke errichtet; ja er wurde dort an der gleichen Stelle i. J. 1552 nach Abbruch des älteren tatsächlich noch einmal neu gebaut und blieb dort in Gebrauch bis gegen das Jahr 1700 (siehe unter Schöppenstuhl).

**) Er wurde erst in neuerer Zeit zur Einrichtung von zwei Geschossen durch Aufmauern höher hinaufverlegt, wie die ohne ordnungsmäßigen Verband vorgeblendeten, in Form und Farbe abweichenden Backsteine sehr deutlich zeigen. Danach ist Kolb (a. a. O. S. 44) zu berichtigen.

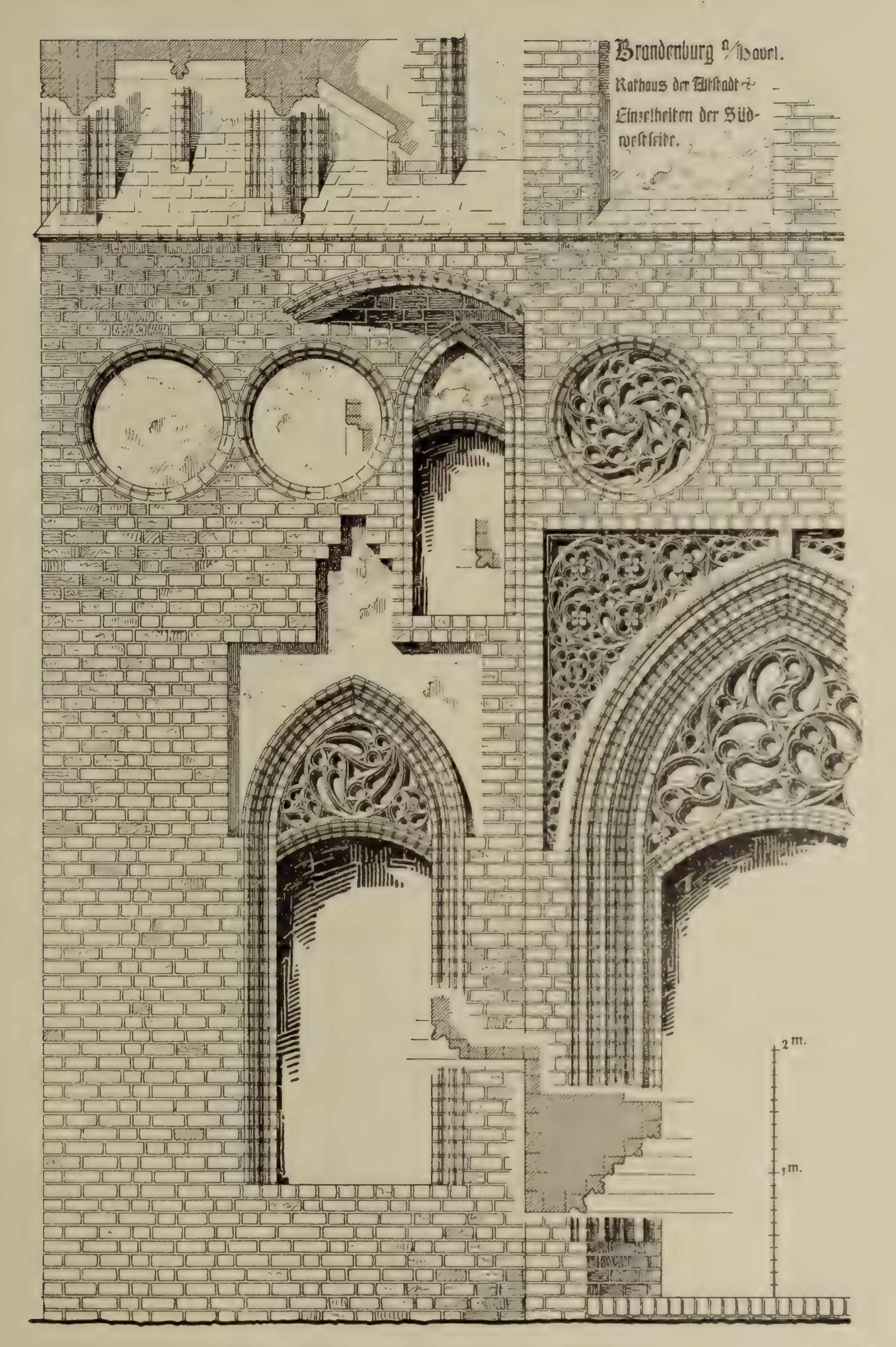


Abb. 100. Altstädter Rathaus, Teil des Vordergiebels.

andere Einrichtung bestanden haben. Auch über deren Art lassen die Spuren keinen Zweifel. Böden in so ungleichen Höhen und doch innerhalb benachbarter Wände belegen — das können nur Galerien gewesen sein, ja behäbige etwa 16 m lange Ränge oder Emporen ruhten mittels einer Schwelle auf dem Mauerabsatz, sie liefen fast vom Frontgiebel an den Längswänden hin und ließen den ganzen Raum zwischen und über sich in seiner vollen Höhe bis zu den Deckenbalken frei. Doch weiter: gerade da, wo der Mauerabsatz etwa in der Mitte der südöstlichen Längswand aufhört, trifft man nicht nur außen die Abhauspur einer lisenenartigen Verstärkung (Grundrisse in Abb. 99 und 102), die bis zum Hauptgesimsfries zu verfolgen ist, sondern es findet sich auch gerade hier im Keller eine pfeilerförmige Verstärkung der Kellermauer. Wenn diese Anzeichen nicht trügen, so lagen hier und an der entsprechenden Stelle der gegenüberliegenden leider zerstörten Längswand die Treppen zu den hier beginnenden Galerien. Solche müssen sich auch außerdem noch am anderen Ende in den südwestlichen Saalecken befunden haben (siehe S. 174 und Abb 102). Diese führten von hier gleich weiter hinauf zu der etwas höheren Galerie an der Giebelseite, die über dem Portal hinstreichen mußte. Von ihr aus konnte man durch die schmale Tür in den kleinen Turmraum gelangen. Der bisher beschriebene Südwestteil des Gebäudes ist, wie wir noch sehen werden, durch einen besonders reichen, festlichen Schmuck der Außenarchitektur (Abb. 100 u. 101) an den Schauseiten ausgezeichnet und dadurch als der vornehmere gekennzeichnet.*)

Wenden wir uns jetzt dem nordöstlichen Ende des Baues zu. Hier lassen sich zu beiden Seiten des großen, einst zweiteiligen Portals nur bis zu dessen Höhe reichende Wangenmauern nachweisen. Sie endigten sehr bald an einer aus ihrem Ansatz an der nordwestlichen Längswand noch erkennbaren Quermauer. Diese im Grundriß der Abb. 99 einpunktierten Mauern teilten offenbar in den Ecken des Gebäudes zwei kleine Räume für Garderobe oder Geräte ab, die zu beiden Seiten des hinteren Portals bezw. eines kleinen Vorraumes lagen, der einige Erdgeschoßstufen enthielt. Über die drei kleinen Räume erstreckte sich ebenfalls eine breite Galerie in der gleichen Höhenlage wie gegenüber am Südwestende des Saales an der Giebelwand hin und weiter an den Längsseiten herum, wo der für sie vorgesehene Absatz an der Südostmauer etwa in deren halber Länge zu verfolgen ist (Abb. 102). Man hatte sie wohlbedacht in gleicher Höhe mit der Ratsstube im kleinen Bau angelegt, der sie als Vorraum diente. Zu diesem gelangte man allem Anschein nach mittels einer Freitreppenanlage durch zwei Stichbogentüren, deren Kanten am Ende der Südostmauer größtenteils noch erhalten sind. Durch diese Verbindung wurde die frühere Wendeltreppe zur Ratsstube überflüssig, die man deshalb vermauerte.

Die Annahme einer so großzügigen Raumgestaltung des Gebäudes findet nicht nur in den Mauerabsätzen und Türen, sondern auch in der Lage und den Verhältnissen der Lichtöffnungen ihre volle Bestätigung. Zunächst war ihre Anordnung

---

*) Trotzdem haben Kolb (a. a. O. S. 51 u. 52) und Stiehl (a. a. O. S. 116) ihr vermeintliches „niedriges" Obergeschoß dieses Teiles zu einem Korn- oder Hopfenspeicher, bezw. Schüttboden erniedrigt.

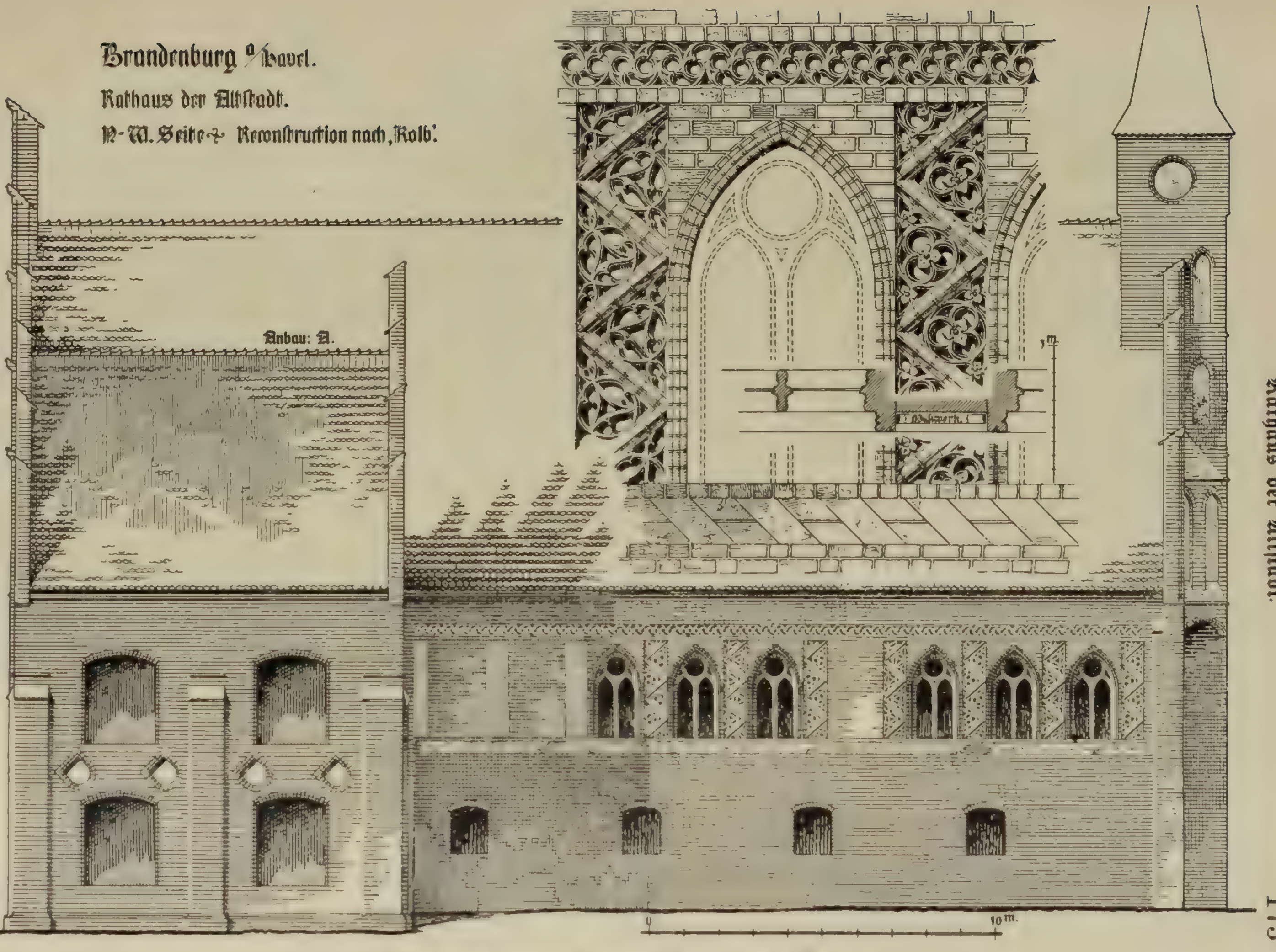


Abb. 101. Altstädter Rathaus, Längsseite am Markte.

in zwei Gaden (Abb. 101) weit entfernt dagegen zu sprechen, vielmehr nach damaligen Baugewohnheiten unvermeidlich. Die untere Reihe rückt mit ihren Stichbögen dicht unter die Längsgalerien des vornehmer ausgestatteten Südwestteiles. Auch die obere wird hoch hinaufgeschoben, um das Licht noch über die Brüstungen jener nach der Mitte des Saales hinwegzuführen. Da diese Ränge nichtsdestoweniger ein Hindernis für die Lichtzuführung darstellen, war man bedacht, noch von den beiden Giebelseiten her durch große Fenster nach Möglichkeit Licht zu schaffen, so namentlich im Südwesten, wo übrigens sowohl aus den hohen unteren Fenstern wie aus der starken einseitigen Erweiterung der oberen nach den Saalecken hin auf Treppen an diesen Stellen geschlossen werden muß (siehe den Grundriß in Abb. 102). Eine gerade Balkendecke, die noch heute an alter Stelle liegt, überdeckte den Raum. Der Keller des Rathauses ist vermutlich im 18. Jahrh. verschüttet worden und unzugänglich.*) Der ursprüngliche Eingang dazu befand sich am linken Ende der Nordostseite, so daß der hohe innere Kellerhals in dem nordöstlichen der beiden kleinen Räume verborgen war.

Von den Fassaden des Gebäudes ist die südwestliche Hauptfront durch den inmitten des Giebels halb nach innen, halb nach außen gestellten rechteckigen Turm ausgezeichnet, der mit jenem über dem Obergeschoß durch vier schräggestellte brückenartige Übergänge innig verbunden ist. Seine etwas hagere Figur gewinnt durch diese sehr eigenartig erfundene Erbreiterung seiner Masse bedeutend. Das Hauptportal im Turm und die beiden seitlichen Erdgeschoßfenster sind in den Bogenfeldern mit reichem Maßwerkschmuck verziert und waren einst von Kreuzblumen bekrönt (Abb. 100). Der Pfeilergiebel sowie der Turm waren, bezw. sind größtenteils noch mit schmalen, in Stockwerken geordneten Blenden belebt. Die oberen Turmteile vom Uhrgeschoß einschließlich ab sind nicht mehr mittelalterlich. Das Dach des Turmes bildete ursprünglich wohl ein pyramidenförmiger Helm.**)

Die Mitte des Nordostgiebels nahm unten ein mächtiges Spitzbogenportal ein, dessen Kämpfer mit einem spätgotischen Blattfriese (Kopfleiste S. 166) geschmückt und dessen Öffnung durch einen Mittelpfosten geteilt war. Der Giebel ist durch zehn schlanke Pfeiler und davon eingeschlossene gekuppelte Blenden mit Maßwerkrosetten an der Spitze gegliedert.***)

---

*) Er wurde erst durch Kolb stellenweise etwas freigelegt.

**) Kolb (im 34.—35. Jahresber. d. Hist. Ver. zu B., S. 9) nimmt ein Walmdach mit kurzem, querliegendem First an. Der Turm mußte unten die für das Portal nötige Breite haben und wurde rechteckig angelegt, weil eine gleich große Tiefe überflüssig erschien. Daß man aber auf einen möglichst quadratischen Helm abzielte, zeigt sich in dem Bemühen, durch Vorkragen der Vorder- und Hinterseite in dem Geschoß unter der Uhr die Ungleichheit der Seiten der Grundform zu mildern. Der Hauptausgleich fand aber erst im Helm selbst statt, dessen noch vorhandene Stichbalken m. E. nach dem Mittelpunkte weisen, während Kolb sie nicht für diagonal gerichtet hält.

***) Dieser Giebel bildet nächst der südöstlichen Langseite die Hinterfront des Gebäudes. Wenn Kolb (a. a. O. S. 3) vor ihm freien Marktplatz annimmt, so sprechen dagegen u. a. die gotischen Gewölbe des gegenüberliegenden Eckhauses (siehe unter Bürgerhäuser).

Die Gebäudeecken sind durch flache Strebepfeiler von ungleichen Höhen verstärkt. An den Längsseiten besteht der Untergaden aus schlichten Stichbogenfenstern von gleicher Form wie die der Kellerfenster. Einfache geputzte Friese, von denen der an der nordwestlichen Schauseite noch ein eingeritztes Bandmotiv erkennen läßt (Abb. 101), schließen den Obergaden ein. Diese Schauseite hat, wie schon hervorgehoben worden, auch insofern eine reichere Ausbildung erhalten, als man die Spitzbogenfenster des Obergadens in ein Rahmenwerk aus zierlich gegliederten aufsteigenden Maßwerkfriesen einschloß, bei denen mächtige Zickzacklinien das Grundmotiv bilden. Wie diese Fenster in Gruppen von je dreien angeordnet sind, so auch die gegenüberliegenden der Südostseite, bei denen ein einzelnes die Scheidung zwischen den beiden Gruppen bildet.

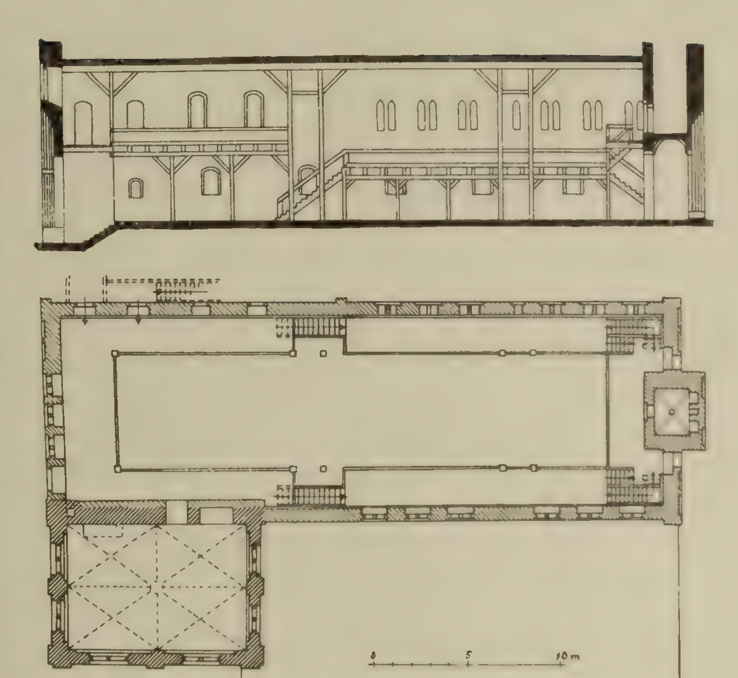


Abb. 102. Altstädter Rathaus, Herstellungsversuch.

Diese auf beiden Längsseiten gleiche Gruppierung ist so auffallend und an sich so unbegründet, daß sie nur durch eine edle rhytmische Anordnung von wichtigen Baugliedern des Innern erklärt werden kann. Selbst wenn sich die Meinung Kolbs (a. a. O. S. 44), daß die Decke an den Mittelsäulen des Dachstuhls aufgehängt sei, bestätigen sollte, so ist dies doch nur mittels Zapfen und je eines Holznagels an den einzelnen Balken geschehen und diese bedurften, falls sie je einmal schwerer belastet werden sollten, noch weiterer Unterstützung von unten her. Eine solche ergab sich am natürlichsten und glücklichsten an den Vorderkanten der Galerien, die ohnehin hier der Stützen nicht entbehren konnten. Mochte man nun die dafür gebräuchlichen Holzsäulen vom Erdgeschoßfußboden an durchgehen oder erst von der etwa auf Steinpfeilern ruhenden Galerie an beginnen lassen: in jedem Falle trugen sie die Decke mittels zweier Längsunterzüge und standen daher sehr weitläufig. Die Gruppierung der Fenster legt nun die Annahme nahe, daß die Aufstellung der Stützen paarig erfolgte und zwar in der rhytmischen Anordnung, wie sie in dem Herstellungsversuch (Abb. 102) angedeutet ist. So entsprach dem einzelnen mittleren Fenster auf der Südostseite und dem trennenden Pfeiler auf der Nordwestseite im Innern je ein hochragendes

Stützenpaar, bezw. dieses wirkte auf die Fenster zurück und bedingte deren rhytmische Gruppierung.

Das Gebäude erinnert durch seine Raumgestaltung stark an die anderwärts für Rat- und Kaufhäuser vorkommende Bezeichnung theatrum. Es war für eine Kaufhalle wie für einen Festraum gleicherweise geeignet.*)

Im langen freien Mittelraum, sowie in den Ständen unter den Galerien bot sich Platz in Fülle zur Ausstellung von Waren aller Art, ja selbst oben auf den Rängen für zierlichere Erzeugnisse des Gewerbefleißes. Bei Spiel- und Tanzbelustigungen aber umkränzte den festlich geschmückten Saal auf den Galerien die Blüte der Bürgerschaft in ihren farbigen Festkleidern, die Ratsverwandten vielleicht auf den bevorzugten Plätzen an der Turmseite. Gegenüber am hinteren Ende des Saales ließen vermutlich die Musikanten von hoher Empore herab ihre Pfeifen und Zinken ertönen. Hier oben hatte man den vollen Eindruck des Ganzen. Welch ein Raum! welch eine herrliche, wohldurchdachte, prächtig angelegte Festhalle! — eines besseren Geschickes wert, als ihr geworden ist.

Dieser z. T. recht aufwendige spätgotische Rathausbau hat in den Stilformen große Verwandtschaft mit der i. J. 1470 erbauten Schloßkapelle zu Ziesar und gestattete daher die bereits oben angegebene gleiche Zeitstellung. Das Rathaus diente seiner ursprünglichen Bestimmung bis zum Jahre 1715. So lange hatte es wohl auch seinen mittelalterlichen Charakter bewahrt, nur daß sein Turm inzwischen eine geschweifte Haube mit offener Laterne erhalten hatte, wie wir ihn noch um 1740 auf einem älteren Stadtbilde dargestellt finden (vgl. Kolb a. a. O. S. 7 und ebenda Abb. 15). Nach der Vereinigung der beiden städtischen Verwaltungen und deren Verlegung in das Neustädter Rathaus i. J. 1718 stand es lange Zeit unbenutzt. Im Jahre 1753 wurde das Gebäude auf Veranlassung König Friedrich II. für die darin zu errichtende staatliche Parchentfabrik eingerichtet. Bei dieser Gelegenheit geschah es wohl, daß es in der rohen und rücksichtslosen Weise mißhandelt wurde, die seinen jetzigen traurigen Zustand hauptsächlich herbeiführte. Die Balkenlagen wurden behufs Vermehrung der Stockwerke verlegt, die gotischen Bogen, Fenster und Türen vermauert und dafür viereckige Öffnungen eingebrochen, Gesimse zerstört und die feinen Maßwerkzierate mit Mörtel verschmiert. In diesem Zustande ging es i. J. 1818 in den Besitz des Justizfiskus über und diente als Geschäftshaus des Königl. Land- und des Stadtgerichts. Vermutlich sind bei diesem Übergange eine Anzahl Schornsteine angelegt. Im Jahre 1826 wurde die gegenwärtig noch vorhandene Endigung des Turmes (Abb. 98) von der Uhr an neu aufgeführt. Sie bildet wohl für Brandenburg den ersten Versuch einer Wiederaufnahme der alten Backsteingotik.

*) Stiehl, der (a. a. O. S. 116) wie Kolb die nordöstliche Hälfte des Hauses durch eine mittlere Quermauer abgeteilt und nur sie als bis zur Decke durchgehend annimmt, ist geneigt, diesen Raum für den einstigen Sitzungssaal des vereinigten Brandenburger Schöppenstuhls zu halten; indessen stand dieser bis zum Jahre 1700 auf der Langen Brücke. Überdies bedurfte die geringe Zahl seiner Mitglieder nicht eines so großen und hohen Raumes.

Der Schöppenstuhl.

Das aus Fachwerk errichtete Gebäude des nicht mehr vorhandenen Schöppenstuhls stand auf Pfählen in der Havel, der Neustadt etwas näher als der Altstadt und zwar östlich neben der Langen Brücke, mit der es durch einen Steg verbunden war.*) Seine Lage entsprach also der des alten Berliner Rathauses in der Spree.

Näheres über Anlage und Form des 1348 zuerst genannten Schöppenhauses (Riedel IX, 42) ist ebensowenig überliefert wie über die Zeit seiner Errichtung. Nach Stölzel (Der Brandenburger Schöppenstuhl, S. 52) war das Gebäude in der Havel nicht als Schöppenstuhl errichtet, sondern bildete das gemeinsame Rathaus beider Städte und wurde erst ausschließlich für die Beratungen der vereinigten Schöffenkollegien benutzt, nachdem sich Neustadt und Altstadt je ein eigenes Rathaus erbaut hatten. Grupp (im 31. Jahresber. d. Hist. Ver. zu B., S. 39 und 68) nimmt nicht nur die Entstehung der rechtlichen Einrichtung des Schöppenstuhls, sondern auch die Erbauung des Hauses in der Havel zwischen 1343 und 1348 an. Es wurde im Jahre 1552 abgebrochen und neu erbaut (Memorial des Stadtschreibers Simon Roter, Rathausarchiv, Cod. A. Nr. 8, fol. 29).

Seinem Zwecke nach ist der erste Schöppenstuhl weder als Gerichtslaube noch als einziges gemeinsames Rathaus beider Städte anzusehen von der Art, wie ja beide Städte schon um die Mitte des 14. Jahrh. je eines für sich besaßen, nämlich in Verbindung mit einer Kaufhalle und Wagstube. Das sicher nicht große, nur auf Pfählen ruhende Haus würde für beide Zwecke ungeeignet gewesen sein; denn es konnte weder eine große Halle oder einen Saal in sich schließen, wie doch für ein Rathaus im weiteren Sinne notwendig war, noch konnte es den „Umstand", d. h. die im 14. Jahrh. dem „Ding" noch zahlreich beiwohnenden Mitglieder der Gemeinde fassen. Überdies hätte das Haus für beide Bestimmungsarten von allen Seiten möglichst frei zugänglich stehen müssen, statt gleichsam als „Seitenbeutel" an der Brücke zu hängen, die nachts sogar von beiden Seiten durch Tore ausgesperrt war. Es konnte vielmehr — wenn überhaupt anfänglich als eine Art Rathaus — nur als Beratungshaus für beiden Städten gemeinsame Angelegenheiten gedient haben, dann aber den gemeinsamen Sitzungen der Schöffenkollegien von Alt- und Neustadt Brandenburg zur Erteilung von Rechtsweistümern, d. h. zur Abgabe von Urteilen in Form von Rechtsgutachten, meist auf Anfragen von Seiten auswärtiger Gerichte (Stölzel, Der Brandenburger Schöppenstuhl, S. 51).

Über den Neubau des Schöppenstuhles von 1551—1552 finden sich im Memoriale des Simon Roter leider nur unvollständige Angaben und Rechnungsnachweise, aus denen der Gesamtkostenpreis nicht feststellbar ist. Obwohl es aus Fachwerk erbaut

*) Über die Lage des Schöppenstuhlgebäudes siehe Mich. Nicolai, Descriptio urbis Brandenburgi (1650), S. 18; Gottschling S. 169, Anmerk. 12; Grupp im 31. Jahresber. d. Hist. Ver. zu B., S. 69 f.

war, bestand seine Schöppenbank dennoch aus Steinen. Töpfermeister Brand in der Neustadt hatte sie gehauen „vermuge der Visirung“, die er den Herren zuvor gezeigt hatte.

Zu Frommes Zeit scheint das Haus bereits baufällig gewesen zu sein, weil er erzählt, daß darin „vor diesem“ die Schöppen ihre Versammlungen gehalten haben. Im Jahre 1680 nahm man jedoch wiederholt Ausbesserungen und Instandsetzungen vor (Bericht des Schöppenstuhles von 1691 im Pfarrarchiv der Katharinenkirche Tit. III Nr. 30 und Rechnung der Neustadt von 1680, Cod. N. Nr. 21 fol. 44, Rathausakten). Am 17. Mai 1700 brachte ein Sturm das Haus zum Einsturz und beschädigte den Schlagbaum, die Zugbrücke und die Balken der Langen Brücke. Vom Schöppenhause blieben „nur die aus dem Wasser ragenden Pfähle“ übrig (Gottschling S. 169, Anmerk. 12). Bei dem ungewöhnlich niedrigen Wasserstande von 1874 traten die Pfähle, auf denen das Schöppenhaus einst stand, deutlich hervor (Schillmann, Gesch. der Stadt B., S. 177 Anmerk.).

Die ehemalige Schöppenstuhl-Bibliothek bildet z. Z. einen Bestandteil der Bibliothek des Königlichen Amtsgerichtes in der Steinstraße. Beachtenswert sind davon, teilweise auch wegen des Einbandes, die folgenden Werke:

Nr. 143. Bernardus, Codex decretalium, Nürnberg 1482 (sine titulo). Ledereinband von 24,5×35,5 cm mit Pressung gotischen Charakters, Messingecken und Mittelstück, ohne Schließriemen. Die Anfangsbuchstaben des gedruckten Textes sind in einfacher Handmalerei blau und rot eingesetzt.

Nr. 148. Bernardus, Decretales. Mainz 1473. Petrus Schoeffer de Gernsheim consummavit (sine titulo). Schöner Einband, 34×49,5 cm, Schweinsleder mit Pressung in gotischem Charakter, Messingecken, Mittelstück und Schließriemen. Im und um den gedruckten Text sind Handmalereien vorzüglich erhalten und zwar: kleine Vierecke von 6 cm im Quadrat mit figürlichen Szenen; Initialien mit Gold; große Ranken mit bunten Blumen, teils stilistisch, teils naturalistisch, z. B. Erdbeeren. Am Schlusse befindet sich, wie üblich, eine Nachricht über den Drucker und dessen Zeichen in rotem Druck.

Nr. 169. Benedict Carpzow, Definitiones forenses ad constitutiones electoratus saxonici. Francf. u. Lipz. 1673.

Nr. 706. Abschied der Königl. Kaiserl. Majestät und gemeiner Ständt auf dem Reichstag zu Regensburg a. d. 1594 aufgericht. Mainz 1594. Einband aus altem Pergament mit Mönchsschrift, enthaltend ein Bruchstück aus der Bibel (Geschichte Josephs).

Nr. 720. Joach. Mynsinger a Frundeck. Jureconsulti clarissimi Apostelesma, sive corpus perfectum scholiorum ad quattuor libros institutionum juris. Basel 1572. Pergamenteinband mit Pressung von 1572.

Nr. 1464. T. Livius, Historia Romana. 45 Bücher der römischen Geschichte, mit Holzschnitten, herausgegeben von Joh. und Sigism. Feierabend. Frankfurt a. M. 1578. Der Einband in Pergament mit Pressung von 1583.



Abb. 103. Steinhaus der Altstadt.

Alte Bürgerhäuser

A. Mittelalter.

Ordonnanzhaus. Wenn in einer Stadt, deren geschichtlich bedeutungsvolle Zeit gerade im Mittelalter liegt, Wohnhausbauten dieses Zeitalters gleichwohl selten sind, so hat dies darin seinen Grund, daß solche damals selten aus dauerhaften, feuerbeständigen Baustoffen errichtet wurden. Wie in einigen anderen mittelalterlichen Städten finden wir auch in beiden Schwesterstädten Brandenburg wegen der Seltenheit steinerner Häuser den Besitzer eines solchen geradezu nach diesem Besitze benannt. In der Altstadt tritt 1342 Ghiso ut dem Steenhuse als solcher auf (Riedel IX, S. 38). Über das stattliche gotische Giebelhaus der Altstadt an der Ecke der Schusterstraße und des Marktes (Abb. 103), das zur Zeit mit dem westwärts anschließenden Stadthofe und dem diesem benachbarten Syndikatshause zu einem städtischen Grundstück vereinigt ist und als Armenhaus verwendet wird, finden wir urkundlich nichts überliefert. In früheren Beschreibungen der Stadt wurde es gar nicht erwähnt. Als erster äußert sich Wernicke (im Bergau S. 276) darüber mit den Worten: „Über Entstehung, ursprünglichen Zweck und Baugeschichte dieses Gebäudes fehlt es an Nachrichten; die große Halle im Erdgeschoß läßt vermuten, daß es ein Kaufhaus oder Gildehaus gewesen ist, wenn es nicht etwa den 1473 urkundlich erwähnten altstädtischen Ratskeller enthalten hat." Der letzten Deutung schließt sich Jork in seinem Führer von Brandenburg und in den Jahresber. d. Hist. Ver. zu B. 1894, S. XXV an. Kolb (in Jahresber. d. Hist. Ver. zu B. 1904, S. 3) nimmt an, daß es das ältere Rathaus der Altstadt gewesen sei, als dessen Erweiterungsbau das spätere Rathaus anzusehen sei. Auch Stiehl (Das Deutsche Rathaus im Mittelalter, S. 44) betrachtet es als feststehend, daß es das alte Rathaus der Altstadt Brandenburg gewesen wäre. Der Verfasser vermag diesen unstreitig naheliegenden Deutungen aus gewissen weiter unten noch auszuführenden Gründen nicht beizutreten, doch wird eine gewissenhafte Behandlung der Frage nach dem ursprünglichen Zwecke des Gebäudes erst nach vorangegangener Beschreibung

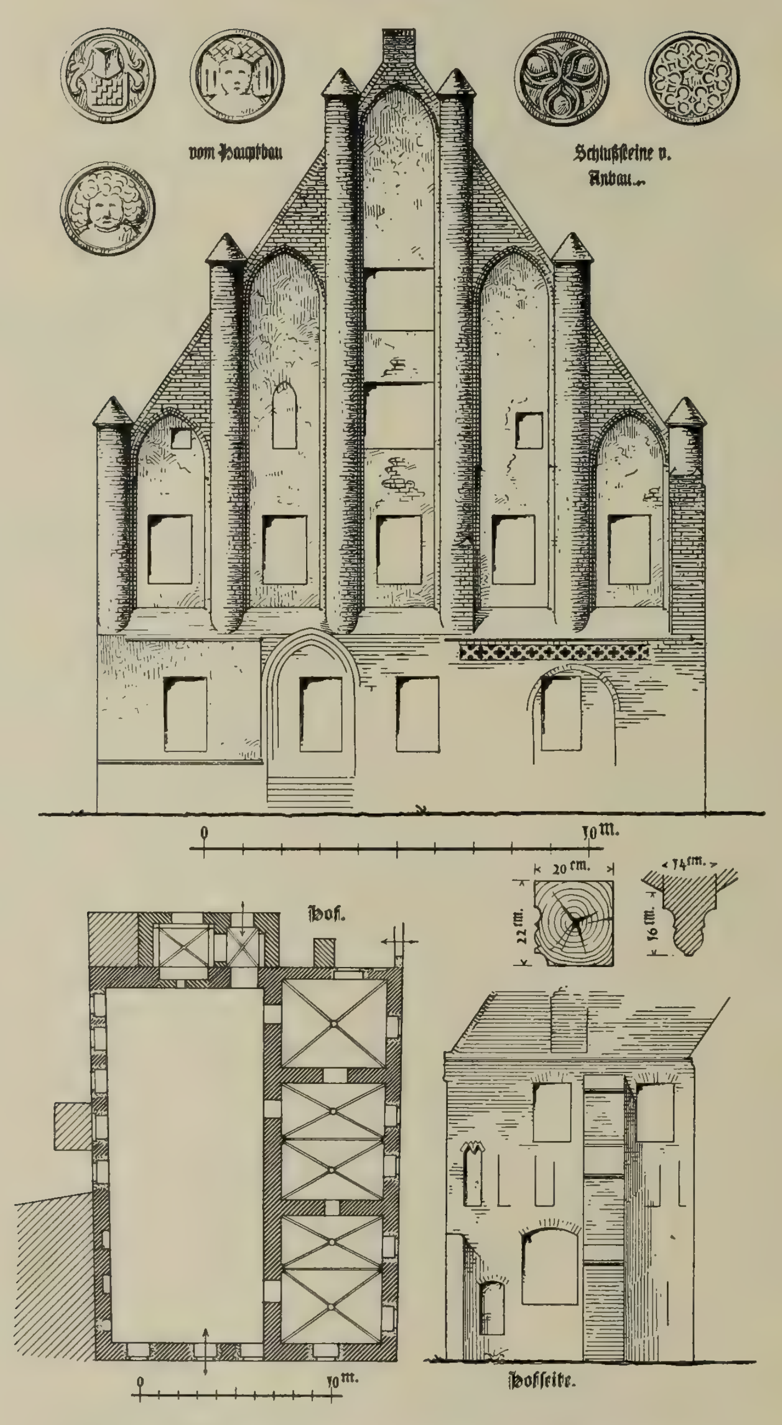


Abb. 104. Gotisches Steinhaus der Altstadt (sog. Ordonnanzhaus). Grundriß und Ansichten.

seiner allgemeinen Anordnung und wesentlichen Grundzüge möglich und verständlich sein.

Das zweistöckige, im Grundriß rechteckige Haus liegt mit dem Hauptgiebel an der ziemlich engen Schustergasse. Hier hatte es einst einen spitzbogigen Eingang von gewöhnlicher Haustürbreite, der in einer der obigen Abbildung zugrunde liegenden schaubildlichen Skizze von Knoblauch im Nachlaß des Konservators v. Quast noch gezeichnet ist und dessen Bogenspur sich auch jetzt noch am Hause selbst findet. Ein zweiter Eingang befindet sich am anderen Ende des Hauses auf dem Hofe. Die Traufseite am Markte, gegenüber dem Altstädter Rathause hatte keinen Eingang. Das Haus ist eines der ältesten der Stadt insofern, als es noch Reste aus dem 13. Jahrh. enthält, die namentlich im Erdgeschoß der Langfront sowie im unteren westlichen Teile der Hofseite kenntlich werden, wo sie durch kleine dreieckig überdeckte Zwillingsblenden gekennzeichnet sind. Abgesehen von den Fenstern und mancherlei Einbauten im Innern, die neueren Zeiten entstammen, gehört das Gebäude dem 15. Jahrh. an. An seiner Nordwestseite sind im Erdgeschoß drei gewölbte Räume, deren Rippen aus Birnstab und Kehle bestehen und deren Schlußsteine mit Köpfen und einem Wappen verziert sind. Im Südwesten befindet sich ein kleiner gewölbter Anbau. Die übrigen Teile, die von mittleren Flurgängen, einem Vorplatz und einem Betsaale eingenommen werden, haben gerade Balkendecken und sind wohl als Erzeugnisse späterer Umbauten anzusehen. — Die einstige Einteilung und Verwendung des Obergeschosses ist bei dem jetzigen Zustande ohne eingreifende Untersuchung nicht festzustellen. — Der Keller hat nicht die ganze Ausdehnung des Gebäudes, sondern erstreckt sich nur unter dem gewölbten Teile des Erdgeschosses. Er ist mit einer breit gespannten Längstonne überwölbt. Sein Eingang an der Front führte zunächst zu einem an der Frontmauer hinlaufenden Gang, der westwärts in den Kellerraum mündet.

Von der äußeren Architektur des Baus ist vor allem der mächtige Frontgiebel (Abb. 104) mit seinen fünf hohen Spitzbogenblenden zwischen kräftigen, spitz abgedeckten Rundpfeilern erhalten. Das Profil der Blenden geht stellenweise von der Kehle zum Fasen über. Die sechs Rundpfeiler stehen am Giebelfuß auf einer mächtigen Schräge, deren untere Kante von einem durchbrochenen Maßwerkfriese begleitet wird. Er ist nur noch im nördlichen Teile erhalten. Der noch erkennbare Bogen des Haupteingangs reicht hart bis an den Fuß des dritten Rundpfeilers. Der östliche Teil der Erdgeschoßmauer neben dem ehemaligen Portal ist jetzt um einen halben Stein vertieft, ohne daß der Grund dafür noch ersichtlich ist. Von den ursprünglichen Fenstern sind nur wenige Spuren erhalten, nämlich die eines breiten Rundbogens im Westteil der Erdgeschoßfront und mehrere vereinzelte Spuren von schmalen kleinen Spitzbogenfenstern, beispielsweise in der zweiten der großen Giebelblenden, ferner innen an der Südostwand im jetzigen Betsaal und außen an der Nordwestwand.

Beim Eintritt in eine Untersuchung über den einstigen Zweck des Gebäudes erheben sich auf Grund der obigen Beschreibung gegen seine Erklärung als Rathaus sofort schwere Bedenken. Dafür würde eigentlich nur seine Stattlichkeit und der Umstand, daß es am Markte liegt, sprechen. In diesem Falle müßte indessen ange-

nommen werden, daß die Altstadt im 14. Jahrh. zwei voneinander getrennte Gebäude für die Zwecke des Rathauses und Kaufhauses besessen habe, da sich unter und neben dem Rathause ältere Keller eines großen Gebäudes finden, das doch wohl nur einem dieser beiden Zwecke gedient haben kann. Eine solche Annahme scheint aber in Anbetracht dessen unzulässig, daß selbst die damals viel bedeutendere Neustadt für beide Zwecke mit einem einzigen Gebäude auskam.

Unter den weiteren Umständen, welche gegen die Bestimmung als Rathaus zeugen, fällt die Lage der Räume schwer ins Gewicht. Hätten wir es mit einem solchen zu tun, so würden unzweifelhaft die Halle am Markte, die überwölbten Zimmer aber an der Rückseite liegen. An der Marktseite würde eine Freitreppe zur Halle führen, während doch ein Portal an dieser Seite nicht nur nicht vorhanden, sondern auch der Zimmer wegen überhaupt ausgeschlossen ist. Die an den Giebelseiten befindlich gewesenen Türen erscheinen beide für ein Rathaus zu klein und anspruchslos.

Die gewölbten Räume des Erdgeschosses würden nach dem, was von anderen Rathäusern aus dem 14. Jahrh. bekannt ist, für ein solches zu reichlich bemessen sein, da die städtische Verwaltung und Rechtspflege in dieser Zeit meist mit einem oder zwei besonderen Zimmern außer der Halle auskam.

Noch viel nachdrücklicher als alle diese Erwägungen zeugt aber gegen die Annahme eines Rathauses der Hedemannsche Plan der Stadt (Taf. 35) nebst seinem Kataster aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Hier ist das Gebäude in völlig zuverlässiger Weise als eines der vielen Brauhäuser der Stadt, d. h. einfach als Bürgerhaus bezeichnet und kein Wort dieser so wertvollen Urkunde läßt darüber Zweifel oder eine andere Deutung zu.

Wäre nun hiernach etwa noch die Annahme möglich, daß das Gebäude als Gildehaus errichtet worden und erst gegen 1720 in Privatbesitz übergegangen ist, so spricht schließlich auch hiergegen das Wappen (Abb. 104 oben links), das sich im Erdgeschoß an einem der Schlußsteine der gewölbten Zimmer befindet, während uns zwei andere die Bildnisse des Erbauers und der Herrin des Hauses im Kopfputz und in der Haartracht ihrer Zeit zeigen. Diese wertvollen Zeugen für die Geschichte dieses ältesten Profanbaus der Altstadt sind leider bis zur Unkenntlichkeit dick übertüncht. Immerhin hat das wichtigste Zierstück dieser Schlußsteine, das Wappen, gerade wegen seiner sehr einfachen Tinkturen an Deutlichkeit wenig verloren. Es zeigt ein vierundzwanzigfach gewürfeltes Feld. Es wäre für die Familiengeschichte der Altstädter Bürger, ja für die Geschichte des Bürgertums in Brandenburg überhaupt von großem Werte, wenn es gelänge, den einstigen Inhaber dieses Wappens und damit den Erbauer dieses für beide Städte ganz einzigartigen Bürgerhauses zu ermitteln. An den städtischen Urkunden scheint sich kein entsprechendes Siegel erhalten zu haben.

Die auffallende Stattlichkeit des Hauses trug ihm also zu Unrecht das Ansehen eines Rathauses ein; sein in der Tat mit einer außerordentlichen Wucht der Erscheinung sich hochreckender Giebel mit seinen mächtigen Pfeilern gehörte vielmehr in Wirklichkeit einem Bürgerhause, dem Wohnhause eines der damals hervorragendsten

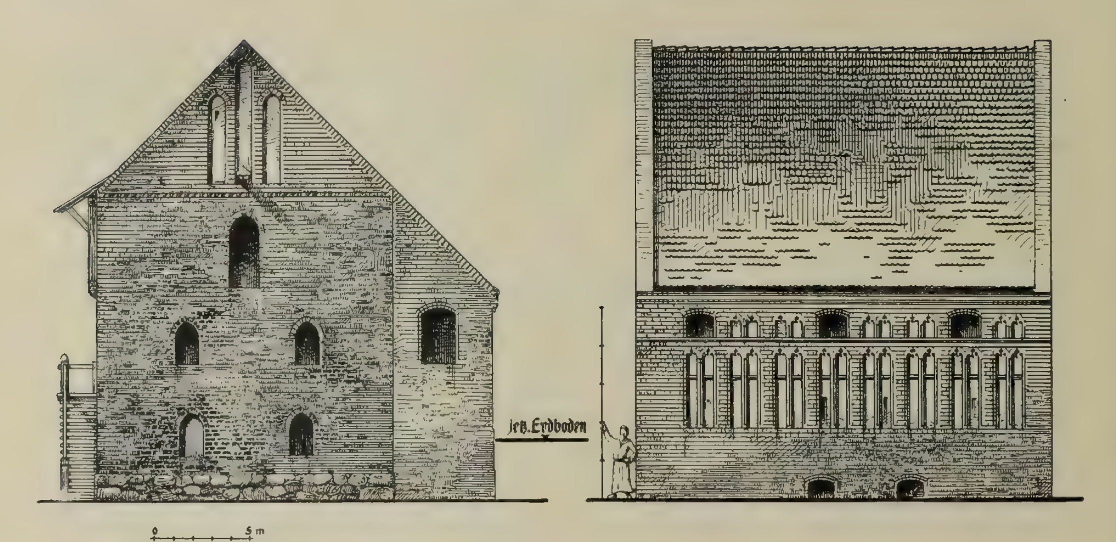
und reichsten Patrizier der Altstadt an. Sollte es der oben angeführte Ghiso ut dem Steenhuse (de Domo Lapidea) gewesen sein, der im Jahre 1342 mit zwei anderen Altstädter Ratmannen nach Berlin entsandt wurde, um vor dem dortigen Rate und den Abgesandten anderer märkischer Städte in Streitsachen gegen die Neustadt zu verhandeln? (Riedel IX, S. 38.) Da unser Bürgerhaus mit seinen ältesten Resten sogar bis ins 13. Jahrh. hinaufreicht, und andrerseits aus jenem Beinamen vielleicht geschlossen werden darf, daß damals nur e i n steinernes Wohnhaus in der Altstadt bestand, so wäre mit einiger Wahrscheinlichkeit jener Ghiso wenigstens als damaliger Besitzer des Hauses anzunehmen.

Frühgotisches Steinhaus am Katharinenkirchplatze. Annähernd in ebenso frühe Zeit wie die ältesten Reste des eben beschriebenen Altstädter Steinhauses reichen die eines kleinen Hauses hinauf, das in der Neustadt zwischen dem tiefen Hofe des Storbeckschen Hauses (Ecke Haupt- und Steinstraße) und dem ehemaligen Kirchhofe der Katharinenkirche steht (siehe den Lageplan Abb. 114). Wiewohl nur von einer versteckten Ecke jenes Hofes zugänglich, ist es dem Altertumsfreunde doch durch die mit zierlichen, dicht aneinandergereihten Blenden gegliederte, aber ernst und würdig dreinschauende Seitenfront aus großen putzfreien Backsteinen bekannt. Es enthält gegenwärtig eine dunkle Waschküche, eine große, kaum betretbare Rumpelkammer und oben einige Bodenkammern. Die durch solche Zustände sehr erschwerte Untersuchung führt zu dem etwas überraschenden Ergebnis, daß jene Backsteinfassade von der Wende des 13. Jahrh. dem Hause nicht einmal ursprünglich zugehört, vielmehr hinter ihr ein noch wesentlich älterer Kern steckt.

Erste Bauzeit. Aus den wenigen bezeichnenden Zügen erkennt man als anfänglichen Bau ein mehrstöckiges, über einem Feldsteinsockel aus Backstein errichtetes Haus von 6,3 m auf 9,3 m lichter Weite. Es stand vielleicht ganz, mindestens aber an drei Seiten frei und war wegen der monumentalen figürlichen Wandbilder, die sein Inneres einst schmückten, sicher kein Neben-, sondern ein Vordergebäude. Seine Giebelfront, die jetzt der Hauptstraße zwar gleich gerichtet, aber ziemlich fern ist und durch das Hintergebäude des Riedelschen Hauses verdeckt wird, stand vermutlich einst dicht an der Hauptstraße.*)

Obschon ein Eckhaus, ist sein Grundriß einfach rechteckig. Seine Backsteine messen 24—25×12—12,5×9—10 cm. Das fast 2 m tief in der Erde steckende Haus hatte sehr niedrige Stockwerke und einfache unprofilierte Spitzbogenfenster an den beiden Straßenseiten. Die Haustür lag vermutlich neben der Ecke an der Langseite und

*) Deren südwestliche Häuserflucht wurde, wie der Hedemannsche Stadtplan erkennen läßt, durch den Neubau der Katharinenkirche i. J. 1401 und die am Rande des Friedhofs allmählich entstandenen „Buden" nach und nach nordostwärts hinausgedrängt. Danach stellten sich im Laufe der Zeit auch die benachbarten Häuserblöcke mit ihren schräganlaufenden Fluchten ein, so daß die Südwestseite der Hauptstraße auf Kosten von deren Breite fast von der Petersilien- bis zur Abtstraße eine flach gekrümmte Ausbiegung erhielt, aus der die Budenhäuser vom Gumpertschen bis zum Riedelschen Hause noch einen besonderen Vorsprung bilden.



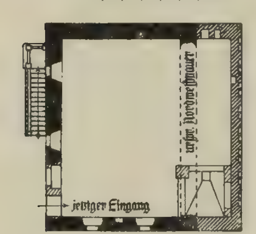


Abb. 105. Frühgotisches Steinhaus der Neustadt beim ehemals Storbeckschen Hause. Grundriß, Langseite des Anbaus und Herstellungsversuch für die Giebelfront an der Hauptstraße.

Erläuterung: Windenausleger, Fachwerk und Treppe sind hinzugefügt (Begründung siehe im Text).





Abb. 106. Wandbilder im frühgotischen Steinhause der Neustadt (Maßstab 1 : 25).

neben ihr eine äußere Freitreppe zu der noch vorhandenen Obergeschoßtür. Eine Spitzbogentür im dritten Geschoß inmitten des Giebels diente als Ladeluke dieses Speichers. Seine Längswände bestanden aus Fachwerk, wie die scharfen Innenkanten der Giebelwangen beweisen. Für die Giebelausbildung in Abb. 105 wurde die noch herstellbare des hinteren Giebels benutzt. Danach hatte das Dach noch die flachere romanische Neigung. Das zweite Geschoß diente zur Wohnung, während das Erdgeschoß wohl die Diele und den Geschäftsraum des reichen Kaufmanns in sich vereinigte.

Nach unserer Kenntnis frühmittelalterlicher städtischer Häuser müssen wir den vornehmsten Raum an der Straßenseite des Erdgeschosses suchen. Gerade hier nun gewahrt man, wenn sich das Auge an die herrschende Dunkelheit gewöhnt hat, neben den beiden schrägwandigen Fensternischen, mancherlei in den Putz eingeritzte Linien, die bald den Charakter bestimmter Zeichnungen gewinnen und sich nach längerer Betrachtung zu den in Abb. 106 gegebenen Darstellungen zusammenschließen. Sie waren im Lauf der Jahrhunderte von vielfacher Tünche und Ölfarbe verdeckt und wurden erst im Januar 1911 vom Verfasser freigelegt. Es sind im wesentlichen drei Darstellungen von verschiedenem Maßstabe der Figuren. Links, neben der Ecke des ursprünglichen Bauwerks ist die Bildfläche nach der Höhe einmal geteilt. Vom unteren Bilde ragt nur etwa noch die Hälfte über dem Waschkesselherde hervor. Man erkennt darauf eben noch den Topfhelm und Arm eines Ritters, der von zwei aus dem Hause tretenden Frauengestalten begrüßt wird. Im oberen Bilde wird ein aus dem Kriege heimkehrender Reiter, der mit einem Kapuzenmantel bekleidet ist und in der Linken die Lanze, in der Rechten aber einen erbeuteten Schmuckgegenstand hält, von einem Bürger bewillkommnet. Ein Baum und allerlei Pflanzenwerk von kindlicher Stilisierung füllen die Lücken. Das Hauptbild des kleinen Zyklus ist in ganzer Höhe der Schmuckfläche und in größerem Maßstabe des Figürlichen zwischen den beiden Fenstern dieser Frontmauer zu beiden Seiten eines mittleren Wandschränkchens angeordnet. Das Ende des Krieges, aus dem die Streiter heimkehren, wird durch einen Friedensschluß dargestellt. Rechts und links thronen in streng symmetrischer Anordnung einander zugewendet zwei Könige mit Szepter und Krone. Der eine von ihnen erhebt gebietend die Rechte, der andere streckt die Hand zum Schwure aus. Die etwas zu groß geratenen Köpfe sind nicht ohne Anmut gezeichnet, die Gewänder reich besetzt. Den Grund über dem Wandschränkchen füllt ein einfaches streifiges Wandteppichmuster, das als Rücklaken an der hochpfostigen Banklehne zu denken ist. Über den Bildern sind zwei Friese stückenweise erhalten, sowie die Spur eines dritten über einer kleinen Rundbogenarkatur neben der rechten Fensternische.

Von Farbe fand sich keine Spur. Alles Ornamentale trägt noch romanischen Charakter. Das Figürliche ist zwar in den Verhältnissen nicht frei von Mängeln, aber frisch und sicher hingesetzt. Die Bilder sind durch die gleichmäßige Verteilung der Linien des mittleren und der glatt belassenen Formen auf dem schwach geraubten Grunde bei den beiden linken von äußerst zurückhaltender, aber ausgezeichneter, teppichartiger Wirkung, soweit dies ohne Farbe möglich ist. Sie gehören nach dem

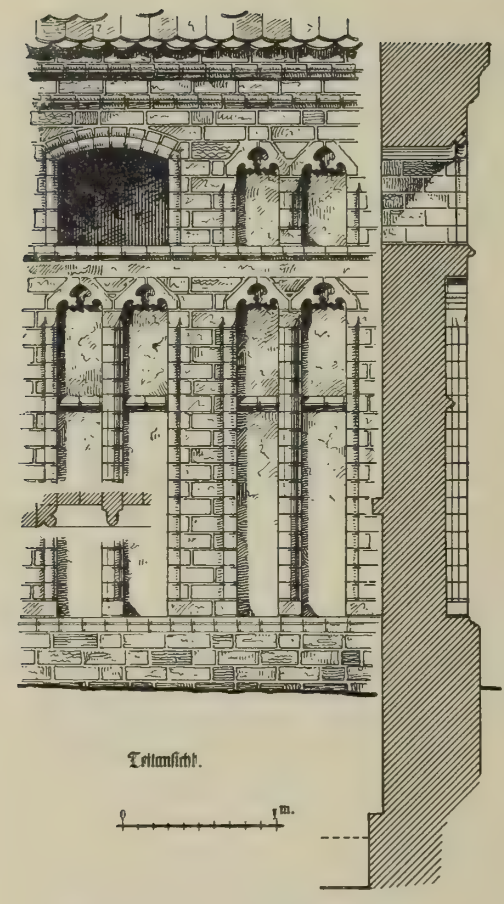


Abb. 107. Teil der Fassade in Abb. 105.

Stil der Zeichnung und der Tracht in Waffen und Gewändern der Mitte des 13. Jahrh., also der Zeit der Erbauung des Hauses an. Von diesen Bildern, deren Erhaltung in Frage steht, sind Gypsabgüsse gefertigt worden.

Zweite Bauzeit. Bei der Erweiterung des Hauses gegen den Kirchplatz blieb die frühere Außenmauer zunächst noch bestehen. Der dadurch gewonnene schmale, lange Raum war unterkellert, erhielt im Erdgeschoß nur wenige schmale Lichtschlitze, in seinem einzigen Obergeschosse jedoch breite Stichbogenfenster. (Abb. 107.) Den hinteren Giebel durchbrach man wohl damals mit der im Speicher befindlichen Tür für einen rückwärtigen Anbau.

Aus neuerer Zeit ist eine Herdanlage mit Rauchfang in der nördlichen Ecke erhalten, durch welche der einstige Dielenraum zu einer großen Küche, im besonderen zu einer Brauküche umgeschaffen wurde, die nach der Überlieferung hier früher bestand.

Reste eines Hauses des 15. Jahrh. sind uns in den zwei Rippengewölben erhalten, die das Eckhaus Altstädter Markt 31 an der Schusterstraße, gegenüber vom sog. Ordonnanzhause, in seinem Eckladen birgt. Abb. 108 gibt ihr Rippenprofil und die mit Maßwerk verzierten Schlußsteine.

B. Sechzehntes Jahrhundert.

Aus dieser Zeit seien wegen der großen Seltenheit alter Wohnhäuser zunächst einige angeführt, die im Laufe des 19. Jahrh. abgebrochen, nur noch in Photographien oder anderen Abbildungen erhalten sind. Zu ihnen gehört vor allem das stattliche, dreigeschossige Renaissancehaus, das früher an der Ecke des Molkenmarktes,



Abb. 108. Schlußsteine und Rippenprofil im Erdgeschoß des Hauses Altstädter Markt 31.

Hauptstraße Nr. 3, stand. Es war ein altes Patrizierhaus, dessen schmale Giebelfront an der Ecke durch einen runden, mittels Pilaster und Gesimse architektonisch gegliederten Erker abgeschlossen wurde. Schon Frommes Nomenclatura rühmt seine Ansehnlichkeit, seine vielen Wetterhähnchen und die zahlreichen gewölbten Gemächer in seinem Erdgeschoß. Es kommt zur Darstellung in dem Herrn Michaelis gehörigen Ölgemälde, das den Einzug der Franzosen in Brandenburg darstellt, wiewohl in starker Verzeichnung und unter Vernachlässigung der Architekturteile. Erheblich besser ist in dieser Hinsicht eine Skizze von Knoblauch, von der sich im v. Quastschen Nachlasse (Technische Hochschule zu Charlottenburg) eine Pause findet (Abb. 109). Ein Vergleich des damaligen Hauses, besonders des Erkers mit dem jetzt an der gleichen Stelle befindlichen ist für den feinfühligen Beschauer lehrreich. — Ein kleines schlichtes, massives Eckhaus von 1594 mit einfachem Renaissancegiebel an der Südseite der Gasse nach dem Katharinenkirchplatze, war das Haus Steinstraße 10 (Abb. 110). Die ganz einfache, rundbogige Haustür hatte die in der Renaissance so beliebten Sandsteinhocker in der großen umrahmenden Kehle. — Ein recht stattliches dreistöckiges Fachwerkhaus war das Eckhaus an der St. Annenstraße (Nr. 37) und Abtstraße (Abb. 111). Die Ständer gingen z. T. durch die beiden unteren Geschosse hindurch. Das zweite Obergeschoß und der Giebel in der St. Annenstraße waren vorgekragt. In den Brüstungen waren überall Andreaskreuze angeordnet, der oberste Giebelteil aber war mit Kreuzwerk in Rautenformen versteift und belebt. Seine Spitze zierte ein plastischer Stern, der jetzt im Steintorturm aufbewahrt wird. Das Spitzbogenportal (Abb. 112) an der Giebelseite war mit einer Halbkreisverdachung ausgestattet und darunter mit einem zierlich geschweiften Schutzdache versehen. Neben dem Portal schloß sich an der St. Annenstraße hin ein niedriges Nebengebäude mit einem Fachwerkobergeschoß an, hinter dem vermutlich der Hof lag. Das Grundstück war ehemals der Hof des Abtes von Lehnin, nach dem die Straße ihren Namen erhielt. Das gegen 1890 abgebrochene Gebäude gehörte seiner Entstehung nach etwa der Mitte des 16. Jahrh. an. Vielleicht hing diese mit der 1542 eintretenden Verweltlichung des geistlichen Besitzes zusammen. Seiner Giebelfront war die des alten Riedelschen Hauses, Ecke Hauptstraße und Molkenmarkt in gewissem Sinne verwandt (siehe das mehrfach angeführte Ölgemälde, das den Einzug der Franzosen darstellt).



Abb. 109. Das frühere Haus Ecke Hauptstraße und Molkenmarkt, nach einer Skizze von Knoblauch im Nachlasse des Konservators v. Quast.

Von den noch vorhandenen Wohnhäusern dieser Zeit sind zu erwähnen:

Das ehemals Storbeck'sche Patrizierhaus (Abb. 113), früher fälschlich Kurfürstenhaus genannt*), an der Ecke der Haupt- und der Steinstraße, gegenüber dem Neustädtischen Rathause. Es ist das bedeutendste unter allen steinernen Wohnhäusern Brandenburgs und höchstwahrscheinlich 1543 erbaut. Diese Jahreszahl findet sich im Bildnismedaillon des linken Portalpilasters.



Abb. 110.
Haus Steinstraße 10 (nicht mehr vorhanden).

Die Gebäude des ganzen Anwesens (Lageplan Abb. 114) gruppieren sich um einen schmalen, von Nordosten nach Südwesten gestreckten Hof, dessen Einfahrt sich etwa in seiner mittleren Länge an der Steinstraße befindet. Die hiervon nach Südwesten gelegenen Baulichkeiten enthalten vorherrschend Remisen und Stallungen. Am Nordwestflügel zieht sich im Obergeschoß der ganzen Länge nach eine hölzerne Galerie mit Balusterbrettern an der Brüstung hin, deren aufsteigende Pfosten das herübergezogene Dach tragen. Die Formen der Galerie wie die fischgrätenförmig zusammengefügten Türflügel der Tore und die mit Holzgitterwerk versehenen Oberlichtfenster bezeichnen diese Fachwerkbauten als Werke des 18. Jahrhunderts. Dieser Zeit gehören auch (z. T. inschriftlich) mehrere Baulichkeiten des vorderen Hofes an, so der Fachwerkanbau an das Hauptgebäude unmittelbar nordöstlich neben der Hofeinfahrt und ein Anbau mit Schutzdach in der nördlichen Ecke. Der kleine Anbau, der sich hieran südwestlich anschließt und aus neuester Zeit herrührt, verdeckt jetzt die Hofseite eines Hintergebäudes, dessen reichgegliederte Front am Katharinenkirchplatze liegt und ohne Zweifel der weitaus älteste Bau des ganzen Anwesens ist (siehe seine Beschreibung S. 183 ff und Abb. 105). Im Norden schiebt sich das 1743 erbaute Riedelsche Haus bis zur mittleren Längsachse des Hofes vor und schließt sich mit seinem Hintergebäude an jenen ältesten Bau an.

Das eigentliche Hauptgebäude (Grundriß Abb. 115) des Storbeckschen Grundstückes besteht aus dem Giebelhause an der Ecke und einem etwa 4 m zurücktretenden kurzen Flügel an der Steinstraße.

---

*) Über die zutreffende Bezeichnung siehe Gebauer im 38. bis 40. Jahresbericht d. Hist. Ver. zu B., S. 24 ff.

Seine äußere Erscheinung, die sich mit der dahinterstehenden Katharinenkirche, dem Rathause und dem Rolande zu einem höchst malerischen Bilde (Abb. 113) vereinigt, ist besonders durch seinen hohen etwas phantastischen Giebel an der Südost- und durch das Portal an der Nordostseite ausgezeichnet. Der Giebel (Abb. 116)



Abb. 111.
Das ehemalige Abtshaus (St. Annenstraße 37).

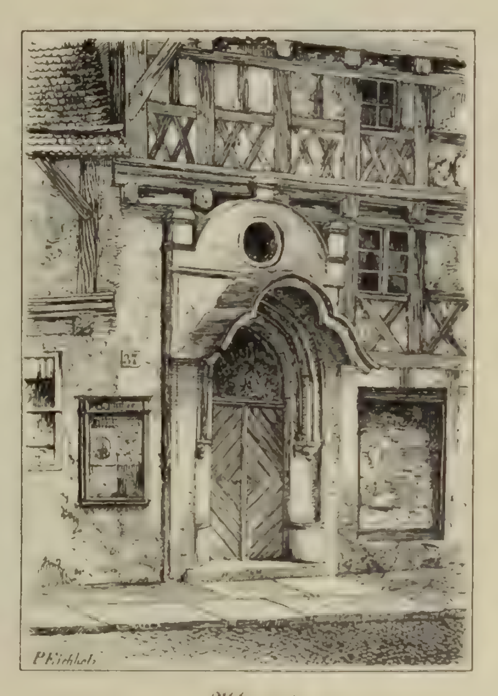


Abb. 112.
Portal des ehemaligen Abtshauses.

zeigt gotische und Renaissanceformen vermischt. Er ist durch neun nach der Mitte zu immer höher steigende Pfeiler gegliedert, zu denen sich an der Giebelkante noch zwischengestellte Zierpfeilerchen gesellen. Ebenso reichbelebt sind die Flächen zwischen den Pfeilern und den verkröpften Gesimsen und zwar durch ein Maßwerk, das aus Kreisen mit je drei Fischblasen gebildet ist. Auch die Fenster sind noch im gotischen Charakter durch überkreuztes Stabwerk umrahmt. Ganz in der gleichen Weise werden ursprünglich die Ober- und die Erdgeschoßfenster ausgebildet gewesen sein, deren Zahl und Lage im Grundriß (Abb. 115) nach älteren Planskizzen bei der Baupolizei noch verzeichnet werden konnte. Die Läden mit ihren Schaufenstern sind nachweislich alle erst im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. eingerichtet worden. Das Portal (Abb. 117) zeigt in seinem Aufsatze das kurfürstliche Wappen, das zu der früheren Bezeichnung des Hauses Anlaß gegeben hat. Zwei weitere Wappen füllen die Zwickel über dem Bogen. Der Fisch, der in einem von ihnen von einer Hand



Abb. 113. Ehemaliges Haus Storbeck (Ecke Haupt- und Steinstraße).

ergriffen wird, dürfte wohl als Stör und das Wappen somit als ein redendes anzusehen sein. Die Ranken des Frieses endigen in eigenartiger Weise jede in einer Bandrolle. Die zarte Ornamentik der Pilaster mit eingeschalteten runden Bildnismedaillons, die naiv gezeichneten Kapitelle, die scharf und kräftig ausladenden Gesimse sowie die in Muscheln schließenden Nischen seitwärts der reich profilierten Rundbogentür bezeichnen den Frührenaissancecharakter und die gleichzeitige Entstehung des Portals mit dem Giebel, ja dem Gebäude überhaupt. Seine untere Hälfte ist leider zerstört.

Ein Umbau des Hauses, dessen Datum über dem Rundbogen des Portals mit 1721 vermerkt ist, schuf wohl eine Vergrößerung fast sämtlicher Fenster, ihre jetzige Form mit dem schlichten flachen Schlußstein am scheitrechten Bogen und der Füllung in der Brüstung sowie das Gesims der Nordostseite und die Haustür mit der gewundenen Säule an der Schlagleiste (Abb. 117), die erst in neuester Zeit an

die Hinterfront am Kirchplatz verlegt worden ist.

Die ursprüngliche Anordnung der Räume zeigte im Erdgeschoß vermutlich einen großen, annähernd quadratischen Vorplatz, der in der Ecke beider Flügel wohl einen hinteren Ausgang nach dem Hofe hatte, dessen Balkendecke ungefähr in der Mitte durch eine Säule unterstützt wurde und dessen Wände durch einen gemalten Fries unter der Decke geschmückt waren, von dem sich früher an mehreren Stellen Reste gezeigt haben. Ihr Licht erhielt diese große Diele durch Fenster zu beiden Seiten der Haustür. An sie schlossen sich an den drei übrigen Seiten gewölbte Wohnräume: der eine an der Giebelfront ist mit zwei einfachen rippenlosen Kreuzgewölben überdeckt; der zweite

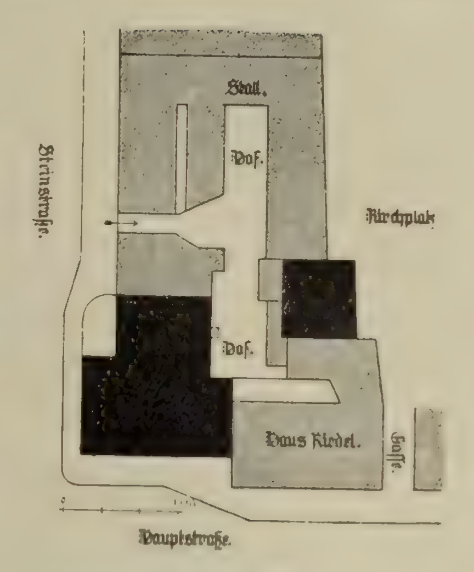


Abb. 114.
Lageplan des ehemals Storbeckschen Hauses.

Abb. 115. Erdgeschoßgrundriß des ehemaligen Hauses Storbeck.

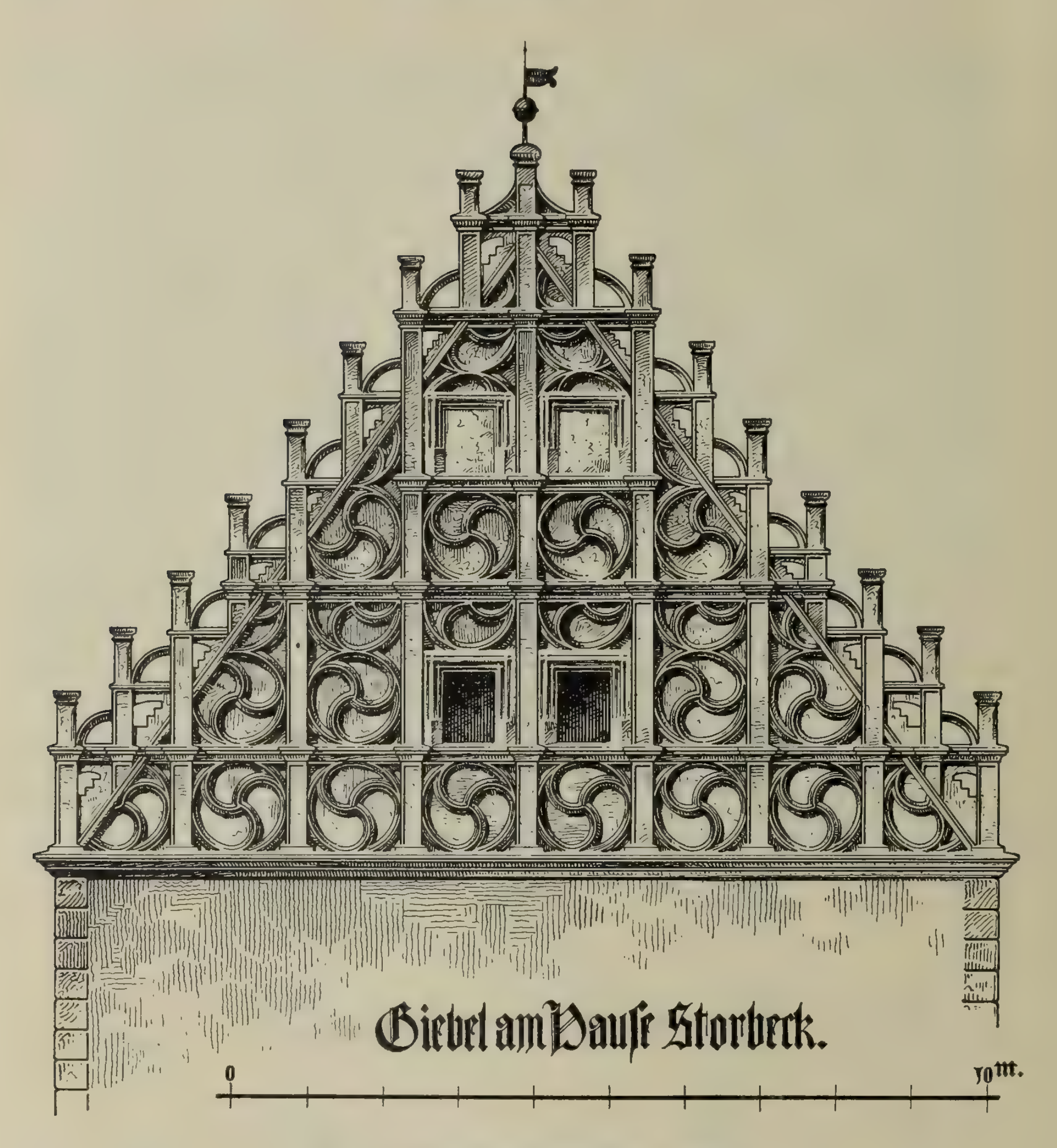


Abb. 116. Giebel des Storbeckschen Hauses.

gegenüberliegende mit zwei Sterngewölben überdeckte Raum, der sich noch etwa einen Meter hinter das Riedelsche Vorderhaus schiebt, war vermutlich die „unterste Stube", in der 1571, als der Kurfürst in diesem Hause Wohnung genommen, „das Frauenzimmer" (das weibliche Gefolge) wohnte; der dritte war das „hinterste Gewelb", ein Raum mit einem Netzgewölbe, in dem damals zunächst die Adligen speisten, der sich aber dafür zu klein erwies. Die Küche liegt unmittelbar dahinter

am Hofe. Der große durch das Obergeschoß hinaufreichende Rauchfang ruht mittelst profilierter Unterzüge auf einem freistehenden Rundpfeiler aus Backstein. Alle diese Räume sind noch in mittelalterlicher Weise angelegt und konstruiert, die Wände durch breite Nischen ausgehöhlt, so daß gewissermaßen innere Strebepfeiler übrig blieben. Die Schlußsteine an den Rippenkreuzungspunkten der Stern- und Netzgewölbe bestehen aus den damals für diese Stellen sehr beliebten kleinen Wappenschilden, die wohl alle mit den Wappen des Besitzers und seiner Verwandten heraldisch bemalt waren. Von alten Öfen oder Heizkaminen ist nichts erhalten. Eine große Vorlage an der linken Wand der ehemaligen Halle (jetzt im Putzgeschäft) enthält mehrere Schornsteine. An ihrer Stelle befand sich ursprünglich vielleicht auch ein großer Kamin für die Diele. Ein schmaler Pfeiler an ihrer Rückwand enthält eine kleine, muldenförmige Nische, die wohl zur

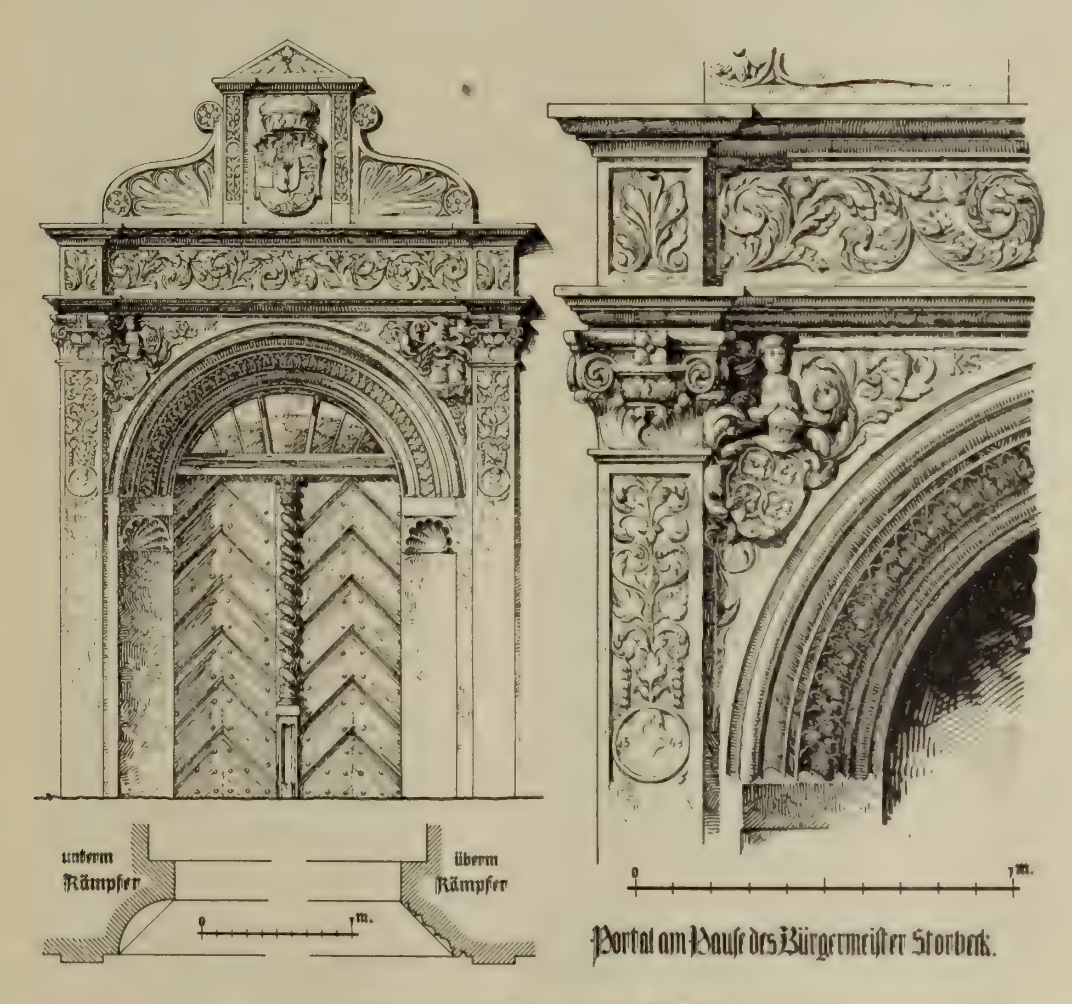


Abb. 117. Portal am Hause Storbeck.

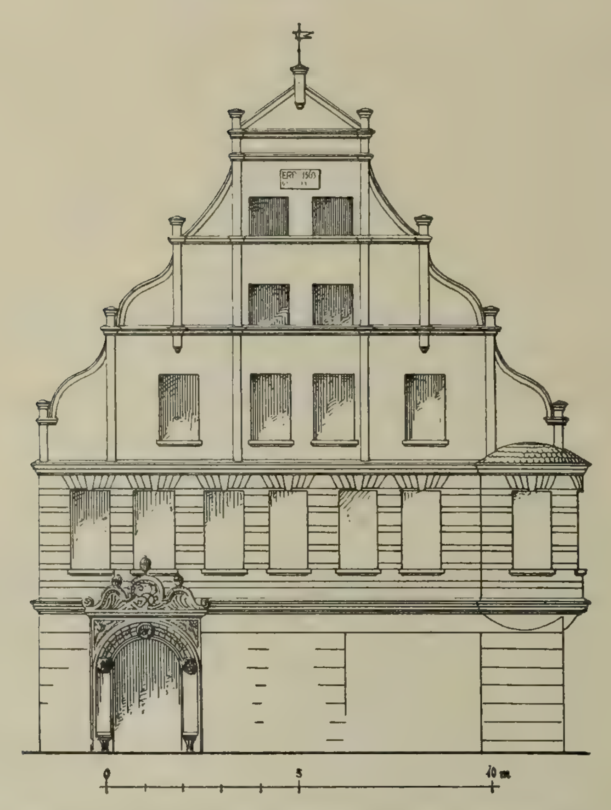


Abb. 118. Das ehemals Carpzowsche Haus, Steinstraße 57, Ecke Brüderstraße.

Anbringung der Leuchte diente. Von der ursprünglichen Treppe ist im Erdgeschoß nichts mehr erhalten. Im Keller steht an der Hofecke der beiden Flügel ein starker Rundpfeiler aus Backstein, der offenbar teilweise die Spindel einer massiven Kellertreppe bildete und auch wohl die einer oberen Wendeltreppe trug. Sicheres ist darüber ohne eine eingreifende Untersuchung, die in diesem Hause überhaupt wohl noch manches zutage fördern würde, nicht mehr festzustellen. Die Nachfolgerin jener ersten Treppe und die Vorgängerin der jetzigen ist nach mündlichen Berichten im Grundriß angedeutet. Sie entstammte, nach ihren wieder verwendeten Bruchstücken zu schließen, dem Umbau des Hauses im Jahre 1721. Damals wird auch der Raum des jetzigen Putzgeschäftes, der leicht gewölbt ist, als Stube von der großen Diele abgetrennt worden sein.

In den oberen Stockwerken befanden sich u. a. „die obere große Stube“, die 1571 der Kurfürst bewohnte, und die „oberste kleine Stube“ der Kurfürstin.

Nächst dem Storbeckschen war früher wohl das ehemals Carpzowsche Haus (Abb. 118), Steinstraße 57, Ecke Brüderstraße, das bedeutendste der Neustadt. Es ist



Abb. 119. Portal, ehemals am Carpzowschen Hause.

Abb. 120. Haus Bäckerstraße 11 in seinem früheren Zustande (nach Bergau, Fig. 81).

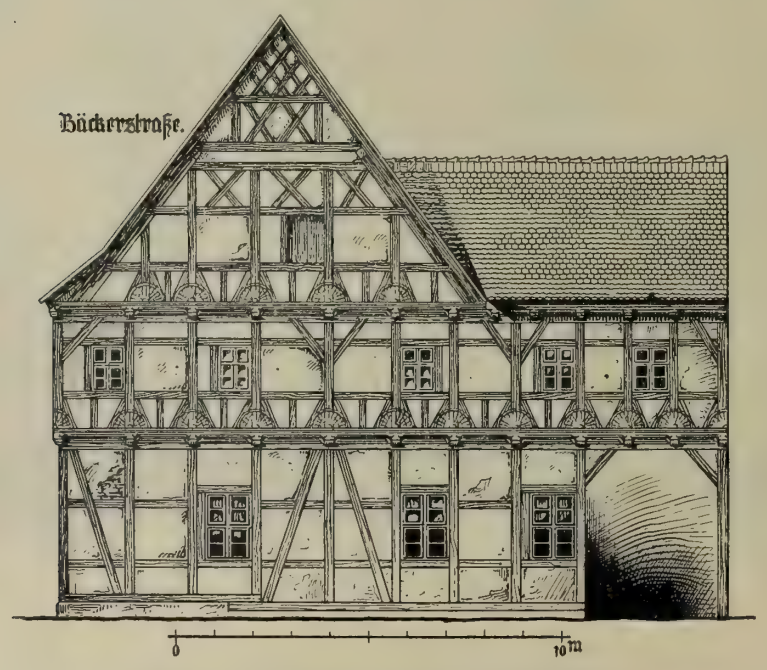
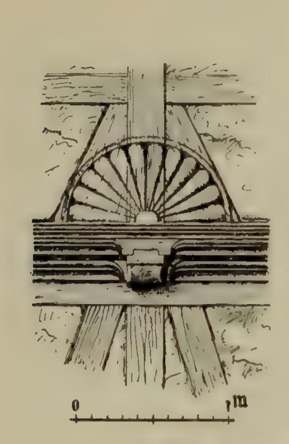


Abb. 121. Seitenfront des Hauses Bäckerstraße 11.

laut Inschrift 1563 errichtet worden. Der hohe Giebel ist jetzt einfach gegliedert, an den Kanten zwischen den Pfeilerchen mit geschweiften Profilen gesäumt und an der Spitze mit flacher Giebelverdachung geendigt. Die unteren Teile haben durch den lieblosen Umbau im Jahre 1891 noch mehr gelitten als die oberen. Der einstöckige runde Eckerker im ersten Obergeschoß hat ein flaches, nur schwach gewölbtes Dach. Die Seitenfront an der Brüderstraße verunstaltet ein kastenartiger langer Aufbau über der früheren Traufe. Im Erdgeschoß wurden nüchterne, viereckige Ladenöffnungen eingebrochen, das Innere in armseliger Engräumigkeit völlig verbaut



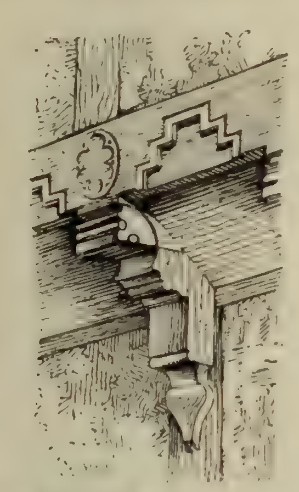


Abb. 121 a. Gebälke vom Hause Bäckerstraße 11.

und vor allem das schöne Sandsteinportal ganz entfernt. Es wurde damals für die Altstädter Volksschule hinter St. Gotthardt gerettet, an der es sich noch befindet (Abb. 119). Seine Rundbogenöffnung begleitet zu beiden Seiten eine breite, viertelkreisförmige Kehle, in der unten zwei kelchförmige Hocker angebracht sind, während ihr reich profilierter Bogenteil am Kämpfer und im Scheitel mit drei Rundschilden besetzt ist, von denen das obere zwei Wappenschilde und die Jahreszahl 1563 enthält. Darin tritt der Fisch (Karpfen) als redend auf. Die Legende zu dem Alliancewappen lautet: „Simon Carpzow Consul. Anna Lintholz uxor ejus“. Die seltsam schwungvoll ausgedachte Verdachung über der viereckigen Umrahmung des Rundbogens zeigt eine erhabene Darstellung der Dreieinigkeit. Die in deren Mitte ruhende Erdkugel ist kreuzweise mit der Inschrift umzogen: „Et sine ipso factum est nihil“. — Versteckt treten an dem Portal noch gotische Motive auf, wie z. B. die kerbschnittartig verzierten Sockel des den Portalbogen umziehenden Stabes; im übrigen ist das treffliche Werk aber vom jugendfrischen Geiste der Frührenaissance erfüllt.

Einige Häuser enthalten, obwohl sie äußerlich ganz modern erscheinen, im Erdgeschoß spätgotisch gewölbte Räume, deren Decken wohl ohne Ausnahme dem

16. Jahrhundert angehören. Als Beispiel seien angeführt: das Eckhaus gegenüber dem Storbeckschen Hause, St. Annenstraße 25, in dessen hinteren Erdgeschoßräumen sich noch Netzgewölbe finden. Nach einer noch nicht weiter belegten Überlieferung wäre das Haus mit seinem Gegenüber durch einen Gang in Obergeschoßhöhe verbunden gewesen.



Abb. 122.
Das sog. Massowsche Freihaus Ritterstraße 19.

Von den noch bestehenden Fachwerkhäusern des 16. Jahrh. ist als einziges das Haus Bäckerstraße 11 in der Altstadt bemerkenswert. Seine Längsfront mit dem Steinportal, die Abb. 120 im Schaubild nach Bergau Fig. 81 enthält, ist leider durch einen Umbau inzwischen völlig vernichtet. Die Giebelseite an der Schusterstraße stellt Abb. 121 in geometrischer Ansicht dar. Abb. 121a gibt links die Stockwerksauskragung dazu. Nach Bergau (S. 280) gehörte auch das von Bötticher (Holzarchitektur Taf. XIX, Fig. 2) gezeichnete, der Abb. 121 beigefügte Gebälkstück mit seiner gotischen Formgebung diesem Hause an.

C. Achtzehntes Jahrhundert.

Das ehemals von Massowsche Freihaus, Ritterstraße 19 (Abb. 122), wurde 1723 erbaut und ist damit das älteste dieser Zeit. Das einfach gegliederte, aber stattliche Gebäude hat gute Verhältnisse und ein kräftiges Hauptgesims. Die früher an der Front befindliche Freitreppe mit schmiedeeisernem Geländer ist abgebrochen.



Abb. 123. Hofgebäude des Massowschen Freihauses.

Die Hintergebäude (Abb. 123), die auf drei Seiten den Hof umgeben, aber nicht an das Vorderhaus herantreten, sind in einfachem aber solidem Fachwerkbau, doch ganz ohne Streben ausgeführt.

Einen strengen schlichten Barockcharakter trägt das Haus der Wiesikeschen Buchdruckerei, Kurstraße 7 (Abb. 125) mit seiner Gruppe von Putten im Giebeldreieck, die durch ihre wissenschaftlichen Instrumente vielleicht andeuten, daß das Haus bei der Erbauung geistigen Interessen dienen sollte (Abb. 126). Das Portal schmückt ein Oberlichtgitter von tüchtiger Arbeit (Abb. 124).

Verwandten Charakter trägt das dem vorigen zeitlich nahestehende Riedelsche Haus (Abb. 128) von 1743 neben dem sog. Kurfürstenhause, mit schmalem, giebelbekröntem Mittelrisalit. In seinem Obergeschosse stand bis 1881 der jetzt im Kunst=



Abb. 124. Oberlichtgitter am Hause Kurstraße 7.

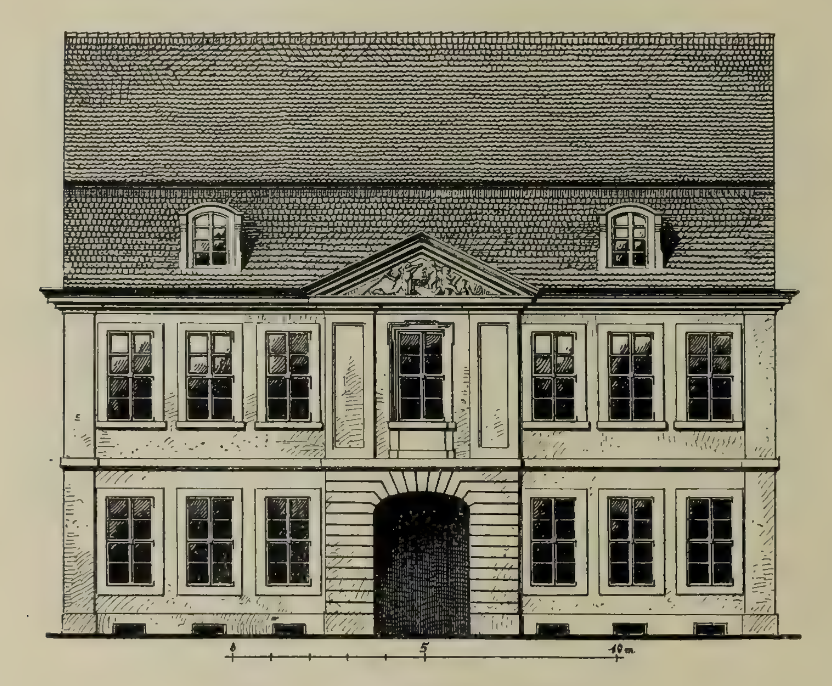


Abb. 125. Haus Wiesike, Kurstraße 7.



Abb. 126. Giebelfeld am Hause Kurstraße 7.



Abb. 127. Ofen, früher im Hause G. Riedel.

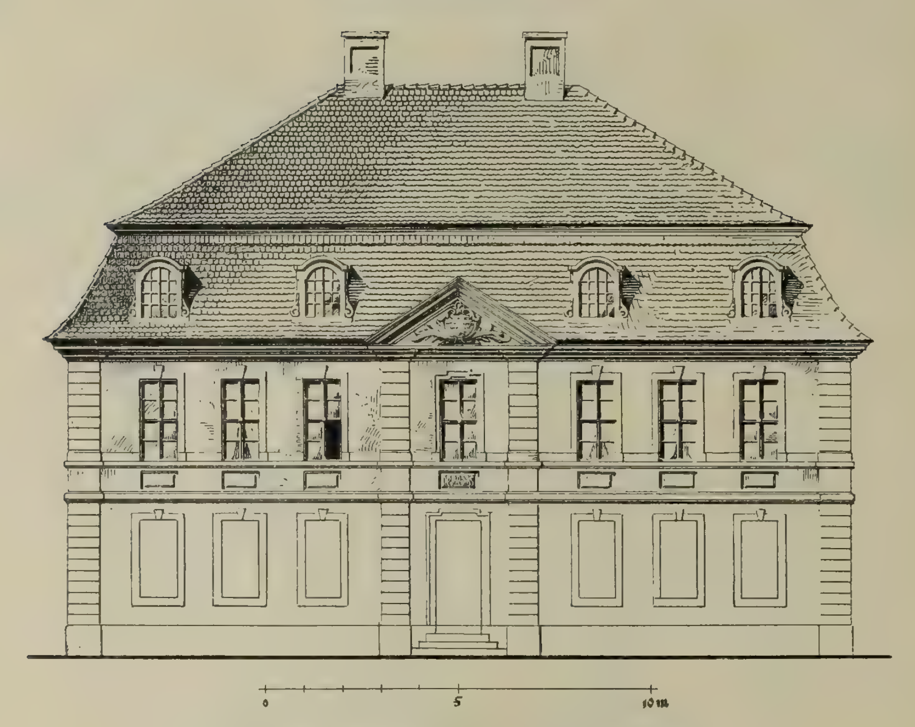


Abb. 128. Haus G. Riedel an der Hauptstraße.

Abb. 129. Haus Zieten, St. Annenstraße 12.



Abb. 130. Haus „Zum Anker“ Steinstraße 22.

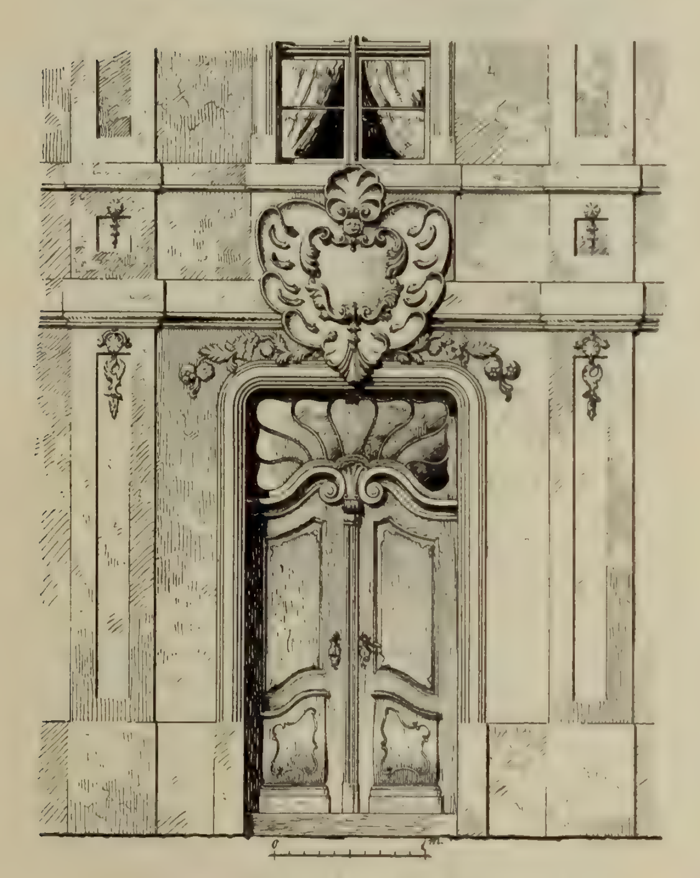


Abb. 131. Teil des Hauses Kl. Münzstraße 6.

gewerbemuseum zu Berlin (Nr. 81, 46) befindliche weiße Fayenceofen (Abb. 127) von 3,15 m Höhe aus der Zeit gegen 1750. Der 1 m breite Unterteil ruht auf fünf Messingfüßen. Auf den großen Kacheln kehrt eine nackte weibliche Figur mit einem Pfeil in der Rechten etwa achtmal wieder. Das Ornament ist ein breites Rokoko.



Abb. 132. Haus Ritterstraße 22.

Diesen schließt sich das große, dreigeschossige Barockgebäude St. Annenstraße 12 (Abb. 129) Ecke Deutsche Dorfstraße an, das wie alle Steinhäuser dieser Zeit als Putzbau ausgeführt ist. An der einfachen Hauptfront sind zwei flache Risalite durch Eckquadern und kleine Dreieckgiebel über der Traufe hervorgehoben. Zwischen ihnen öffnet sich das Mansardendach in drei Fledermausluken.

Das Haus „Zum Anker", Steinstraße 22 (Abb. 130) ist ohne jede Quaderung in beiden Geschossen durch zarte Lisenen gegliedert. Die schlichten Fensterumrahmungen haben abgerundete Ecken, die des Obergeschosses krönen Muscheln verschiedener Form und noch ziemlich urwüchsiges Blattwerk. Über der Haustür umschließt eine Kartusche



Abb. 133. Haus Ecke Hauptstraße und Packhof.

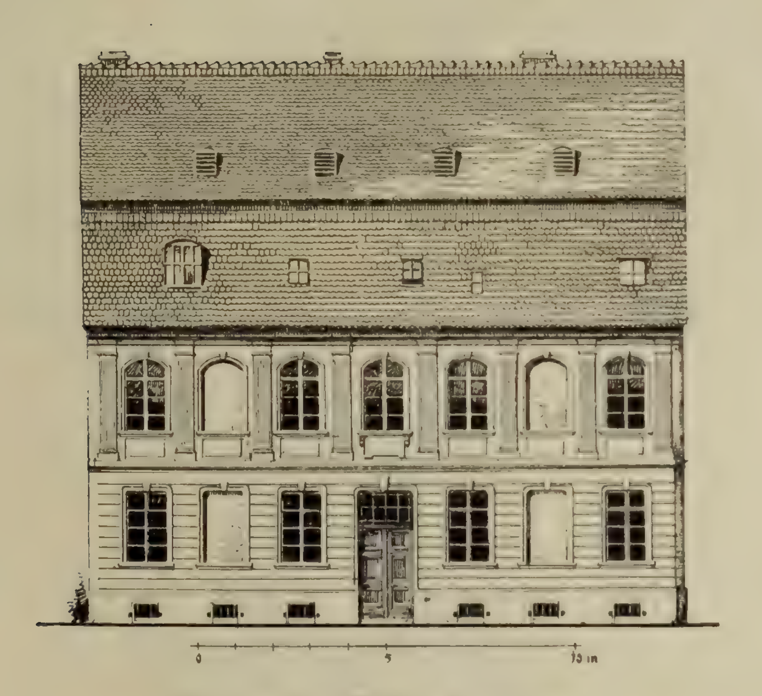


Abb. 134. Haus Altstädter Heidestraße 1.

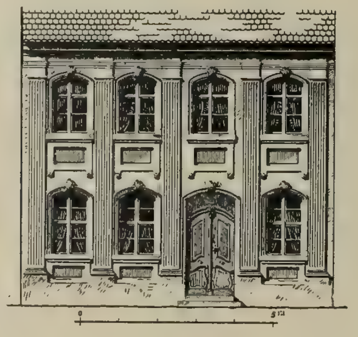


Abb. 135 (oben).
Haus Steinstraße 21.

Abb. 136 (unten).
Haus Gr. Heidestraße 17.



Abb. 137. Fries am Hause Gorrenbergstraße 14.

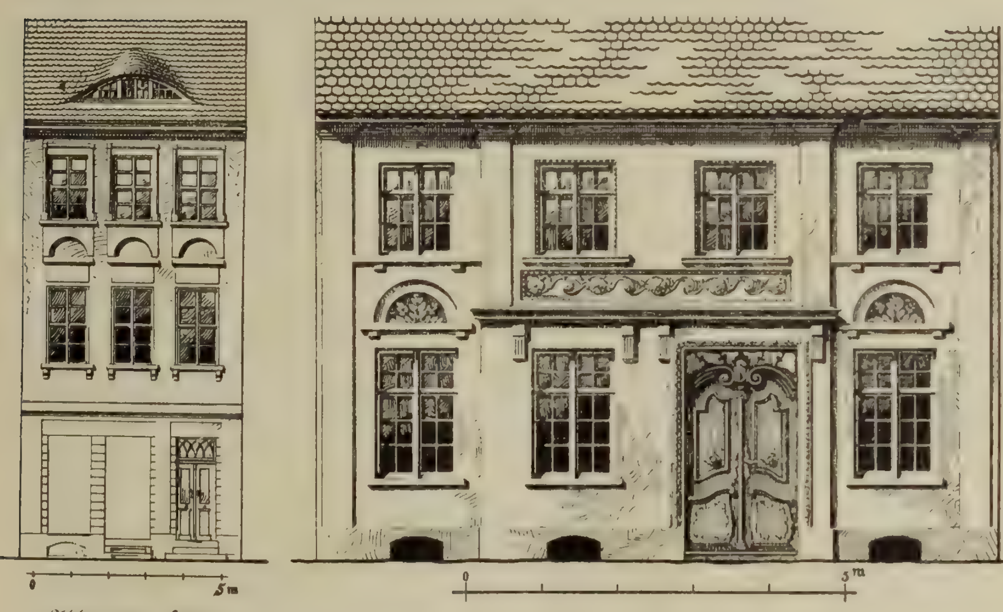


Abb. 138. Haus Neustädter Markt 37.

Abb. 139. Haus Gorrenbergstraße 14.

das Abzeichen des Hauses, den Anker. — Gleichartig in Gliederung und Schmuck ist die Fassade Kl. Münzstraße 6 (Abb. 131).

Das Haus Ritterstraße 22 (Abb. 132) von 1771 ist im reinen Rokokocharakter ohne klassische Architekturmotive ausgebildet. Neben zartem Muschel- und Blattwerk zur Bekrönung der Öffnungen dienen leichte Gehänge zum Schmuck der Brüstungen. Der im Korbbogen geschlossene Torweg ist noch wohl erhalten; die Erdgeschoßfenster sind durch den Einbruch von Ladenöffnungen vernichtet.

Das in Abb. 133 wiedergegebene, niedrige und gestreckte Eckhaus an Hauptstraße und Packhof diene als Beispiel einer größeren Zahl von Bürgerhäusern aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, deren Hauptmotiv eine Reihe kurzer kannellierter

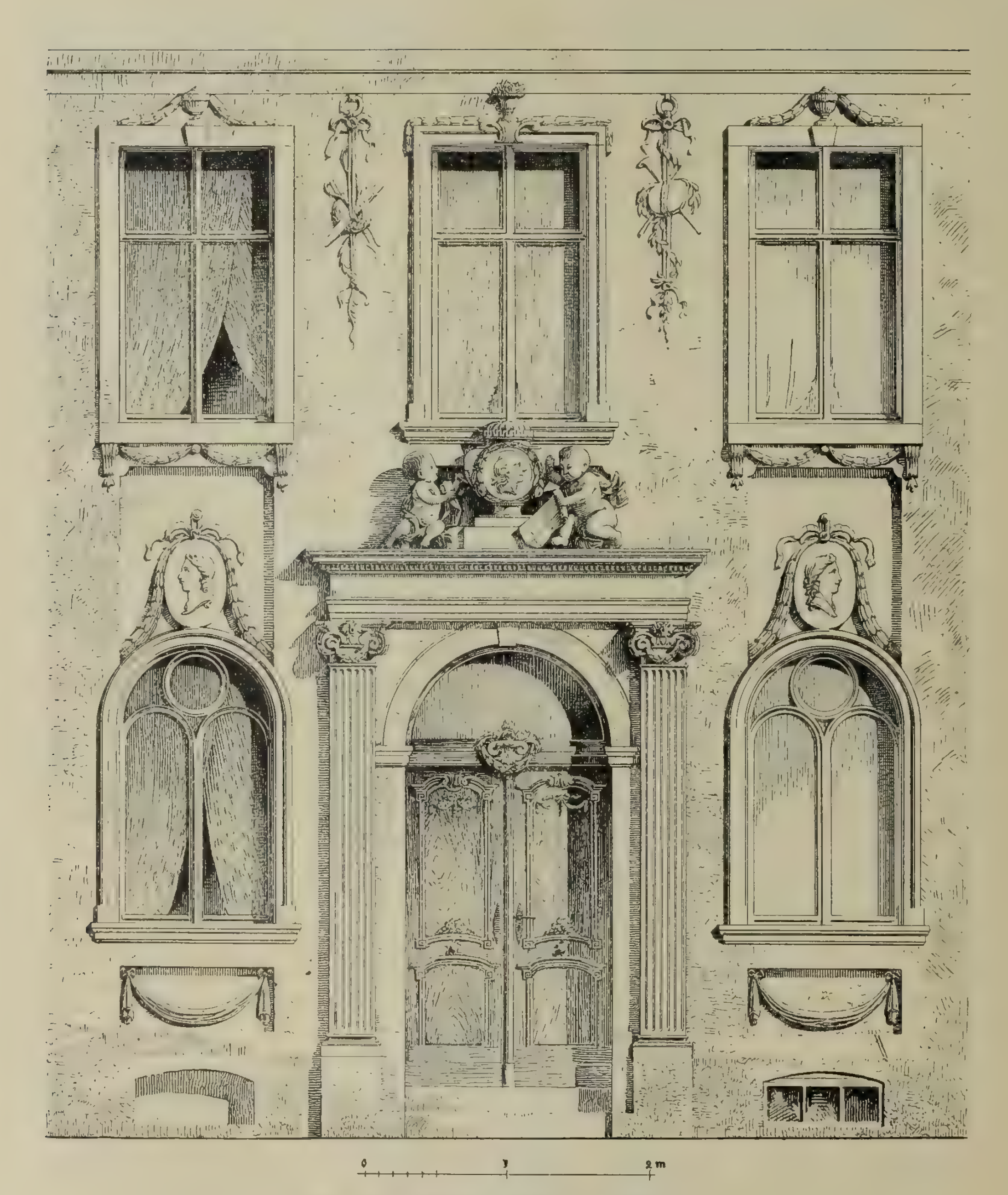


Abb. 141. Neustädter Markt 7, Fassadenteil.



Abb. 141. Portalbekrönung am Hause Neustädter Markt 7.

Pilaster zwischen den Fenstern des Obergeschosses bildet. Die Fensterfaschen haben abgerundete Ecken, oder wie beim Hause der Altstadt, Heidestr. Nr. 1 (Abb. 134), Stichbogenform mit schlichten Quaderschlußsteinen.

Ein anderer, obwohl nicht so häufiger Typus ist die Fassade mit durch zwei Stockwerke schießenden kanellierten Kompositpilastern, für den das Haus Steinstr. 21 (Abb. 135) das ansehnlichste Beispiel liefert. Das Hauptgesims ist als Gebälk ausgebildet; die Fensterfaschen sind mit leicht abgerundeten Ecken von Köpfen an Schlußsteinstelle bekrönt, die Brüstungsfüllungen teilweise mit Gehängen geschmückt; die mittlere über der Haustür zeichnet meist ein Puttenrelief aus.

In wesentlich vereinfachter Ausstattung tritt die gleiche Architektur an den Häusern Neustädter Heidestraße 47, Altstädter Gr. Heidestraße 17 vom Jahre 1786 (Abb. 136) und anderen auf.

An dem dreistöckigen ehemaligen Gasthofe „Zum Engel", Bäckerstraße 22, wird dann der bei den zweistöckigen Häusern stets durchgeführte Beginn der hohen Pilaster auf niederem Erdgeschoßsockel aufgegeben, diese werden bedeutend geschwächt,



Abb. 142. Haus Neustädter Markt 7.

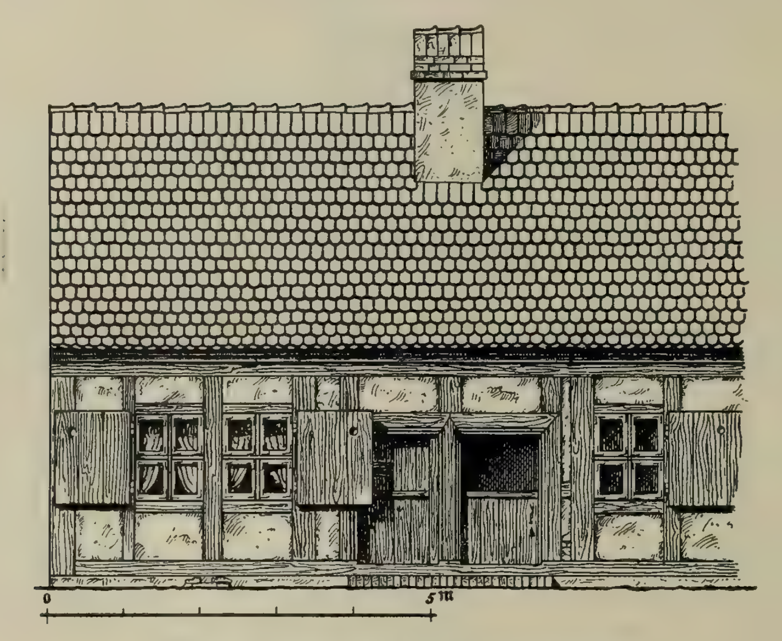


Abb. 143. Doppelhaus in der Petersilienstraße.



Abb. 144. Gartenhäuschen am Jungfernstieg 5.

in die Länge gezerrt und erst im Obergeschoß begonnen.

Der Zeit um die Wende des Jahrhunderts gehören eine Anzahl einfachster Empirebauten an, deren Hauptmotiv halbkreisförmige Blendnischen in den Fensterbrüstungen sind, z. B. das Haus Neustädter Markt 37 (Abb. 138). Mit Akanthus gefüllt treten solche Nischen an dem kleinen Hause Gorrenbergstraße 14 (Abb. 139) auf, dessen Mittelrisalit durch einen Rankenfries (Abb. 137) in der Brüstung des Obergeschosses ausgezeichnet ist.

Das stattlichste und am feinsten durchgebildete Wohnhaus vom Ende des 18. Jahrh. ist Neustädter Markt 7 (Abb. 142) mit Reliefköpfen auf ovalen Medaillons über den rundbogigen Erdgeschoßfenstern und einem hübschen Portal (Abb. 140), dessen von Pilastern getragenes Gebälk von einer Puttengruppe (Abb. 141) bekrönt wird.

Den denkbar größten Gegensatz zu dieser zart und fein geschmückten Fassade bilden die bäuerlich einfachen, eingeschossigen Reihen-



Abb. 145.
Ladeluke im Hofe Altstädter Markt 32.

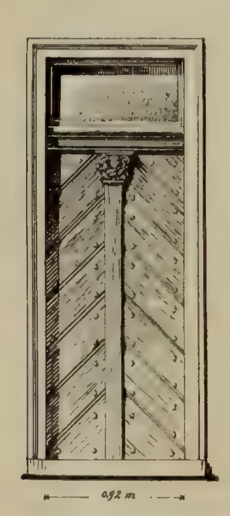


Abb. 146.
Altstädter Mühltorstraße 52.

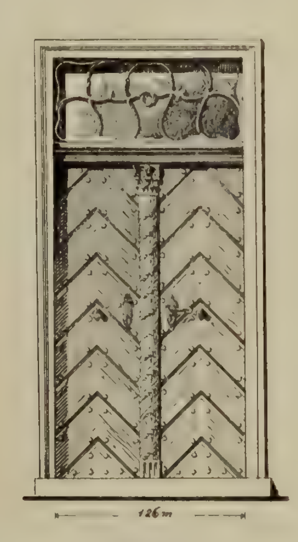


Abb. 147.
Altstädter Mühltorstraße 51.



Abb. 148.
Hauptstraße 42.

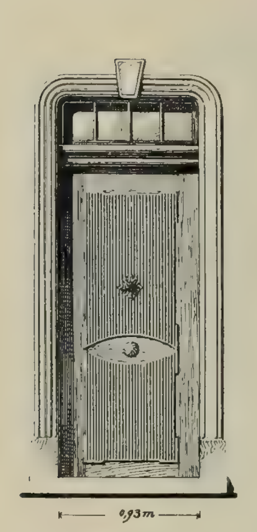


Abb. 149.
Altstädter Mühltorstraße 47.

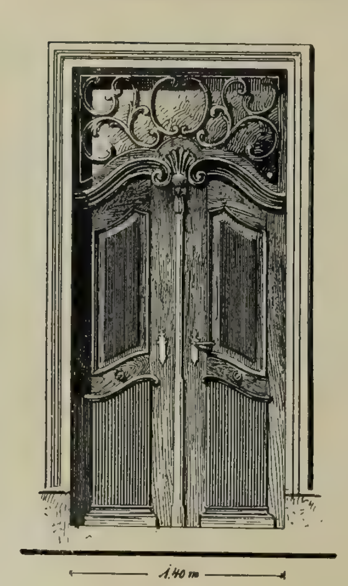


Abb. 150.
Altstädter Mühltorstraße 25.

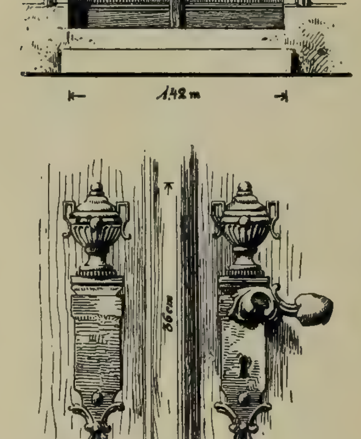


Abb. 151.
Altstädter Fischerstraße 22.
Haustür nebst Beschlag.

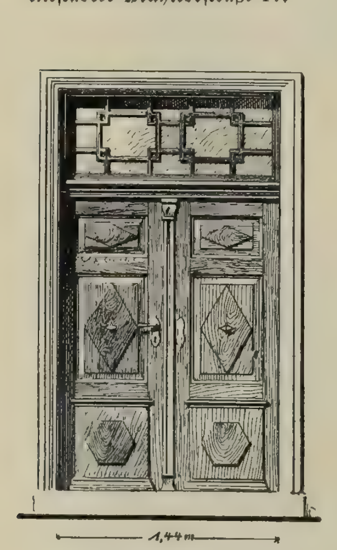


Abb. 152.
Altstädter Mühltorstraße 8.

häuser an der Ostseite der Petersilienstraße (Abb. 143) mit ihren schmucklosen niedrigen Fachwerkfronten und ihren halbgeteilten Bauerntüren.

Im Garten des Elysium, Jungfernstieg 5, steht am Kanal ein kleines, massives Gartenhäuschen (Abb. 144), das mit den hohen Baumwipfeln, die es beschatten, ein reizvolles Bild gibt. Das Häuschen, dessen Kartusche an der Wasserseite ein T zeigt, verdient wahrlich eine bessere Verwertung als ihm gegenwärtig zuteil wird.

Von einzelnen Bauteilen nehmen außer der ganz vereinzelt auftretenden eigenartigen Ausbildung einer Ladeluke im Hofe Altstädter Markt 32 (Abb. 145) vor allem die Haustüren das Interesse in Anspruch. Zu den bereits bei den Hausansichten zur Darstellung gekommenen fügen die Abbildungen 146 bis 152 eine Reihe von typischen Vertretern der Geschmacksrichtungen des 18. und 19. Jahrh., deren Einwirkung sich hier in gleicher Weise wie bei den Fassaden geltend macht.

Als die reichste und überdies wohl älteste Haustür ist die durch eine gewundene Säule ausgezeichnete des ehemals Storbeckschen Hauses (Abb. 117) zu nennen. Die hier angewendete schräge Verdoppelung der Flügel tritt in Verbindung mit Pilaster-

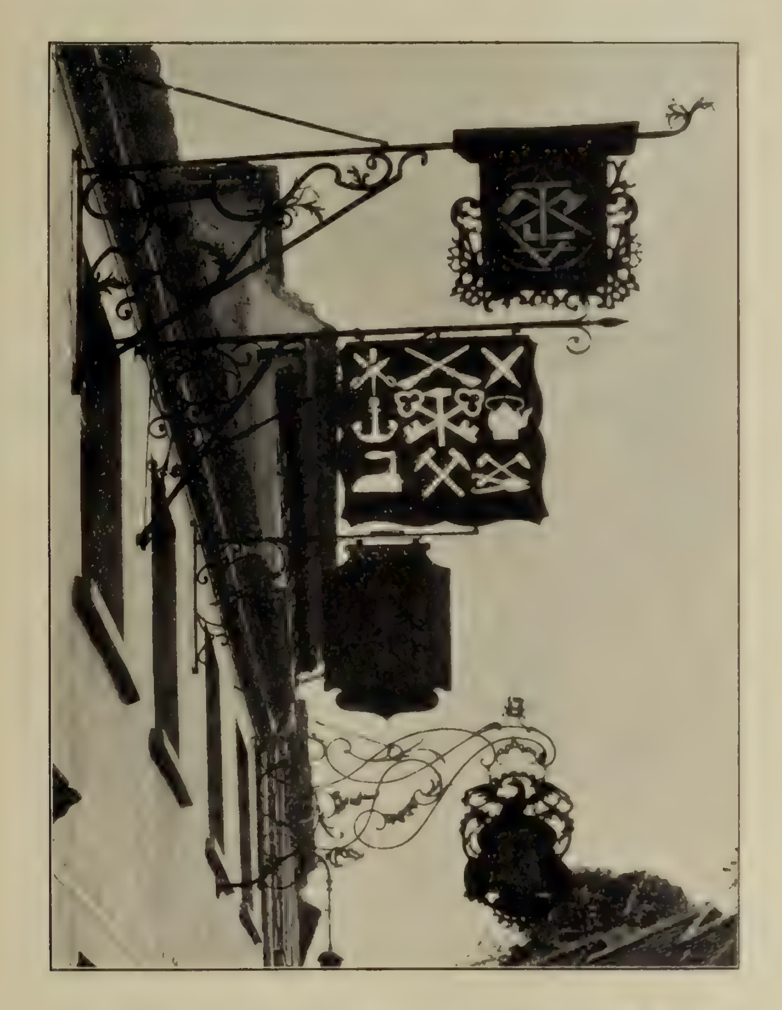


Abb. 153. Zunftabzeichen am Hause Wollenweberstraße 62.

ausbildung der Schlagleiste auch an den Türen Altstädter Mühltorstraße 51 (Abb. 147) und 52 (Abb. 146) auf. Noch völlig barocken Charakter bewahrt die Tür des Freihauses Hauptstraße 42 (Abb. 148). Erst in der Rokokozeit, dann aber mit um so größerer Vorliebe angewendet, finden wir das weit verbreitete Motiv der kräftigen, geschwungenen und in Schnecken zusammengerollten Kämpfergesimse, die dann auch zu geschweiften Formen der Füllungen führen (Abb. 131, 136, 139, 150). Das

mehr und mehr eindringende Rokoko zeigt sich in der zierlicher werdenden Schlagleiste, dem zarten geschweiften Sprossenwerk der Oberlichter (Abb. 131, 150, 151) und schließlich in den fein geriffelten Füllungen (Abb. 150 und 151).

Der Umschlag von den geschmeidigen weichen zu den starren eckigen Formen, den der Anfang des 19. Jahrh. bringt, tritt mit voller Entschiedenheit an der Haustür Altstädter Mühltorstraße 8 (Abb. 152) auf, einem der wenigen geschmackvollen Beispiele des anderwärts erheblich besser als gerade in Brandenburg vertretenen Stils, der in unstetem Charakter stellenweise dazu neigt, sich mit den jungen Trieben der aufsprießenden Romantik zu schmücken (Abb. 137).

Eine Sonderstellung nimmt die vornehme Architektur des Hauses Neustädter Markt 7 auch in bezug auf die Tür ein (Abb. 140), die dem Ganzen prächtig angepaßt in den Mäanderformen an den Ecken der Füllungen auch ihrerseits den beginnenden Einfluß des Empire verrät.

Das Haus Wollenweberstraße 62 ist bemerkenswert wegen der vier älteren Zunftabzeichen (Abb. 153) an schmiedeeisernen Armen aus dem 18. Jahrhundert. Sie rühren von den Gilden der Zimmerleute, Schlosser, Schuster und Tuchmacher her.

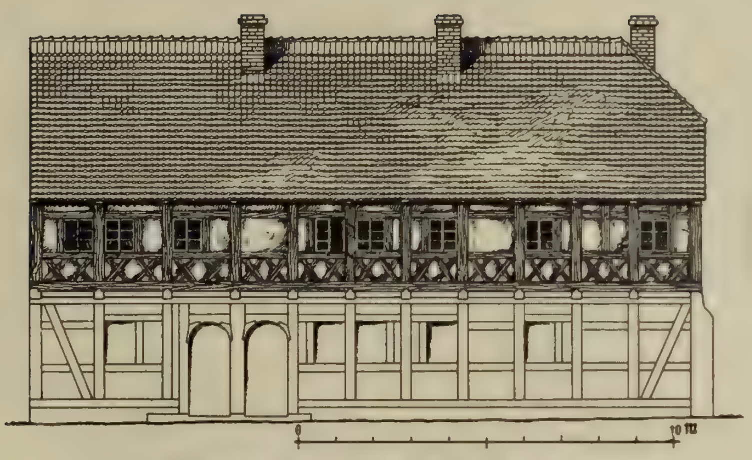


Abb. 154. Alte Schule bei St. Gotthardt.

Schulen.

Das älteste noch erhaltene Schulhaus Brandenburgs ist das i. J. 1552 erbaute Fachwerkhaus (Abb. 154) gegenüber der Westfront von St. Gotthardt, das spätere Subdiakonatshaus, St. Gotthardtskirchplatz Nr. 9 u. 10 (vgl. Tschirch, Saldria S. 18 nach dem Stadtbuch von 1551, pag. 38). Mit dem Südgiebel stößt es an das Küsterhaus, zwischen seinem Nordende und dem Pfarrhause war ein zwingerartiger viereckig in den Kirchplatz einspringender Torbau für den Kirchhof. Nachrichten zufolge scheint die Schule nur zwei Unterrichtszimmer enthalten zu haben. Eine ältere Darstellung des Gebäudes zeigt die älteste Ansicht der Altstadt in der Originalhandschrift der Chronik des Zach. Garcaeus zu Wernigerode (Abb. 83 nach dem 26.—28. Jahresber. d. Hist. Ver. z. B.) Das nördliche Drittel des vordem langgestreckten Hauses wurde i. J. 1910 abgebrochen. 1589 schenkte die kinderlose Witwe Gertrud des Mathias von Saldern der Stadt den ehemaligen Bischofshof nördlich der Gotthardtkirche und gründete damit an dieser Stelle die sog. Saldernsche Schule oder Saldria, die nun an die Stelle jener älteren Schule der Altstadt trat.

Der Bischofshof. Im Hofe der Gemeindeschule, die sich gegenwärtig dort befindet, ist eine 1,45 m hohe und 0,94 m breite Wappentafel mit Inschrift eingelassen. Das Wappen (Abb. 155) ist das des Bischofs Dietrich v. Stechow, des Erbauers der prächtigen Schloßkapelle auf der Bischofsburg zu Ziesar. Auf dem gevierten Schilde ist sein Familienwappen mit dem des Brandenburger Bistums vereinigt und es ist deshalb von Helm und Mitra überragt, diese mit der Zier zweier bewimpelten Bischofstäbe, jener mit den Resten der Helmzier. Die Inschrift darunter lautet unter Auflösung der Abkürzungen: „Anno domini MCCCCLXI reverendus in Christo pater et dominus dominus Theodoricus de Stechow Brandenburgensis ecclesiae episcopus hunc locum comparavit et in eodem hanc aulam episcopalem primo fundando construxit. orate pro eo“.

Die in der Inschrift erwähnte von Bischof Dietrich erbaute „Aula“ war ein Absteigehaus der in Ziesar wohnenden Brandenburger Bischöfe. Der Bischofshof

lag eben an der Stelle der obigen Inschrift, nördlich der Gotthardtkirche zwischen dem Pfarrhofe und der Kaplanei. Sein am Kirchhof belegenes Tor führte zunächst auf einen Hof, dessen hinteren Teil das Hauptgebäude einnahm. Es stand an der Stelle der jetzigen Elisabeth-Mädchenschule; seine Hinterfront sah auf den Wall und Graben



Abb. 155. Wappen des Bischofs Dietrich von Stechow im Hofe der ehemaligen Saldrischen Schule.

der Altstadt. An der Ostseite des Hofes stand — getrennt vom Hauptgebäude und ganz frei — die einstöckige Küche; neben ihr weiter südwärts ein zweistöckiges Haus, das wohl den Pferdestall und im Obergeschoß die Wohnung der Dienerschaft enthielt. Gegenüber auf der Westseite des Grundstücks trennte eine Grenzmauer („Mittzwangmauer") den Hof vom Pfarrhofe. Nur vorn am Kirchplatz beim Hoftor stand noch das kleine „Pforthaus". — Das dreistöckige Hauptgebäude von geringer Tiefe, enthielt die Wohnung des Bischofs, bestehend aus zwei Sälen, einer Kapelle und fast 20 Wohnräumen nebst zwei Erkern und einer Wendeltreppe. Auch ein Garten fehlte nicht (Inventar des Bischhofshofes von 1578, vergl. Tschirch, Geschichte der Saldria, S. 23). Dieses Hauptgebäude erscheint auf dem Epitaph des Hans Trebaw von 1586 (Abb. 1)

in der Lücke zwischen Plauer und Rathenower Torturm als ein massiver Bau von Backstein mit hohem Satteldach, das im Westen und Osten von Staffelgiebeln eingeschlossen wird.

Bei der Aufhebung des Bistums ging der Hof 1561 durch Verkauf seitens des damaligen weltlichen Administrators des Bistums, des Kurprinzen Johann Georg, in Privatbesitz über. Der zweite der weltlichen Besitzer des Bischofshofes, Mathias von Saldern ließ von ihm nach der Gotthardtkirche hin in Obergeschoßhöhe einen Gang bauen, der aber zu unbekannter Zeit wieder abgebrochen wurde (Tschirch a. a. O. S. 29).

An der Stelle des Gymnasiums im Südwesten der Katharinenkirche stand schon im Mittelalter eine Kirchschule, die bereits 1386 erwähnt wird. Infolge der Reformation erhielt der Rat der Neustadt das Patronat über sie. Er errichtete im Jahre 1571 an ihrer Stelle einen Neubau, der damals als das ansehnlichste Schulgebäude der Mark galt, und dessen Ansicht in einem Stiche von 1726 erhalten ist (siehe die Abbildung nach dem Original in Gottschlings Ausgabe von Frommes Nomenclatura im 9. und 30. Jahresber. d. Hist. Ver. zu B.; vgl. Rasmus, Beiträge zur Gesch. des Alt- und Neustädt. Gymnasiums, 2 Progr. B. 1897/8). Im Laufe des 18. Jahrh. geriet das vernachlässigte Gebäude allmählich in Verfall, so daß es 1781 verlassen werden mußte und ein Neubau nötig wurde. Er kam 1797 zur Ausführung. Ein Entwurf (Fassade und 3 Grundrisse), der aber von der schließ-

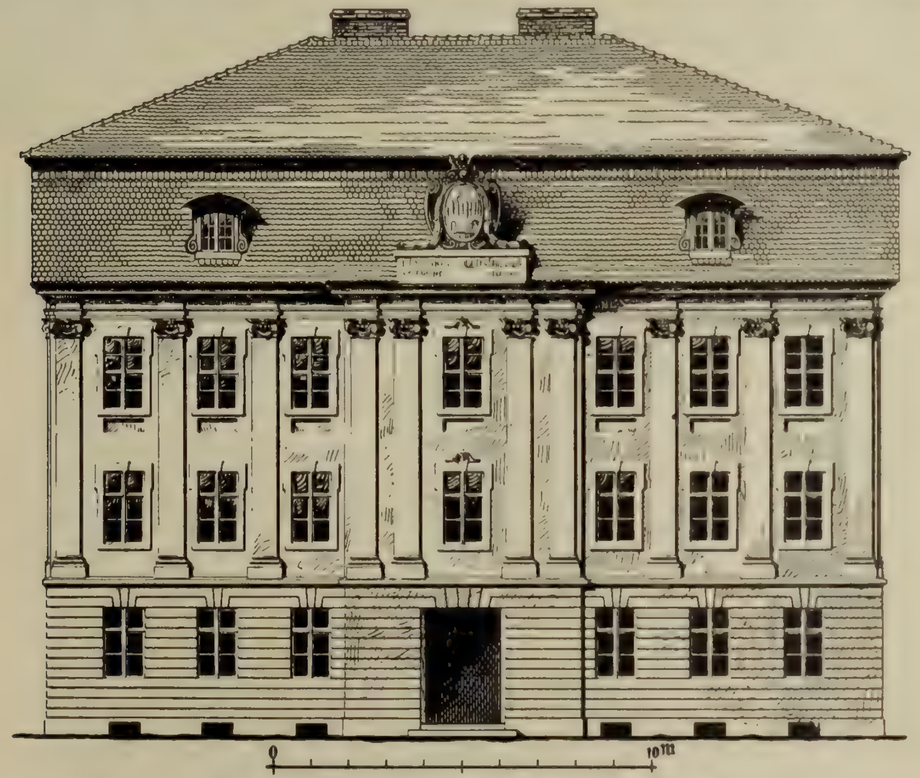


Abb. 156. Ehemaliges Gymnasium bei der Katharinenkirche, jetzt Standesamt.

lichen Ausführung (Abb. 156) etwas abweicht, war schon 1787 angefertigt worden und befindet sich im Original in der Bibliothek der Ritterakademie auf dem Dome. Das jetzige Gebäude, das übrigens seit 1910 zum Standesamte dient, ist ein stattlicher Putzbau mit Kompositpilastern durch zwei Stockwerke über einem schlichten Sockelgeschoß. Die mittlere der sieben Achsen, die den Eingang enthält, ist durch ein flaches Risalit mit verdoppelten Pilastern und einem Kartuschenaufsatz, der das Stadtwappen enthält, ausgezeichnet.

Profane Ausstattungsgegenstände.

(In sonst nicht besprochenen Gebäuden).

Auf dem Gute Massowburg bei der Altstadt befinden sich an den Wänden des Mansardengeschosses des kleinen Wohngebäudes aus dem 18. Jahrh. eine Anzahl Tapeten (Malereien auf einem gobelinartig gewebten Leinenstoffe). Die ausschließlich figürlichen Gegenstände gehören meist der Geschichte Josephs an, z. B. Joseph unter seinen Brüdern, Joseph und Potiphar's Weib. Die Farben sind stark verblichen, die Zeichnung ist aber großenteils noch erkennbar und verhältnismäßig gut (näheres gibt Tschirch im 38.—40. Jahresber. d. Hist. Ver. B., zu S. 73 ff.).

In einem der Erdgeschoßräume findet sich eine Standuhr des 18. Jahrh. vor.

Im oberen Geschoß des Hintergebäudes des Amtsgerichts in der Steinstraße haben sich zwei schöne, kräftig profilierte Türen erhalten, die in einem Zimmer neben dem Sitzungssaale in einer ihrer gediegenen Schönheit nicht würdigen Weise für untergeordnete Nebenräume benutzt werden. Sie rühren vermutlich von der alten Post her, die einst in diesem Hause bestand. Die einfachere von ihnen (Abb. 157) aus nußbaumfurniertem Eichenholz ist der Höhe nach geteilt, ihre Füllungen sind mit länglichen Achteckformen belegt, die Friese durch einigen Intarsien belebt. — Eine mächtige, durch die ganze Höhe reichende, vielfach gekröpfte Füllung nimmt die ganze Mitte der zweiten Tür aus Eichenholz (Abb. 158) ein. Ihr oberes und unteres Ende umspielen reichgeschnitzte Akanthusranken, in denen Vögel hocken. Auch die Türbänder aus verzinntem Eisen sind von reicher und charaktervoller Zeichnung und entstammen, wie die Türen selbst, wohl dem Beginn des 18. Jahrhunderts.

Gleich treffliche Arbeit zeigt auch der Beschlag an der Innenseite der Haustür (Abb. 159) des Gerichtsgebäudes.

Erwähnt sei an dieser Stelle noch die Glastür (Abb. 160) im Hause Altstädter Mühlstraße 55, die von einer Korbbogenarchitektur eingeschlossen den Charakter der inneren Ausstattung der kleinen Bürgerhäuser dieser Straße in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrh. recht gut zum Ausdruck bringt.

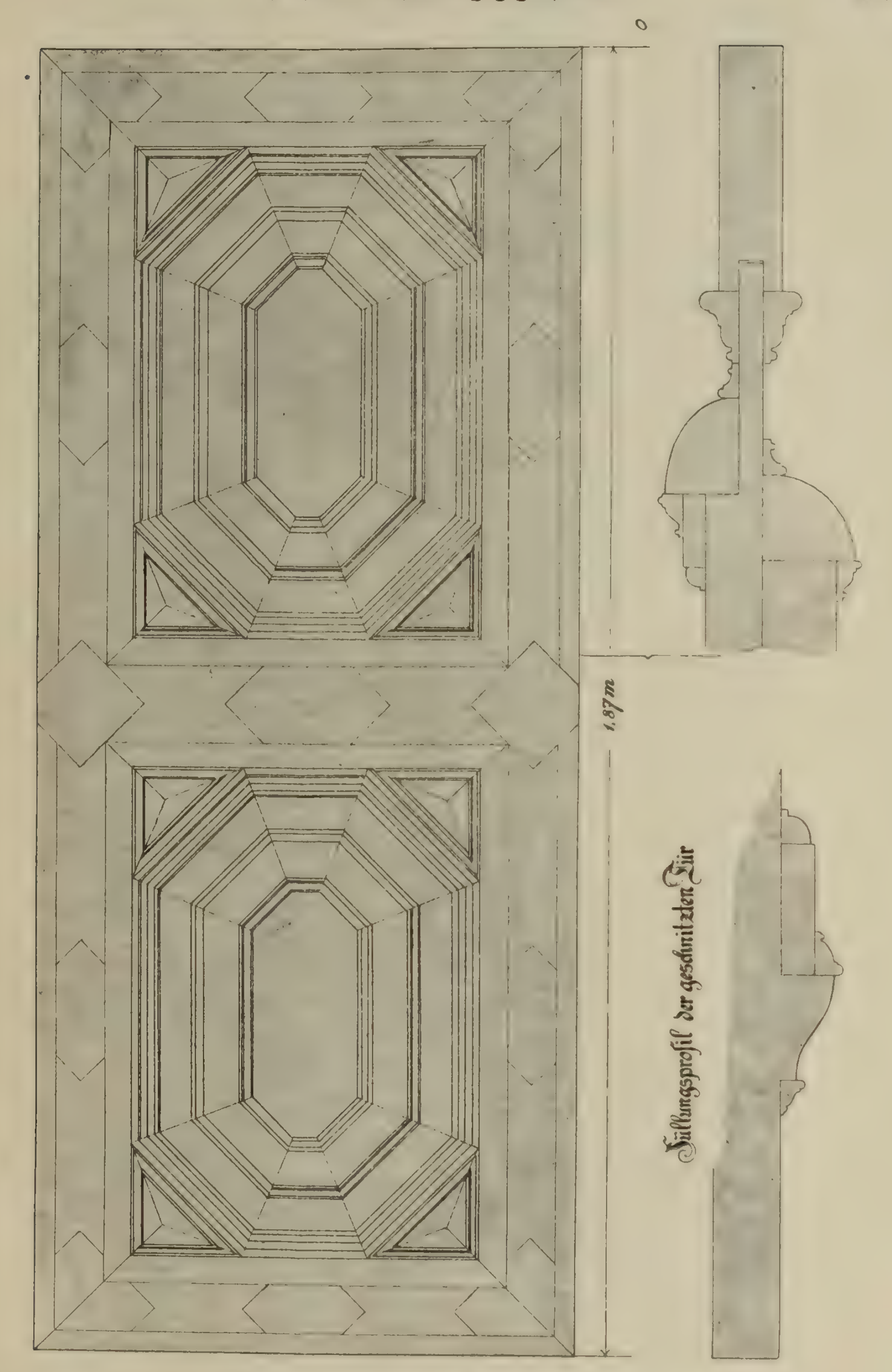


Abb. 157. Nußbaumtür im Amtsgerichtsgebäude.

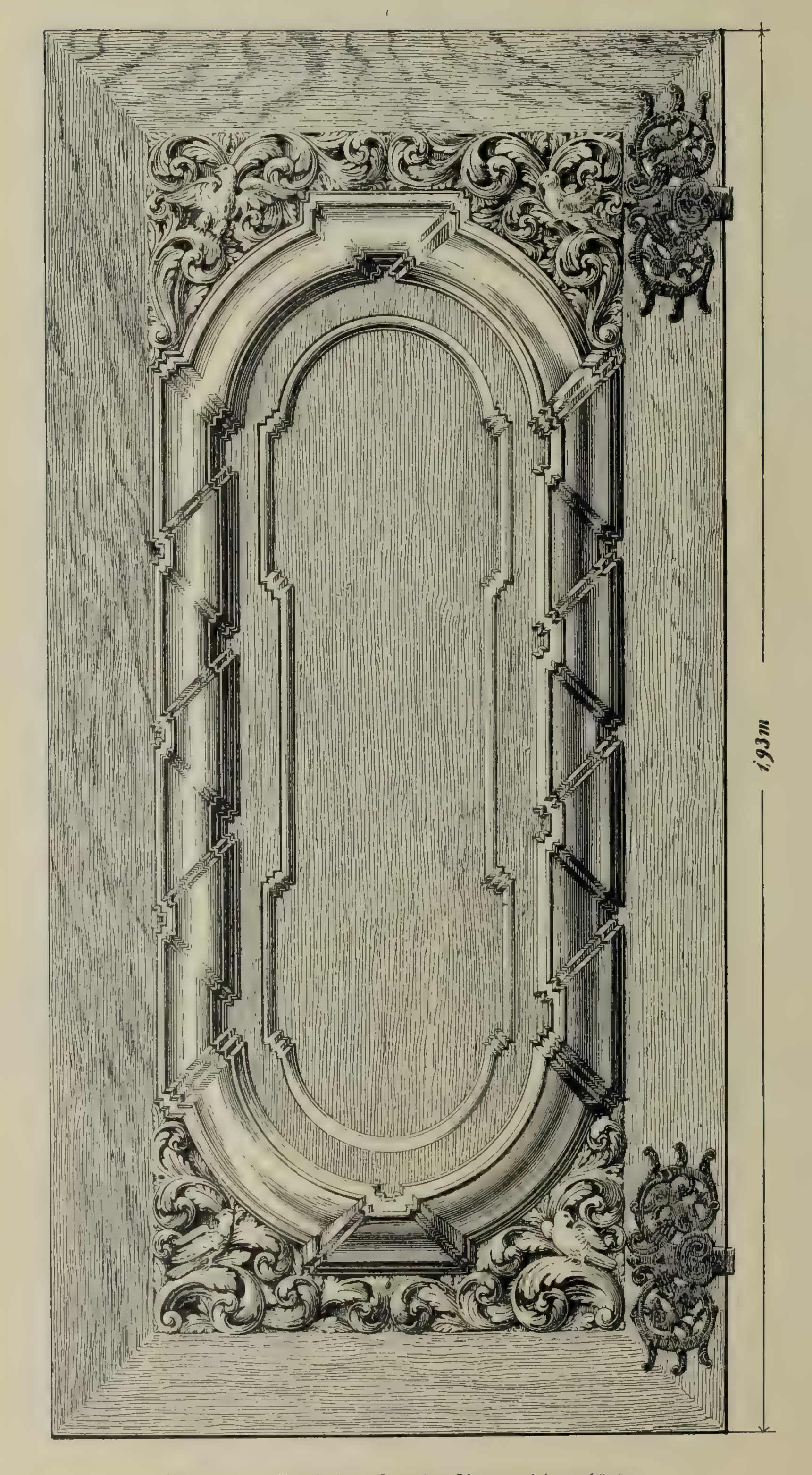


Abb. 158. Geschnitzte Tür im Amtsgerichtsgebäude.

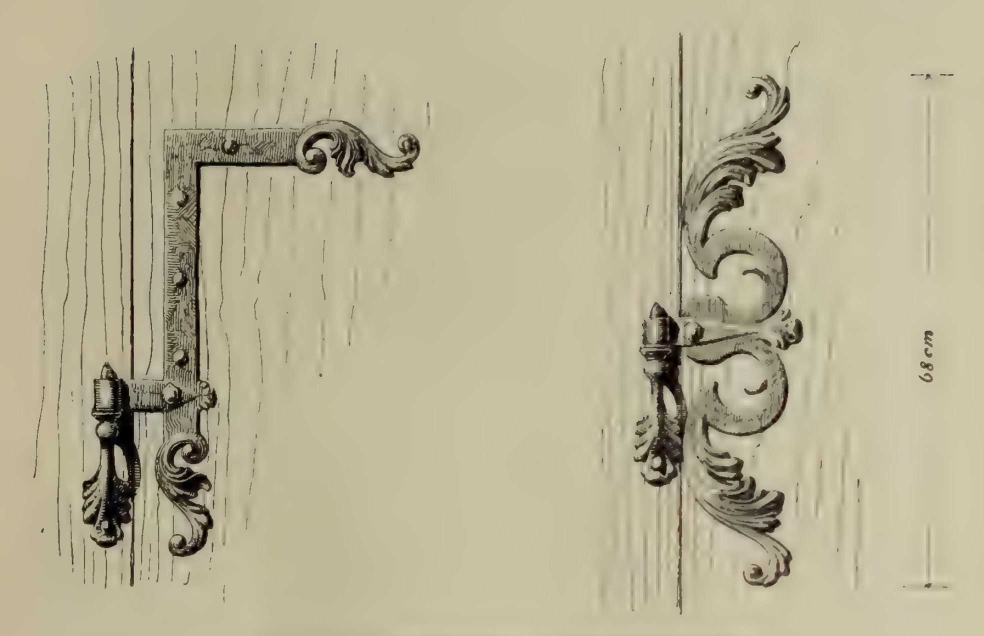


Abb. 159. Haustürbeschlag im Amtsgerichtsgebäude.



Abb. 160. Glastür im Hause Altstädter Mühltorstraße 55.

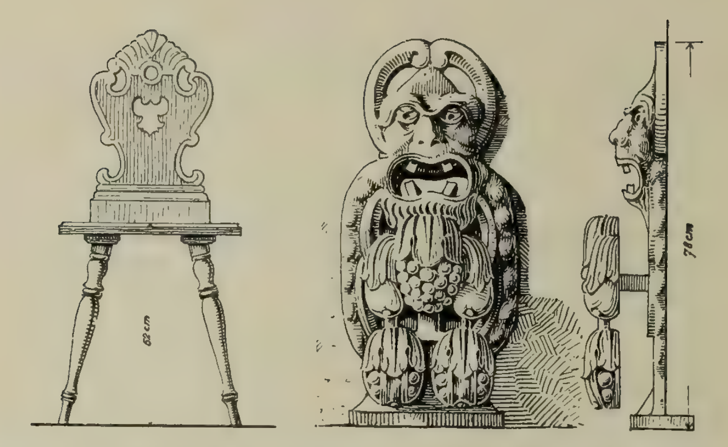


Abb. 161. Stuhl und Aushängeschild in der Sammlung des Hist. Vereins.

Sammlungen.

Im Steintorturm befindet sich z. Z. die Sammlung des Historischen Vereins, aus der Taf. 33 und Abb. 161 einige der wertvollsten Gegenstände wiedergeben, nämlich mehrere prächtige Gildenhumpen aus Zinn, ein sog. Weinschenkenschild, das freilich nicht aus B. stammen soll, und ein Bretterstuhl von 1692. Außer diesen sind etwa noch hervorzuheben: vier schmiedeeiserne Aushängeschilder, anscheinend von Gildehäusern; drei stark beschädigte hölzerne Marienfiguren, eine Anzahl Formsteine von den ehemaligen Gebäuden auf dem Marienberge (Abb. 81). Ein gotisches Gestühl, das aus der Paulikirche stammt (Abb. 62). Ferner „Neukonfirmiertes privilegium der löblichen Materialisten-Gülde in hiesigen Residenzien Anno 1715"; ein „Generalprivilegium und Güldebrief des Seifensieder- und Lichtziehergewerkes in der Chur und Mark Brandenburg" von 1735; ein Plan der Stadt aus dem 18. Jahrh. aus dem Nachlasse des Baurat Gussow.

Die Wredowsche Kunstsammlung, die ihre Entstehung einer Stiftung des in Brandenburg geborenen Bildhauers Aug. Wredow (1804—1891) vom Jahre 1871 verdankt, enthält eine Anzahl wertvoller Kunstwerke. Unter ihnen sind besonders die folgenden Gegenstände hervorzuheben:

A. Plastik.

Ein Buchsbaumrelief von 26 × 38,5 cm aus dem 17. Jahrh. stellt die Kreuzabnahme in teilweiser Anlehnung an Rembrandts große Kreuzabnahme (Bartsch No. 78) dar. Meister unbekannt, wahrscheinlich Nürnberger Schule (Taf. 34).

Relief des preußischen Königs Friedrich II. in ganzer Figur zu Pferde, 33,5 × 37,5 cm, von Schadow.

Büste des Professors Ernst Ewald, Direktor am Kunstgewerbe-Museum zu Berlin, von Ferd. Lepke.

Wredows gesamte Werke, darunter in Marmor der jugendliche Merkur und der bittende Knabe, in Gips die Modelle zum Paris (Orangerie in Potsdam),



Gildehumpen in der Sammlung des Historischen Vereins.



Kreuzabnahme, Buchsbaumrelief in der Wredowschen Kunstsammlung

Ganymed (Charlottenhof), zur Nike auf der Schloßbrücke in Berlin und zu den Aposteln in der St. Katharinenkirche in Brandenburg a. d. H.

B. Gemälde.

Correggio: Madonna das Kind stillend. Maria ist mit dem Christusknaben und dem kleinen Johannes zu einer Gruppe vereinigt, der Hintergrund zeigt eine Berglandschaft. Wahrscheinlich eine eigenhändige Wiederholung von Correggio, von der sich das Urbild beim Fürsten Torlonia zu Rom befindet (vgl. Holtmann-Wörmann, Gesch. d. Mal. II, S. 711.)

Hyacinthe Rigaud (1659—1743): Bildnis Philipp von Orleans.

Pieter Nason: Bildnis des Großen Kurfürsten und seiner Gemahlin Louise Henriette. Eigene Wiederholung des Künstlers.

Jean van Goyen (1596—1656): Strand von Scheveningen.

Anton Graff: Kurfürstin Marie Antonie von Sachsen.

Karl Graeb (1816—1884): Villa Colonna.

Herm. Kaufmann (1808—1889): Heuernte.

Alb. Schwendy: Chorseite der Marienkirche in Nürnberg.

Gust. Metz (1817—1853) aus Brandenburg ist durch Kartons zu verschiedenen Gemälden vertreten, wie „Jakob und Rahel" und „Wegschleppung des Grafen von Helfenstein".

C. Stiche.

Einen besonders wertvollen Besitz der Sammlung bildet auch die sehr bedeutende Zahl von älteren Kupferstichen und Holzschnitten (12000), darunter ein vollständiges Gesamtwerk von Chodowiecki und 900 Stiche nach Rubens.

Schließlich mögen noch einige tüchtige Schmiedearbeiten Erwähnung finden, z. B. Oberlichtgitter, Türklopfer und Türringe.

Eine kleine Sammlung von Ölgemälden des Brandenburger Malers Spieker mit Darstellungen von Straßen und Gebäuden der Stadt aus der Zeit um 1830 besitzt Herr Stadtrat Krenkel (Annenstr. 15), z. B.: Die Mühle am Steintor, das Neustädter Mühltor mit Fischmarkt und den Dom vom Fischmarkt aus gesehen. Auch eine Anzahl von Humpen, Krügen, Kannen, Bechern und Lampen aus Steingut und Zinn im gleichen Besitze ist von Wert.

Bei Herrn Rentier Wintermann (Annenstr. 12) ist Maler Spieker durch eine Ansicht des Neustädter Rathauses und des Marktes vertreten. Auch diese ist etwa 1830 entstanden. Die Pfeiler vor dem Rathauseingange und der von Fromme-Gottschling (Beschreibung S. 46) erwähnte halbrunde Erker an einem der beiden östlichen Giebel, den uns eine Schießscheibe von 1818 im Neustädter Schützenhause noch bewahrt hat, sind inzwischen beseitigt worden.

Erläuterungen.

Von dem Originalplane bestehen zwei Exemplare, nämlich eines mit Register im Archiv der Stadt [illegible] und eins ohne Register in der Kartenkammer der Königl. Domänenverwaltung in Potsdam. [illegible] sind wegen zahlreicher Verletzungen und allgemeiner Undeutlichkeit, namentlich der Schrift, [illegible] Wiedergabe nicht geeignet. Für die beistehende Abbildung des Planes wurde [illegible] das Original in Potsdam zugrunde gelegt und dieses etwa auf 1/4 (linear) verkleinert. [illegible] durch Farben mußten hier durch Strichsignaturen ersetzt werden. Die Umrißzeichnung [illegible] Treue gegeben. Dom Brandenburg ist in beiden Original-Planen unausgeführt [illegible] den Plan aus Heffters Wegweiser am Ende von Dom Brandenburg). Die im [illegible] ausgeführte Schrift wurde nur im kalligraphischen Sinne verbessert. Die Bezeichnung [illegible] Straßen und Gassen, welche im Plan nur mittels Buchstaben des kleinen Alphabetes [illegible] nach Maßgabe des zum Plane gehörigen Registers ausgeschrieben. Fortgelassen [illegible] Treue gezeichnete und insofern wertlose Prospekt der Stadt am Rande des Planes, [illegible] Außerdem wurde auf den im Plane durch verschiedene Töne [illegible] zwischen Brauhäusern und gewöhnlichen Bürgerhäusern, sowie auf den zwischen [illegible] verzichtet. Die Bezeichnung der öffentlichen Gebäude, welche im Plane außer [illegible] noch durch Buchstaben erfolgte, wurde, wo es möglich war, auf [illegible] Wo dies nicht angängig war, wurden die Buchstaben des Planes [illegible]

Erklärung der aus dem Plane beibehaltenen Buchstaben.

([illegible] des Planes, die hier fehlen, fehlen auch im Register.)

Neustadt.

[illegible]

N. O. P. Q. R Kirchen- und Bedienten-Wohnungen

S Witwen-Häuser

[illegible] an der Churstraße

[illegible] in der Wollenwebergasse

[illegible] am Neuen Tor

[illegible] an der Mauer

b: „ „ in der Siebergasse

[illegible] am Steintor

[illegible] Prediger-Wohnung

[illegible] am Mühlen-Tor

[illegible] St. Annen-Tor

[illegible] Stein-Tor

[illegible] Neuen-Tor

[illegible]

p: „ Schleuse-Meister-Haus am Stein-Tor

[illegible] am Stein-Tor

[illegible] St. Annen-Tor

[illegible] Wasser-Tor

[illegible] Mühlen-Tor

[illegible] in Venedig

[illegible] vorm Stein-Tor

[illegible] daselbst

[illegible] vorm Neuen-Tor

[illegible] vorm Neuen-Tor

[illegible] vorm Mühlen-Tor

[illegible] vorm Mühlen-Tor

Altstadt.

[illegible]

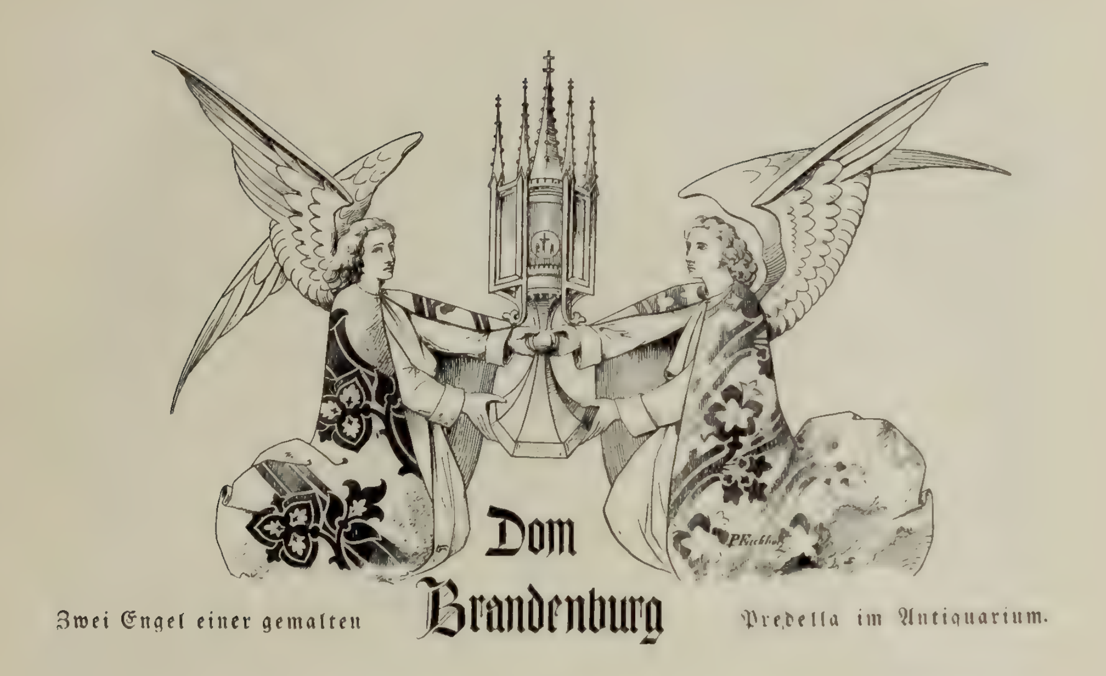
Z Das Archidiakonat-Haus
a „ Diakonat- „
b „ Früh-Prediger „
c, d, e, f, g, h, k Kirchenhäuser
l Eine Kaserne
m Das Torschreiberhaus an der langen Brücke
o „ Sekretariat-Haus
p Der Stadthof und Syndikat-Haus
q Die Haupt-Wache
r Kasernen
s Wachthaus am Plaueschen Tor
t Torschreiberhaus
u Dienerwohnung
v Hirtenwohnungen
w Das Wachthaus am Rathenauischen Tor
x Torschreiberhaus
y Dienerwohnung
z Des Schützen Wohnung
dd Das Schabehaus am Wasser
ee Der Hof dabei
ff Das Schlachthaus vorm Wassertor
gg Der Gang vom Wasser-Tor bis zum Mühlen-Tor

Vorm Mühlen-Tor:

hh Der Tuchmacher Gilde-Haus
ii Das Hospital St. Gertraud
kk Des Ziegel-Meisters Wohnung
ll Die Ziegel-Scheune
mm Der Ziegel-Ofen
nn Das Kalkhaus
oo Der Tuchmacher alte Färberei
pp Das Homeyen-Tor und das Mühlenschreiberhaus
qq Der Homeyen-Damm
rr Die Burg-Mühle und -Stall
ss Loh- und Walk-Mühle in einer sonstigen Schneide-Mühle
tt Große Mühle mit dem Stall
vv Der Ziegelhof
ww Tuchmacher Rahm-Platz
xx Die Straße auf dem Kietz
A—M außerhalb der Mauern: Gärten.



Plan intra et extra Moenia der beiden Kur- und Hauptstädte Brandenburg, aufgenommen und gezeichnet durch G. Hedemann.



Zwei Engel einer gemalten Predella im Antiquarium.

Domkirche.

Geschichtliche Beschreibung ihrer Anordnung und Einrichtung.

Die ehemalige Kathedralkirche ist eine dreischiffige Basilika von kreuzförmiger Anlage, deren einschiffiger, verlängerter Chor gegenwärtig in fünf Seiten eines Zehnecks geschlossen ist und deren Westbau zweitürmig gedacht war (Tafel 43 und Abb. 184).

Diese baukünstlerische Grundgestalt, welche die Domkirche größtenteils schon bei ihrer Errichtung im 12. Jahrh., teilweise aber erst durch spätere Umbauten erhielt, trat damals naturgemäß mit dem Zweck ihrer einzelnen Raumteile in bedeutsame Wechselwirkung. Vor allem ist die innere Ausgestaltung der Ostteile, nicht minder aber die Aufstellung der zahlreichen Einrichtungsgegenstände durch die dafür einst geltenden liturgischen Vorschriften bedingt worden. Auf der Grundlage alter ritualer Überlieferungen war das Bauwerk von innen heraus gestaltet worden, und nur ein genügender Einblick in dessen frühere innere Anordnung und Einrichtung kann die Erscheinung erklären, welche die einstige Kathedrale der Bischöfe von Brandenburg in ihrer geschichtlich bedeutungsvollen Zeit bot[1]).

Von weittragender Bedeutung für das ganze Innere des Domes war namentlich die wenig in den Boden gesenkte und daher sehr hoch in den Kirchenraum hinein-

---

[1]) Das von Bischof Stephan Bodeker bearbeitete und i. J. 1488 auf Veranlassung von Bischof Joachim von Bredow gedruckte Breviarium diocesis Brandenburgensis in der Bibliothek der Gotthardtkirche ermöglicht es, hier mehrere mittelalterliche Einrichtungen der Domkirche zu verzeichnen, von denen jetzt keine Spuren mehr erhalten sind. — Die im folgenden Text beigefügten lateinischen Bezeichnungen entstammen diesem höchst seltenen Werke.

ragende Krypta. Sie wirkte nicht nur ungünstig auf die Verhältnisse des Kirchenraumes, sondern führte auch zu einer noch schärferen Trennung von Chor und Schiff, als sie sonst üblich war. Die starke Überschneidung des Chores durch die vordere Kryptawand, die nach Heinsius Annalen (Gebauer, Festschrift der Ritterakademie, S. 59) noch durch ein Gestühl erhöht wurde, gewährte der im Schiff anwesenden Laienschaft kaum noch einen Blick in das Sanktuarium. Der auch seitlich gegen die Kreuzarme hochgelegene und überdies durch etwa fünf Meter hohe Mauern abgeschlossene Vierungsraum bildete mit dem Altarhause gleichsam eine Kirche für sich, die ausschließlich den Mönchen oder, wie man die Kanoniker später nannte, Domherren vorbehalten blieb.

Bei der Erbauung des Domes hatte man dergleichen nicht beabsichtigt. Nichts hinderte damals den freien Blick durch Schiff und Chor der Kirche. Nur wenige Stufen erhoben diesen über jenes und das Querschiff stand der Laienschaft offen. Die Bischöfe waren damals eher geneigt, ihre Kirchen selbst weltlichen Versammlungen zu öffnen, und ging diese Weitherzigkeit hier auch nicht so weit wie anderwärts, so sehen wir doch auch den kaum fertiggestellten Brandenburger Dom mehrmals, z. B. in den Jahren 1194, 1195 und 1208, seitens des Bischofs selbst zu Handlungen weltlicher Art, wie Rechtsverleihungen und Schenkungen benutzt, denen Geistliche und Laien in größerer Zahl beiwohnten (et alii quam plures clerici et laici — Riedel VIII, S. 121, 122 u. 126).

Mit dem Einbau der Krypta um das Jahr 1235 vollzog sich indessen auch hier jene strenge Scheidung zwischen Priesterraum und Laienraum, die sich damals in Kloster- und Kathedralkirchen mehr und mehr einbürgerte und meist durch einen Lettner, d. h. eine hohe, oft reich ausgebildete Wand zwischen den beiden Teilen bewerkstelligt wurde.

Eine solche Trennung war den Kanonikern des Domkapitels, wie man annehmen darf, an sich sehr willkommen; in einer Stadt aber, die noch nicht gar lange einem verachteten, andersgläubigen Feinde entrissen war, mußten sie sich um so mehr zu einer vorsichtigen Zurückhaltung von der Volksmenge veranlaßt fühlen. Schon damals bei Anlage der Krypta erachtete man übrigens das Altarhaus als zu eng für die gottesdienstlichen Handlungen der Geistlichen und die Sitze der Domherren und dehnte die Mönchskirche bis über die Vierung hin aus. Sie führt im Breviar des Bischofs Stephan die vieldeutige Benennung „chorus“, während der Ausdruck Presbyterium nur zusätzlich in „sedes presbiteralis“ auftritt (siehe S. 227).

Hier erhob sich der Hauptaltar (summum altare, majus altare) mit seinem eigenartigen Aufbau aus einem vor dem mittleren Chorfenster hochaufsteigenden, zierlichen Tabernakel und zwei ihn seitlich einschließenden Schreinen. Für seine Ecken enthält das Breviar die Bezeichnungen „cornua summi altaris, dexterum cornu, sinistrum cornu“. Der im Breviar beim Allerheiligentage gebrauchte Ausdruck „tumba“ erinnert an die Auffassung des Altars als Heiligengrab. Er wurde bei diesem Anlaß in feierlicher Weise mit einem angemessen wirkenden Überwurfe (cum palla decenti) behängt und mit vier Kerzen umstellt. Auf der Tumba stellte man an



Domkirche von Südwesten.

diesem Tage die Reliquien der Heiligen in ihren mannigfaltig gestalteten Behältnissen (reliquiae sanctorum cum capsis) aus.

Gebauer (Festschrift der Ritterakademie, S. 59) berichtet nach Heinsius Annalen zum Jahre 1601 und Rechnungsbüchern von 1630/31 und 1660/61 im Domarchiv von einer „Reihe von Altären", die im Chore standen. Sie sind im Breviar von 1488 nicht besonders namhaft gemacht.

An der einzigen geschlossenen, fensterlosen Wandfläche des Chorraumes, der Nordwand des Presbyteriums, war ein großes Bild des hl. Kreuzes aufgerichtet (statua, crux adoranda). Es war ohne Zweifel die „imago sancte crucis in choro ecclesie Brandenburgensis versus meridiem collocata", für deren Verehrung Bischof Dietrich im Jahre 1357 einen Ablaß gewährte (Riedel VIII, 273).

Südlich neben dem Hauptaltare stand der Leviten- oder Ministrantensitz (sedes presbiteralis ante altare, sedes juxta summum altare). Er diente im besonderen den beim Altare beschäftigten Geistlichen, dem Priester (sacerdos), dem Diakon und Subdiakon und war daher ein Dreisitz.

Vor den Altarstufen (gradus summi altaris) breitete sich der mittlere Chorraum aus (ante gradus vel in medio choro, in choro ante altare), wo das Hochamt abgehalten wurde, die Aufstellung zu den Prozessionen wie deren Auflösung erfolgte und eine Station vor der Kreuzigungsgruppe veranstaltet wurde (in statione in medio choro).

Den Vierungsraum schlossen die in veränderter Form noch erhaltenen beiden Scheidemauern gegen die Kreuzarme im Norden und Süden ab. Es ist kaum zu bezweifeln, daß die allgemein übliche Aufstellung des Chorgestühls an diesen Wänden auch im Brandenburger Dome bestand. Wenn daher Pfarrer Heinsius Mitte des 17. Jahrh. in seinen Annalen (vgl. Gebauer in „Festschrift der Ritterakademie", S. 59) berichtet, daß sich das Gestühl der Chorherren quer vor das Hauptschiff legte, so beschreibt er damit entweder nur eine sehr späte Einrichtung, oder das Gestühl (stallus) schloß die Vierung an drei Seiten ein, so daß nur die Ostseite gegen den Altar offen blieb.

Ein Ambo, der im Breviar von 1488 mehrmals erwähnt wird, muß sich seiner Zweckbestimmung nach an der westlichen Stirnseite des Hochchores befunden und der Laienkirche zugewendet haben. Man mußte zu ihm hinauf steigen (sacerdos ascendat ad ambonem) und von seiner Höhe aus wurden die Evangelien und Episteln verlesen (Epistole et evangelium in ambone . . . . legantur). Seine Form kann nach den Stellen des Breviars nicht die einer einfachen Kanzel von der heute üblichen Art gewesen sein, denn entsprechend dem ursprünglichen Sinne des Wortstammes handelten zuweilen zwei Personen gleichzeitig auf dem Ambo (et tunc primi sacerdotes sint in ambone et cantent solemniter . . . . extendentes candelas in altum cum cruce ut eo melius videri possit a populo). Er darf danach in mehr länglicher Form angenommen werden, ja er lief wahrscheinlich sogar in Gestalt einer Tribüne westlich vom Domherrengestühl quer durch die ganze Mittelschiffbreite. Auch ostwärts mußte der Blick von ihm aus frei sein (duo cantent in ambone versis vultibus ad orientem).

Der Boden des Ambo mußte demnach, wenn die Rücklehne des nach Heinsius hier quer aufgestellten Chorgestühls kein Hindernis bieten sollte, entsprechend über dessen Sitzen erhöht gelegen haben.

Infolge der Erweiterung des Hochchores über die Vierung hinaus hing auch das Triumphkreuz „umgeben von dem weiten Bogen" eines eisernen Kronleuchterreifens (Gebauer, Festschrift S. 59) unter dem westlichen Vierungsbogen. Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr die zugleich malerische und feierliche Wirkung der laubenartigen Ambotribüne mit ihren Bögen, dem Altar in ihrem Schatten, den tiefliegenden Durchblicken zur Krypta und dem hoch über der Ambobrüstung schwebenden Triumphkreuz dem öden Eindrucke der gegenwärtigen, gewaltigen Treppe überlegen war.

Vom Chorraume gab es zwei Verbindungen nach der nördlich benachbarten Sakristei (sacrarium): die eine unmittelbar durch eine Tür zwischen beiden, die andere von der Vierung über die Galerie (super lineam) im Nordkreuzarme, die wohl hauptsächlich für die Sänger (cantores), die Schüler (schola, infantes, pueri) und die Fahnenträger (vexilliferi) bestimmt war.

Die Mitte der westlichen Kryptawand nahm, wie später noch auszuführen sein wird, der Hauptaltar der hier beginnenden Laienkirche ein. Dadurch war eine große Treppe an der Westseite des Chores ausgeschlossen und es folgt daraus notwendig, daß die im Breviar genannte einzige, große Treppe (magnus gradus in crypta St. Augustini) die noch bestehende im nördlichen Kreuzarme ist. Ihre Breite genügte selbst für die Prozessionen, da bei diesen die Kanoniker immer nur zu zweien nebeneinander gingen (bini et bini). Sie bildete im Mittelalter den Hauptzugang des Chores (introitus chori) von der Kirche her.

Schon im 14. Jahrh. wurde indessen der Ausschluß der Laien vom Sanktuarium nicht mehr mit der Strenge aufrechterhalten wie im 12. und 13. Jahrhundert. Das zeigt u. a. der Ablaß, der im Jahre 1357 allen Bußfertigen gewährt wurde, die dem im Chore neuerrichteten Kruzifix ihre Verehrung zollen würden. Unter solchen Umständen wurde es schließlich als ein Mangel empfunden, daß der Hochchor keinen unmittelbaren Zugang vom Langhause her besaß. Dem war nur durch eine nachträgliche geringe Verlängerung des Chores nach Westen, etwa bis zur Mitte des östlichen Langhausjoches, abzuhelfen, die gestattete, von den Ostenden der Nebenschiffe seitlich zwei kleine Treppen hinaufzuführen. Die nördliche dieser beiden Treppen, deren Reste noch erkennbar sind, ist offenbar die im Breviar von 1488 mit „parvus gradus in sinistro chori" bezeichnete.

Die Anlage einer breiten Westtreppe zum Chore wurde erst möglich, nachdem der besondere Laienaltar durch die Reformation seine Bedeutung verloren und auch die Krypta ihren einstigen Wert soweit eingebüßt hatte, daß ihre westlichen Lichtöffnungen verbaut werden durften. Zur tatsächlichen Ausführung kam es erst am Ende des großen Religionskrieges (1648). Seit dieser Zeit besteht die ungeheure Treppe zum Chore, die jetzt bei 22 Stufen Höhe die ganze Breite des Mittelschiffs einnimmt, auf der aber früher (seit 1706) rechts und links ein Schülerchor in amphi-

theatralischen Abstufungen mit schweren barocken Balustraden angebracht war (siehe Skizze im von Quastschen Nachlaß und den Grundriß Abb. 183).

Die unter dem Hochchore gelegene Krypta war wohl anfänglich vor allem zur Gruftkirche bestimmt gewesen. Doch wurde an ihrem, dem hl. Augustinus geweihten Altar auch aus bestimmten Anlässen Gottesdienst gehalten, so z. B. an dem diesem Kirchenvater gewidmeten Tage des Jahres und zeitweilig während des Interdiktes im Jahre 1327. Im Gegensatze zu anderen im Mittelalter noch mit „Krypta" bezeichneten Räumen beim Dome (siehe unter „Bunte Kapelle" S. 219) wurde diese Hauptkrypta unter dem Chore nach ihrem Altarheiligen „crypta St. Augustini" genannt.

Daß die beiden westlichen Bogenöffnungen der Krypta Zugänge enthielten, ist unwahrscheinlich. Für die früheste Zeit ist vielmehr nur die Treppe an der Nordseite nachweisbar, die noch bis ins 19. Jahrh. bestand und vom nördlichen Kreuzarme herabführte (siehe S. 241 Anmerk.). Dieser wurde dadurch zum Vorraum der Krypta, und die in ihm liegende große Treppe, unter welcher der Eingang lag, erhielt vermutlich daher die Bezeichnung „magnus gradus in crypta St. Augustini".

Ob der im Breviar von 1488 mehrfach genannte „locus nocturnus" in der Krypta des hl. Augustinus zu suchen ist, kann nicht mit Bestimmtheit ausgesprochen werden.

Die Kreuzarme sind, obwohl in Höhe der Seitenschiffe belegen, von diesen doch durch Abschlußwände getrennt, die nur von Türöffnungen durchbrochen sind. Es bleibt indessen zweifelhaft, ob diese Einrichtung eine Trennung beabsichtigte. Sie bildete zunächst nur ein Überbleibsel von der stückweisen Erbauung des Doms, wurde in der Folgezeit aber wohl als nützlich belassen.

Von den Kreuzarmen wurde der südliche im Jahre 1836 durch eine Balkendecke in zwei Geschosse geteilt. Der obere Raum dient gegenwärtig unter dem Namen Antiquarium als eine Art Altertumsmuseum des Domes, der untere als Vorraum zur Krypta. An seine Ostseite lehnt sich ein Treppenturm, der nur einen unmittelbaren Aufstieg zum Dachboden ermöglicht.

Wegen seiner mittleren Lage zwischen Kreuzgang, Friedhof, Kapitel und Kirche war der nördliche Kreuzarm von Anfang an vorzüglich zum gemeinsamen Vorraum geeignet. Er enthielt zunächst in der Nordwand ein Portal vom Kreuzgange her (jetzt im Schlaberndorffschen Erbbegräbnis). In romanischer Zeit lag es wohl im Zuge des östlichen Kreuzganges, wurde aber durch die Anlage der Galerie zur Sakristei verdrängt bezw. westwärts verschoben. Dieses Portal benutzten vor allem die häufigen vom Hochchor aus durch den Kreuzgang unternommenen Prozessionen. Ferner befanden sich hier noch Verbindungen mit der Hauptkrypta, mit dem Hochchor und der Sakristei durch jene große, zunächst auf den Verbindungsgang (linea) führende Treppe (magnus gradus in crypta St. Augustini), und endlich mit der sog. Bunten Kapelle durch zwei Türen, von denen die nördliche jetzt vermauert ist.

Dieser unter der Sakristei belegene Raum ist unzweifelhaft als die Krypta Mariä und Johannis des Evangelisten zu erkennen, die beide in dem mehrfach genannten Breviar angeführt werden (crypta beate virginis, crypta sancti Johannis). Die

Bezeichnung Krypta für diesen in gleicher Höhe mit der Kirche belegenen Raum darf nicht wundernehmen, da sie im Mittelalter keineswegs nur auf unterirdische Räume angewendet wurde. Gleichbedeutend damit war „Kluft“, und diese Bezeichnung „Kluft“ hat die Kapelle auch in der Urkunde (Riedel VIII, 410), die im Jahre 1440 darin die Wahrnehmung der Gezeiten der hl. Jungfrau unter Gesang des Schülerchores anordnet[1]).

Der von Anfang an durch keine Mauer geteilte Raum der Marienkrypta enthielt zwei Altäre, nämlich vorerst den nächst dem Hochaltar des Chores und dem Hauptaltar der Laien bedeutungsvollsten Altar des Domes, der 1235 zur Ehre der seligen Jungfrau Maria, Johannis des Täufers, der Maria Magdalena, der Katharina und des Bischofs und Märtyrers Levinus geweiht wurde. Der zweite Altar war dem Evangelisten Johannes geweiht, denn an seinem Tage wird seine Messe „in crypta sancti Johannis“ gelesen.

Bei der Anlage dieser Kapelle im Jahre 1235 lag ohne Zweifel die gleiche Absicht vor, die sich in den zahlreichen Nebenkapellen der Kluniazenser und Zisterzienser verkörpert: den Mönchen eine von der Außenwelt möglichst abgeschlossene Stätte der Andacht zu bereiten, wo sie sich in völliger Zurückgezogenheit in Betrachtungen versenken und den Körper kasteien könnten. Es war dies im religiösen Leben der Geistlichkeit die notwendige Ergänzung zu den auf eine mehr äußerliche Entfaltung erhabener Feierlichkeit gerichteten Festen, Prozessionen und sonstigen gottesdienstlichen Veranstaltungen der Kirche, bei denen die Laienschaft den von der Geistlichkeit ausgehenden Anregungen einstimmend und nachahmend folgte.

Dazu bedurfte es nach den Anschauungen des Mittelalters unumgänglich eines Altars, zumal in der bischöflichen Kathedrale, wo man die Predigt nicht pflegte. Da nun aber der Hauptaltar auf dem Hochchore der Laienschaft unzugänglich und sogar ihren Blicken völlig entzogen war, so entstand die Notwendigkeit, der Laienkirche einen besonderen Hauptaltar zu geben. Dieser war nach alter Gepflogenheit auch im Brandenburger Dome dem hl. Kreuze geweiht (altare sanctae crucis) und erhielt seinen Platz folgerichtig am Ostende des Laienraumes, also am Westende der Mönchskirche oder des Hochchores. Im Gegensatze zu diesem „chorus“ des Breviars führt jener darin schlechtweg die Bezeichnung „ecclesia“. Der Altar des hl. Kreuzes, der den Rang eines Hauptaltars hatte und in Stiftskirchen nächst dem Hochaltare stets der wichtigste war, mußte notwendig in der Mittellinie der Kirche stehen. Die offenen Bögen der Kryptawand, an die er sich mit dem Rücken lehnte, mußten ihm seitwärts ausweichen und erlitten dadurch eine Verschiebung aus den Achsen des Gewölbesystems der Krypta.

Seit dem Anfange des 14. Jahrh. vermehrte man die Zahl der Altäre des Domes erheblich. Man errichtete diese Nebenaltäre an den Westseiten der Arkaden-

---

[1]) Noch im 18. Jahrh. bestand das nördliche Erdgeschoßfenster als Tür; die Kluft konnte daher als Durchgang zum Kreuzgang benutzt werden. Infolge häufiger gleichzeitiger Benutzung der Kluft und des Kreuzganges als Verbindungsweg übertrug sich die Bezeichnung Kluft im 18. Jahrh. schließlich mit auf diesen (vgl. darüber auch Festschrift der Ritterakademie, S. 30 Anmerk. 2 und S. 42 Anmerk. 4).



Inneres der Domkirche gegen Osten gesehen.

pfeiler des Langhauses für besondere Heilige, z. B. für den hl. Martin (1321), den hl. Andreas (1329), die 10000 Ritter (1334, am fünften Pfeiler der Südseite), den hl. Erasmus (1413), sowie für das hl. Blut (1413).

Eine der Hauptstationen der zahlreichen Prozessionen war „in medio ecclesie". Nach der eben erläuterten, hier gültigen Bedeutung von ecclesia ist darunter nicht der Kreuzaltar, sondern die Stelle im Kirchenschiff zu verstehen, die etwa in der Mitte zwischen jenem und der westlichen Vorhalle lag. An dieser Stelle des Domes stand damals und übrigens noch bis ins 19. Jahrh. die Taufe (fons), an alt hergebrachtem Platze mitten innerhalb der Laienschaft (in medio ecclesie ante fontem), für deren Bedarf sie ja ausschließlich bestimmt war. Um sie her war freier Raum, denn die Prozessionen umkreisten sie bei gegebenem Anlasse siebenmal (deinde descendant [vexilliferi] cum processione ad fontem, circuentes septies cum prelato).

Von Zugängen hatte das Langhaus zunächst einen am Westende der Südseite, der jetzt vermauert ist. Gegenüber davon auf der Nordseite führte eine jetzt ebenfalls vermauerte Tür in den Westflügel des Kreuzganges. Das Westportal öffnet sich noch heute in der Mittelachse der Kirche in eine geräumige Vorhalle zwischen den einst geplanten beiden Türmen, von denen nur der nördliche zur Ausführung gekommen ist. Neben dem verschütteten Stumpfe des südlichen Turmes erhebt sich an dessen Südostecke ein kleiner Treppenturm. Auch den nördlichen begleitete an der Nordostecke ein Treppenturm, der aber bei der Erbauung der Ritterakademie eingegangen ist. Das Erdgeschoß des Nordturmes scheint früher durch einen Gang in der Mauer (Taf. 43) mit dem Kreuzgang in Verbindung gestanden zu haben, so daß man von diesem zur Vorhalle gelangen konnte, ohne den Weg durch die ganze Kirche nehmen zu müssen. Ihn benutzten die Domherren, wenn sie von der Klausur zum Hauptportal und dem Domplatze gelangen wollten, z. B. um die an Prozessionstagen hier angesammelte Menge zum Zuge zu ordnen.

Baugeschichte.

Im Zusammenhange mit der viel umstrittenen Frage der Anfänge des Backsteinbaus in der Mark kommt den Nachrichten, die wir über die ersten baulichen Vorgänge am Dome besitzen (Riedel VIII, 102—140), eine erhöhte Bedeutung zu. Sie sind freilich von den Forschern sehr verschieden gedeutet worden. Über die Kritik der Quellen, welche O. Stiehl im 26.—28. Jahresber. des Hist. Ver. zu B. und in seinem Werke über den romanischen Backsteinbau S. 71 gibt, sowie über dessen Auffassung von der Baugeschichte des Domes vergleiche man Adlers späteren Nachtrag zu „Mittelalterl. Backsteinbauwerke des Preuß. Staates", S. 117.

Von dem nach der Errichtung des Bistums Brandenburg i. J. 948 auf der Insel erbauten Dome ist nichts auf unsere Tage gekommen. Vielleicht war er aus Holz gefügt und ging schon bei dem großen Aufstande der Slaven i. J. 983 zugrunde,

bei welchem nach dem Chronisten Thietmar von Merseburg die Kirchenschätze in die Hände der Feinde fielen (vgl. Krabbo im 41.—42. Jahresber. d. Hist. Ver. zu B., S. 30, Anmerk. 4).

Zur Zeit der Errichtung des gegenwärtig noch teilweise bestehenden romanischen Domes, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh., war der Besitz des Landes für die Deutschen noch keineswegs völlig gesichert; es ist daher nur natürlich, wenn man zwar ohne Zögern an einen Neubau des Domes ging, ihn aber in Stein und in schlichtesten Formen aufführte, da jeder Tag ihm und allem Aufwande daran völlige Vernichtung bringen konnte. In eiserner Zeit unter erschwerender Ungunst der Verhältnisse und auf unzuverlässigen Baugrund erstanden, ist er auch später wiederholt von mißlichen Schickungen betroffen worden und manches bauliche Unternehmen an ihm verlief unglücklich oder schlug wenigstens nicht zum Vorteil für seine Erscheinung aus. Steht er so zwar in seiner Gesamtheit nicht eben als ein Monumentalbau von hehrer Schönheit da (Taf. 36), so bleibt er doch einer der ältesten Kirchenbauten des Landes, dessen weitüberragende geschichtliche Bedeutung zur Ehrfurcht zwingt und dessen Mauern eine Fülle von Schätzen des Altertums in sich schließen.

Als Bischof Wilmar laut Urkunde vom Jahre 1161 das Domkapitel von Leitzkau nach Brandenburg verlegte (vgl. Krabbo, Regesten S. 60), bestand hier noch keine sofort brauchbare Kathedralkirche. Bis zur Vollendung einer solchen an dem alten durch die geschichtliche Überlieferung geheiligten Platze auf der Burginsel konnte nur die St. Gotthardtkirche in Parduin als vorläufiger Sitz des Kapitels dienen. Schon am 8. September 1165 wurde der Konvent von dort auf die Dominsel verlegt, wie höchstwahrscheinlich von vornherein beabsichtigt war. Da in der Urkunde von 1161 die „urbs B.“ bereits als Sitz des Domkapitels in Aussicht genommen wird, so galt die Gotthardtkirche stets nur als vorläufige Aushilfe dafür und man machte sich gleich 1161 an die Errichtung eines neuen Domes. Die erste private Schenkung für diesen Bau (Dorf Damme) hatte schon spätestens 1164 Rudolph von Jerichow dem Kapitel zugewendet. Diese ihre Bestimmung wird in der Bestätigungsurkunde von 1188 deutlich durch die Worte „in opus ecclesie“ gekennzeichnet[1]. Der Kathedralbau wurde, um schnell einen benutzbaren Raum für den Gottesdienst zu gewinnen, nicht sofort in seinem ganzen Umfange in Angriff genommen, sondern in drei Abschnitten zur Ausführung gebracht.

Erste Bauzeit. Am 11. Oktober 1165 wurde der Grundstein zum Dome gelegt (Krabbo, S. 67). Hierbei ist gewiß nur an eine nachträgliche Feierlichkeit zu denken, da ja bereits im gleichen Jahre die Übersiedelung des Konventes nach der Insel

[1]) Adler vertritt (noch im Nachtrag S. 116) die Meinung, daß die Prämonstratenser auf der Insel zunächst die kleine Peterskapelle vorübergehend als Kathedrale benutzt hätten. Da diese aber damals nur etwa 3/4 ihres jetzigen Umfanges hatte, so wird, abgesehen von anderen Gründen, diese Adlersche Mutmaßung schon dadurch allein widerlegt, daß die Kapelle der Gotthardtkirche an Größe weit nachstand, ja schlechterdings für den Zweck nicht genügenden Raum bot. Der Name St. Peter bezog sich von 1165 bis ins 13. Jahrhundert ausschließlich auf den Dom. Auch Winter (Die Prämonstratenser, S. 139) wendet sich gegen die obige Adlersche Auffassung.

stattfand. Was sollte die Prämonstratenser gedrängt haben, ihren vorläufigen Sitz bei St. Gotthardt früher aufzugeben, als bis der Dom für den Gottesdienst benutzbar und eine Wohnung neben ihm für sie bereitet war? Da weder die überlieferten Nachrichten noch das Bauwerk dem widersprechen, dürfen wir getrost annehmen, daß die Übersiedlung und die feierliche Grundsteinlegung erst geschah, als der nachweislich zuerst ausgeführte Teil des Domes (Chor und Querschiff) bereits vollendet war. Er ist deshalb am wahrscheinlichsten in die Zeit vor 1165 zu setzen.

Es entstand damals, wie schon bemerkt, zunächst nur Chor (ohne Krypta) und Querschiff der flach gedeckten Basilika. Das bezeugen neben dem abweichenden Backsteinformat des Langhauses und dem mangelnden Verbande zwischen Quer- und Langhaus die z. T. noch vorhandenen Bestandteile der damals errichteten westlichen Abschlußmauer des Querhauses, die heute noch die Kreuzarme von den Seitenschiffen trennt. Man führte hier sogar den hohen Sockel, aus dem sich die Lisenen entwickeln, ganz wie an den anderen Seiten durch; nur die Rundbogenöffnung der Vierung wird man vermutlich mit Fachwerk geschlossen haben, da die baldige Fortsetzung des Kirchenbaues nach Westen außer Zweifel stand. Die ursprüngliche Form des Chorschlusses bestand in einer halbkreisförmigen Apsis[1]. Das Material ist Backstein kleinen Formates, das bis etwa 5 Schichten über Fußboden des Hochchores 26 · 12. 6 bis 7 cm (10 Schichten = 86 bis 88 cm), weiter oben aber 26 · 12,5 · 7 bis 8 cm (10 Schichten = 98 cm) beträgt. Die Größe der Steine nimmt also während der einzelnen Bauabschnitte zwischen den unteren und oberen Teilen ebenso zu wie zwischen diesen und den unteren des nächsten Bauabschnitts. Die Steine zeigen an den Lisenen des Chores eine Riffelung von steilen schrägen Meißelschlägen. Aus dieser ersten Bauzeit sind am Chor und Querschiff der Kathedrale noch die Umfassungsmauern des Nordkreuzarmes, größere Teile von solchen an der Nordseite des Langchores, der Apside, der Südseite des Langchores und an der Ostseite des Südkreuzarmes erhalten und zwar an den Kreuzarmen fast in voller Höhe bis an das ehemalige (romanische) Gesims.

Über die Ausführungsweise der etwa um 1160 gelegten Grundmauern dieser Teile gibt der Bericht des Bauführers, späteren Baurats Stappenbeck, von 1834,

[1]) Die Frage, welche Form des Chorschlusses der romanische Dom einst hatte, ist meines Wissens früher noch nicht eingehend erörtert worden. Adler sagt im späteren Nachtrage seines Werkes über den Backsteinbau, S. 117: „Der noch vorhandene Unterbau der damals (1230) errichteten Apsis beweist, daß sie schon polygonal gestaltet war.“ Stiehl (Roman. Backsteinbau, S. 71 f.) spricht von dem „völligen Neubau der Apsis“ im 13. Jahrh., Meyer (Zeitschr. f. Gesch. d. Arch. I., S. 183) möchte an einen platten Chorschluß denken.

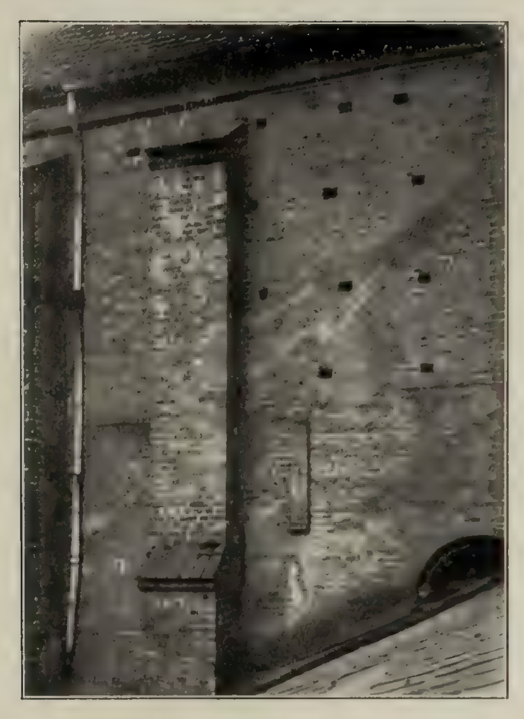
Glücklicherweise sind Reste des ursprünglichen Chorschlusses noch heute vor aller Augen vorhanden. Es war eine halbkreisförmige Apside, wie sie der Grundriß Abb. 164 zeigt (vergleiche dagegen den Meyerschen Grundriß a. a. O. S. 180). — Tritt man außen dicht an den Chor heran, so erkennt man aufwärts blickend über den Fensterblenden ohne weiteres die Rundung der Mauerfläche, die zwar größtenteils mit dem Material der Übergangszeit, aber nach der Form der z. T. erhalten gebliebenen Halbkreisapsis hergestellt wurde. Immerhin sieht man an gewissen Stellen auch geringe Reste der kleinen romanischen Backsteine. In den Abb. c und d auf Taf. 38 tritt die Krümmung der Apsidenfläche wegen des großen Abstandes und der ungünstigen Horizontlage natürlich nicht so deutlich hervor wie in Wirklichkeit bei aufwärts gerichtetem Blick.

dessen Entwurf der Historische Verein zu B. besitzt, wertvolle Aufschlüsse. Danach ist der Bau auf einzelstehenden Grundpfeilern mit im Stichbogen zwischengespannten Erdbögen aus Backstein errichtet, deren Kämpfer etwa in Höhe der Erdgleiche lagen. Die Anordnung dieser Pfeiler und Bögen entsprach an den damals untersuchten Teilen genau der Achseneinteilung bezw. den Öffnungen der oberen Mauern. So zeigten die Längswände des Langchores je einen großen Bogen von etwa 23 Fuß Spannung. Der Südkreuzarm hatte an der Giebelseite in Übereinstimmung mit den zwei Fenstern, die sich aus den damals gefundenen Kanten ergaben, zwei Erdbögen zwischen drei Pfeilern von $4^3/_4$ Fuß (etwa 1,50 m) im Quadrat. Die lose zwischen den Pfeilern unter den Bögen stehenden Mauerstücke erreichten fast nirgends den guten Baugrund, waren daher heruntergesackt und gaben Veranlassung zu Rissen. Die Angabe im Traktat Heinrichs von Antwerpen, daß der Dom ein Fundament von 24 Fuß erhalten habe, ist mit diesen Befunden von 1834 daher nur zu vereinbaren, wenn man das hier überlieferte Maß auf die damals wohl besonders Erstaunen erregende Spannweite jener beiden großen Erdbögen bezieht.

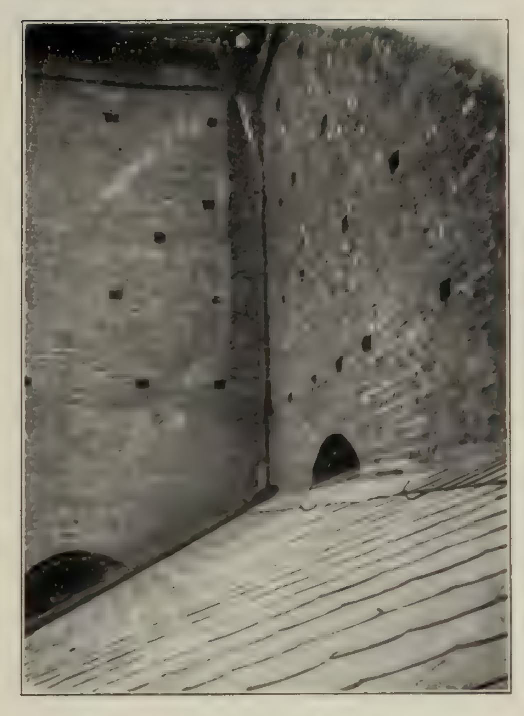
Mehrere der Mauern lassen das System der äußeren Wandgliederung durch breitere Eck- und schmalere Zwischenlisenen erkennen, die aus einem etwa 2 m hoch belegenen Sockelabsatz herauswachsen. Auch die Apsis war außen mit Lisenen besetzt[1]. Ursprüngliche Rundbogenfenster der Ostteile sind in Resten und Spuren noch in der West- und Ostmauer des Nordkreuzarmes und der Nordmauer des Chores erhalten. Diese lagen etwa 1,20 m tiefer als jene (Taf. 38 b). Beider Gewände waren außen abgestuft und gingen dann in eine schlichte Schräge über. Die Bögen waren geputzt und in nach innen zu verjüngten Streifen abwechselnd rot und weiß bemalt. Diese Bemalung ist ursprünglich, weil sie sich an dem schon von Mitte des 13. Jahrh. durch den jetzigen Sakristeibau verdeckten Fenster findet. An der Kante, in der sich das äußere und innere Fenstergewände trafen, waren nach dem Berichte Stappenbecks senkrechte Hölzer etwa von Kreuzholzstärke eingemauert, die offenbar als Rahmen für den Verschluß der Fenster dienten. Die Reste eines solchen Holzes fand man 1834 an der Westseite des Südkreuzarmes in der Vermauerung der Fenster. Von den schlichten abgestuften Vierungspfeilern hat nur einer noch den mit romanischem Blattwerk

---

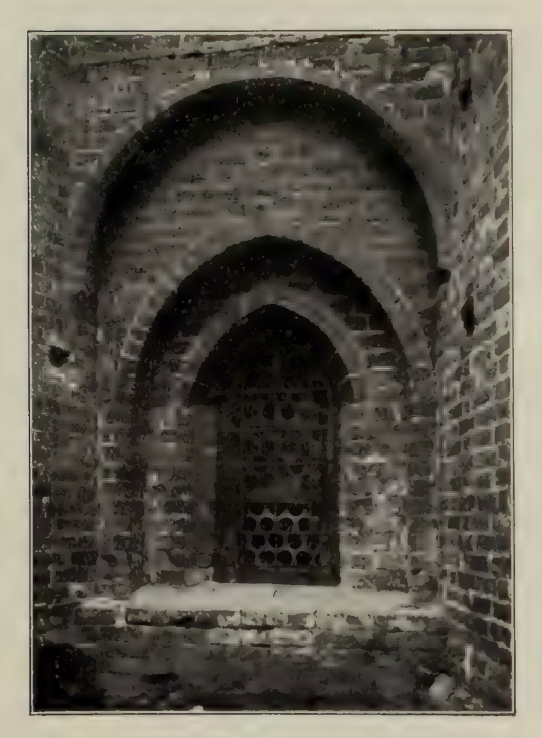
[1]) Die Belege liefern die Abbildungen. Abb. c auf Taf. 38 zeigt zu beiden Seiten des Fensters die Flanken der späteren Strebepfeiler. In der Ecke neben dem linken Strebepfeiler erscheinen vom Kämpfer des das Fenster umrahmenden Blendbogens aufwärts acht Schichten kleinen romanischen Formates, sowie die Grenze der ehemaligen Lisene als durchgehende Vertikalfuge rechts davon. Abb. d auf Taf. 38 zeigt das erste Apsisfenster an der Nordseite und rechts daneben den Rest der ehemaligen Endlisene an der nördlichen Wurzel der Apsis. Er besteht aus kleinem romanischen Backsteinformat. Diesen Resten zufolge war die romanische Apsis in fünf Felder geteilt und hatte fünf Fenster. — Auch in der Gesamtform des Grundrisses der Kirche hat die halbrunde Apsis ihre unvertilgbaren Spuren hinterlassen. Er zeigt mit schärfster Bestimmtheit den Absatz, um dessen Maß der Apsidendurchmesser gegen die Breite des Langchores zurückblieb. Noch heute dringt dieser Breitenunterschied bis ins Hauptgesims hinein, über dem erst der Dachüberstand den etwa 60 cm tiefen Rücksprung ausgleicht. Er wäre nimmermehr entstanden, wenn man im 13. Jahrh. die Apside ganz abgebrochen und den Chor völlig unabhängig davon in gotischer Weise polygonal geschlossen hätte.



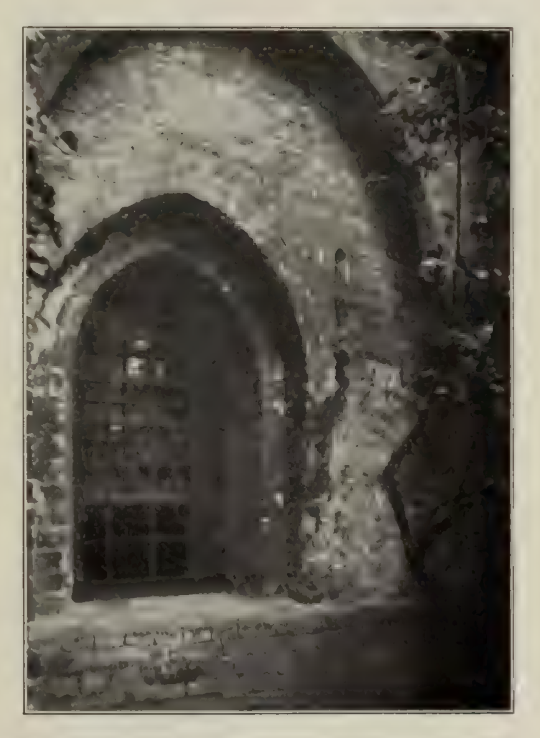
a. Nordseite des Chores.



b. Ecke zwischen Chor und Nordkreuzarm.



c. Kryptafenster mit Lisenenrest links.



d. Kryptafenster mit romanischem Mauerrest rechts.

Domkirche. Reste der Apsidenlisenen und romanischen Chorfenster.

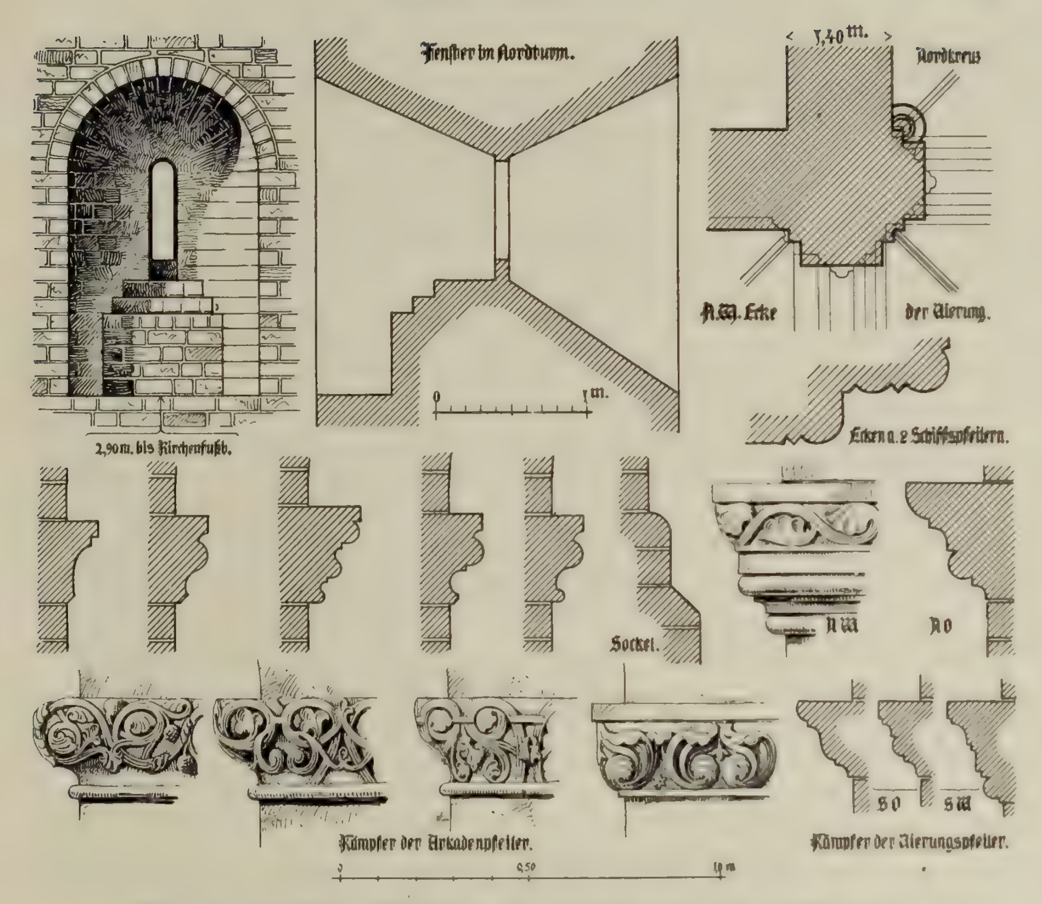


Abb. 162. Domkirche. Einzelheiten vom romanischen Langhaus und Nordturm.

verzierten Kämpfer (Abb. 162). Schon während der Hochführung von Chor und Querschiff hatte die Stärke der Backsteine allmählich zugenommen und in ihren oberen Teilen bereits 7,5 bis 8 cm (10 Schichten = 98 cm) erreicht.

Zweite Bauzeit. Es kann nur eine ganz kurze Zeit verstrichen sein, bis man zur Weiterführung der Kirche, zur Ausführung des Langhauses, überging. Es stehen davon noch Teile der nördlichen Seitenschiffsmauer, die Arkaden und Obermauern des Mittelschiffs bis über die Rundbögen der Fenster und ein größerer Teil der Westmauer, mit welcher zunächst die Kirche abschloß und diese Bauunternehmung endigte. Die Schiffsmauern stoßen stumpf ohne Verband an die des Querhauses; die nördliche behält die Art der Gliederung der Ostteile durch Lisenen (von 42 cm Breite) bei, während der südlichen Mittelschiffsmauer die Lisenen fehlen (Abb. 184). Auch fehlt der Südseite der im Norden vorgesehene Absatz nebst Deckleiste aus Profilsteinen für den Dachanschluß des Seitenschiffes. Im Süden begnügte man sich mit einer einfachen eingehauenen Nut. Schon als man

einen Teil des nördlichen Seitenschiffdaches am Westende (wohl probeweise) ausgeführt hatte, überzeugte man sich von dessen zu flacher Neigung und legte nun die Dächer sogleich etwas steiler, so daß die bisherigen Vorrichtungen für deren Anfall unbenutzt blieben und eine neue Nut dafür etwa 80 cm höher eingehäuen und die Fenster um so viel von unten herauf vermauert werden mußten. Diese teilweise Vermauerung ist nur an den beiden westlichen Fenstern noch erhalten, bei den anderen wurde sie in gotischer Zeit beseitigt und durch neues Vollmauerwerk ersetzt, weil die Dienste der damals in Angriff genommenen Gewölbe zum Teil in sie hineintrafen. Die rundbogigen romanischen Oberfenster saßen über den Arkadenmitten und waren noch etwas einfacher gegliedert als die an Chor und Querschiff, insofern ihre Gewändeschräge ohne Abstufung der Ecke gleich an der Vorderkante begann. Vom romanischen Hauptgesims ist nirgends mehr eine Spur erhalten. Die meist schlichten, kreuzförmigen Pfeiler der Mittelschiffsarkaden haben eine Sockelprofilierung aus Fasen und Viertelstab gleich den östlichen Arkadenpfeilern von St. Nikolai in der Altstadt. An zwei Pfeilern der Südseite finden sich die in Abb. 163 dargestellten Eckgliederungen. Die Kämpfer der Pfeiler sind jetzt vielfach nach früheren Beschädigungen mit Zement ausgebessert und ersetzt. Einige sind glatt profiliert, andere zeigen noch den alten Blattschmuck von ziemlich ungleicher Durchbildung (Abb. 162). Die Arkadenbögen wurden nicht wie die Pfeiler, 14 cm, sondern nur 8 cm abgestuft, um die obere Reihe der zwei Stein starken Bögen auf die untere aufsetzen zu können.

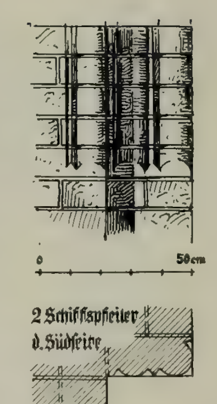


Abb. 163. Domkirche. Eckgliederung an zwei Pfeilern der Südseite des Langhauses.

Bis der Westbau mit seiner Empore zur Ausführung kam, scheint im Westteil des Langhauses eine solche bestanden zu haben. Die Balkenlöcher dafür sind noch in den Längswänden an Spuren zu erkennen; der Fußboden lag etwa 1,90 m über den Arkadenöffnungen.

Dritte Bauzeit. Als letzter Abschnitt des Kathedralbaus war der Westbau mit zwei eine Vorhalle einschließenden Türmen beabsichtigt. Vor 1200 kam davon freilich nur wenig zur Ausführung. Wie weit der südliche Turm damals gefördert wurde, ist nicht mehr festzustellen; der nördliche gelangte zu einer Höhe, welche die der jetzigen Vorhalle noch nicht erreichte. Sein Erdgeschoß stand durch einen Gang in der Mauer mit dem Westende des nördlichen Seitenschiffes in Verbindung. Nordwärts stand der Turm damals noch frei, denn dicht über der Tür zu dem Gange befindet sich ein schmales Rundbogenfenster mit eigentümlicher Abstufung der Sohlbank (Abb. 162). Ein rippenloses Kreuzgewölbe, dessen östliche Anfänger noch erhalten sind, überdeckte den Erdgeschoßraum; es wurde indessen bei der späteren Fortsetzung des Turmes wieder beseitigt.

Vierte Bauzeit. Im Jahre 1221 war Gernand, der Freund des Erzbischofs Albrecht von Magdeburg, eines kunstbegeisterten Kirchenfürsten, durch den Papst auf

den bischöflichen Stuhl erhoben worden. Er war anscheinend ein Mann von hervorragendem Sinn für das Bauwesen. Schon als Domherr und Dechant zu Magdeburg hatte er an dem Beginn des großartigen Chorneubaues des dortigen Domes Anteil gehabt und, nachdem er wiederholt als Gesandter seines Erzbischofs Rom besucht hatte, mit diesem noch zwei Jahre nach seiner Wahl (1223 bis 1224) in Italien verweilt. Der Eindruck, den er bei seiner Rückkehr aus dem sonnigen Süden im März 1224 vom Dome seines Bistums erhielt, äußerte sich bald in seinem nunmehrigen Wirken für dessen Ausgestaltung. Zunächst machte sich dieses im Jahre 1226 nur in einer Stiftung für eine „schönere und ehrenvollere" Beleuchtung des Domes bemerkbar. Nicht lange danach aber setzte an Kirche und Kloster eine umfangreiche Bautätigkeit ein, die, von Unternehmungsgeist und Sinn für Monumentalität getragen, die sparsamen Ausführungen aus der Gründungszeit des Domes weit überbot und die Kathedrale erst des steigenden Ansehens des brandenburgischen Bistums würdig auszugestalten begann.

Vieles, was Gernands hoher Geist damals ins Leben rief, ist freilich längst wieder zugrunde gegangen; namentlich ist sein umfassender Umbau der Ostteile des Domes durch die Veränderungen des 15. Jahrh., welche den gegenwärtigen Bestand schufen, großenteils beseitigt worden.

Die neue Wölbekunst, welche begonnen hatte vom Auslande auch bei uns Eingang und Verbreitung zu finden, ließ schon nach einem halben Jahrhundert die schlichte Domkirche mit ihren geraden und so leicht durch Feuer zerstörbaren Balkendecken veraltet erscheinen. Man ging also ans Werk, den ganzen Chor nebst Querschiff unter durchgehender Wölbung aller Räume einem zeitgemäßen, d. h. frühgotischen Umbau zu unterziehen. Dabei ließ man den romanischen Urbau in den Hauptzügen seiner Grundrißanlage bestehen, wie an den Umfassungsmauern, selbst am Unterteile der Apsis noch zu sehen ist (Taf. 38). Anders stand es mit dem Auf- und namentlich mit dem inneren Ausbau. Nach allem, was wir aus den Resten und Spuren aus damaliger Zeit entnehmen können, handelte es sich für den Bauherrn neben der Wölbung der Kirche vor allem um die nachträgliche Schaffung einer Krypta und damit gleichzeitig um die Vergrößerung und Absonderung des Hochchores von der Laienschaft. Diese unverkennbare Absicht hat insofern etwas Befremdendes, als der Gebrauch von Krypten in jener Zeit bereits stark im Abnehmen begriffen war; doch ist an der Tatsache ihrer damaligen Entstehung nicht zu rütteln und höchstens die Frage aufzuwerfen, welche Umstände etwa im vorliegenden Falle dazu bestimmt haben mögen.

In Urkunden von 1188 und 1217 wird auf die Totenbestattung Bezug genommen (vgl. Riedel VIII, 118: „prohibemus etiam, ut infra terminos vestros sive in ecclesie vestre debita supultura sive in aliis que juste possedistis hactenus et quiete, nullus ipsius ecclesie jura temeritate qualibet audeat perturbare" und Riedel VIII, 135: „Adjicimus insuper, ut, si quis fidelium de episcopatu nostro sive undecunque locum sepulture apud ecclesiam ipsam expetierit, nulla ecclesiastica secularisve persona id presumat aliquatenus inhibere"). Diese von Riedel (VIII, 34) auf „die

unteren Gewölbe des Doms" bezogenen Stellen sind zwar zu allgemein gehalten, um für die Entstehungszeit der Krypta einen sicheren Anhalt zu gewähren, indessen möchte immerhin vielleicht daraus zu entnehmen sein, daß der Gedanke an Bestattungen innerhalb der Domkirche schon frühzeitig bestand. Die nur für hohe Geistliche oder sonst hervorragende Personen gewährte Gunst einer Bestattung im Chore des Domes brachte dem Stifte ohne Zweifel erhebliche materielle Vorteile ein. Vielleicht war es diese verlockende Aussicht, abermals, um 1217, einer Unternehmung wieder näherzutreten, die einst wohl an großen technischen Schwierigkeiten oder Zeitmangel gescheitert war.

Noch andere Gründe mögen für die eingreifende Umwälzung in den Ostteilen der Kirche mitgewirkt haben. Der Chor, richtiger das Presbyterium, war einschiffig und bot nur für die Aufstellung des Hauptaltars ausreichenden Raum. Als einziger Titelheiliger der Domkirche war, wie wir wissen, anfänglich St. Petrus verehrt worden. Seit 1183 etwa trat zu ihm der zweite Apostelfürst St. Paulus hinzu. Aber immer entbehrte noch die von den Prämonstratensern besonders hochverehrte Gottesmutter Maria, ja selbst derjenige der heiligen Väter der Kirche, dem die Prämonstratenser stets eine unverminderte Verehrung bewahrten, St. Augustinus, einer würdigen Stätte zur Aufstellung von ihnen geweihten Altären. Die Kathedrale besaß keine Seitenapsiden, auch Seitenkapellen anderer Grundform waren im Süden nicht angelegt worden, wohl weil sie an dieser Stelle etwas abgelegen gewesen wären; im Norden aber, wo eine Kapelle nur in dem Winkel zwischen Chor und Kreuzarm Platz finden konnte, hätte sie den einzigen für die Sakristei geeigneten Platz in Anspruch genommen und zudem die wegen der zahlreichen nächtlichen Andachtstunden so wünschenswerte nahe Verbindung des im Obergeschoß des Kapitelhauses belegenen Schlafsaales mit dem Presbyterium bedeutend erschwert. Alle diese Schwierigkeiten und alle Not um Raum für Nebenaltäre wurden nun mit einem Schlage behoben, sobald man eine Krypta mit dem Altare des heiligen Augustin und daneben eine Kapelle für die seit alter Zeit zusammengehörigen Altäre Mariä und Johannis einrichtete. Durch diese vorzügliche Lösung wurde über der Kapelle, also in gleicher Höhe mit dem Chor, eine außerordentlich günstige Lage der Sakristei und für die Kanoniker eine bequeme Verbindung vom Schlafsaal zum Hochchor erreicht.

Den Anfang machte man mit dem Einbau der Krypta. Diese gehört sowohl wegen ihrer innigen, liturgischen Beziehungen zu den übrigen Teilen der Domkirche als auch durch die merkwürdigen Einzelzüge ihrer Konstruktion und Ornamentik sowie endlich durch die entscheidende Bedeutung, welche sie für die schwierige Baugeschichte des Domes in sich trägt, zu den wichtigsten Teilen der Kirche und ist dementsprechend in diesem Zusammenhange zu würdigen.

Aus einer eingehenden Betrachtung sämtlicher Einzelheiten läßt sich folgendes Bild von der Entstehung der Krypta gewinnen. Nachdem man den Grund im Chor und in der Vierung an den in Frage kommenden Stellen ausgehoben, die Fundamente so weit wie nötig freigelegt und sich von der Möglichkeit der geplanten Anlage

überzeugt hatte, stellte man nach der Tiefe der Grundmauern und den Grundwasserständen die Höhenlage des Kryptafußbodens fest. Er konnte nicht allzutief unter der Erdgleiche angenommen werden: etwa 1 m, wenn man das Anwachsen des Erdreichs seitdem entsprechend in Betracht zieht. Die Höhenlage des künftigen Chorfußbodens über dem der Kirche kam hingegen auf fast 4 m. Vor allem anderen stellte man dann vermutlich die inneren polygonalen Wandflächen des Restes der Apsis her. Es geschah, wie stellenweise noch an der schlechten Fluchthaltung bemerkbar, durch Abhauen der Fundamentbankette und Ausbauen der stumpfen, einspringenden Polygonwinkel. Dann brach man die Fenster ein, die schon völlig spitzbogig mit vollrunden Begleitstäben aus hochkant gestellten Trommeln ausgebildet wurden. Darauf ging man zum Langteile der Krypta über, wo inzwischen wohl die noch fehlenden Grundmauern gelegt worden waren. Den Absatz an der Wurzel der Apside konnte man durch zwei einseitige Abstufungen der beiden östlichen Eckvorlagen XIII und XVI ziemlich unauffällig ausgleichen (siehe den Grundriß Abb. 164). Vor den westlichen Vierungspfeilern I und III errichtete man ganz entsprechend gegliederte Eckvorlagen und vor den östlichen die starken mit mächtig ausgreifenden Sockelbildungen versehenen Vorlagen VII und IX in strengen massigen Backsteinformen (Abb. 166), mit der Absicht, jene dadurch an ihrem Fuße zu kräftigen und standsicherer zu machen. Alle diese Vorlagen mauerte man aus besonders dicken Formsteinen auf, die $9^1/_2$ cm Stärke erreichten und wohl aus Rücksicht auf die Formen, besonders auf die Kapitellhöhe, so gewählt wurden. Die Einteilung der Gewölbe wurde zweischiffig durch Vierteilung der großen Quadrate von Vierung und Langchor. Zwischen letzteren schuf man durch Verdoppelung der Wandsäulen die Stützen für starke Zwillingsgurte und legte sogleich auch in der Mitte für die dort zu errichtenden Zwillingssäulen (VIII) das Fundament nebst einer urwüchsigen Basis aus einem einzigen Stück Sandstein (siehe Tafel 39). Die Hauptvorlagen wie die Zwischenpfeiler X und XII verband man, so gut es die ungleichen Materialstärken von 7 und 10 cm zuließen, mit den vorhandenen Mauermassen. Nachdem diese so für die Krypta eingerichtet waren, schloß man sie nun gegen die Kreuzarme und das Langhaus der Kirche ab und zwar durch drei starke Wände, die von je zwei breiten Rundbogenöffnungen durchbrochen wurden. An ihnen läßt sich besonders gut die Riffelung der Backsteine beobachten, die teils in senkrechten, teils schrägen Schlägen, teilweise aber auch schon in fischgrätenartigen Doppelreihen besteht. Für die Standsicherheit der drei Scheidewände war nicht zu fürchten, da sie genügend fundiert und ihre mittleren Vorlagen in richtigem Verbande mit ihnen hochgeführt werden konnten. Man durfte deshalb deren Kern und Sockel in den Ausladungen wie in der Breite etwas vermindern. Da aber der zugehörige Zwischengurt wie sein Gegenstück unter dem Langchor $1^1/_2$ Stein Tiefe behalten mußte, so führte die Einziehung des Kernes bei IV und VI zu einer Konsolbildung (Abb. 166) für die vordere Hälfte der Gurttiefe. Die westliche jener drei Wände erscheint wegen des abweichenden, schmaleren Profils der Kämpfer ihrer Bögen zuletzt ausgeführt zu sein. Hier schränkte man die Breite der beiden Bogenöffnungen erheblich ein und verschob sie möglichst nach außen, um die Mitte

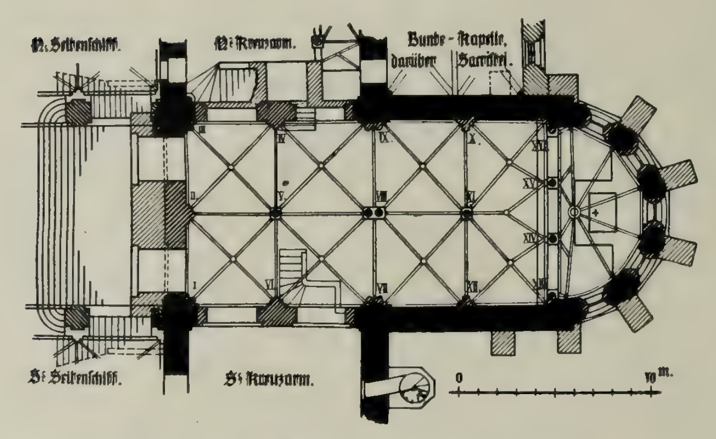


Abb. 164. Domkirche. Grundriß der Krypta.

Abb. 165. Domkirche. Krypta von Südwesten (nach Bergau, Fig. 32).

für den im Langhause der Kirche zu errichtenden Laienaltar freizuhalten. Dabei wurde die südliche Öffnung ganz nahe an den Vierungspfeiler gedrängt[1]).

An den Wandvorlagen der Krypta (Abb. 166) läßt sich nun eine Entwickelung derart bemerken, daß an den zuerst versetzten (siehe S. 239) nur die verzierten Deckplatten aus Sandstein gefertigt sind. An den zeitlich nachfolgenden der Kreuzarmwände greift — gleichzeitig mit einer Abwandlung der Form — der Sandstein auf das ganze Kapitell über; an der Vorlage der Westwand (Abb. 166) aber nimmt er sogar deren ganzen Mittelteil, die eingebundene Dreiviertelsäule bis zur Basis ein. Sie war, wie auch hieraus zu schließen, die letzte Wandvorlage und bildet gewissermaßen den Übergang zu den Freisäulen in der Mittelachse der Krypta, deren erste mit sechseckigem Schaft auch in der Arbeit noch von verwandter Art ist. Die einfachen, von geringem Können zeugenden Steinmetzarbeiten all dieser Kapitelle haben den unter sich gleichen Charakter einer steifen, trockenen Ornamentik von stellenweise geradezu unbeholfener Zeichnung und flacher Ausführung. Sie sind die Arbeit eines wenig begabten Steinmetzen, dessen Handwerkskunst in der herkömmlichen Abwechselung der Motive gipfelte. Ein solcher konnte anscheinend auch das Domkapitel schließlich nicht dauernd befriedigen. Die sechseckige Freisäule V war offenbar sein letztes Stück. Sie und die Mittelsäule der Westwand zeigen übrigens, daß die Mittelstützen für die ersten Gewölbe der Krypta nicht etwa als schwere Backsteinpfeiler in einer den Wandvorlagen entsprechenden Breite, sondern schon in den jetzigen Maßen und Formen als Freisäulen aus Sandstein geplant und ausgeführt wurden.

In bezug auf die künstlerische Ausbildung der Säulen wurde es indessen nun anders. Man hatte offenbar inzwischen eine bessere Kraft herangezogen, als es sich darum handelte, den vornehmsten Teil des Raumes, die Altarnische, mit den schon anfänglich beabsichtigten Ecksäulen auszustatten und Kapitelle für die noch übrigen freistehenden Säulen der Krypta zu schaffen. Die Überlegenheit dieser Arbeiten gegenüber den vorangegangenen ist ganz bedeutend. Wiewohl das Ornament fort-

---

[1]) Für die Zugänge zur Krypta kamen naturgemäß nur diese sechs Bogenöffnungen in Betracht. Von ursprünglichen Treppen ist heute kein einziger sichtbarer Rest mehr erhalten. Die beiden jetzigen an der Südseite sind erst in neuerer Zeit entstanden. Das einzige bestimmte Merkmal für einen ursprünglichen Zugang findet sich an der Nordseite. Gerade hier, möglichst nahe dem Kloster, mußte er fast selbstverständlich liegen und gerade hier hat sich auch dem Kreuzgang gegenüber eine kleine Treppe bis ins 19. Jahrh. erhalten. Sie wurde erst bei der Herstellung des Domes in den Jahren 1834—36 beseitigt (siehe ihren Grundriß noch bei Adler, Taf. V Abb. III). Zu der Enge, mit welcher sie sich zwischen dem Gewände der Bogenöffnung und dem Stützpfeiler der großen Galerietreppe hindurchzwängt, wurde sie erst bei der Anlage dieser letzteren verkümmert. Der Schildbogen, durch den die Treppe führt, weicht in seiner Gewändegliederung von allen anderen ab. Die breite Kehle an seiner Kante ist mit knopfartigen Gebilden verziert, die sich bei näherer Betrachtung als kleine Trauben, Birnen und Äpfel erweisen. Der nur diesem Bogen zuteil gewordene besondere Schmuck beweist die Ursprünglichkeit des Kryptenzuganges. Dieser nördliche Eingang vom Kloster her war von Anfang an der notwendigste und konnte seine Bedeutung auch während des Mittelalters nie ganz verlieren, während die etwaigen westlichen Zugänge auch erst später hinzugekommen sein können.

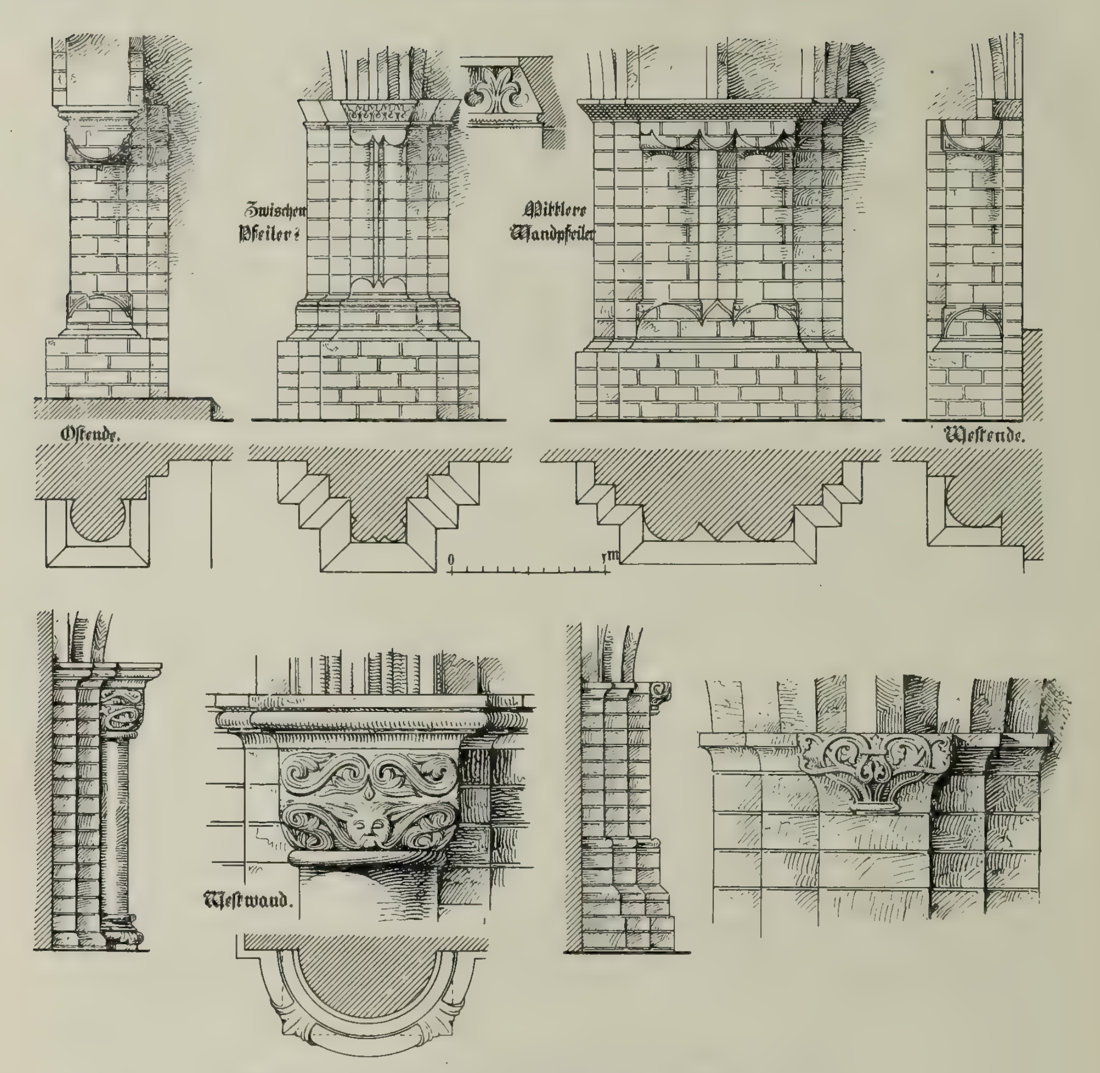


Abb. 166. Domkirche. Wandvorlagen im Schiff der Krypta.

gesetzt noch fast völlig romanisch bleibt (Abb. 167 bis 169), ist ihnen, gegenüber der urwüchsigen Behandlung der früheren Arbeiten, nicht allein eine saubere, glatte, sondern auch besonders schöne Ausführung des Ornamentalen gemein. Seine Linien entwickeln sich zu voller Freiheit und Sicherheit. Schwungvolle Züge mit üppigem Blattwerk umspinnen die Grundkörper der Kapitelle. Bei den Kapitellen der Apsis machte sich schon eine Vorliebe für tierische Wesen und groteske Verbindungen ihrer Körperteile bemerkbar. Sie dient hier besonders der Verbildlichung der vier Elemente durch Drachen, Fisch, Greiff und Wurm. Schon bei diesen Darstellungen wird dem Künstler öfter die Beschränkung lästig, die ihm die Deckplatte auferlegt, und mehrmals (bei den vier mittleren Kapitellen) sprengt er keck die Fessel und greift mit dem Zierat bis zur

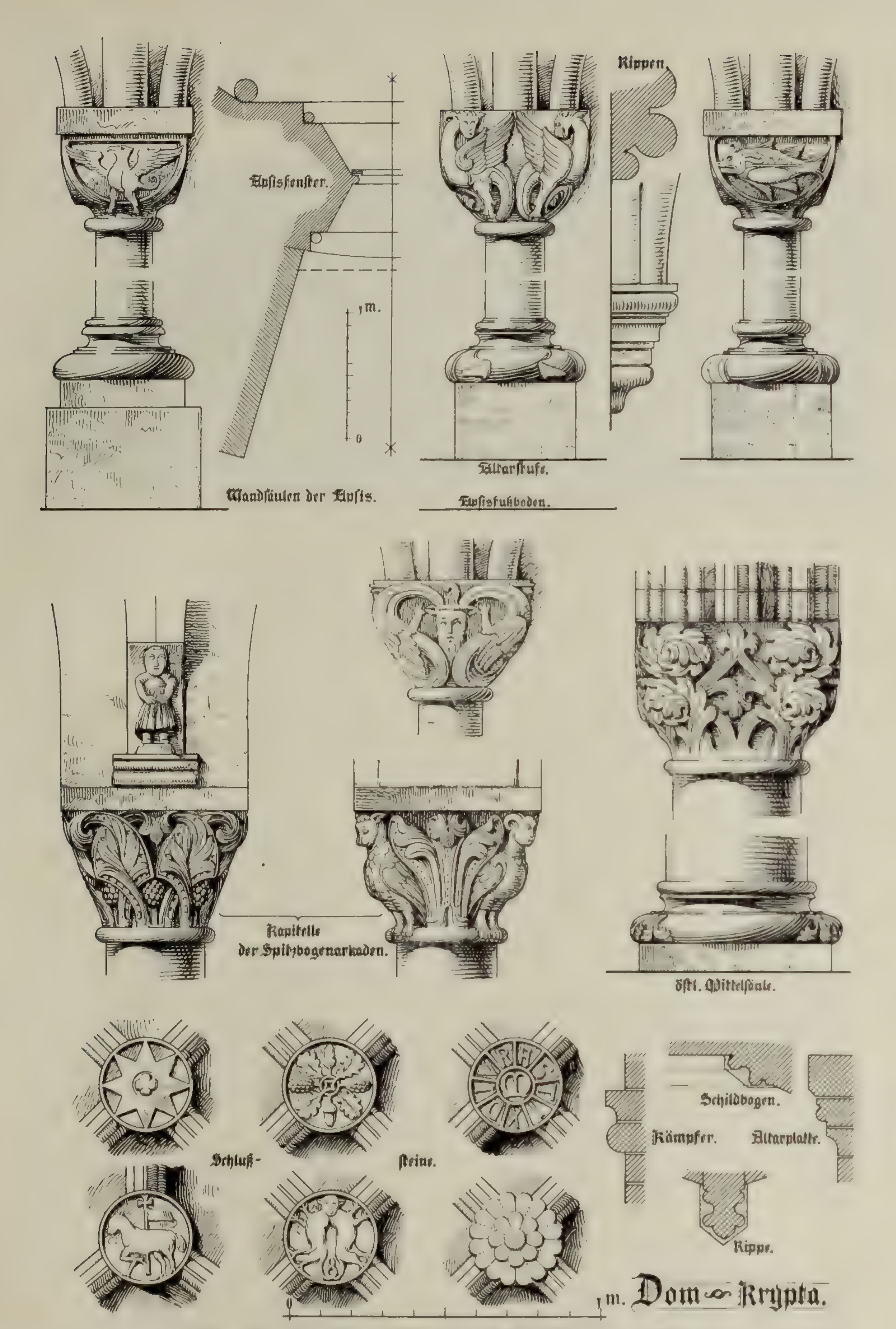


Abb. 167. Domkirche. Säulen und Schlußsteine in der Krypta.





Abb. 168. Domkirche. Figurenkapitell in der Krypta.

Oberkante des Kapitells aus. Der Schmuck der hohen Basen dieser schlanken Ecksäulen tritt in verschiedener Art als Eckzahn, Überschuhform oder Eckblatt auf.

Von den mächtiger auswachsenden wuchtigen Kapitellen der Freisäulen war für den Platz vor dem Altar ohne Zweifel dasjenige bestimmt, dessen Ecken mit den Symbolen der Evangelisten geschmückt sind (jetzt bei XIV). Diese auf der Apokalypse beruhenden Darstellungen sind die einzigen, welche von dem durch alle anderen gehenden profanen Zuge frei sind. Er ist gerade jener Zeit mit ihrem ahnungsvoll erwachenden Sinne für die Natur eigen. Für die westlich benachbarte Mittelsäule unter dem Langchor (bei XI) war dann ohne Zweifel jenes mit besonderem Aufwand an Formen und Einbildungskraft ausgestattete Würfelkapitell bestimmt, das in seinen Halbkreisschilden vier Grotesken mit menschlichen Oberkörpern zeigt (jetzt bei VIII; Abb. 168 u. 169). Es sind Männer meist in kriegerischer Tracht, die vielleicht verschiedene Völkerschaften darstellen sollen, deren Hauptbedeutung aber im reizvollen Schmuck der Flächen in der Art der damals sehr beliebten Grotesken-Ornamentik liegt[1]). Bei allen diesen Kapitellen war die Mannigfaltigkeit des Gedankens und gereiftes Können an die Stelle der früheren kümmerlichen Versuche und einer äußerlichen Wandelung der Formen getreten. Nur zwei der Freisäulen von der Hand dieses begabteren Steinmetzen hatten ausschließlich Pflanzenornamente, nur diese beiden sind ohne Deckplatten gearbeitet; sie sollten das zwischen Vierung und Langchor (bei VIII) beabsichtigte Paar bilden. — Die breit

[1]) Die trotz der Anlehnung an das Nachbarkapitell deutlich erkennbare vierte Figur ist ganz unbewaffnet und von durchaus friedlicher Erscheinung, da sie, nach vorn gewendet, mit der Rechten ihren Fischschwanz und mit der Linken den langen spitzen Bart faßt. Adler (in Märk. Forsch. VII, S. 183–191) will in diesen Figuren eine Darstellung des Kampfes zwischen Deutschen und Wenden erkennen, eine Auffassung, die indessen durch die so ganz unbewaffnete vierte Chimäre keine Unterstützung findet.



Abb. 169. Domkirche. Figurenkapitell in der Krypta.

gelagerten Basen der Säulen bei VIII, XI und XIV mit ihren überquellenden Pfühlen haben bedeutend reicher gestaltete Eckblätter als die des Vorgängers.

Das Verhältnis dieser beiden so verschiedenartigen aufeinanderfolgenden Leistungen ist hier tunlichst bestimmt gekennzeichnet, um deutlich zu machen, daß sie nicht aus zwei verschiedenen Bauzeiten herrühren, sondern nur von verschiedenen Händen gearbeitet sind.

Nach Fertigstellung der Säulen konnte man nunmehr an die Ausführung der Gewölbe gehen und begann naturgemäß damit, zwischen den Wandpfeilern VII und IX und dem eben erwähnten Säulenpaar VIII Doppelgurte von zusammen vier Stein Breite zu schlagen, die den Kryptenteil unter der Vierung energisch abschlossen. Etwa halb so breite Gurte spannte man am Beginn der Apsis und in der Mittellinie der Krypta. Darauf schlug man nach der neu eingeführten gotischen Weise die Kreuzrippen und wölbte die Kappen ein. Von den ursprünglichen Kryptagewölben ist — abgesehen von den Stützen — nur das der Apsis erhalten geblieben, dessen Rundstabrippen und Ringform des Schlußsteins wir auch für die ersten Gewölbe im Schiff der Krypta vermuten dürfen. Von Schlußsteinen dieser älteren Wölbung findet sich kein einziger Rest. Die ehemaligen Schildbogenlinien sind in dem daraufhin noch allein untersuchbaren Westteile überall sichtbar und die wirkliche Ausführung ist wenigstens in diesem Teile durch die noch nachweisbare ursprüngliche Behandlung der Wandflächen bezeugt. Diese bestand in einer vermutlich vom Maurer ausgeführten roten Färbung der Steine und gelblichweiß aufgezogenen Fugen, deren Netz sich eben gerade nur bis an die ehemaligen Schildbogen erstreckt.

Schon sehr bald danach aber scheint man empfunden zu haben, wie störend die letzte Mittelsäule des an sich wohl begründeten zweischiffigen Systems der Gewölbe

gerade dicht vor dem Altare sein würde. Unter dem Drucke der Notwendigkeit, für den zelebrierenden Priester die Möglichkeit des unbehinderten Herantretens an den Altar und für die übrigen Anwesenden den freien Blick auf ihn zu schaffen, mußte man die an der Apsis geplante Mittelsäule aufgeben und auf Abstellung des Übelstandes sinnen. Es gab nur einen Ausweg: statt der zwei Gurtbögen hier drei Arkaden über zwei Säulen und den Wandpfeilern herzustellen. Man errichtete also zunächst unter tunlichster Schonung des in seinem Gefüge davon wenig berührten Apsisgewölbes die dreiteilige Bogenstellung. Da aber eine Gabelung des schweren Gurtes zwischen XI und den beiden neuen Stützpunkten in keiner Weise befriedigend zu lösen war und man wohl inzwischen durch näheres Bekanntwerden mit den leichten Gewölben des neuen Stiles die drückende Schwere der alten peinlich empfand und alle ihre Nachteile jetzt zum vollen Bewußtsein kamen, so entschied man sich schließlich, sie völlig abzuändern bezw. das ganze Schiff der Krypta mit leichterem und zugleich weiter gespanntem Rippenwerk zu wölben.

Die Veränderung der Bogenstellung an der Apsis führte selbstverständlich zu einer ganz anderen Aufstellung der Säulen. Die Evangelistensäule kam nun nicht mehr in die Mitte, sondern auf ihre jetzige etwas südlichere Stelle bei XIV. Ihr nördliches Gegenstück fehlte natürlich und mußte neu angefertigt werden. Es gibt sich durch die leicht bemerkbare Abweichung seines Kapitellumrisses und sein — vermutlich zwecks beschleunigter Ausführung — vereinfachtes Baseneckblatt zu erkennen. Da man aber die teilweise schon fertigen alten Gewölbe nun doch einmal der Einheit wegen beseitigen und auch den schweren Gurtbogen zwischen Vierung und Langchor abbrechen mußte, um ihn durch eine einzelne weitgespannte leichte Rippe zu ersetzen, so ließ man sich die Gelegenheit nicht entgehen, das vielbesprochene Würfelkapitell mit den merkwürdigen menschlichen Grotesken, dessen profane Gestalten ja auch nicht in die Nähe eines Altars paßten, möglichst zur Geltung zu bringen und dem Eintretenden zur Schau zu stellen. Man vertauschte das Kapitell zu diesem Zwecke mit einem der früheren Zwillingskapitelle, das nun in die Mitte des Langchores bei XI kam. Die aus einem Stück gearbeitete Plinthe der Zwillingssäulen sieht durch die angearbeiteten Basen dickere Schäfte vor, als dann zur Verwendung gekommen sind (Taf. 39). Sie ist wahrscheinlich schon gleichzeitig mit den Hauptwandvorlagen der Längsseiten verlegt worden, ehe man die Durchmesser der Freisäulen endgiltig bestimmt hatte. Über deren notwendige Maße kam man freilich erst jetzt bei ihrer Vertauschung ins Klare. Während man beim Verlegen jener Zwillingsplinthe mehr der angemessenen Erscheinung wegen unter den breiten Doppelgurten noch viel stärkere Säulen geplant hatte, sah man nun ein, daß die Mittelsäule XI für sich allein die gleiche Last wie jene zwei zusammen zu tragen hatte; sie erhielt deshalb einen wie es scheint neu angefertigten, stärkeren Schaft als alle anderen. Für einen annähernd so starken Schaft war auch das früher dort befindliche Groteskenkapitell mit seinem kräftigen Astragal schon gearbeitet worden. Bei der Vertauschung der Kapitelle kam es nun unglücklich genug auf einen der dünneren Schäfte, während sein Nachbar den ehemals stärksten



Domkirche. Inneres der Krypta gegen Südosten gesehen.

Schaft erhielt. Den einen freigewordenen der dünneren Schäfte erhielt die neu angeordnete Säule XV.

Für die neuen noch heute bestehenden Gewölbe wählte man ein zwar schön gegliedertes Profil (Abb. 167), das aber nicht eigentlich für die Krypta, sondern, wie wir sehen werden, für eine anderweitige Verwendung angefertigt war. Auch in der Wölbetechnik hatte man inzwischen durch gleichzeitige Übung mit eben diesem Profil an den Gewölben des Hochchores über der Krypta eine gewisse Gewandtheit im Sinne der Gotik erworben. Mit deren rücksichtsloser Anwendung schob man nun unbekümmert um die dadurch über den Wandpfeilern entstehenden harten Widersprüche in etwas roher Weise die erheblich dünneren Rippenanfänger dicht an die Wände und vermied die schweren Gurte, die so viel Ärgernis verursacht hatten, ganz und gar. Es dehnte sich oben der lichte Raum und der schwierige Fall an der Apsis löste sich spielend.

Die Schlußsteine dieser zweiten Gewölbe sind rund und von Backsteinmasse. Die mannigfachen Motive ihrer Darstellungen (Abb. 167) bestehen in: Agnus dei, 2 Löwen Rücken an Rücken mit gemeinsamem Kopfe, ein Schriftkranz aus gotischen Majuskeln (Abb. 167), Trauben mit romanischem Blattwerk, Trauben mit Eicheln und Eichenblättern, Rose (zweimal) und Stern (zweimal). Sie entsprechen dem Gedanken nach wie durch ihre naive Formgebung vollkommen der Übergangszeit.

Die fein gegliederten Rippen der neuen Gewölbe stimmten nun freilich schlecht zu den massigen vollen Rundstabrippen des beibehaltenen Apsisgewölbes. Das empfand offenbar schon der damalige Kunstgeschmack, denn kurz entschlossen brachte man es durch einen Mörtelauftrag, der ein einfaches Fasenprofil bildete, mit jenem in Einklang. Gleichzeitig wurden auch die nun freiliegenden und störend wirkenden früheren Schildbogenfugen sowie die alte Fugenübermalung an den Zwickelfeldern der Westwand durch einen dünnen Putzüberzug verdeckt. Er reichte bis zum Gewölbekämpfer herab und ließ am Rande der Öffnungsbögen einen etwa 10 cm breiten Streifen frei. Bei der Weihung der Krypta grub man in ihn die von Kreisformen umschlossenen Weihkreuze ein, von denen noch zwei erhalten sind.

Diese tunlichst unbefangen aus den Erscheinungen am Bauwerk abgelesenen Vorgänge geben ein ausgezeichnetes Beispiel dafür, wie im Mittelalter die Not den Werkmeister zu Verbesserungen und Fortschritten führte. Seine anfängliche irrende Unbeholfenheit braucht nicht wunderzunehmen. Im Gegenteil erscheint es für jene ohne genaue Entwurfszeichnung arbeitende Zeit und die wenig erfahrenen ungeübten Bauleute nur natürlich, daß sie sich unter Versehen und Versuchen mühsam zu befriedigenden Schöpfungen hinaufrangen. Unter diesen Voraussetzungen aber wird man es auch begreiflich finden, wenn der Schöpfer der für jene Zeit vorgeschrittenen Gewölbekonstruktionen im stolzen Bewußtsein des Erreichten sein aus Backstein geformtes Bild (Abb. 167 links) anbrachte und zwar gerade an der Stelle, an welcher sich die Lösung seiner schwierigen Aufgabe vollzog: nächst der Mittelrippe zwischen den beiden östlichen Jochen.

Der nachträgliche Einbau der Krypta verursachte eine außerordentliche Beeinträchtigung der Höhenverhältnisse des Altarhauses, das nach Maßgabe der ungleich hohen romanischen Fenster in der ersten Anlage etwas niedriger als das Querhaus war, ebenso aber der Vierung, deren Eckpfeiler z. B. dadurch $^2/_5$ ihrer ursprünglichen Höhe einbüßten und deren lichter Raum durchgehend etwa 4 m an Höhe verlor. Ein Ausgleich der so entstehenden gedrückten Verhältnisse durch eine entsprechende Erhebung von Decke und Dach war um so dringender geworden, als sich gerade in der seit dem ersten Bau verflossenen Zwischenzeit das Bedürfnis nach hohen lichten Räumen und schlankeren Verhältnissen der Stützen, Bögen und Öffnungen erheblich gesteigert hatte. So brachte denn die Krypta unabweislich auch einen Ausbau der Ostteile der Kirche mit sich. Im Einklang mit dem damaligen Stande der Bauweise mußte er außer in der Erhöhung des Raumes vor allem auch in dessen Überwölbung und einer Verlängerung der Fenster nach oben bestehen. Das Maß dieser Erhöhung läßt uns die erhaltene Spur eines solchen verlängerten Fensters an der Nordostecke des Langchores durch einen Vergleich mit den danebenliegenden romanischen sofort erkennen (Abb. a auf Taf. 38 u. Taf. 40 links neben dem Strebepfeiler). Sie lehrt uns, daß die Erneuerung selbst auf diese Nordseite mit der Anlage von Fenstern übergriff, soweit das Sakristeidach, auf das man jetzt nach Einfügung der Krypta schon Bedacht nehmen mußte, überhaupt Fenster zuließ. Der örtliche Beginn dieser Erneuerung liegt rechts von diesem Fenster, leider zumeist verdeckt hinter dem westlichsten Strebepfeiler, und tritt hier nur noch mit einem kleinen dreieckigen Mauerzwickel hervor. Das frühgotische Mauerwerk über dem Fenster wurde beim spätgotischen Chorumbau bis dicht an dessen Spitze abgebrochen, um es mit dem romanischen in gleicher Höhe abzugleichen und durch neues zu ersetzen. Ein kleiner horizontaler Absatz zeichnet dessen Beginn deutlich an. Die übrigen Chorfenster im Osten und Süden wurden vermutlich in einer jener Fensterspur entsprechenden Höhe angelegt; ihre Gewändeausbildung ist derjenigen der Kryptafenster verwandt zu denken. Das frühgotische Hauptgesims wird sie etwa um 1 m überragt haben, blieb also weit unter dem gegenwärtigen zurück.

Auch von der damaligen Wölbung des Chores lassen sich noch geringe Überbleibsel feststellen. Sie wurde vermutlich ausgeführt, ehe man unten den Einbau der Krypta vollendete. Als es zu deren zweiter Wölbung kam, war die des Hochchores wohl schon fertig und man verwendete bei jener unbedenklich die für die Gewölbe des Hochchores zur Anwendung gekommenen Formsteine auch für die Rippen und für die Schildbögen der Krypta; dadurch hat diese uns die Profile der frühgotischen Chorgewölbe bewahrt. Auch eine Anzahl Schlußsteine ist allem Anscheine nach davon erhalten, nämlich drei mit Löwen verzierte im nördlichen Arme des Kreuzgangs. Sie sind später, vermutlich beim Ersatz des frühgotischen durch den spätgotischen Chor, frei geworden. Man erkennt sie an den angearbeiteten Rippenansätzen, deren Profil nicht zu den jetzigen Kreuzgangrippen, wohl aber zu jenen der Kryptagewölbe stimmt. Ein gleicher Schlußstein liegt noch jetzt außer Gebrauch im südlichen Kreuzarm (Abb. 185).

Dieser frühgotische Umbau erstreckte sich, wie aus verschiedenen Resten zu schließen ist, auch auf das Querschiff. Außer den soeben angeführten vier Schlußsteinen mit heraldischen Löwen gehören zu solchen Überbleibseln: der Stumpf eines runden Eckdienstes in der Südwestecke des nördlichen Kreuzarmes mit hohem Rundsockel sowie Ansätze zu quadratischen Eckdiensten im südlichen Kreuzarm, schließlich aber noch ein höchst merkwürdiger Schildbogen nebst Zwickeleintiefung für den Gewölbeansatz außen an der Westseite dieses Kreuzarmes, der nach seiner Höhenlage kaum anders gedeutet werden kann als auf die Absicht, das Langhaus des Domes im Anschluß an jenen früheren Umbau des Chores zu einer Hallenkirche umzugestalten, deren Schiffe annähernd das alte Verhältnis der Schiffsbreiten erhalten haben würden.

Daß der frühgotische Umbau des Querschiffs zu vollständiger Ausführung kam, ist an der Nordwestecke des Nordkreuzarmes außen über dem Schlaberndorffschen Erbbegräbnisse noch sehr deutlich wahrzunehmen. Die Grenze des dunklen, romanischen Mauerwerks ist unverkennbar, sie zieht sich an der Westseite des Kreuzarmes dicht über den Fensterspuren hin, um die Ecke herum und mit segmentförmiger Krümmung in der Richtung gegen das vierteilige spätgotische Nordfenster des Flügels hin. Unmittelbar über dem romanischen Mauerreste dieser Seite folgt der frühgotische, dessen Grenze gegen das ihn oberwärts umgebende, spätere Giebelmauerwerk sich rechts von der Ecke beginnend in scharf gezeichneter, steil ansteigender Giebellinie etwa 20 Schichten hoch erhebt und dann in wagerechter Richtung abbricht.

Im gleichen Formencharakter und noch unter Bischof Gernand wurde nördlich vom Langchor des Domes ein zweistöckiger Bau errichtet, der im Obergeschoß die Sakristei enthielt, im Erdgeschoß aber die „Kluft" oder Krypta St. Mariä und St. Johannis, die jetzige sog. „Bunte Kapelle" (Taf. 40 links). Ihr Altar wurde im Dezember des Jahres 1235 durch Rutgerus, den späteren Nachfolger Gernands, als dessen Vertreter geweiht. Das Breviarium von 1488 führt die „dedicatio criptae beatae virginis" an, „quae facta est Anno dom. 1235" (vgl. auch Mader, Antiquitates Brunsw. 1678, S. 275). Die Entstehung des Baues ist danach fest datiert. Für seine Länge war die des nördlichen Kreuzarmes der Kirche bestimmend. Die einfache, aber nicht reizlose frühgotische Fassade (Abb. 170) an der Ostseite des gewölbten Baus war wohl ursprünglich ohne Strebepfeiler errichtet. Die Fenster sind spitzbogig, von guten Verhältnissen und kräftiger Gliederung mit tiefen äußeren Nischen. Die des Obergeschosses sind paarweise angeordnet und waren wohl mit den gleichen Rundstäben umrahmt wie die Fenster der Chorkrypta. Die Bogenform ihrer lichten Öffnungen wurde durch die später eingesetzten viereckigen Fenster entstellt. Jetzt haben sie wieder ihre ursprüngliche Gestalt (Abb. 170). Die senkrechten Teile der Rundstäbe sind bei ihnen als Säulchen ausgebildet, deren Kapitelle mit romanischem Blattwerk teilweise im 19. Jahrh. in alter Form erneuert sind.

Das Innere ist in jedem der beiden Stockwerke mit vier Kreuzgewölben überdeckt. Ihre Gurte sind einfach rechteckig, die schweren Kreuzrippen im Erdgeschoß gefast. An den Wänden ruhen jene auf Kragsteinen, diese auf dünnen Ecksäulchen.

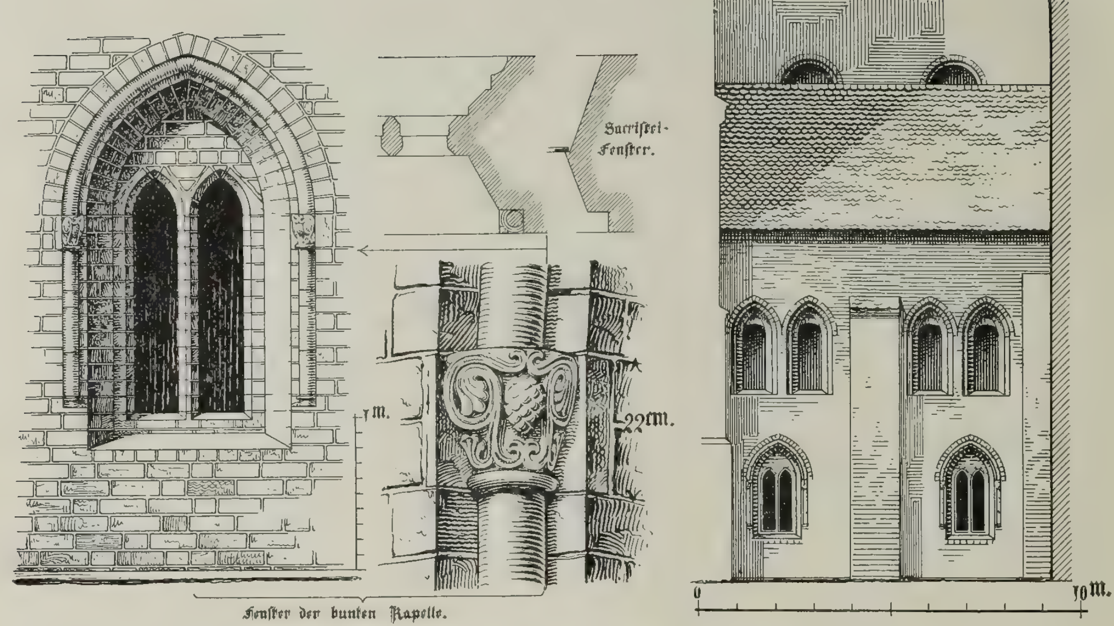


Abb. 170. Domkirche. Bunte Kapelle und Sakristei.

Die Kapitelle der letzteren zeigen zwar bessere Ausführung von anderer Hand, doch haben alle den Wänden eingebundenen Stützen Blattschmuck romanischen Charakters. Nicht so die Mittelsäulen. Ihre Basen sind flach und die Kelchform der Kapitelle ist bereits mit gotischen naturalistischen Blattbüscheln besetzt (Abb. 171). Vermutlich ist dieser Unterschied begründet in der Zeit, die zwischen dem Aufführen der Außenwände und dem Einwölben der beiden Geschosse verstrich. An der Fensterwand der Kapelle finden sich noch zwei zu früheren Altären gehörige Kredenznischen. Gegenüber an der Rückwand waren ehemals auch zwei Türen; doch scheint der Raum nie durch eine massive Wand geteilt gewesen zu sein (siehe die Konsole mit romanischem Blattwerk in der Mitte der Westwand). Im Obergeschoß, der Sakristei, sind die Gewölbe nicht mehr die ursprünglichen. Ihre Grate sind aus profillosen Backsteinen scharf dreieckig gebildet. Die Spuren der älteren, tiefer gelegenen Gewölbe sind an den Wänden sichtbar.

Ebenfalls dem Umbau der Krypta verwandt und ihm annähernd gleichzeitig ist das Gewölbe der Vorhalle zwischen den Türmen. Seine Kapitelle zeigen — entgegen den älteren noch hochprofilierten Basen — bereits teilweise naturalistische Blätter neben romanischen (Abb. 172). Die Rippen mit ihren zwei Rundstäbchen neben dem birnförmigen Hauptstab stehen denen der Krypta zeitlich nahe.

Fünfte Bauzeit. Die von Bischof Gernand ohne Zweifel beabsichtigte umfassende Umwandlung des ganzen Domes in einen Gewölbebau war zu seiner Zeit nicht über das Querschiff hinausgekommen. Von Resten eines damaligen Umbaus

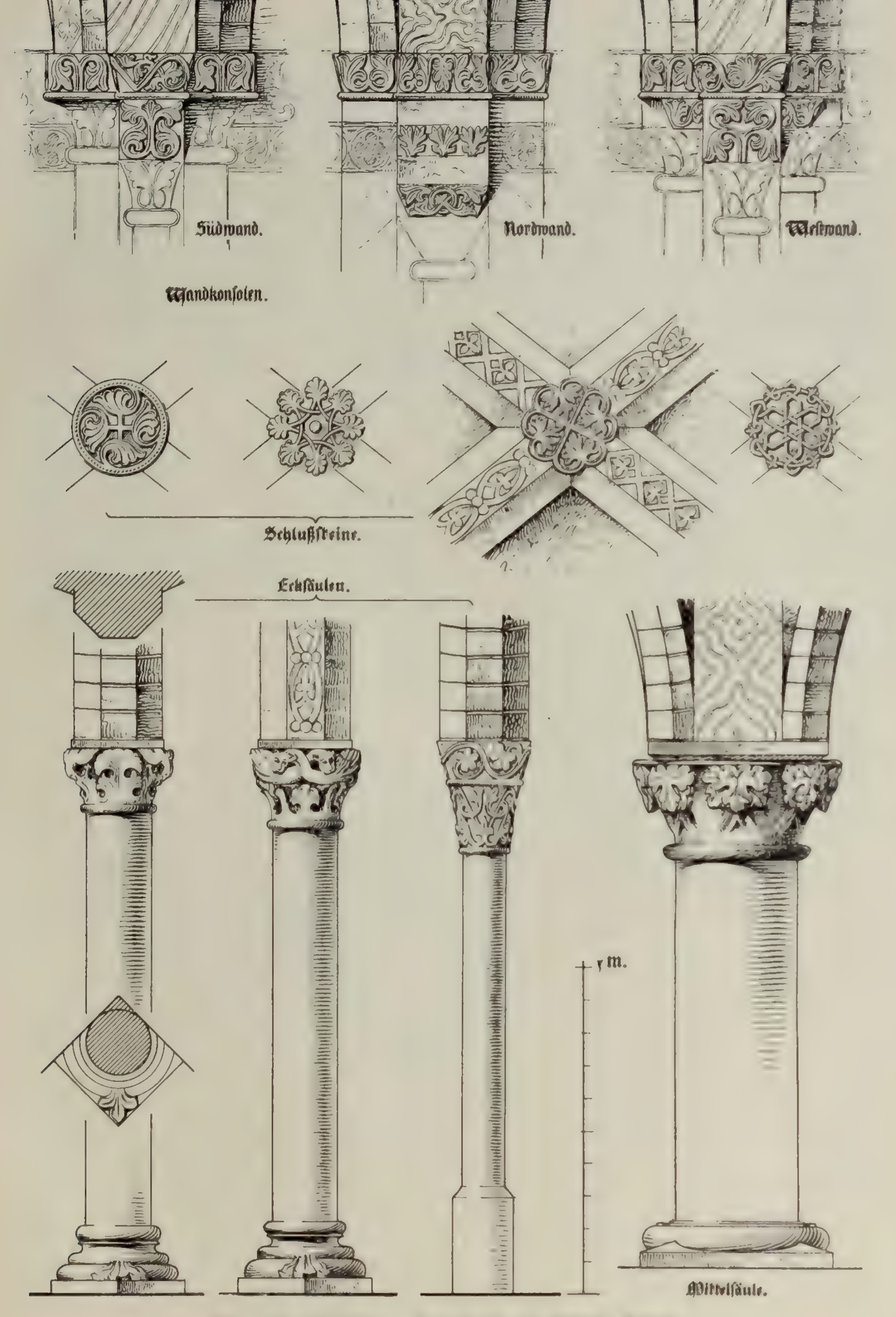


Abb. 171. Domkirche. Einzelheiten der Bunten Kapelle.

findet sich am Langhause nicht das geringste. Dieses stand daher während der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. noch völlig in seiner altertümlich schlichten und im Sinne der inzwischen vorgeschrittenen Zeit recht rückständigen Erscheinung mit veralteten Fenstern und urwüchsiger Balkendecke da. Durch den augenfälligen Gegensatz zu der weit überlegenen Raumgestaltung der Ostteile erhielt das Innere des Domes einen unbefriedigenden Anblick der Zerrissenheit und Unfertigkeit. Doch erst gegen das Ende des Jahrhunderts eröffnete sich dem Domkapitel durch verheißungsvolle Ablaßbriefe die Möglichkeit, das von Gernand begonnene Werk zu Ende zu führen. Erfüllt von dem Wunsche, „daß die Kathedrale in der Verehrung der Gläubigen anderen Kirchen nicht nachstehe", taten sich im Jahre 1295 vierzehn Kardinäle zusammen zur Gewährung eines Ablasses für den Bau der Kirche (pro sua fabrica vel structura, libris luminaribus, ornamentis vel pro aliis suis necessariis), den Papst Bonifazius VIII. im folgenden Jahre seinerseits erneuerte (Riedel VIII, 181).

Es war eine Zeit voll Zwist und Hader. Ein fast ein Jahrzehnt anhaltender Streit tobte zwischen dem Bischof Volrad und den Markgrafen. Erst nach ihrer Versöhnung im Jahre 1304, welche mit der Verleihung des Patronats der Katharinenkirche der Neustadt durch Markgraf Herrmann an das Domkapitel besiegelt wurde, wird an den Beginn des Unternehmens zu denken gewesen sein. Daß es im Jahre 1307 bereits in vollem Gange gewesen, darf man vielleicht aus der damals einem als Zeugen auftretenden Hinricus de Gardeleve beigelegten Bezeichnung magister structurae schließen, wobei übrigens zu beachten ist, daß der urkundlich so Benannte (Riedel VIII, 203) nicht als Werkmeister am damaligen Umbau des Domes tätig gewesen ist, sondern ihn nur als Säckelmeister wirtschaftlich leitete. Die Aufgabe dieses Umbaus war, den herrschenden Mißklang zwischen dem Chor und dem Schiffe mit Hilfe der inzwischen ausgereiften neueren Bauart aufzulösen. Es geschah nach dem denkbar einfachsten Verfahren, indem man unter Ersparung äußerer Strebepfeiler nur in den Seitenschiffen beiderseits verstärkende und gleichzeitig die Spannweite verringernde Vorlagen an die Umfassungswände und Arkadenpfeiler stellte, im Mittelschiff aber auf hochragende Dienste verzichtete. Hier erhöhte man, wie in den Seitenschiffen, unter Vermauerung der romanischen Fenster die Mauern und begann erst dicht unter den neuen dreiteiligen Spitzbogenfenstern kurze Dienstansätze als Träger für die Gurt- und Kreuzrippen (siehe das Kircheninnere, Taf. 37), während man die Schildbögen auf einen durch Schwächung der Schildmauer in Sohlbankhöhe gewonnenen Absatz stellte. Auf diese Weise machte man sich von der Achsenteilung des romanischen Baus frei und teilte die Schiffslänge über den sieben Arkaden nur in fünf entsprechend breitere Gewölbejoche ein. So vorteilhaft diese Anordnung auch schien, führte sie doch zu dem Nachteil, daß auch das Mittelschiff ohne Strebepfeiler blieb. In fein ausgeklügelter Art neigte man dafür die innere Fläche der von den Fenstern durchbrochenen Schildmauern ein wenig, um dadurch den Mangel der Strebepfeiler einigermaßen auszugleichen (Taf. 37 u. 41).

Bei aller Einfachheit der konstruktiven Mittel geizte man doch nicht mit Zierat an den gewohnten Stellen, ja man verstieg sich sogar zu dem seltenen Schmuckstück

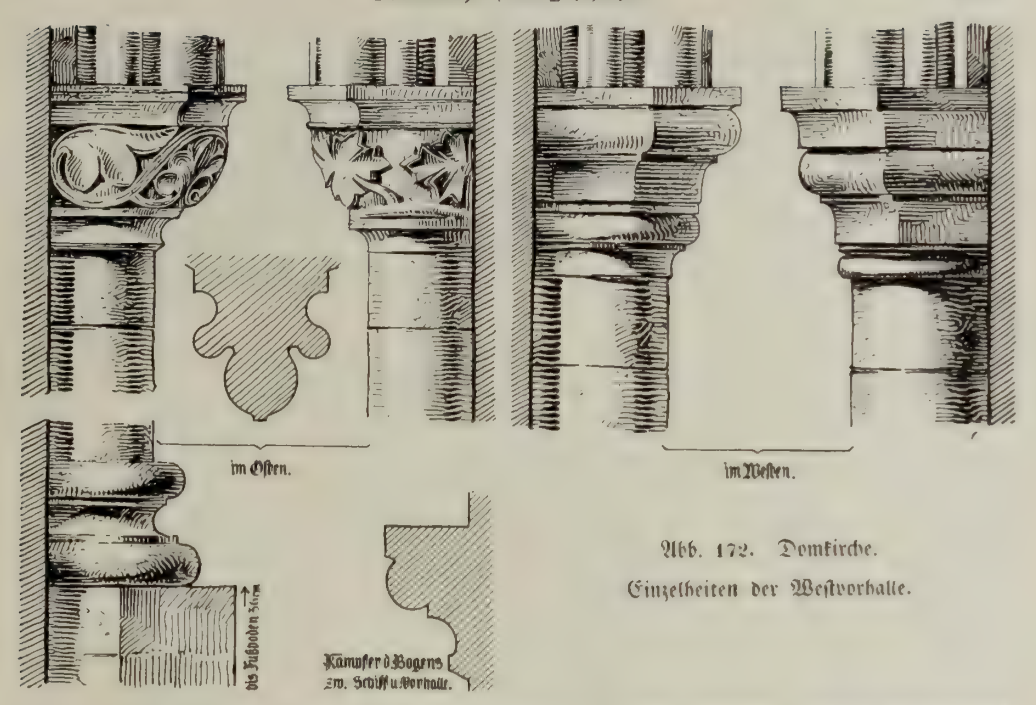


Abb. 172. Domkirche. Einzelheiten der Westvorhalle.

eines weit herabhängenden, kreuzblumenartig ausgebildeten Schlußsteinzapfens (Abb. 173). Die Konsolen an den Hochwänden des Mittelschiffs sind dem Material des Backsteins angepaßt und tragen außer einigen Köpfen an den kelchartigen Kernformen den für das 14. Jahrh. bezeichnenden Schmuck gebuckelter Blätter und zarten Maßwerks (Abb. 174). Die Kapitelle der Seitenschiffdienste (Abb. 175) entfalten eine launige Mannigfaltigkeit der Gestaltung, bei der sich neben rein architektonischen Motiven etwas formlose Blumen an mageren Stengeln und zum Fratzenhaften neigende Köpfe und Tiergestalten, wie Vögel, Katzen, Hunde in buntem Wechsel aneinanderreihen. An den Schlußsteinen schleichen sich unter die strengeren frühen Gebilde bereits zierliche Fischblasenformen ein, wenn sie nicht vielleicht erst gelegentlich

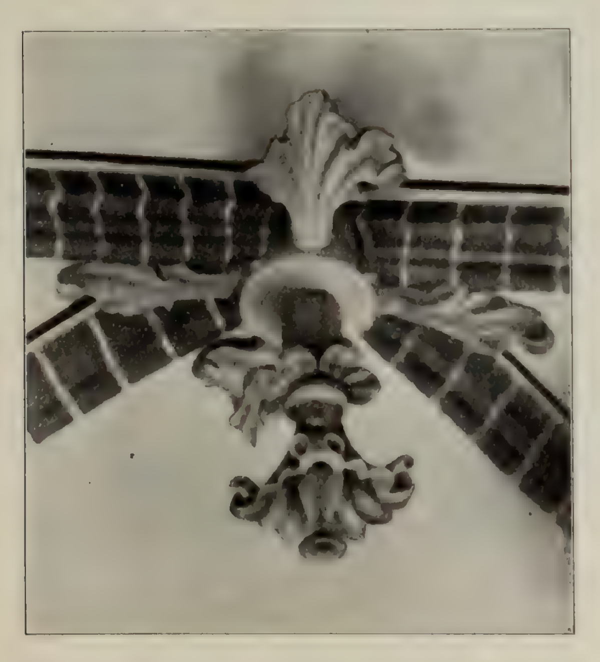


Abb. 173. Domkirche. Schlußsteinzapfen im Mittelschiff.

des späteren Herstellungsbaus des Langhauses eingefügt wurden. Die übrige Ornamentik weist indessen auf den Anfang des 14. Jahrh., welchem die erste Umgestaltung des Langhauses zuzuschreiben ist. Von den Außenseiten ist allein die nördliche noch im Zustande ihrer damaligen Ausbildung erhalten, die freilich so schlicht und völlig schmucklos ist, daß es wegen des Mangels an Formen schwer sein würde, hier die frühe Entstehungszeit nachzuweisen, wenn nicht die an Überlieferungen erinnernde romanische Läuferumrahmung der Fensterbögen als Kennzeichen dafür erschien.

Auch ein Portal von 1,40 m lichter Weite, das sich an der Nordwand des nördlichen Kreuzarmes nach dem späteren Schlaberndorffschen Erbbegräbnisgewölbe öffnet und in der Kirche von dessen Denkmalaufbau umschlossen ist, zeigt auf der einstigen Außenseite am Kreuzgange frühgotische Gestaltung (Abb. 176). Die etwas steife, trockene Gliederung der Gewände aus Rund- und Birnstäben zwischen Kehlen erhält durch den naiven Schmuck der Kämpfer einige Frische. Er ist ungleich auf den beiden Seiten des Portals. Während auf der rechten nur wenige steif herabhängende Weinblätter einzeln an den Kern der Stäbe geheftet sind, tummeln sich auf der linken Seite pygmäenartig verkümmerte Ritter aus Stuckmasse über das Stabwerk hin. Sie sind leider durch das Zerbröckeln des leicht verwitternden Baustoffes fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

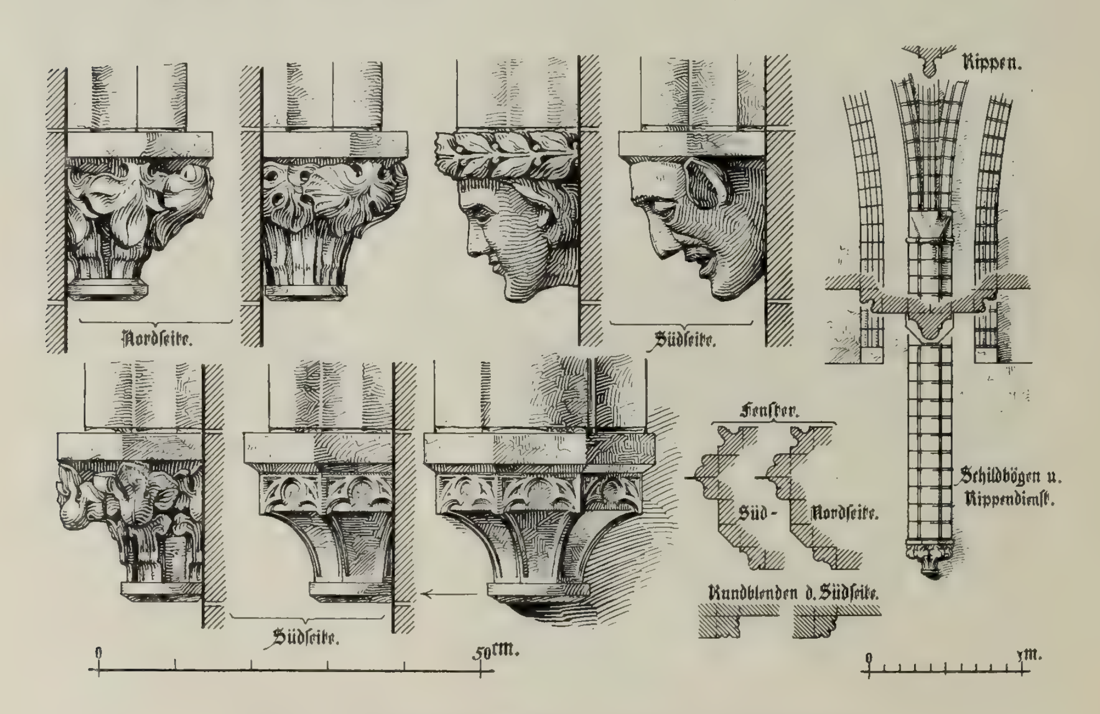


Abb. 174. Domkirche. Kragsteine und Profile des Mittelschiffs.

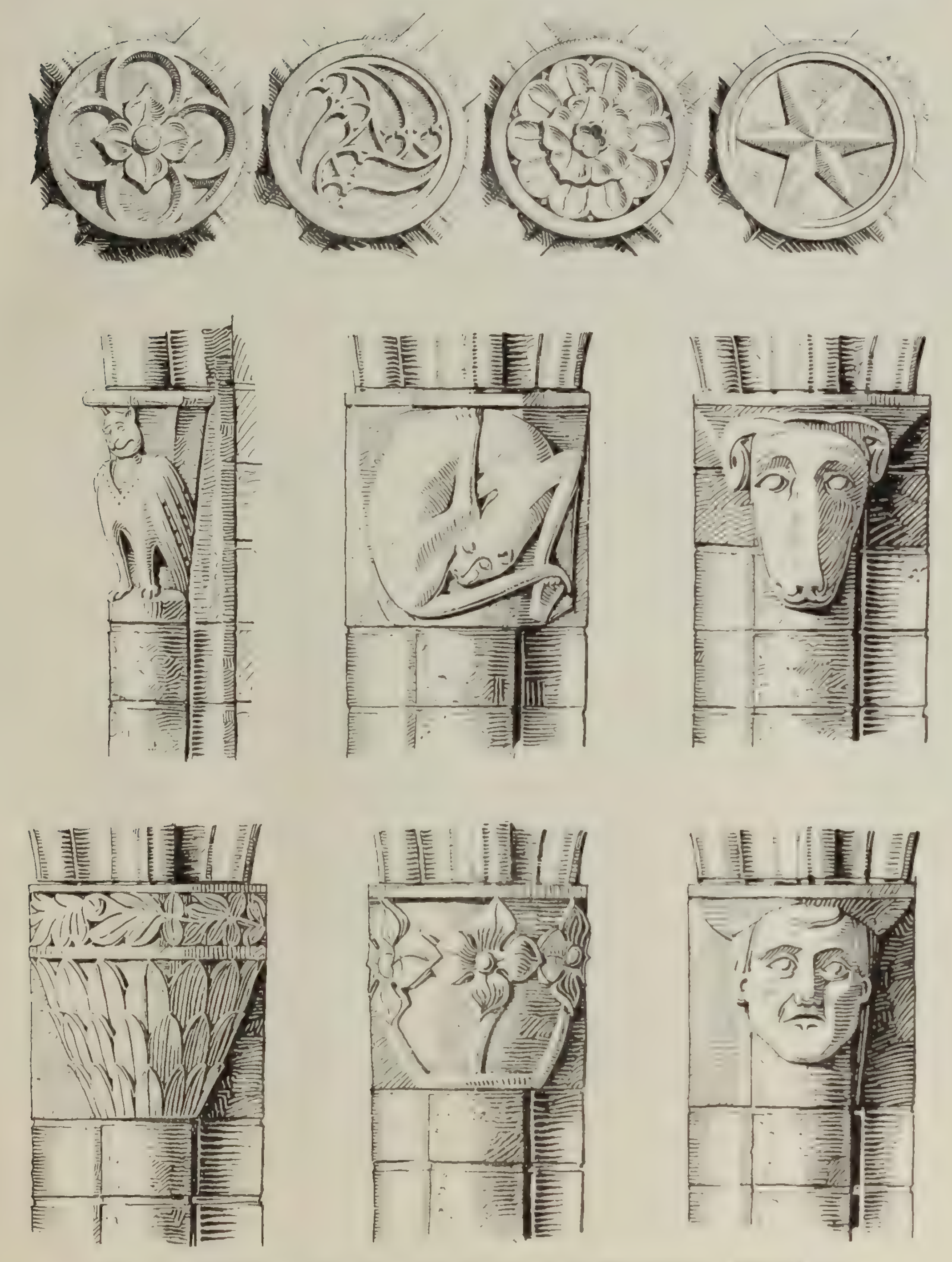


Abb. 175. Domkirche. Schlußsteine und Kapitelle in den Seitenschiffen. Maßstab 1:10.

Aus mehreren Altarstiftungen, die ja häufig nach den größeren baulichen Erneuerungen zahlreicher als gewöhnlich einzutreten pflegten, darf geschlossen werden, daß der Umbau während der ersten Jahrzehnte des 14. Jahrh. dauerte. Es stifteten im Jahre 1321 der Ritter Wopak den Altar St. Martini, Friedrich von Stechow den St. Andreasaltar und der Domherr Dietrich Kotho im Jahre 1334 den Altar der 10000 Ritter in der fünften südlichen Arkade von Westen.

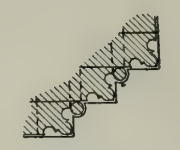
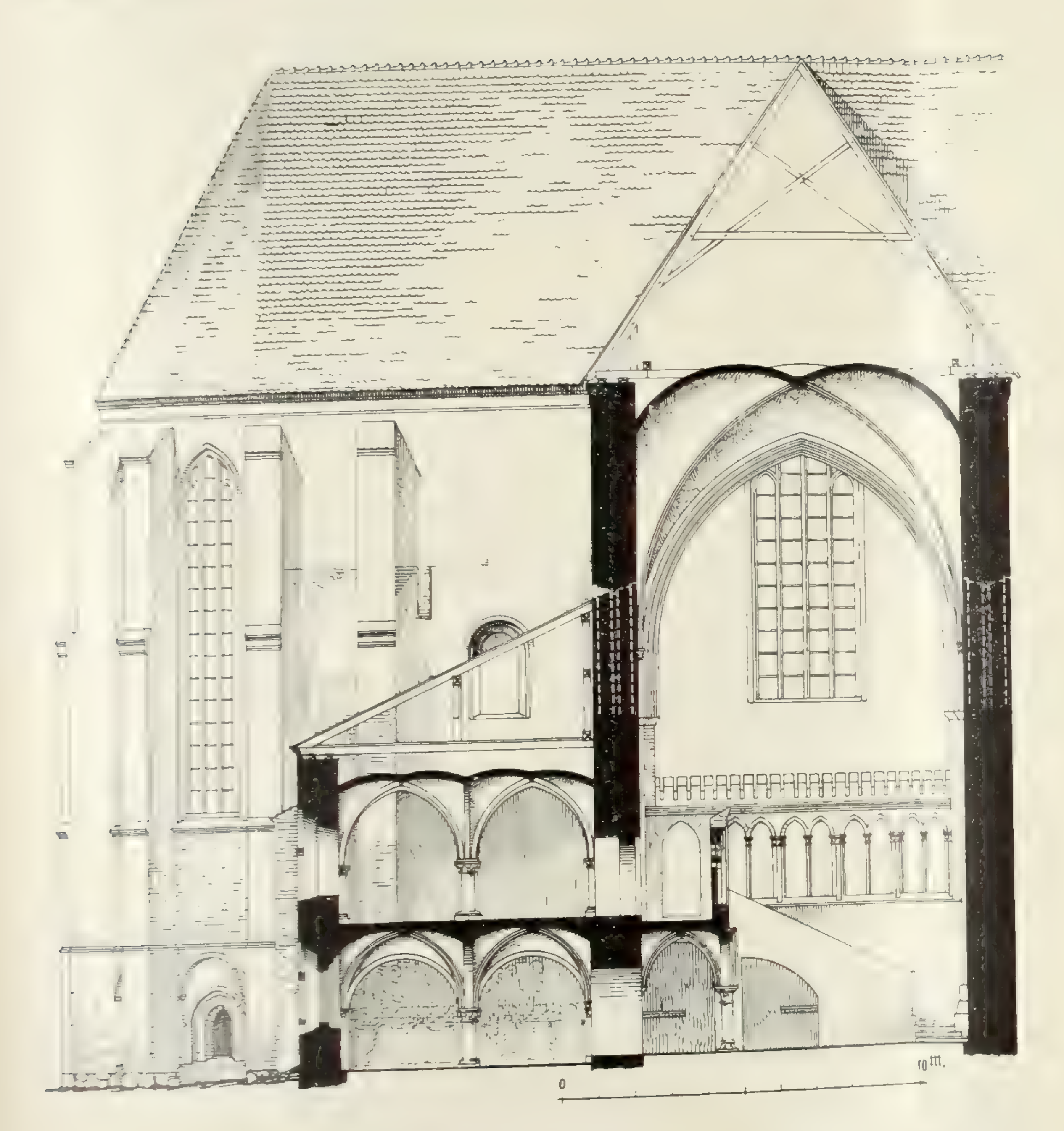


Abb. 176. Domkirche. Profil des Portals am Nordkreuzarm.

Doch noch eine andere Altarweihe ist uns aus dieser Zeit überliefert und geeignet, auf bauliche Veränderungen hinzuweisen, die innerhalb der Kirche außen an den Vierungswänden der Krypta wohl damals vorgenommen wurden und lediglich durch neu entstandene rituale Erfordernisse verursacht worden waren.

Nach einer von Garcaeus (Successiones, S. 341) überlieferten Inschrift stifteten im Jahre 1333 der Domherr Rothe und seine Brüder den Altar des hl. Augustinus.

Abb. 177. Domkirche. Abschlußwand der Vierung gegen den Nordkreuzarm.



Domkirche. Links: Schnitt durch den Nordkreuzarm nebst der Bunten Kapelle und der Sakristei. Rechts: Schnitt durch das Querschiff nebst Krypta.

Dieser kann seinen Platz nur in der Krypta des hl. Augustin gehabt haben, die im Breviar von 1488 genannt und ohne Zweifel mit der Hauptkrypta gleichbedeutend ist. Ihr Altar gehört sicher schon seit ihrem Bestehen diesem Kirchenvater zu, nach dessen Regeln die Prämonstratenser lebten, und es handelte sich daher gewiß nur um eine Neuweihung des Raumes, die dadurch nötig wurde, daß der Umbau dieser Zeit auch die Krypta ergriffen hatte. Das bestätigen in der Tat verschiedene Reste und Spuren am Westende des Hochchores noch bis heute, obwohl die gegenwärtig hier bestehende breite Treppe manche für den damaligen Kultus in der Domkirche wichtige Einrichtung verdrängt hat. Jene Anzeichen lassen zunächst unzweideutig erkennen, daß der Hochchor in gotischer Zeit nachträglich um ein gewisses Maß nach Westen verlängert worden ist (Abb. 178 u. Taf. 43).

Die beiden großen westlichen Bogenöffnungen der Krypta zeigen in ihren Laibungen rißartige Baunähte, aus denen hervorgeht, daß die Westmauer hier nachträglich fast um 2 m verstärkt wurde, und zwar offenbar nicht der Krypta wegen, sondern um den Chor soviel zu verlängern. Der Zweck dieser an sich nicht bedeutenden Vergrößerung ist noch jetzt am Ende des nördlichen Seitenschiffes zu erkennen, wo ein Treppenrest, nämlich die obersten Stufen einer schmalen Steintreppe, sich hart am Vierungspfeiler vorbei in südlicher Biegung durch eine enge Tür windet, um auf die damals neu geschaffene Mauer bezw. auf den Hochchor zu gelangen, der eben deswegen westwärts verlängert werden mußte. Diese wenn auch nur kleine Treppe, die sich übrigens in gleicher Anlage auf der Südseite wiederholte und dort noch bis ins 19. Jahrh. erhalten war, erfüllte den vermutlich schon längst dringend gewordenen Wunsch nach einem unmittelbaren Zugange zum Chore von der Laienkirche aus. Ein solcher durfte freilich andrerseits nicht stets offen bleiben; der Chor mit seinem Allerheiligsten und seinen Wertgegenständen mußte verwahrt werden können; deshalb war es nötig, am oberen Ende der Treppe eine verschließbare Tür anzubringen und zu diesem Zwecke die Seitenmauer des vorgezogenen Chorteiles bis an den Arkadenbogen hinaufzuführen. Ihre vorn abgerundete Kante ist im nördlichen Seitenschiff noch in ganzer Höhe sichtbar.

Wohl dem gleichen Bauunternehmen müssen die Scheidewände zugeschrieben werden, welche die Vierung, den Raum des eigentlichen Chores, gegen die Kreuzarme abschließen. Derartige Abschlüsse waren seit dem Einbau der Krypta und der Erhöhung des Chores notwendig geworden, um die Rückwände des Gestühls zu decken, das hier für den Sängerchor der Kanoniker aufgestellt war. Sie wurden im 14. Jahrh. erneuert und wohl gleichzeitig erhöht. Die architektonische Gliederung der Wände (Abb. 177) beschränkte sich naturgemäß auf die Außenflächen. Sie besteht in einer Reihe von schmalen Spitzbögen, die einst zu je zweien von einem größeren Bogen umfaßt waren. Die Rundstäbe der Nebenstützen, die unprofilierten Kanten der Bögen und der Hauptstützen, vor allem das zarte, noch zurückhaltend modellierte Weinblattwerk der Kapitelle gestatten, die Ausführung dieser im 19. Jahrh. durch teilweisen Abbruch und durch Hinzufügung eines krönenden Zinnenkranzes entstellten Schranken der Frühgotik zuzusprechen.

Auch die große Treppe, welche im Nordkreuzarme längs der Krypta aufsteigt und durch die nördliche jener beiden Abschlußwände zum Chor austritt, dürfte gleichzeitig mit diesen entstanden sein. Ihre Anlage war vermutlich erforderlich geworden, um zu ermöglichen, daß die vom hohen Chor ihren Ausgang nehmenden Prozessionen in paarweise geordnetem Zuge von dort zur Kirche schreiten konnten, wie wir dies aus dem mehrfach angeführten Breviar entnehmen können.

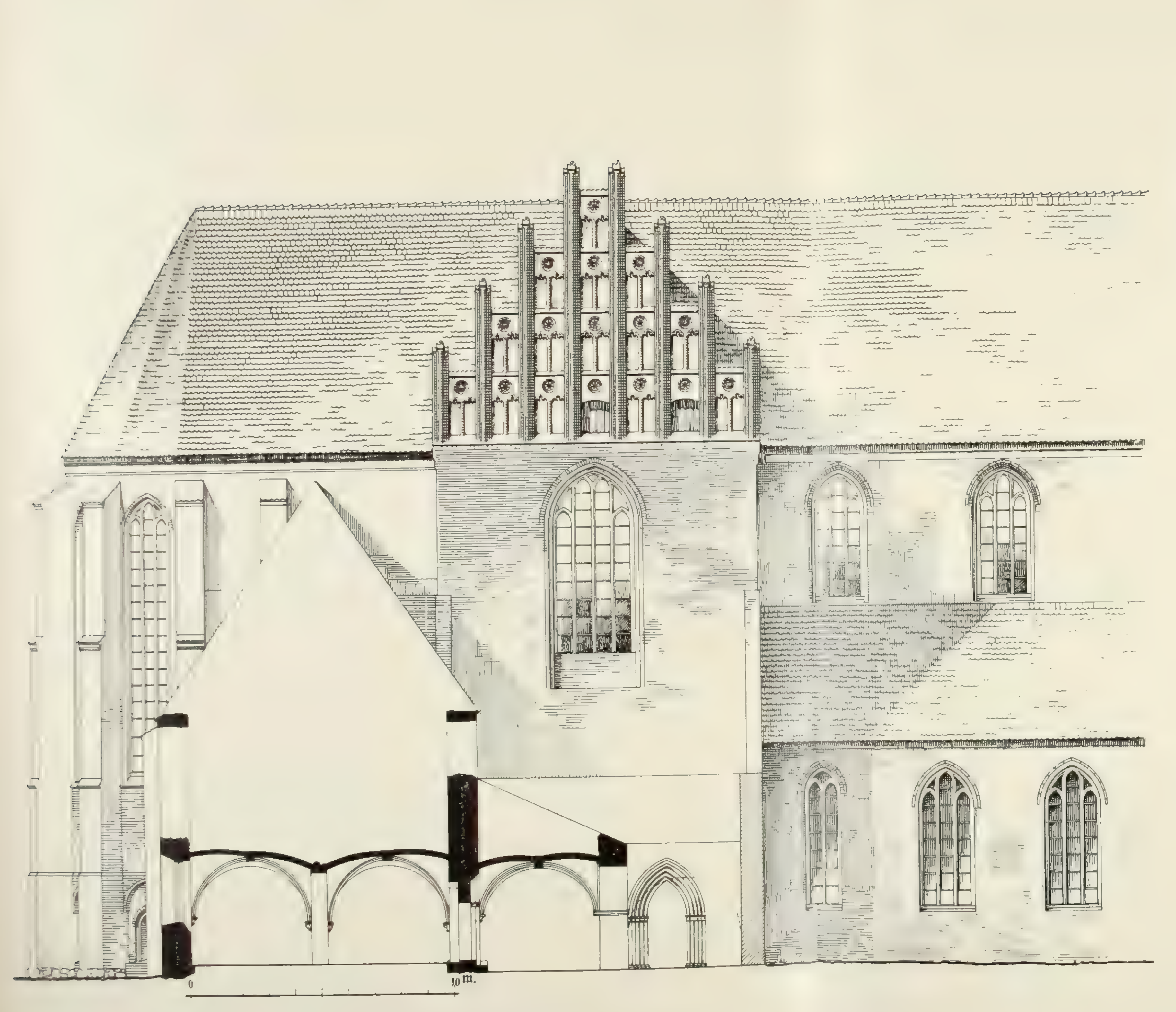
Noch ein anderes Bedürfnis führte an der westlichen Stirnwand der Krypta zu einer weiteren Neueinrichtung, nämlich der eines Ambo (vgl. S. 227), wie man ihn ähnlich noch in den Domen zu Lübeck, Münster und Naumburg, dessen Ostlettner hier allein in Betracht kommt, sowie in der Kirche zu Gelnhausen sehen kann.

Von der Unterwölbung dieses Ambo lassen sich im Dome noch einige Reste nachweisen. Vor allem gehört zu ihnen der sonst ganz zwecklos erscheinende Bogen, der sich am Ende des nördlichen Seitenschiffs zwischen den letzten Arkadenpfeiler und jene neugeschaffene Chorverlängerung spannt und über sich noch durch einen kleinen, wagrecht verlaufenden Absatz die Bodenhöhe des Ambo verrät. Einen gleichen Bogen dürfen wir im Süden voraussetzen.

Die Raumteilung unter dem Ambo bezw. die Anordnung der Gewölbe bestimmte die Stirnmauer der Krypta durch ihre beiden Öffnungen, zwischen denen nun wiederum wie vordem der Kreuzaltar zu stehen kam. Es ergab sich so ganz von selbst eine Dreiteilung, die also an der Vorderseite des Ambo zwei Stützen erforderte. Auch diese waren tatsächlich vorhanden und hielten sich naturgemäß in der Flucht des letzten Arkadenpfeilerpaares, um dieses als sichere Eckstützen benutzen zu können. Die Fundamente der beiden Freistützen fand man, ohne sich freilich ihren einstigen Zweck erklären zu können, im Jahre 1837 bei Anlage der gegenwärtigen Treppe. Stappenbeck gibt in seinem Bericht eine Skizze davon und auch in einem Grundriß im Nachlasse des ehemaligen Konservators v. Quast sind sie noch verzeichnet.

Der Ambofußboden war wohl nur wenig über den des Chores erhöht, und insofern steht die Brandenburger Anlage wohl unter allen noch erhaltenen einzig da. Sieht man von dieser geringen Erhebung ab, so erstreckte sich der Hochchor damals insgesamt also noch bis über das östliche Langhausjoch hinweg und nahm somit etwa den doppelten Umfang des Altarhauses und die Hälfte der ganzen Kirchenlänge ein — eine Tatsache, die für die stetig zunehmende Entfaltung des Kultus und seiner großzügigen Zeremonien bezeichnend ist.

Damit war nun wohl vorerst allen liturgischen Bedürfnissen und den Anforderungen des baulichen Zustandes der Kathedralkirche genüge getan. Die Vollendung des ganzen Dombaues darf mit jener Weihe des Augustinusaltars i. J. 1333 als abgeschlossen betrachtet werden, also etwa gleichzeitig mit einer entsprechenden großen Umwandlung des Havelberger Domes. Vieles ist offenbar davon zugrunde gegangen. Vieles hat durch die zahlreichen Überarbeitungen des Domes und Ausbesserungen einzelner Teile seinen ursprünglichen Charakter eingebüßt.



Domkirche. Ansicht eines Teiles der Nordseite nebst Schnitt durch den östlichen Konventbau.

0
10 m.

Querschnitt durch das Langhaus nebst Westgiebel.

Sechste Bauzeit. Der Vermögensbestand des Domkapitels war im letzten Viertel des 14. Jahrh. durchaus ungünstig für bauliche Unternehmungen. Indessen wurde i. J. 1377 der reparaturbedürftige Zustand des Domes so gefahrdrohend (Riedel VIII, 315—316), daß er unabwendlich einen Erneuerungsbau von bedeutendem Umfang erheischte. Bischof Dietrich v. Schulenburg begann ihn nach eingehender Beratung mit dem Kapitel und überließ diesem zugunsten der Baukasse die Einkünfte der Kirche zu Klein-Kreutz. Aus mancherlei Veräußerungen, wie dem Verkauf des Hauses, welches das Kapitel in Magdeburg besaß, und aus weiteren Zuweisungen an die wiederum von einem besonderen magister structurae verwaltete Baukasse, der noch i. J. 1389 die aus den Pfarreinkünften von Tremmen, Schmerzke und Mittenwalde zuflossen, ersehen wir, daß die Schäden am Bau nicht gering waren und bedeutende Aufwendungen an Zeit und Geldmitteln erforderten.

In gutem Vertrauen auf die Stärke des romanischen Baues hatte man um 1230 seinen Mauern nicht nur eine Erhöhung, sondern auch die Last und den Druck von Gewölben zugemutet. Hätten deren Abmessungen dafür auch vollauf genügt, so war doch, wie zu vermuten ist, ihre geringe Standsicherheit auf einer Erdbogengründung in sumpfigem Erdreich der Überbürdung nicht gewachsen und führte zu ernsten Mißständen. In klarer Erkenntnis ihrer Ursachen entschloß man sich nun endlich, den Ostteilen durch Hinzufügung von Strebepfeilern dauernde Standfestigkeit zu geben und mit zweifelhaften Konstruktionen möglichst gründlich aufzuräumen. Man brach das in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. ausgeführte Altarhaus bis fast auf den Chorfußboden ab. Etwas unterhalb dieser Höhe spannte man zwischen die jetzt erst der Apsis vorgelegten tiefen Strebepfeiler annähernd halbkreisförmige, etwa einen Stein tiefe Bögen und begann auf ihnen eine polygonale Ummantelung der Krone der Kryptamauer, auf welcher man dann den neuen Chor nach fünf Seiten des Zehnecks aufbaute. Bei einem solchen Verfahren der Aufsattelung konnte freilich der Rücksprung beim Beginne der Apsis nicht beseitigt, sondern nur durch einen der Strebepfeiler bis fast zum Hauptgesimse verdeckt werden, wo er wieder zum Vorschein kam, um erst im Dach ausgeglichen zu werden. Über einer einfachen Sockelschräge, die auch die Strebepfeiler umzieht, erhielten die Chormauern außen ein aus glasierten Köpfen gebildetes einfaches Rautenmuster, innen aber halbrund geschlossene, flache Nischen und wurden im oberen Teile von hohen dreiteiligen Fenstern durchbrochen. Die Profilierung der Pfeiler, Fenstergewände und Vierungsbögen ist von großer Einfachheit, da sie vorherrschend aus Fasen, Abrundung oder Rund- und Gratstäben besteht. Sie darf über die Entstehungszeit des Chores nicht täuschen; denn jene einfachen Profile gehen zum Teil auf die frühere Kantengliederung zurück — bei den Vierungsbögen tritt in halber Bogenhöhe, wo der Ansatz liegt, ein teilweiser Wechsel der Profile ein —, zum Teil ist die archaistische Aufnahme der älteren Formen der Spätgotik eigen. Die Rippen sitzen im Chor auf ausgekragten Diensten (Abb. 178) mit unscheinbaren schmucklosen Kapitellen.

Beide Kreuzarme erhielten in den neuen Mauerteilen, doch nur an den Flanken ähnliche aber etwas reicher gezeichnete Rautenmuster und unter dem Gesims einen vier

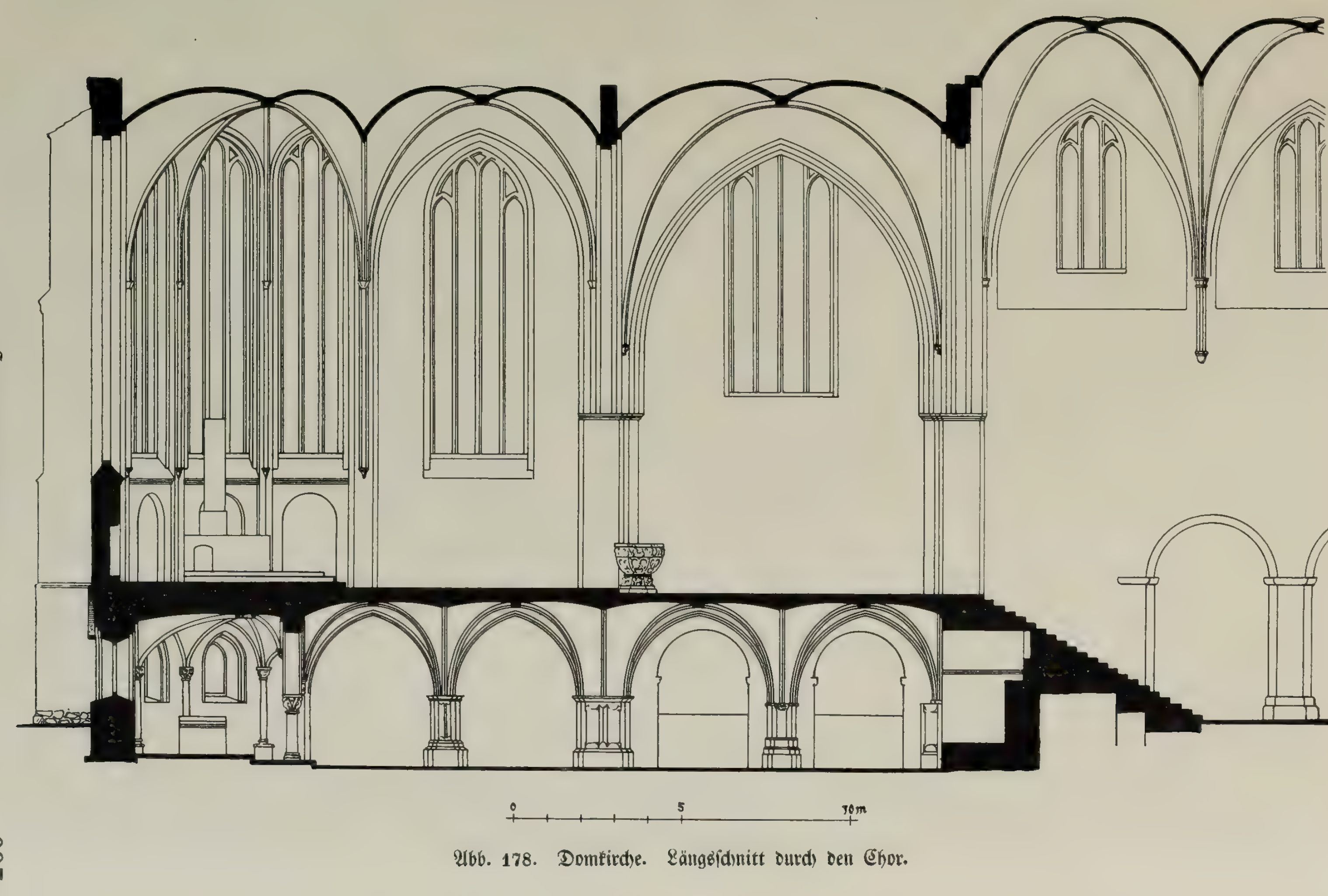


Abb. 178. Domkirche. Längsschnitt durch den Chor.

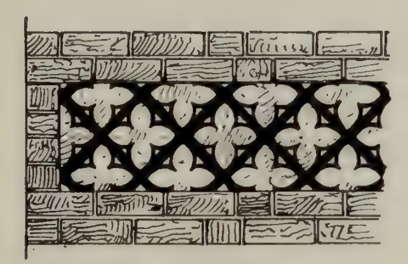


Abb. 179. Domkirche. Gemalter Fries auf der Ostseite des Nordkreuzarmes.

Schichten breiten gemalten Maßwerkfries (Abb. 179). Die Giebelseiten öffnete man in großen vierteiligen Fenstern mit einfachem, zu vier kleinen Spitzbögen vereinigtem Pfostenwerk. Von den Giebeln selbst ist der südliche samt einem großen Teile dieses Kreuzarmes späteren Schicksalen erlegen, nur der sehr stattliche am Nordkreuzarm ist erhalten (Taf. 11). Er ist durch acht profilierte, oben schräg abgedeckte Pfeiler gegliedert, sieben Felder sind nach der Höhe in ein bis vier Stockwerke geteilt, von denen jedes durch ein gekuppeltes Blendenpaar mit einer durchbrochenen Rosette darüber belebt ist.

In Architekturformen, die dem Nordgiebel verwandt sind, wurde wohl zu der gleichen Zeit die Galerie im Nordkreuzarm (Abb. 180) erneuert, die den Hochchor mit der Sakristei verbindet. Im Innern des Querhauses finden sich einige Brustbilder von Propheten als Konsolen verwendet, wie das des Propheten Ezechiel sowie das des Königs David am Ostende des südlichen Seitenschiffs (Abb. 182).

In Anbetracht der langanhaltenden damaligen Bautätigkeit, für die sich noch i. J. 1389 Zuwendungen verzeichnet finden, geht wohl die Annahme nicht fehl, daß in dieser Zeit die Westfront jene mit Stab- und Maßwerk verzierten Strebepfeiler und das Hauptportal erhalten hat, welche der anscheinend bis dahin ziemlich vernachlässigten Schauseite eine wesentliche Bereicherung verschafften. Der Charakter der Einzelheiten würde jedenfalls dieser Zeit sehr wohl entsprechen. Die Profile, zumal die des Portalgewändes (Abb. 180), zeigen schon eine gewisse Verwandtschaft mit denen der Katharinenkirche. An den Sockeln der Gewändestäbe sind die sonst nur einzeln auftretenden Backsteinstempel zu Gruppen und Mustern zusammengestellt, ähnlich wie auch an dem Nordflügel des Kreuzganges.

Einen besonders eigenartigen und wertvollen Schmuck haben die Kämpfer der beiden Gewände erhalten. Sie sind in Sandstein ausgeführt und stellen in friesartiger Anordnung zwei Reihen von Szenen aus der Tierfabel dar (Taf. 12).

Die linke, besser erhaltene Seite (Taf. 12 A nach Bergau, Fig. 36) zeigt, wie der Fuchs, angetan mit einer Mönchskutte, in einem Meßbuche liest, wie er drei Gänsen daraus vorträgt, ihnen predigt, aber plötzlich über sie herfällt und sie würgt. Die Gänse fliehen vor ihm und verklagen ihn vor dem Richter. Schon beginnen die Gänse den verurteilten Übeltäter am Galgen hochzuziehen (fehlt in Bergaus Abbildung), da kriecht er büßend zu Kreuze, das ihm ein Geistlicher vorhält.

Diesen einfachen, ruhig fortschreitenden Vorgängen aus der Fabel steht auf der stellenweise stark verwitterten rechten Seite (Taf. 12 B) eine in den Personen öfter wechselnde Reihe von Szenen gegenüber, deren innerer Zusammenhang noch weniger sicher zu deuten ist als die äußere Erscheinung der mannigfachen tierischen und menschlichen Wesen. Sie beginnt an der Tür mit einer halben männlichen Figur, deren Oberkörper fehlt. Die Beine sind seitwärts gegen einen Stuhl der folgenden Darstellung gestemmt. Hier hocken zwei Vögel einander gegenüber auf

0 1 m. 2 m.

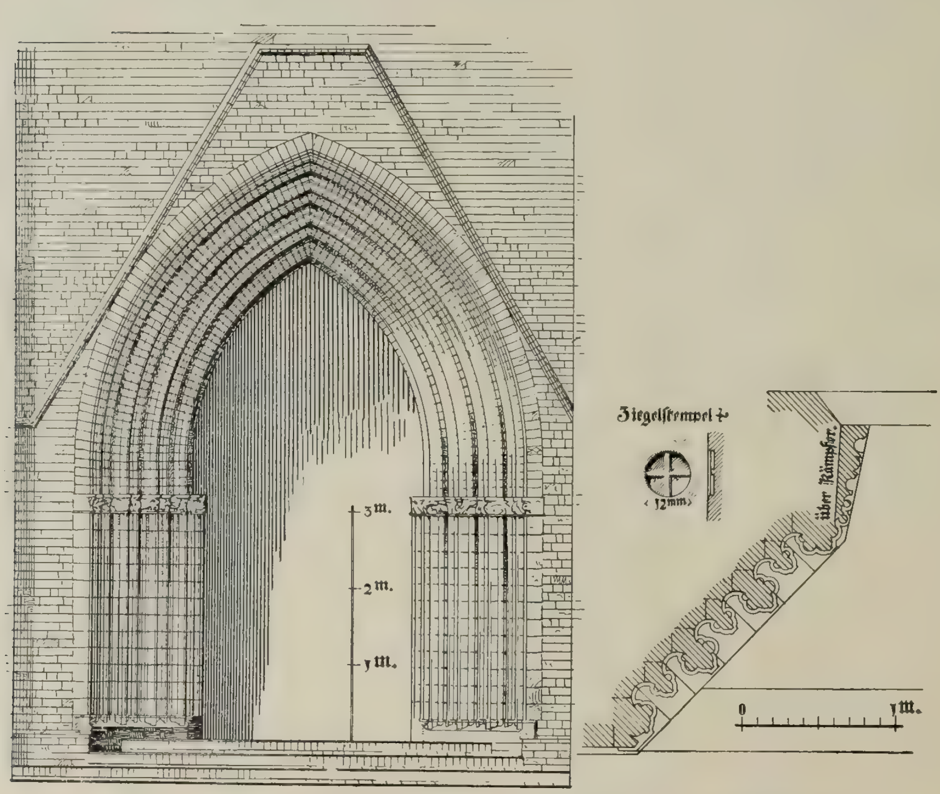


Abb. 180. Domkirche. Teil der Galerie im Nordkreuzarm und Westportal.

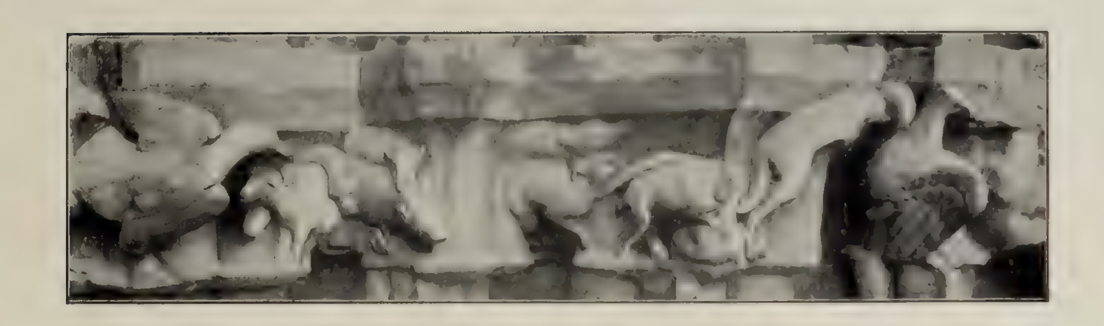


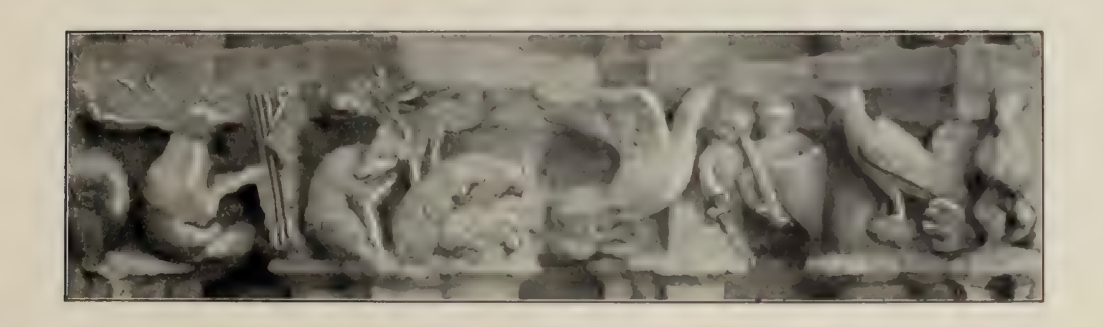




Domkirche. Kämpferdarstellungen am Westportal
(nach Bergau, Fig. 36).







Domkirche. Kämpferdarstellungen am Westportal.



Abb. 181. Ziegelmarken von Domkirche und Stiftsgebäuden.

hochlehnigen Stühlen beim Schachspiel. Darauf folgt der Bau einer Mauer durch zwei kleinere Vögel, von denen der eine die Kelle führt, der andere einen mittels Kran hochgezogenen Quaderstein heranzieht. Daran schließen sich Vorgänge, in denen Adler und verschiedene Arten von Vierfüßlern, anscheinend Schweine, Schafe, Hirsch und Wolf handeln. Gegen Ende mischen sich auch zwei kleine mit Schild und Schwert gewaffnete Ritter unter die großen Vögel.

Die das Portal überragende Wimpergform (Abb. 180) ist durch die Erneuerungsarbeiten des Jahres 1836 entstellt.

Siebente Bauzeit. Im Jahre 1426 waren wieder, wie urkundlich überliefert ist (Riedel VIII, 399), bedeutende Herstellungsarbeiten an Turm und Kirche erforderlich. Auf den sehr allgemein gehaltenen Antrag des Dompropstes genehmigte der Kurfürst in ebenso unbestimmter Weise „das Gotteshaus an Türmen und an Kirchen zu bauen und zu bessern".

Allem Anscheine nach hat sich diese große Unternehmung auf den Westbau und das Langhaus, zumal auf das südliche Seitenschiff erstreckt, dessen Außenmauer, wie es scheint, damals vom Grunde neu aufgeführt wurde.



Abb. 182. Domkirche. Kreisfüllungen an der Südseite und zwei Gewölbekonsolen des südlichen Seitenschiffs.

Darauf deutet der Umstand, daß hier im Gegensatze zur Nordseite vom romanischen Mauerwerke gar nichts erhalten blieb. Die Formen der inneren Pfeilervorlagen und Gewölbe behielt man im wesentlichen bei oder ergänzte sie von neuem. Am besten kennzeichnet sich die späte Zeit durch die technisch vollendeten und meist reizvoll entworfenen, durchbrochenen Kreisfüllungen (Abb. 182), mit denen die Seitenschiffsmauer zwischen den Fenstern geschmückt ist. Sie erinnern sehr an technisch verwandte Zierstücke der Schloßkapelle in Ziesar, des Altstädter Rathauses und der Gotthardtkirche, die sämtlich im 15. Jahrh. entstanden sind. Auch die Mittelschiffsmauer wurde zwischen den Fenstern mit Kreisblenden belebt, die aber leer blieben. Die Formsteine der Fenster tragen auch hier Ziegelmarken (Abb. 181 fghi). Im Innern des Seitenschiffs, an dessen Ostende, ist außer König David der in Abb. 182 wiedergegebene Prophet Ezechiel als Kragstein eingelassen. Sie waren wohl aus der früheren Bauzeit vom nördlichen Querschiffsflügel übrig geblieben; zwei formverwandte Steine mit dem Brustbilde des Daniel (Abb. 182) und des Jeremias liegen z. Z. außer Gebrauch in der Krypta.

Der gleichen Bauzeit gehören anscheinend auch der Treppenturm am Westende dieses Seitenschiffes an, sowie die an der Ostseite des südlichen Kreuzflügels angelehnte Wendeltreppe.

Die zweitürmig angelegte Westfront des Domes ist nie zur völligen Vollendung gekommen. Das darf, selbst unter der begründeten Annahme mehrfacher schwerer Verfallschäden im Laufe des späteren Mittelalters, ausgesprochen werden. Besonders der Südturm ist wohl nie über die Höhe seines jetzigen Stumpfes hinausgediehen. Wenigstens ist von einem etwaigen Einsturz nichts überliefert. Von den sehr tiefen, schmalen, mit Leistenwerk überzogenen Strebepfeilern sind nur zwei an der Westseite des Nordturmes bis etwa zur Höhe des Mittelschiffs erhalten und waren auch kaum jemals weiter ausgeführt. Mit der jetzigen Oberkante des übereck gestellten nördlichen Pfeilers endigt überhaupt das mittelalterliche Mauerwerk des Turmes. Der durch eine große Sternform im Kreise belebte, hinter dem Westbau aufragende Schiffsgiebel (Taf. 41) verdankt seine Entstehung einer neuzeitlichen Erneuerung in alter Form i. J. 1834.

Im Jahre 1521 sammelte Bischof Dietrich in der ganzen Diözese Baugelder für eine durchgreifende Wiederherstellung des verfallenen Domes (Riedel VIII, 486). Es war dies vierzehn Jahre, nachdem dem Kurfürsten vom Papste Patronatsrechte über das Kapitel zugestanden worden waren; dennoch hören wir diesmal nichts von einer besonderen Genehmigung des Bauunternehmens seitens des Kurfürsten. Es scheint sich weniger um Neuherstellungen als um bloße Ausbesserungen gehandelt zu haben.

Spätere Umänderungen. Beim Jahre 1562 wird vom Einsturz eines Kirchengiebels berichtet (vgl. Akten im Domarchiv). Es war dies ohne Zweifel der südliche Kreuzarmgiebel, von dem wir aus dem Bericht über die Erneuerung i. J. 1834 wissen, daß er schon vordem in unkünstlerischer notdürftiger Weise ausgebessert, ergänzt und an verschiedenen Stellen mit Strebepfeilern besetzt war. Von seinem damaligen Aussehen gibt uns eine Bleistiftzeichnung in der Sammlung des Historischen Vereins zu B. ein wenn

auch vielleicht für die Einzelheiten nicht ganz zuverlässiges Bild. — Im Anschluß an die damalige Giebelherstellung scheint i. J. 1566, nach einer Angabe in den Domakten, der „Glockenturm gebaut" worden zu sein. Ob er damals seine Vollendung erreichte, ist zweifelhaft, da auch aus dem Jahre 1578 Rechnungen über den Turmbau vorliegen. 1582 freilich hören wir bereits von einer Reparatur der Turmspitze, die demnach in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. ausgeführt wurde, wiewohl nur als hölzerner Notbau.

Unter dem Schildbogen am östlichen Ende des südlichen Seitenschiffs befindet sich die in Relief angetragene Jahreszahl 1588, deren Bedeutung für die Geschichte des Baues indessen fraglich ist. Ein Anstrich des Kircheninnern, weiß für die Wände und rot für die Pfeiler, sowie eine Erhöhung des Fußbodens erfolgte i. J. 1615, eine Turmreparatur i. J. 1632.

Eine auf die Orgelempore bezügliche Inschrift besagt: „Dieses Chor ist von neuem erbaut, auch die Orgel ratificiret bei Lebzeiten dieser Herren Residenten der bischöflichen Stiftskirchen allhier 1616".

Im Jahre des Westphälischen Friedens wurde die Domkirche auf Veranlassung des damaligen Dompropstes v. Burgsdorf sowohl außen wie innen an Fenstern, Stühlen und anderem erneuert. Damals wurde auch zum ersten Male eine große Steintreppe zum hohen Chor ausgeführt, der Altar aber, welcher bis dahin an ihrer Stelle gestanden hatte, der Petrikirche verehrt. Auch das Kruzifix hinter dem Altare wurde ausgebessert und höher aufgestellt.

Im Jahre 1660 mußten mehrere eingestürzte Gewölbe erneuert werden.

Im Jahre 1665 drohte dem im oberen Teile noch immer nur aus Holz bestehenden Turme der Einsturz; er mußte abgebrochen werden. Trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse plante man nunmehr eine Ausführung in Stein. Der im Domarchiv aufbewahrte Vertrag, der 1669 mit Meister Christoph Pauschen abgeschlossen wurde, trug diesem auf, den Turm „15 Mann hoch" höher zu mauern als er war, unten viereckig, oben achteckig, „wie der Neustädter Turm gemacht ist." Nach Beckmanns Nachlaß war der Turm zu Pfingsten 1672 vollendet. Den Beginn des neuen Mauerwerks bezeichnen noch heute sieben in Sandstein gearbeitete Wappen von Domherren mit dem des Großen Kurfürsten an der Spitze. Der darüber aufsteigende viereckige Turmkörper ist von ganz schlichten, paarig gruppierten Spitzbogenfenstern mit abgerundeten Kanten durchbrochen und geht in Höhe von zwei Stockwerken über den Wappen in nüchterner Weise ins Achteck über. Das niedrige Achteckgeschoß enthielt auch damals schon die Uhr. Darüber erhob sich die hölzerne Spitze mit zwei offenen Laternen zwischen geschweiften Hauben zu einem zierlich fein umrissenen Aufbau: so zeigt ihn in geometrischer Ansicht der Heinßsche Aufriß (Abb. 183) von 1705 in einem Sammelbande von Wappen in der Bibliothek des städtischen Gymnasiums.

Im Jahre 1691 wurde die Kanzel aufgestellt. Im Jahre 1706 errichtete man auf den Chorstufen einen — nicht mehr vorhandenen — Schülerchor.

Am Ostende des südlichen Seitenschiffs, etwa 1 m unter dem Gewölbe, ist die Inschrift angemalt: „Renovirt 1722".



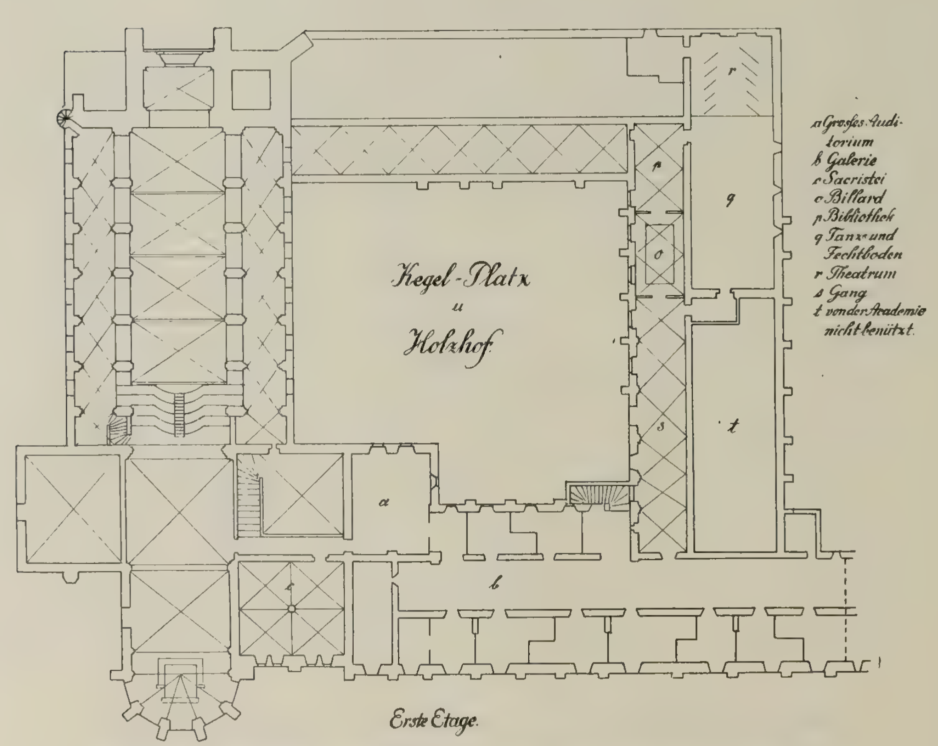


Abb. 183. Domkirche. Grundriß und Ostseite des Domklosters nach Heinß.

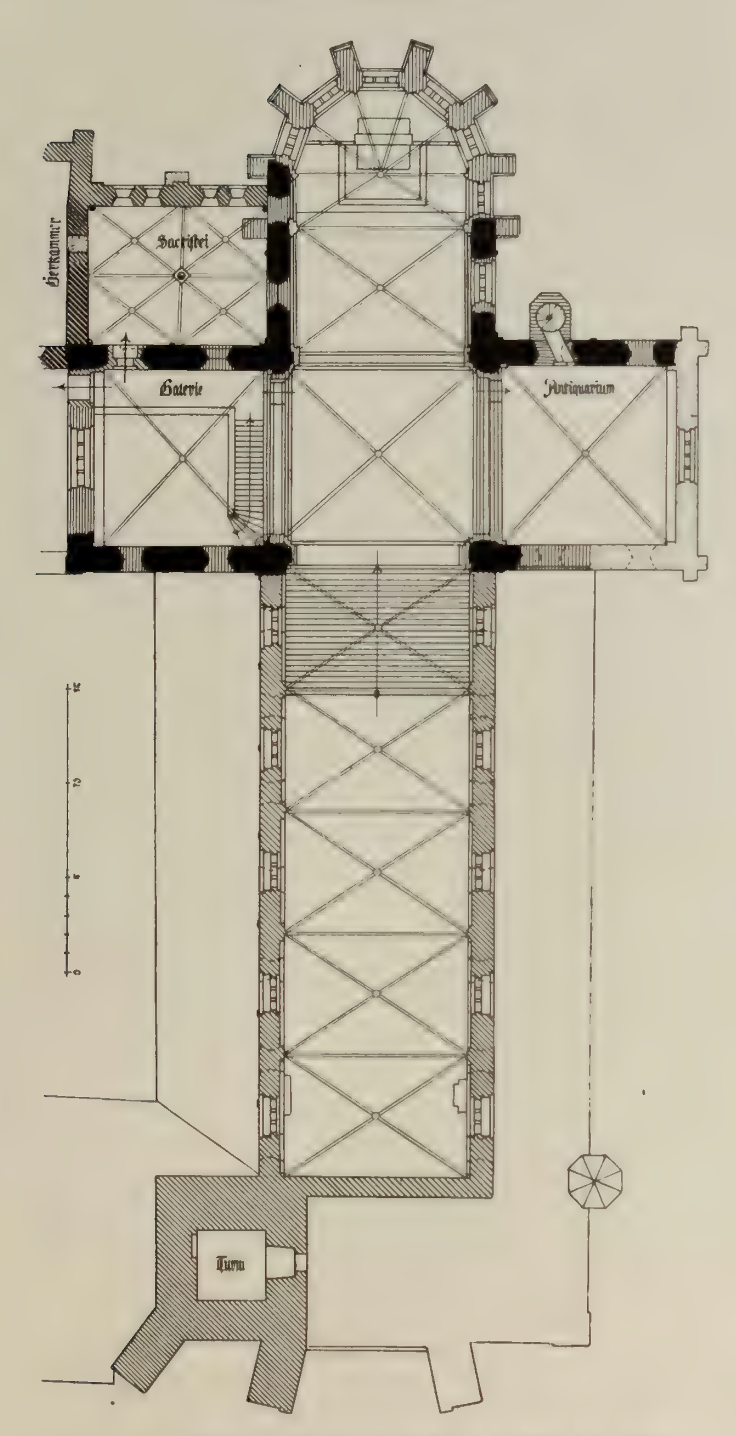


Abb. 184. Domkirche. Grundriß der Kirche in Höhe des Chores.

In den Jahren 1723 bis 1725 wurde die innere Einrichtung des Domes in Barockformen umgewandelt und der Abputz des Innern in weiß und gelb erneuert. Die alten Nebenaltäre verfielen damals dem Abbruch. Zu neuer Aufstellung kamen dafür die von Joachim Wagner und Bildhauer Glume in Berlin angefertigte Orgel (Akten im Domarchiv, Bauten B. 3, Vol. 2), der von Berlin gekommene Hochaltar von 1518 und das v. Schlaberndorffsche Grabdenkmal.

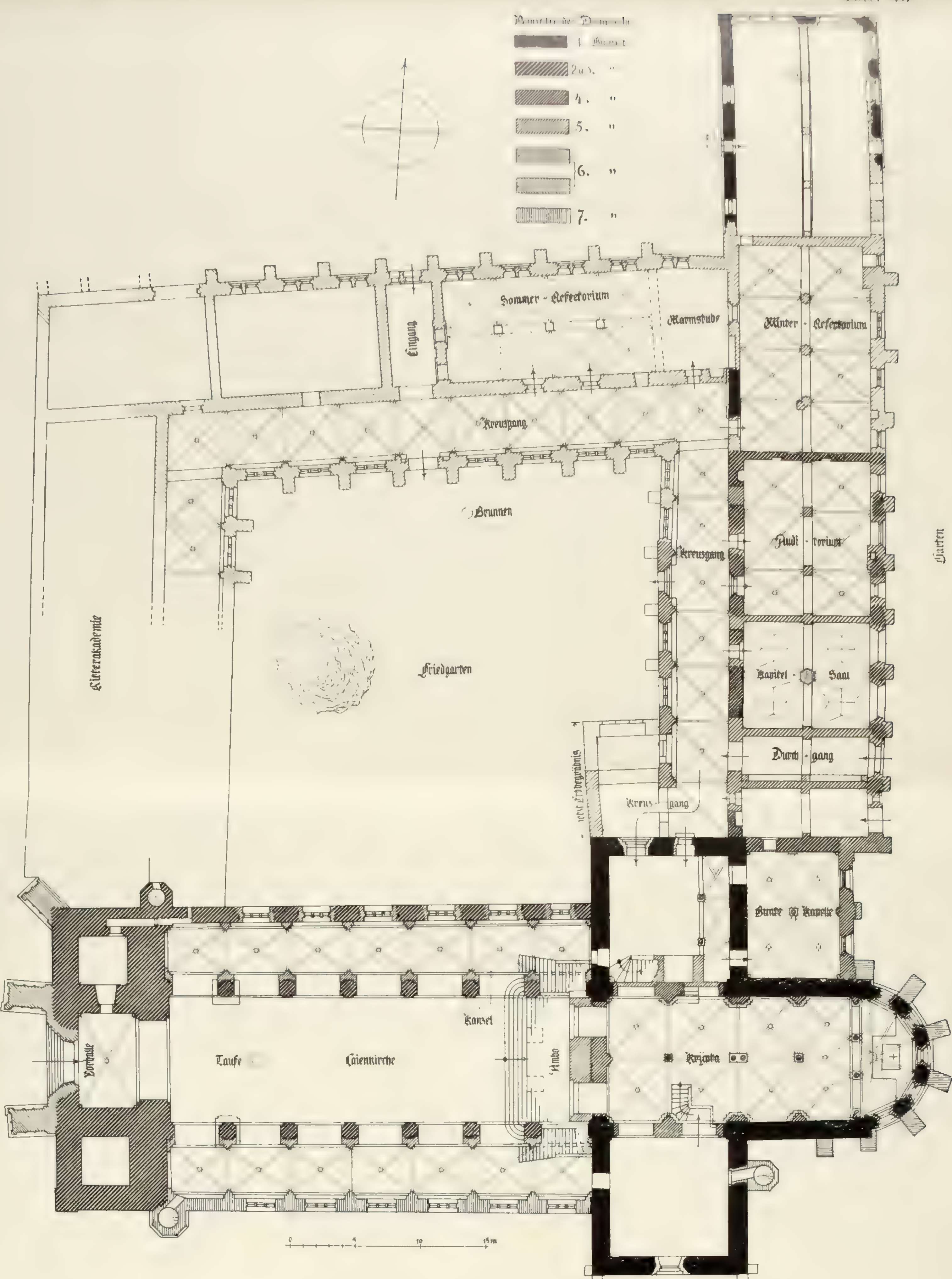
Eine Wiederherstellung des Turmes wurde i. J. 1763 nötig. Damals wurden die Gewölbe über der Orgel ausgeführt (Akten im Domarchiv von 1801, Tit. VI Litt. B. Vol. 3) und vermutlich auch die Ummantelung der beiden westlichen Arkadenpfeiler, die 1801 schon bestand. Die Jahreszahl 1763 findet sich auch, rot angemalt, im Untergeschoß des südlichen Kreuzarmes über der Tür zum südlichen Seitenschiff. Ebenda steht an der Ostwand oben „Renovieret 1777“.

Das vierte Jahrzehnt des 19. Jahrh. brachte der Domkirche eine allgemeine Erneuerung. Auf Grund von Untersuchungen und von Aufnahmezeichnungen des Baues von Pflughaupt, welche leider verloren zu sein scheinen, wurde diese unter der Leitung des Bauinspektors Heidfeld und des damaligen Baukondukteurs Stappenbeck ausgeführt, dem wir einen wertvollen Bericht über die Untersuchung der alten Gründungen des Bauwerks verdanken (die Urschrift befindet sich im Besitz des Hist. Vereins). Gefährdet zeigte sich damals wiederum hauptsächlich der südliche Kreuzarm, der nun ein neues Grundmauerwerk erhielt und zum größten Teile neu aufgeführt wurde. Die Wände und Gewölbe des Hauptschiffs wurden durch eiserne Anker zusammengehalten. Die Westfront mit dem Turm erhielt ihre gegenwärtige Gestalt nach einem Entwurfe von Schinkel (Akten im Domarchiv, Tit. VI Litt. B. 3, Vol. 4). Der Turm wurde damals über der Uhr mit einem Bogenfries und einem Helm geendigt, der durch seine kurz abgestumpfte Spitze dem um 1820 von Schinkel ausgeführten Helm der Kirche zu Wachow (Kr. Westhavelland, nordöstlich von Brandenburg) ähnelt. Die Einweihung der Kirche fand am 1. Oktober 1836 statt (vgl. die Erinnerungstafel am fünften Langhauspfeiler der Südseite).

Nach 1847 plante Friedrich Wilhelm IV. einen zweitürmigen Ausbau, zu dem unter Mitwirkung von Stüler die noch heute im Domarchiv erhaltenen Pläne gezeichnet wurden. Nachdem der Dom für die Zeit vom 27. November bis zum 5. Dezember des Revolutionsjahres 1848 durch Einziehen einer durchgehenden Zwischendecke in Höhe des Chores zu einem Sitzungssaale für die von Berlin verlegte Nationalversammlung umgewandelt worden war, stellte man im folgenden Jahre den alten Zustand wieder her. In den Jahren 1849 und 1892 fanden Wiederherstellungen des Innern statt.



Abb. 185. Schlußstein des frühgotischen Umbaues.



Grundriß der Domkirche und der Klausurgebäude.



Abb. 186. Domkirche. Baldachin von einem Schnitzaltar an der Südwand des Antiquariums.

Innere Ausstattung.

Hochaltar. Spätgotischer Flügelaltar von 1518. Der Schrein (Taf. 41) ist 2,40 m breit und enthält unter einer reichen Baldachinarchitektur drei meisterhaft geschnitzte Figuren: die Himmelskönigin mit dem Kinde auf der Mondsichel (mit Menschengesicht), stehend und von Strahlenglorie umgeben, von zwei kleinen schwebenden Engeln gekrönt. Der auf schlankem Halse getragene Kopf ist ausgezeichnet durch eine sehr hohe gewölbte Stirn, lockiges Haar fällt vom Scheitel auf die Schultern herab. Der Körper ist von sehr ruhiger Haltung und vom Gewande und Mantel in reichem Faltenwurf umrahmt. Das auf den Händen der Maria ruhende Christuskind wendet den Rumpf aufrecht nach vorn, was eine etwas gewaltsame Biegung des Körpers zur Folge hat. Zur Linken steht Petrus mit Schlüssel und Schriftrolle in den Händen. Der Kopf mit dem bezeichnenden Haar und Bart ist erheblich lebensvoller als der der Maria. Die weitaus gelungenste der drei Gestalten ist jedoch der Paulus auf der rechten Seite des Schreins, eine prächtige, markige Figur, welche die Arme in ruhiger Entschlossenheit auf das lange Schwert stützt. Von dem ritterlichen Kopfe wallt ein am Kinn geteilter langer, grauer Bart auf die Brust herab. Den oberen Teil des Schreins füllt das üppige Baldachinwerk, dessen zierliche Architekturformen sich in schwungvollen Biegungen bewegen. Es ist wie der Grund des Schreins und die Gewänder der Figuren ganz vergoldet und zeigt nur einige blaue Untersichten und Tiefen, wie auch die Gewänder nur hie und da durch blaue oder grüne Innenseiten und durch das blaue Kleid der Maria Abwechselung erhalten; doch ist die Bemalung im 19. Jahrh. erneuert. An zwei kleinen Wappenschilden der Baldachine steht die Jahreszahl 1518 und am Fußbrett des Schreins: „Anno d[omi]ni: 1518 · Sub · d[omino] · Valentino Abbate." in gotischen Minuskeln. Diese Inschrift erklärt sich daraus, daß der Schrein aus dem Kloster Lehnin stammt, von wo er bei Aufhebung des Klosters nach Berlin kam. Kurfürst Joachim II. überließ ihn dann dem Brandenburger Kapitel; doch erst 1723 bei der Umgestaltung der Ausstattung des Domes erhielt das wertvolle Werk seinen jetzigen Platz (vgl. Gebauer in den Jahresberichten d. Hist. Ver. z. B. 1904, S. 73).

Besonderer Schätzung würdig sind die Gemälde der Flügel. Die der Innenseite zeigen 4 Standfiguren, welche zu zwei Paaren gruppiert auf Goldgrund gemalt sind: links (Taf. 45 A) St. Maria Magdalena (das Salbengefäß in den Händen) und St. Benedictus Abbas (im Ordensgewande mit Abtsstab und einem Gefäß), im rechten Flügel (Taf. 45 B) St. Bernhardus Abbas (in weißem Mönchsgewande, in den Händen Stab und Buch) und St. Ursula (gekrönt, in reich gesäumtem roten Mantel und mit zwei Pfeilen in der rechten Hand). Während bei den geschnitzten Figuren des Schreins die männlichen die bedeutenderen sind, sprechen hier die weiblichen besonders an, zumal Maria Magdalena durch den schönen Kopf, der mit dem Schleier umwunden ist. Die Köpfe der Männer erscheinen namentlich im Vergleiche zu denen der Schnitzfiguren klein. Der Faltenwurf hält sich im Gegensatze zu den geknitterten Motiven bei jenen hier meist in ruhigem Fluß. — Die Rückseiten der Flügel zeigen je zwei der vier großen Kirchenväter (quatuor doctores) mit blauem Himmel als Hintergrund. Der linke Flügel (Taf. 46 A) enthält St. Gregorius (mit Tiara und Pontifikalstab) und St. Ambrosius (im bischöflichen Ornat), beide in reichen, farbigen Gewändern und mit Büchern in den Händen. Den Vordergrund beleben zierliche Blumenstauden. Auf dem rechten Flügel (Taf. 46 B) erscheinen in gleicher Ausführung St. Augustinus im bischöflichen Gewand und mit einem durchbohrten Herzen in der Hand, sowie St. Hieronymus als Kardinal von seinem Löwen begleitet. — Die 3 m breite Staffel ist z. Z. leer und offen. Der Mensa aus Sandstein fehlen die Weihkreuze.

Der bis 1723 in Gebrauch gewesene Altar aus dem 14. Jahrh. hatte (nach

0 1 m.

modern.

Abb. 187. Domkirche. Tabernakel im Antiquarium.



Domkirche. Schrein des Hochaltars.

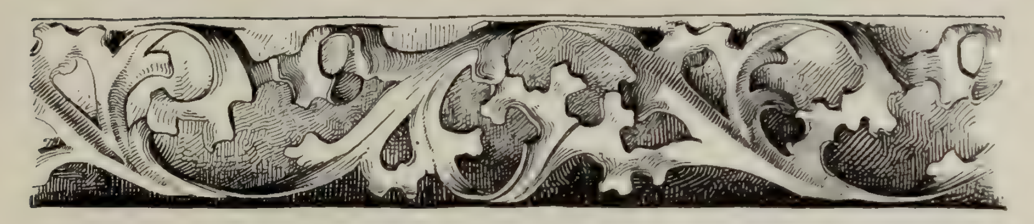


Abb. 188 Domkirche. Geschnitzter Fries vom jetzigen Hauptaltar.

Wernicke im „Bär" 1878, S. 4 ff.) einen höchst eigenartigen Aufbau aus einem mittleren hohen, in spitzem Helm endigenden Tabernakel (Abb. 187) und zwei seitlichen Schreinen, die zu einer Gruppe von malerischem Umrisse vereinigt waren. Sämtliche Hauptteile dieses Aufbaus scheinen noch erhalten zu sein. Die beiden Schreine (Taf. 47 A und B) mit ihren bekrönenden Wimpergen sind als friesartiger Schmuck der Abschlußwand neben dem jetzigen Hauptaltar angebracht. Die Bemalung ist auch an ihnen erneuert. Die der Mitte zugewendeten Enden der beiden Teile enthalten als Hauptfigurengruppe die Krönung Mariä durch Christus in halber Lebensgröße. Neben ihnen, nach außen zu, sind noch je zwei Heilige (drei Apostel und ein Bischof) angeordnet. Die ebenfalls mit Wimpergen bekrönten Flügel der Schreine schließen jetzt diese mit dem Hauptaltar zu einer Bilderwand von reichster Wirkung (siehe das Chorinnere auf Taf. 37 u. 40) zusammen.[1]) Ihre Flächen sind in zwei Reihen übereinander mit kleinen Heiligenfiguren unter Kleeblattbogen besetzt, welche auf der Vorderseite geschnitzt, auf der Rückseite aber gemalt sind. Die unter ihnen befindlichen Heiligen Sigismundus, Vitus und Wenceslaus deuten auf den böhmischen Ursprung des Werkes (Wernicke a. a. O.). Nicht mehr an ihrer ursprünglichen Stelle, sondern im Antiquarium befinden sich die nachstehenden Teile des ursprünglichen Hauptaltars.

Die gemalten Flügeltüren der Predellen der Schreine (Taf. 48) stellen folgende Szenen aus dem Leben des Petrus und des Paulus dar: auf der einen Langseite Petri Fischzug, Befreiung aus dem Kerker, domine quo vadis, und auf der Schmalseite das Martyrium Petri; auf der anderen Langseite Pauli Bekehrung, Taufe, Predigt vor den Juden, und auf der Schmalseite seine Hinrichtung. Diese figürlichen Darstellungen in Temperamalerei auf Goldgrund sind farbenreiche Kompositionen, deren Farbengebung indessen etwas einseitiger Art ist, insofern z. B. blau darin vollständig fehlt, rot, grün und weiß hingegen vorherrschen. Die Zeichnung erscheint recht altertümlich.

Das Tabernakel (Abb. 187), welches einst die Mitte der ganzen Gruppe einnahm, ist wie die Schreine aus Holz und ganz vergoldet. Der Fuß ist mit Blattwerk bemalt und einem Kelchfuß ähnlich eingezogen. Der sechseckige Körper besteht in einem Aufbau aus zwei laternenartigen Stockwerken von sehr schlanken Verhältnissen, die oben ein spitzer krabbenbesetzter Helm ab-

[1]) Diese Seitenflügel ließen (nach einer aufgemalten Inschrift) einige Domherren i. J. 1723 ansetzen und die ganze Bilderwand „renovieren".

schließt. Beide sind aus zierlichen gotischen Architekturformen aufgebaut, deren fensterartige Öffnungen früher mit rot und blau gefärbtem Papier hinterlegt waren. Diese reichen nicht bis auf den Fuß herab, vielmehr ist der untere Teil des Tabernakels rings geschlossen. Von den sechs Abschlußflächen waren die drei vorderen mit erhaben geschnitzten Figuren geschmückt. Zwei Engel mit gemalten Flügeln begleiteten beiderseits eine gemalte Heiligenfigur; nur der rechte davon ist noch erhalten. Von den drei hinteren Seiten war die mittlere als Türchen zu öffnen, die beiden seitlichen waren leer.

Durch ein im Antiquarium aufbewahrtes Pergamentzettelchen des Inhalts, daß am 12. April 1375 unter Bischof Dietrich v. Schulenburg „completa est hec archa per manus magistri Nicolai Tabernaculi in honore domini nostri Jhesu Christi et beate Marie virginis gloriose et beatorum apostolorum Petri et Pauli, Andree et beati Augustini“ (Riedel VIII, 310), wird (nach Wernicke a. a. O.) mit hoher Wahrscheinlichkeit die Entstehungszeit (1375) und der Meister des Tabernakels, Nicolaus Tabernaculus, bestimmt.

Die oben beschriebene Zusammenstellung der Teile ist im allgemeinen nicht unwahrscheinlich, nur geht Wernicke (a. a. O., S. 6) mit der Behauptung zu weit, daß die Architektur der bekrönenden Wimperge der Schreine mit denen des Tabernakels in den Formen völlig übereinstimme. Tatsächlich unterscheiden sich beide zum Teil merklich voneinander, namentlich im Charakter und Profil des Maßwerks; auch ist die Form der Krabben am Tabernakel einfacher und altertümlicher. Somit wäre die Auffassung Wernickes etwa dahin ein wenig umzugestalten, daß die seitlichen Schreine etwas später angefertigt und mit dem bereits vorhandenen Tabernakel zu der Gruppe vereinigt worden seien. Lotz (Kunsttopographie I, S. 92) sieht wie Wernicke in den bezeichneten Teilen des alten Hochaltares zwei einzelne Altarschreine. Münzenberger (Zur Kenntnis der mittelalterlichen Altäre, S. 61) hingegen hält das Tabernakel zwar für zugehörig zum Altar, aber die beiden Schreine als durch späteres (1723) Auseinanderschneiden entstanden.

Erscheint nach diesen Ausführungen nun auch die Zusammenstellung der Teile nach dem Vorschlage Wernickes formal durchaus begründet, so entspricht doch die dabei zugrunde liegende Auffassung des Tabernakels als Sakramentshäuschen und infolgedessen des ganzen Altars als eines Sakramentsaltars nicht den Gepflogenheiten der Entstehungszeit. Die hier in Zweifel gezogene Deutung scheint freilich durch einige Stellen in dem Rationale des Durandus, welche Fr. Schneider (im „Kirchenschmuck“ XI, 1867. 1, S. 9) bereits heranzog, gerechtfertigt. Indessen, mag es immerhin zu Durandus Zeit (1290) vorgekommen sein, daß die Altartabernakel auch zur Aufbewahrung der hl. Eucharistie benutzt wurden, so waren dafür doch im frühen Mittelalter meist über der Altarmensa aufgehängte Behälter verschiedener Form, seit dem 14. Jahrhundert aber besondere, seitwärts an der Chorwand oder sonst in der Nähe des Altars auf der Evangelienseite angebrachte Sakramentshäuschen in Gebrauch. Fr. Schneider hatte auf Grund von Durandus das Vorkommen von Sakramentsaltären schon in romanischer Zeit angenommen. Münzenberger (a. a. O.)



Domkirche. Linker Flügel des Hochaltars (Innenseite).



Domkirche. Rechter Flügel des Hochaltars (Innenseite).



Domkirche. Linker Flügel (Außenseite) des Hochaltars.



Domkirche. Rechter Flügel (Außenseite) des Hochaltars.



Domkirche. Linker Schrein des böhmischen Altars.



Domkirche. Rechter Schrein des böhmischen Altars.

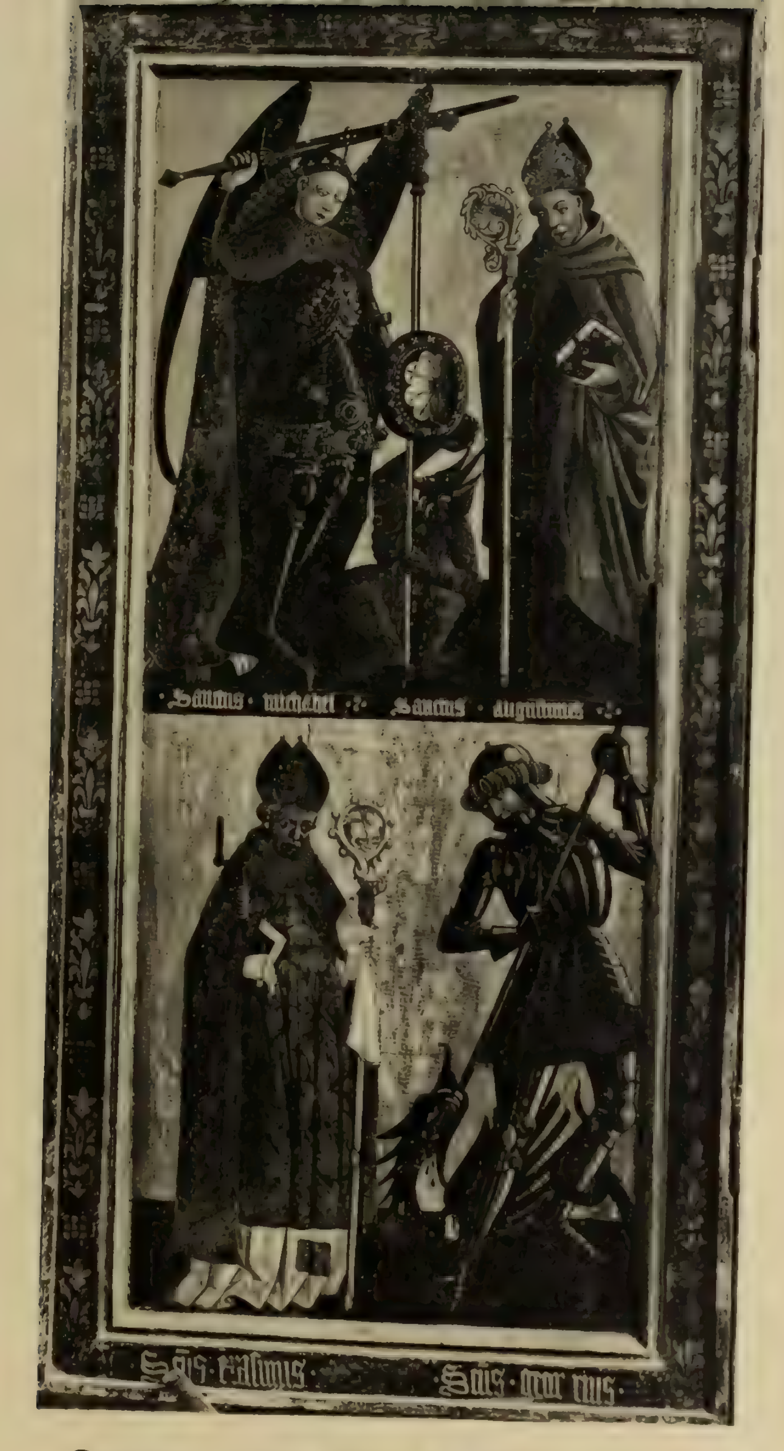




Domkirche. Gemälde an der Predella des früheren Hauptaltars.



Domkirche. Oben: Gemalter Flügelaltar von 1465 an der Ostwand des Antiquariums.
Unten: Altarstaffel von 1502. Dazwischen: Drei geschnitzte Reliquienbehälter in Kopfform.



Domkirche. Linker Flügel des Altars von 1465
an der Ostwand des Antiquariums.

bezeichnet zwar unser Tabernakel als Sakramentshäuschen und zum Altar gehörig, verwirft aber (a. a. O., S. 54) — wohl mit Recht — ganz allgemein die Annahme, daß im 14. Jahrh. in derartigen Tabernakeln des Altaraufbaues das Sanktissimum aufbewahrt worden sei. Das Tabernakel unseres böhmischen Altars diente demzufolge wohl, wie die Predella, nur zur Unterbringung von Reliquien, wiewohl selbst hierfür sein Gefüge zu schwach und sein Verschluß nicht genügend erscheint.

Folgende Altäre und Altarteile befinden sich außerdem noch im Antiquarium:

Kleiner Flügelaltar an der Ostwand (Taf. 49) von 1,10 m Breite und 1,46 m Höhe. Die Flügel waren beiderseits bemalt. Die gut erhaltenen Malereien der Vorderseite sind in Tempera auf Goldgrund ausgeführt. Der Mittelteil ist, wie auch die Flügel, der Höhe nach in zwei Streifen geteilt. Im oberen Streifen ist die Krönung der Maria dargestellt, im Hintergrunde befinden sich musizierende, schwebende Engel. Links davon sieht man eine Gruppe von betenden Engeln mit einem Spruchbande des Inhalts: „te dominum laudamus, te dominum confitemur". Die Gruppe wird bezeichnet durch die Unterschrift: „omnes sancti angeli et archangeli". Rechts steht eine Gruppe von Patriarchen und Propheten mit der Unterschrift: „partriarche et prophete". Der untere Streifen ist in vier Teile geteilt. Die darin dargestellten Gruppen sind bezeichnet als „Apostoli et evangeliste, martires, confessores, virgines et vidue". Die Gesamtunterschrift des Schreines lautet: „Anno domini millesimo quadringentesimo lxv. (1465) dominus Nicolaus Coci canonicus huius ecclesie hanc tabulam comparavit". Im linken Flügel (Taf. 50) stehen oben laut Unterschrift der hl. Michael und der hl. Augustinus. Zwischen beiden erscheint eine Teufelsgestalt, die die Rechte drohend gegen den Erzengel erhebt. Im unteren Teile befinden sich der hl. Erasmus und der hl. Georg. Im rechten Flügel stehen oben St. Anna und St. Helena, unten St. Ursula und St. Appolonia. Zwischen diesen beiden kniet die kleine Figur des Stifters.

Der Altar ist sehr gut erhalten; das Rahmenwerk ist rot angestrichen und mit schablonierten Rosetten und Blumen bemalt. Die Malerei ist in den Köpfen wie in allem Beiwerk sorgfältig, der Ausdruck der Gesichter teilweise wohlgelungen. Auffallend ist, daß die Hauptfiguren ein Verhältnis von etwa acht bis neun, die Gruppenfiguren von sechs Kopflängen haben. Auf den Außenseiten der Flügel sind Spuren einer rohen figürlichen Malerei in Leimfarbe erkennbar.

Ein predellenartiger Untersatz (Taf. 49 unten) eines spätgotischen Schreinaltars von 1,72 m Breite und 0,66 m Höhe. Durch eine mittlere schreinartige Nische und eine Inschrifttafel darunter ist die vordere Bildfläche in einen linken und einen rechten Teil geschieden. Die Inschrift besagt, daß der Kanonikus Martinus Arntze im Jahre 1502 diese Tafel zur Ehre Johannis des Täufers und Johannis des Evangelisten gestiftet habe. Auf jeder der beiden Seiten sind vier Heiligenfiguren dargestellt unter Beifügung eines knieenden Donators. Die vier Heiligen der linken Seite sind: Johannes der Täufer, Matthäus (mit Buch und Hellebarde), Cosmas

und Damianus. Die rechte Gruppe bilden St. Petrus als Papst mit der Tiara dargestellt, St. Paulus in geistlicher Tracht, Johannes Evangelista und Margareta.

Die künstlerisch wenig hervorragenden Figuren in Temperamalerei stehen auf einer üppig grünenden Wiese mit landschaftlichem Hintergrunde. Der stellenweise zerstörte Kreidegrund hat zu Ausbesserungen Anlaß gegeben.

Altarstaffel von 2,0 m Breite und 0,68 m Höhe unter dem vorgenannten Untersatz. Die stark zerstörte Temperamalerei zeigt in der Mitte zwei knieende Engel, die eine Monstranz halten (siehe die Abbildung auf Seite 225). Rechts und links von ihnen ist je ein knieender Kanonikus mit einem Spruchbande dargestellt. Darauf stehen Stellen aus dem Hymnus „Pange lingua", nämlich: „tantum ergo sacramentum veneremur cernui" und „genitori genitoque laus et jubilatio". Das rechte Ende der Staffel ist in der üblichen Weise nach einer Karnieslinie ausgeschweift, links endet sie in roher abgesetzter Form, die sich offenbar an einen Pfeiler anpaßte. Der zugehörige Altar stand demnach wohl einst im südlichen Seitenschiff und war vermutlich der i. J. 1413 gestiftete Altar corporis christi.

Mitteltafel eines gemalten Altars von fast 2,0 m Höhe und 1,76 m Breite. Der Gegenstand der Darstellung ist Golgatha mit Christus und den beiden Verbrechern am Kreuze sowie den verschiedenen Begleitszenen. In der linken unteren Ecke kniet der Donator.

Altarstaffel von 2,80 m Länge und 0,40 m Höhe an der Westwand; nach Wernicke (Bergau S. 207) von 1489 und zur Predella des Hochaltars gehörig. Die Tafel ist auf beiden Seiten mit Bruststücken bemalt. Die Vorderseite zeigt auf Goldgrund im mittleren der drei Felder Maria mit dem Kinde zwischen Petrus und Johannes dem Täufer; in den beiden seitlichen Feldern sind rechts Paulus, Benediktus und Ursula, links Stephanus, Bernhardus und Katharina dargestellt. Die jetzt nicht sichtbare Rückseite zeigt nach Wernicke auf blauem Grunde Christus mit den zwölf Aposteln.

Zwei Flügel eines spätgotischen Flügelaltars von 1,40 m Höhe und 0,70 m Breite an der Südwand enthalten in ihren oberen Feldern Szenen aus dem Leben Petri, nämlich seine Befreiung und sein Martyrium; die unteren sehr stark zerstörten Bilder stellen das Martyrium des Andreas und des Paulus dar. Die nicht bedeutenden Gemälde zeigen bereits reicheren, landschaftlichen Hintergrund.

Spätgotischer Schnitzaltar von 2,0 m Breite und 1,96 m Höhe an der Südwand (Abb. 189). Schrein und Flügel enthalten zwei mittels durchbrochener Baldachinreihen (Abb. 186) gesonderte Stockwerke. Der Schrein enthält oben in der Mitte die Krönung Mariä zwischen Katharina und Barbara, darunter den Tod der Maria zwischen Margareta und Dorothea. In den Flügeln stehen die zwölf Apostel zu je dreien nebeneinander. Die Leimfarbenmalereien auf den Außenseiten der Flügel zeigen die thronende Himmelskönigin, die hl. Dreieinigkeit und zwei andere Darstellungen aus Heiligenlegenden.

Die Figuren des Schreins sind meist beschädigt und fehlen zum Teil ganz. Die Bemalung ist vorherrschend Vergoldung mit wenigen roten und blauen Tönen.



Abb. 189. Domkirche. Geschnitzter Flügelschrein von 1476 (im Antiquarium).

Gotischer Flügelaltar von 1,70 m im Geviert an der Nordwand (Taf. 51). Der mittlere Teil des Schreines enthält unter einem reichen Baldachine die Figur der Gottesmutter mit dem Kinde, die, auf einem Postamente stehend, die ganze Höhe einnimmt, während neben ihr acht Heilige in zwei Stockwerken unter Baldachinreihen angeordnet sind. Die Architektur sowie die Gewänder der Figuren sind fast ganz vergoldet und lassen der Farbe nur wenig Raum. Von den Temperamalereien der Flügel stellen die des linken die Verkündigung Mariä und darunter die Anbetung der Könige dar, die des rechten Flügels die Krönung Mariä über der Darstellung Christi im Tempel. Diese Malereien weist Kugler nach der Zeichnung und dem sehr dunklen Kolorit der niederrheinischen Schule und der Zeit um 1400 zu. Auch die Rückseiten der Flügel zeigen Spuren von großen, in Leimfarbe gemalten Standfiguren.

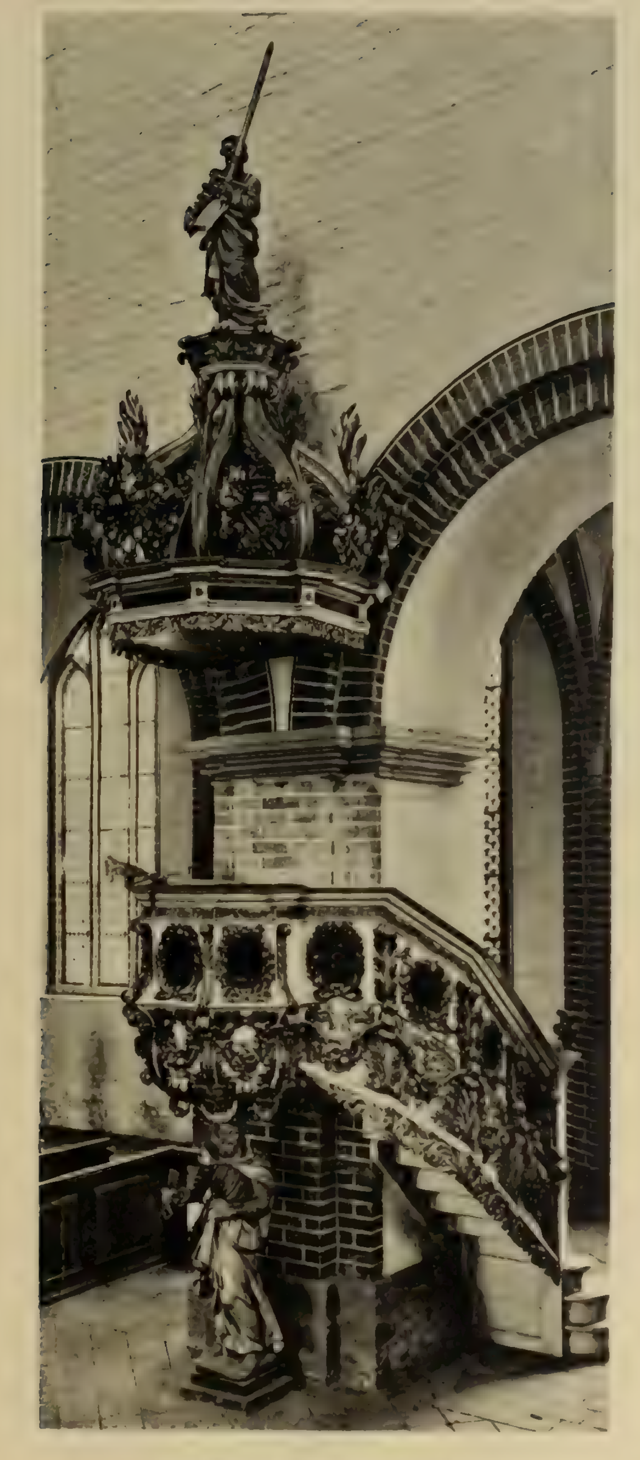
Die Kanzel (Taf. 52), die auf einer Figur des hl. Petrus ruht, ist wie die Kanzeltreppe in prächtigem Barock mit Akanthusblättern, konsolförmigen Schnörkeln, Blumengehängen und Lorbeerkränzen aufs reichste geschmückt. Zwischen den mit Palmen belegten Bügeln des Schalldeckels sind sieben geschnitzte Domherrenwappen angebracht. Die Unterseite schmückt ein Gemälde, das die Ausgießung des heiligen Geistes darstellt. Die Bügel vereinigen sich zu einem Knaufe, der als oberen Abschluß die Figur des hl. Paulus trägt. Beide in faltenreiche Gewänder von schönem Wurf gekleidete Kirchenfürsten sind tüchtige Werke der dekorativen Plastik. In der reichen Bemalung der Kanzel herrscht Gold stark vor. Sie wurde i. J. 1691 nach dem Vorbilde der damaligen im Dome zu Berlin angefertigt.

Der vielgliedrige Prospekt der 1723/25 erbauten Orgel, ein Werk des Bildhauers Glume (Akten im Domarchiv), ist von schwungvollem Barockornament umrahmt und vom preußischen Adler bekrönt. Die beiden Hauptgruppen der Pfeifen werden von zwei Männerhermen mit nackten Oberkörpern und Armen getragen, die mit großer Kunstfertigkeit geschnitzt und durch ihre Attribute merkwürdigerweise als die Apostelfürsten Petrus und Paulus bezeichnet sind — eine seltsame Profanierung der einst so hoch verehrten Patrone der Domkirche! Die an den Gesimsen befestigten Wappen mit Schriftbändern nennen mehrere Domherren als Stifter.

Die Taufe aus Sandstein (Abb. 190), welche gegenwärtig im vorderen Teile des Hochchores aufgestellt ist, hatte ihren Platz früher im Westteile des Schiffes und zwar nach Adlers Grundriß auf dessen Nordseite im zweiten Bogen von Westen (vgl. die Beschreibung der Kirche Seite 231). Ihr äußerst wuchtiger, gedrungener Körper hat durchweg achteckige Kelchform. Fuß und Kufe sind in breiter Fläche miteinander verwachsen; der plastische Schmuck beider ist von ungleicher Art. Den Fuß umkreist in einer großen Kehle eine Reihe von Tieren vielleicht symbolischen Sinnes, nämlich Bär, Kamel, Fuchs mit Gans, Hase, Hund, Bock, von einem Mann an der Leine geführt, und Eber, dem ein Mann einen Spieß vorhält. Die Kufe zieren im unteren Teile große Dreipässe mit Rosen im Mittel. An ihrem oberen Rande zieht sich ein lebendig gruppierter Figurenfries in Hochrelief (Taf. 53) herum, dessen



Domkirche. Flügelschrein an der Nordwand des Antiquariums. Oben: Reste geschnitzter Barockfiguren.



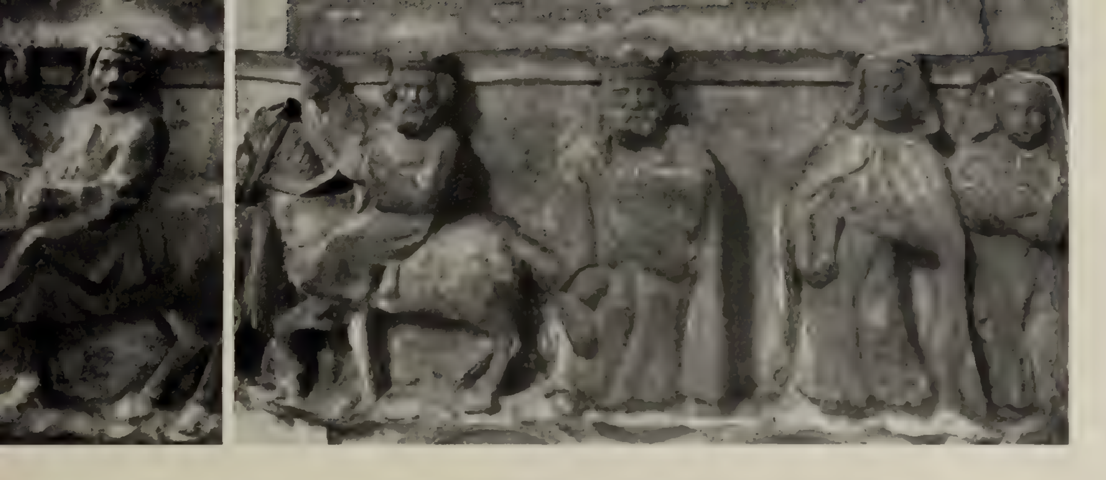
Kanzel der Domkirche.

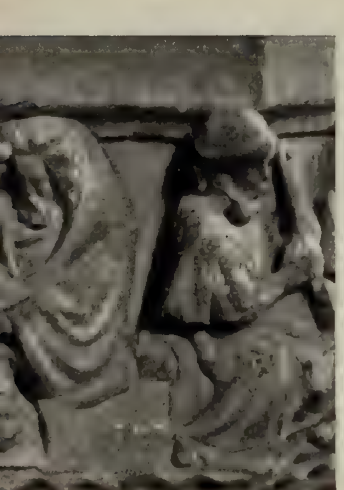






Domkirche. Figurenfries









oberen Rande der Taufe.



Abb. 190. Taufstein der Domkirche.

Darstellungen sich sämtlich auf die Kindheit Jesu zu beziehen scheinen. Man erkennt neben der Verkündigung die Hirten auf dem Felde, die Anbetung des Kindes, Maria mit dem Kinde, einen Priester neben der Bundeslade des Tempels, dann König Herodes mit seinen Beratern und Leibwächtern und die auf Pferden dem Sterne nachziehenden heiligen drei Könige. Die Figuren haben einige im einzelnen nicht mehr nachweisbare Ergänzungen erfahren, die durch einen alles überziehenden Ölfarbenanstrich möglichst verdeckt sind.

Die Taufschüssel (Abb. 191) ist aus Messing getrieben. Die Mitte der Vertiefung nimmt eine kleine Darstellung des Englischen Grußes ein, welche von der bekannten noch unentzifferten Umschrift aus Zierbuchstaben umgeben ist. Der Rest des Fonds sowie der erhöhte Rand des Beckens zeigen in vielfacher Wiederholung einen von einem Hunde gejagten Hirsch zwischen einzelnen Eichenästen, die den Wald andeuten.



Abb. 191. Taufschüssel der Domkirche.

Altargeräte.

Ein gotischer Kelch, 19 cm hoch, Silber vergoldet; der Fuß hat die Form einer sechsteiligen Rose aus runden Blattformen und spitzen Zwischenzacken, die mit Rankenwerk geschmückt sind. Ein kleines, erhabenes Kruzifix dient als Signakulum. Der Knauf ist mit 6 Zapfen besetzt, welche die Buchstaben JHESU[S] in Nielloarbeit zeigen. Der Schaft darüber und darunter ist in der gleichen Art verziert und trägt die Inschrift „AVE MARIA“. Das Profil der hyperbolisch geformten Kuppa ist auffallend weit geöffnet, nämlich 13,5 cm bei nur 6,5 cm Höhe.

Kleinerer gotischer Kelch, Silber vergoldet, 17 cm hoch, dessen Fuß und Knauf sechsteilig sind; der letztere ist mit Maßwerkformen durchbrochen. Seine sechs



Domkirche. Silberne Weinkanne von 1620.

Zapfen zeigen die Inschrift „Hilfgo[tt]" in gotischen Minuskeln; der Fuß ist mit einem Weihkreuze verziert.

Ein gotischer Kelch, Silber vergoldet, 17 cm hoch, mit sechsteiligem Fuß und Knauf; die Zapfen sind mit dem in Minuskeln geschriebenen Wort ihesu[s] verziert.

Drei zugehörige einfache Patenen, Silber vergoldet, sind ohne jeden ornamentalen Schmuck.

Eine schöne silberne Kanne (Taf. 51) von 1620 ist 33 cm hoch und von zylindrischer Form mit Henkel, Deckel und Ausguß. Fuß und Deckel sind mit getriebenem Ornament aus Engeln und Früchten verziert. Der zylindrische Teil ist oben und unten von einem eingravierten Renaissancefries gesäumt; an der Vorderseite unter dem Ausguß sind die Gestalten Petri und Pauli eingraviert nebst einer auf die Stiftung bezüglichen Inschrift darüber.

Eine Oblatenbüchse, Silber vergoldet, mit gewölbtem Deckel, ist mit dem Katteschen Wappen und der Jahreszahl 1692 verziert; eine zweite silberne Oblatenbüchse ist von 1704.

Eine 60 cm hohe spätgotische Monstranz aus ehemals vergoldetem Messing befindet sich im Antiquarium.

Leuchter.

Radkronleuchter (Abb. 192) für 30 Kerzen, aus getriebenem, vergoldetem Eisenblech. Die Aufhängung besteht aus zehn leicht gebogenen verzierten Bügeln, der Kronenreifen selbst aus einem mittleren Hauptfriese, der durch senkrechte Teilung in fünfzehn Abschnitte zerlegt ist. An jedem Teilungspunkte und inmitten eines jeden Feldes ist einer der dreißig Leuchterarme befestigt. Jedes Feld enthält neben einem, von einem Ringe umschlossenen, bemalten Wappen zierlich durchbrochenes Renaissanceornament. Dessen reiche Wirkung wird noch gesteigert durch die gleich schön gezeichneten schmaleren Begleitfriese und die Zackenkanten am oberen und unteren Rande des Reifens. Die einfache, fast herbe Grundform der Krone sowie das durchweg noch jugendfrische Ornament lassen unschwer ein Werk des 16. Jahrh. erkennen, obschon das Werk nur eine Kopie des zerfallenen Originales darstellt, dessen Trümmer im Antiquarium des Doms aufbewahrt werden. Auf die angegebene Entstehungszeit deuten auch die Wappen, welche großenteils mit denen an der Brüstung des Chorgestühls von 1539 übereinstimmen. Gebauer (31.—35. Jahresber. d. Hist. Ver. zu B., S. 71) gelang es, aus den Kapitelsrechnungen als Jahr der Anfertigung des Originals 1518 festzustellen; ihm zufolge scheint der Entwurf von dem kurfürstlichen Hofmaler Andreas Stolp herzurühren.

Schmiedeiserner Bogenleuchter in Halbkreisform (Abb. 193) von 1,16 m Höhe und 2,10 m Breite. Seine fünf Leuchterarme teilen das den Bogen bildende durchbrochene Ornament in sechs Abschnitte von verschiedener Zeichnung des Blattwerks. Dieses Werk des 16. Jahrh. von seltener Art und vortrefflicher dekorativer Wirkung ist leider gegenwärtig außer Gebrauch (im Antiquarium); früher war es unter dem Triumphkreuz angebracht.

Brandenburg a/Havel

Radius ~ 1,35 m.

Einzelheiten vom eisernen Radleuchter im Dom

51 cm.

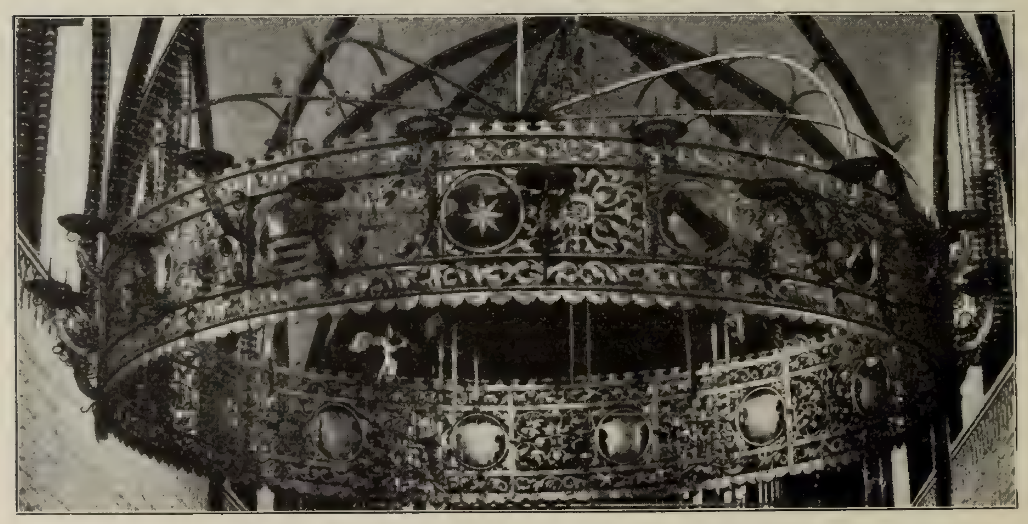


Abb. 192. Eiserner Radkronleuchter in der Domkirche.



Abb. 193. Eiserner Bogenleuchter in der Domkirche

Zwei zusammengehörige, 68 cm hohe Messingleuchter von 1441, in Gestalt von knienden Engeln (Abb. 194) auf sechseckigen Sockeln, deren auf beide verteilte Inschrift lautet: „Anno domini M⁰cccc⁰ xli⁰ (1441) Venerabilis d[omi] n̄[u]s petrus klitzken p̄[rae]p̄[osi]tus ecclesie Brandemburgē[n]sis 9[com]pā[ra]uit". Die Flügel der je einen kleinen Standleuchter haltenden Engel fehlen, doch sind die Einstecklöcher dafür am Rücken vorhanden (im Antiquarium).



Abb. 194. Domkirche. Kniender Engel als Leuchter.

Zwei etwa 1,20 m hohe Altarleuchter (Abb. 195) aus Messing von glatter Profilierung im Renaissancecharakter (im Antiquarium).

Vier glatt profilierte gotische Messingleuchter, 26 cm hoch.

Eine Sanduhr (Abb. 196) mit vier Gefäßen in einem aus Holz und durchbrochenem Leder gefertigten vergoldeten Gestell, das an einer schmiedeeisernen Stütze drehbar ist, die einst an der Kanzel befestigt war (im Antiquarium).

Eine Anzahl Schranken und Brüstungen von Stuhlwerk und Priechen finden sich an verschiedenen Stellen im Dome. Die am zierlichsten und geschmackvollsten durchgebildeten sind wohl die zwei Spätrenaissance-Brüstungen im Antiquarium, deren Systeme die Abb. 197 darstellt.

Eine hohe Balusterbrüstung etwas derben Schlages von 5,30 m Länge ist auf dem Gange zur Sakristeitür aufgestellt. Der untere Teil besteht aus sehr kräftigen, fast plumpen Balustern, denen Wappen ehemaliger Domherren aufgemalt sind; den oberen Teil bilden sechs, mit größeren Domherrenwappen bemalte Tafeln.

Gegenüber, an der Westwand des nördlichen Kreuzarmes, ist noch eine etwa 7 m lange mit einer Schrifttafel und sieben Domherrenwappen bemalte Brüstung aufgehängt. — Zum Teil stark beschädigte Reste von Gestühlbrüstungen befinden sich auch an der Süd- und Nordwand der Krypta.

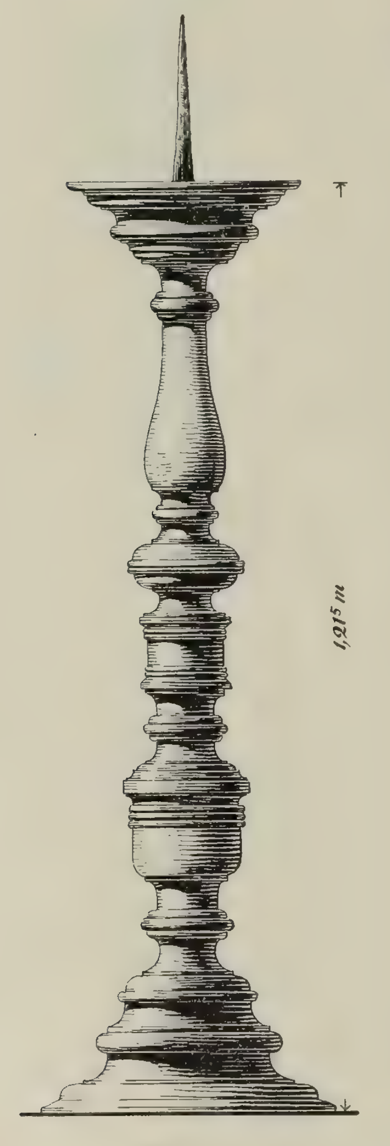


Abb. 195.
Altarleuchter in der Domkirche.

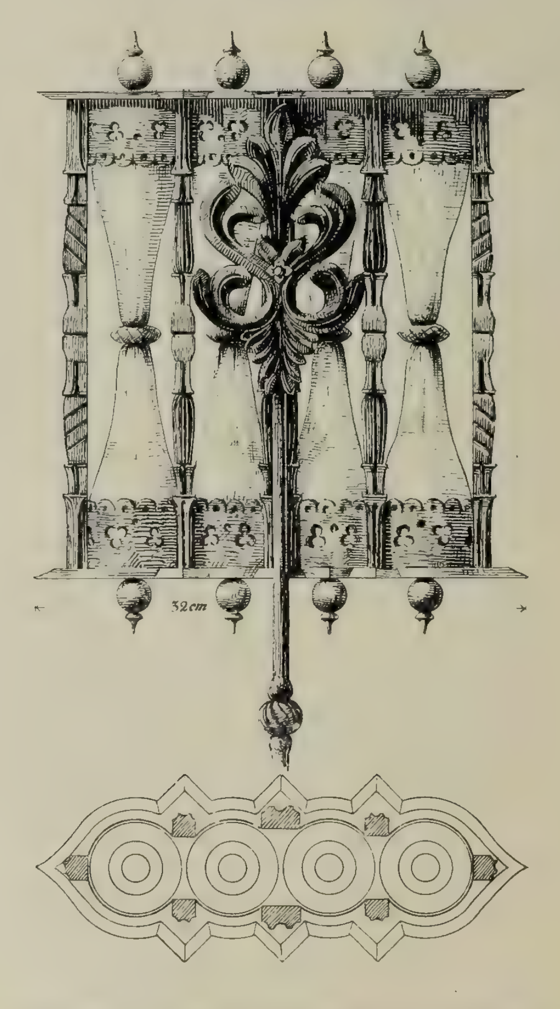


Abb 196. Sanduhr im Antiquarium der Domkirche.

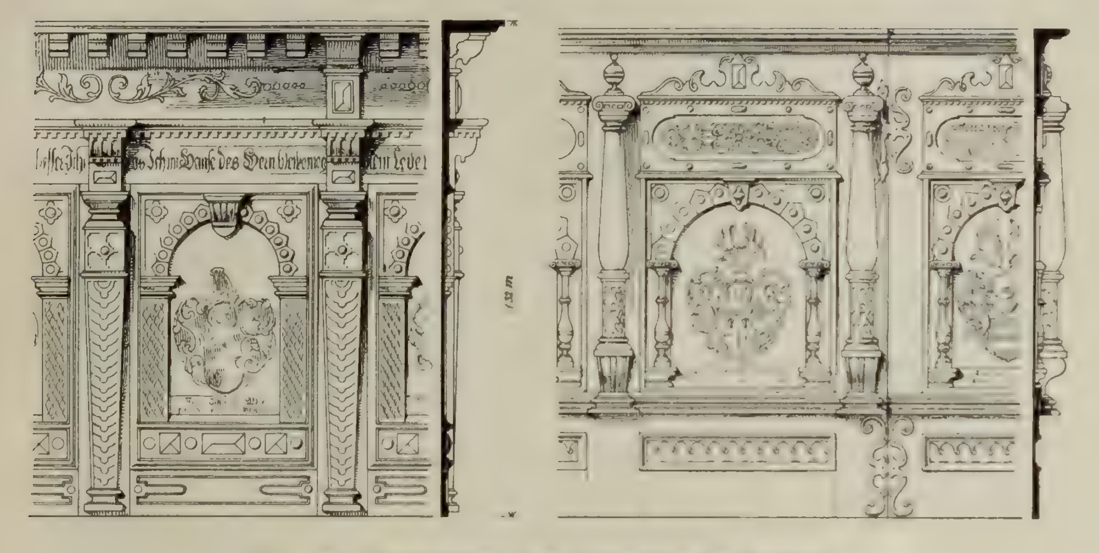


Abb 197. Gestühlbrüstungen im Antiquarium der Domkirche.

Chorgestühle.

Die gegenwärtige Aufstellung der Gestühle entspricht nicht mehr ihrer ursprünglichen. Von den vier erhaltenen Gruppen stehen im Hochchore jetzt zwei einander gegenüber an den Wänden und ein kurzes einzelnes Gestühl, ein Levitensitz, östlich von jenem an der Nordwand; ein ebenfalls einzelnes befindet sich in der Krypta.

Das aus zwei Reihen zu je sechs Sitzen bestehende Hauptgestühl (Abb. 198) im Chore war früher für den Sängerchor der Kanoniker in der Vierung an deren Scheidewänden gegen die Kreuzarme aufgestellt. Ihr Formencharakter ist kein einheitlicher. Während die Reihen der Sitze mit ihren Scheidewänden, Lehnen und den hohen mit Weinlaub geschmückten Wangen in strengem gotischen Stile gehalten sind, verraten die halbkreisförmigen Aufsätze der Rückwände, die Wappen (siehe die Namen von deren Trägern in Bergau, S. 208) und Profile der vorderen Pultreihen eine Entstehung in der ersten Hälfte des 16. Jahrh., welche auch überdies durch die am Ostende des nördlichen Gestühls angebrachte Jahreszahl 1539 bezeugt wird (Abb. 198 rechts). Gebauer (31.—35. Jahresber. d. Hist. Ver. zu B., S. 68 f.) stellte aus den Kapitelsrechnungen einen Meister Hieronymus als Verfertiger der damaligen Tischlerarbeiten sowie „Hanß den schnytzer“ als den Stecher der Wappen fest.

Der Levitensitz (fälschlich mit Bischofsstuhl bezeichnet) an der Nordseite des Chores (Abb. 199), von urwüchsigem Aufbau und derbem, frühgotischem Rankenwerk an den Wangen, ist nicht mehr ganz vollständig, da ihm das krönende Stirnbrett seines baldachinartigen Daches fehlt; auch sind viele Bretter erneuert (vgl. Gebauer, a. a. O.).

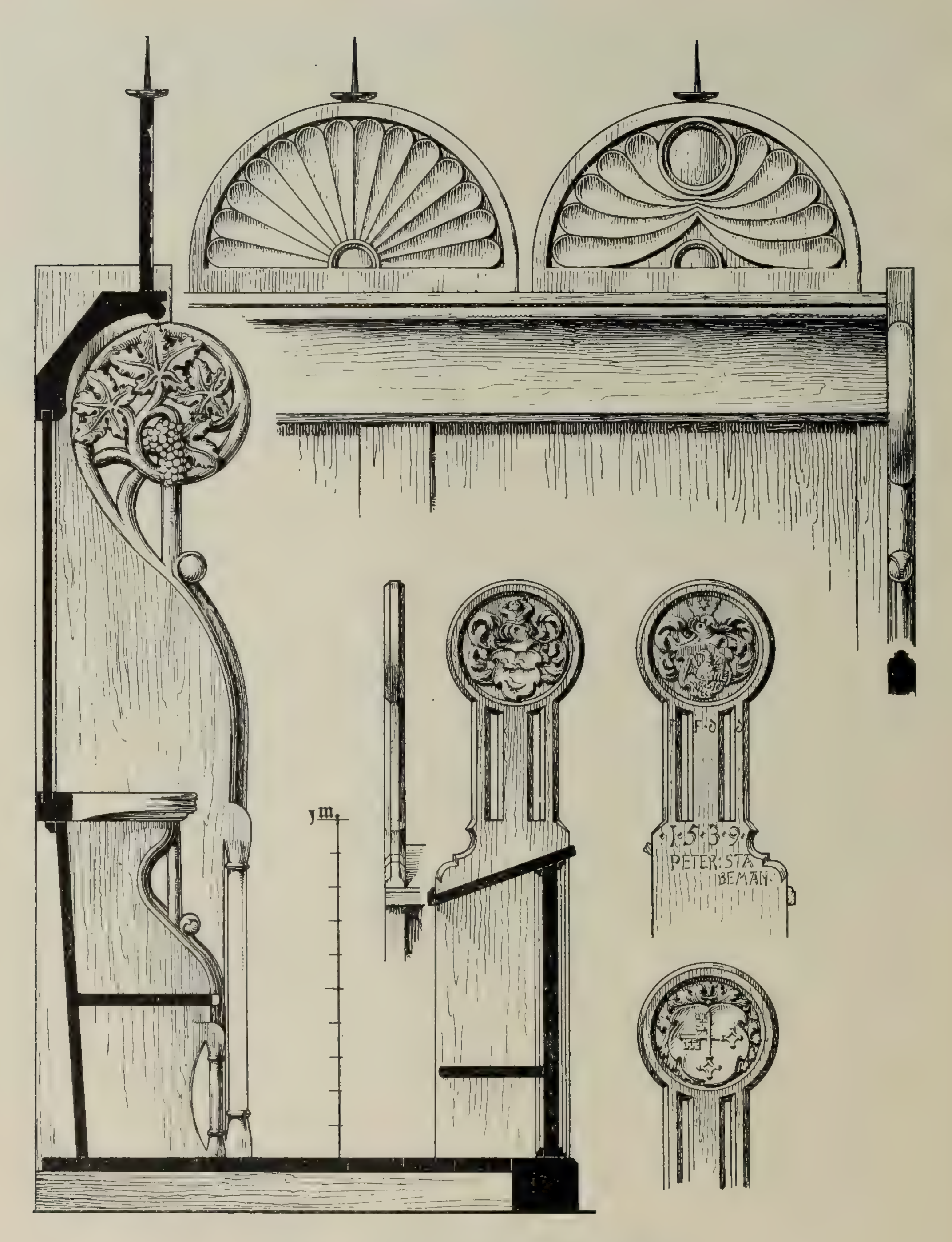


Abb. 198. Gestühl im Hochchore der Domkirche.

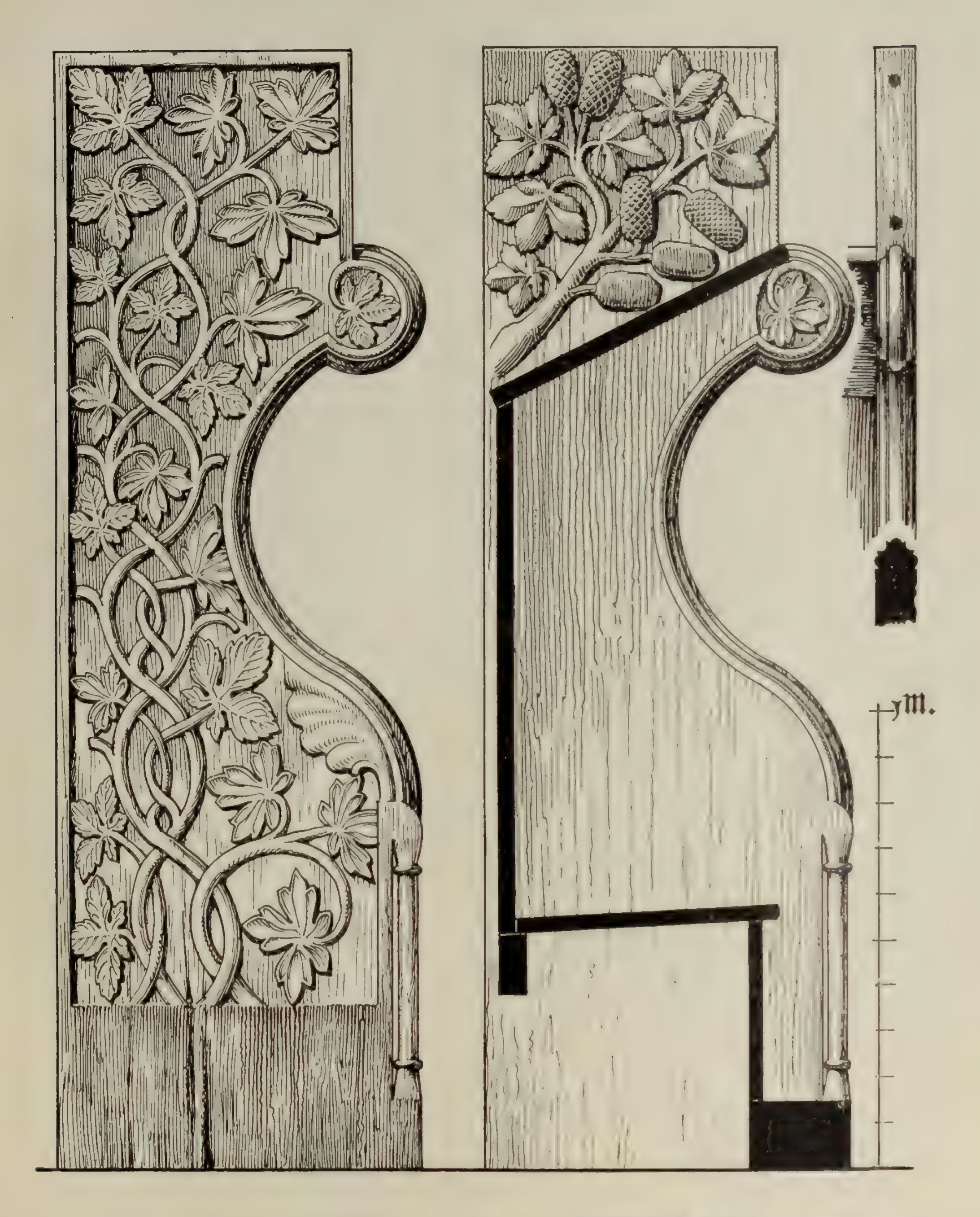


Abb. 199. Domkirche. Levitensitz an der Nordseite des Chores.

Abb. 200 Domkirche.
Gestühl in der Krypta.

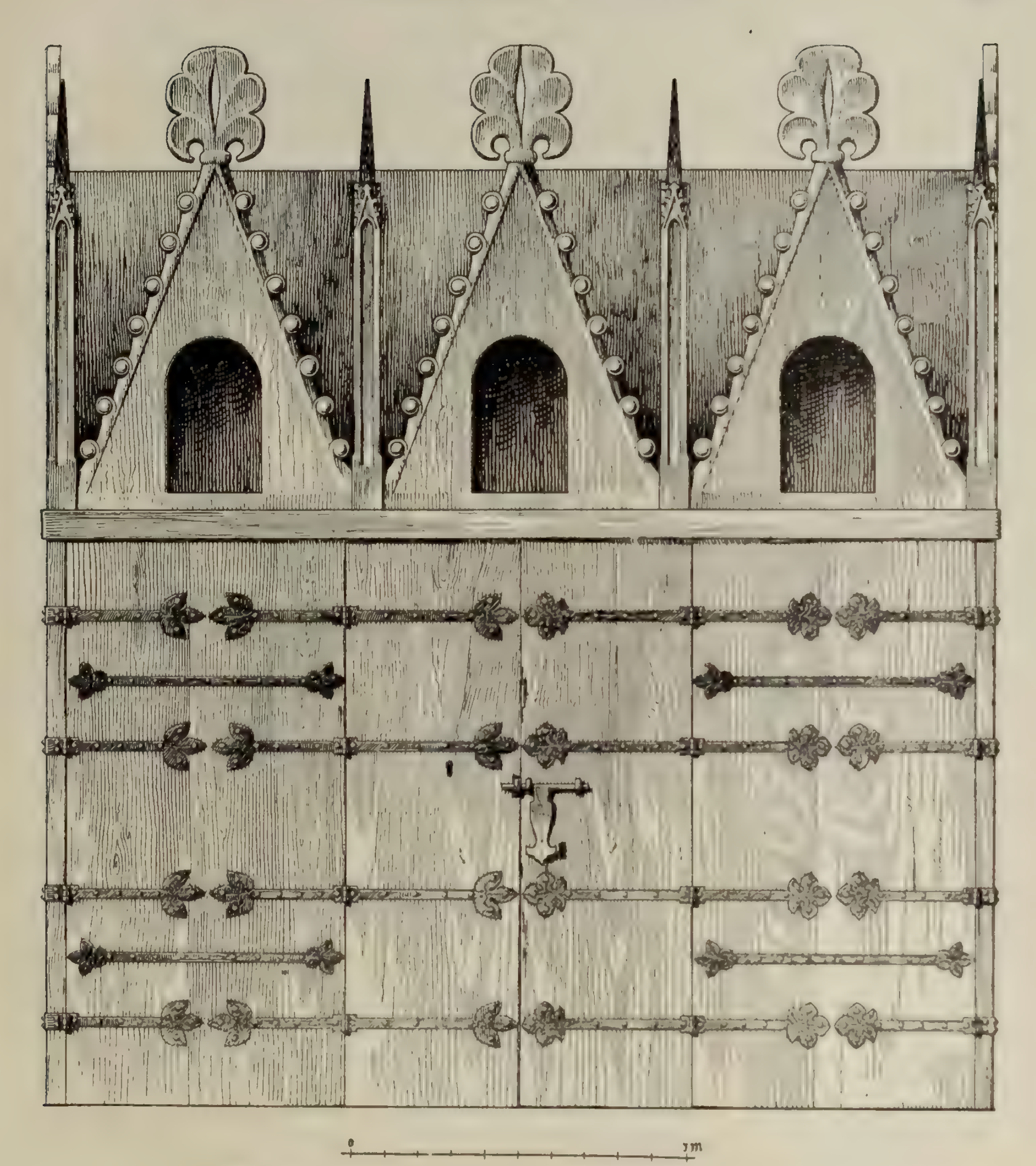


Abb. 201. Domkirche. Frühgotischer Schrank in der Sakristei.

Das viersitzige Gestühl an der Südwand der Krypta (Abb. 200) ist, abgesehen von den vier halbkreisförmigen, muschelartigen Bekrönungen des 16. Jahrh., noch gotisch aufgebaut und durchgeführt. Seine hohen, eine gerade Decke tragenden Wangen sind außen ganz mit geschnitztem Eichenlaub überdeckt, dessen etwas gewandtere Linienführung und feinere Bildung der Blattformen auf ein gereifteres Können und wohl auch auf eine etwas spätere Zeit als die der Gestühle im Chore weisen.

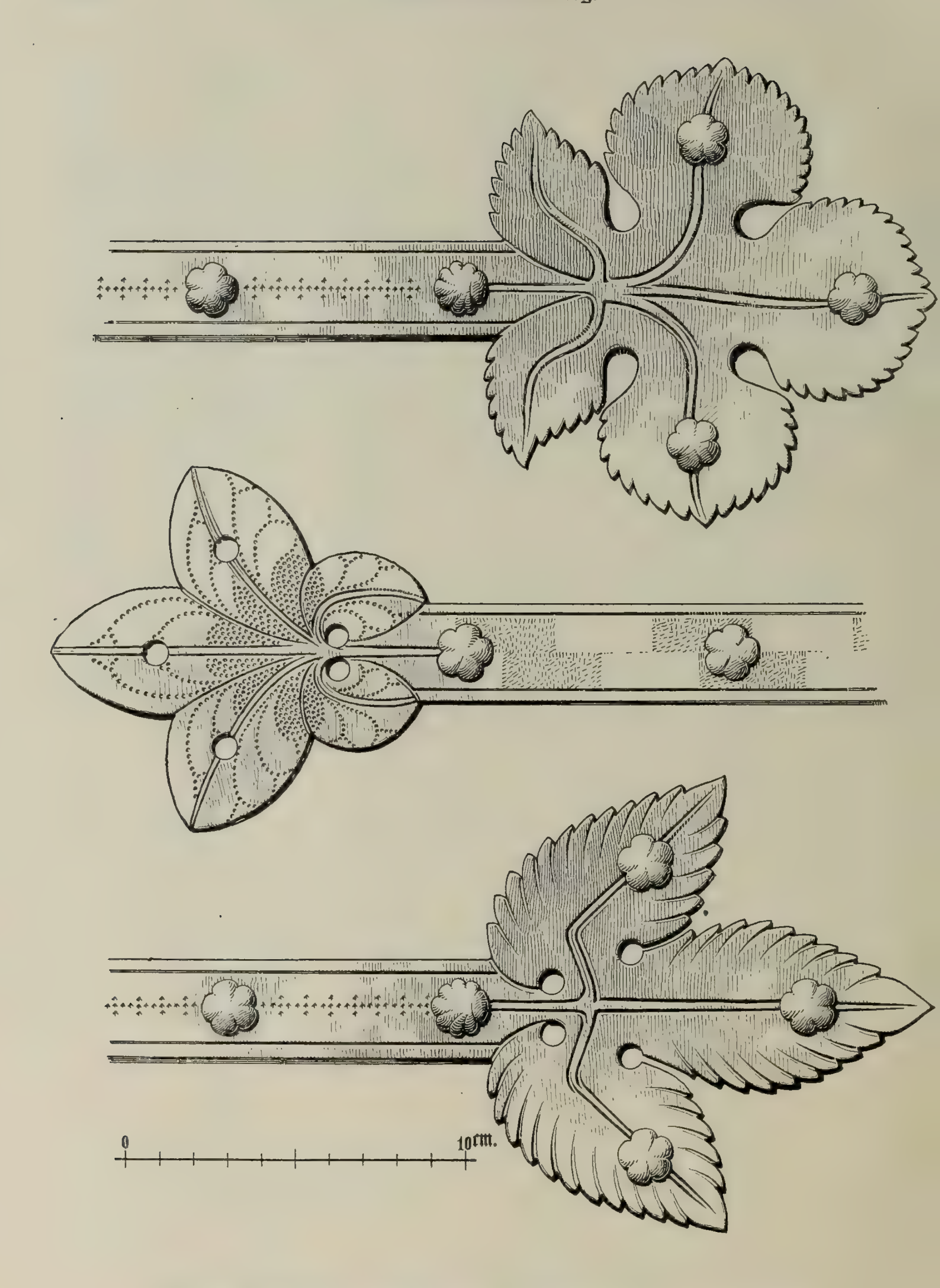
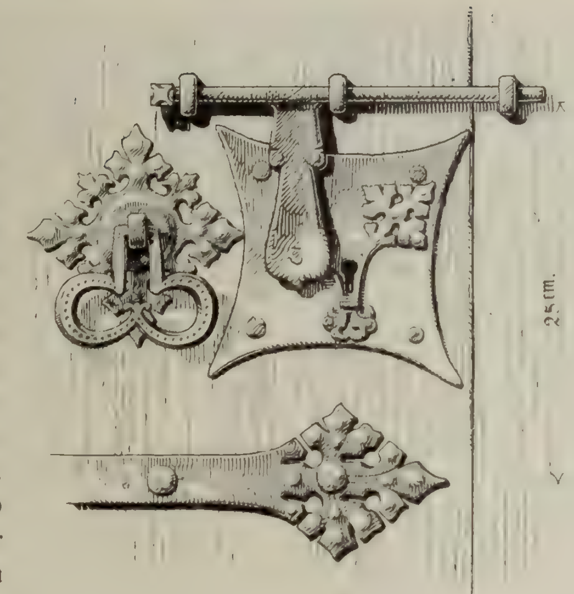


Abb. 202. Domkirche. Endigungen der Türbänder am frühgotischen Schranke.

Möbel.

Von den vier Schränken, welche die Sakristei zur Aufbewahrung von Meßgewändern, Altargeräten und Büchern enthält, ist der weitaus älteste, eigenartigste und wertvollste ein 2,84 m breiter und im ganzen 3,24 m hoher Eichenholzschrank in Gestalt eines Hauses (Abb. 201) unter einem Satteldache, dessen Giebel sich an der vorderen Langseite noch dreimal zwischen Fialen wiederholen. Sie sind mit Kantenblumen früher Fassung besetzt und von großen Palmetten statt der Kreuzblumen bekrönt. Der Schrank ist aus Brettern zusammengebaut und öffnet sich vorn in zwei zusammenklappbaren Türen. Ausgezeichnet ist die Arbeit seiner zahlreichen, in verschiedenen Blattformen endigenden Bänder (Abb. 202). Sie sind durch Punzen und stellenweise feine Rauhung der Flächen belebt und mit gebuckelten Nägeln befestigt, deren Köpfe teils Rosetten-, teils Muschelform haben. Das seltene und ziemlich gut erhaltene Stück dürfte noch dem Ende des 13. Jahrh. angehören. Die beiden fehlenden Eckfialen sind in der Zeichnung ergänzt.



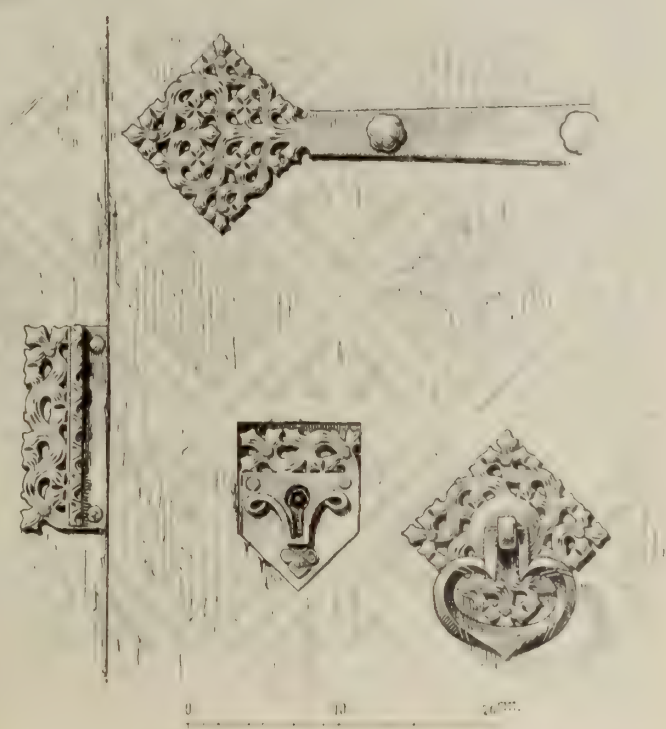


Abb. 203. Domkirche. Beschlagteile von Schranken in der Sakristei.

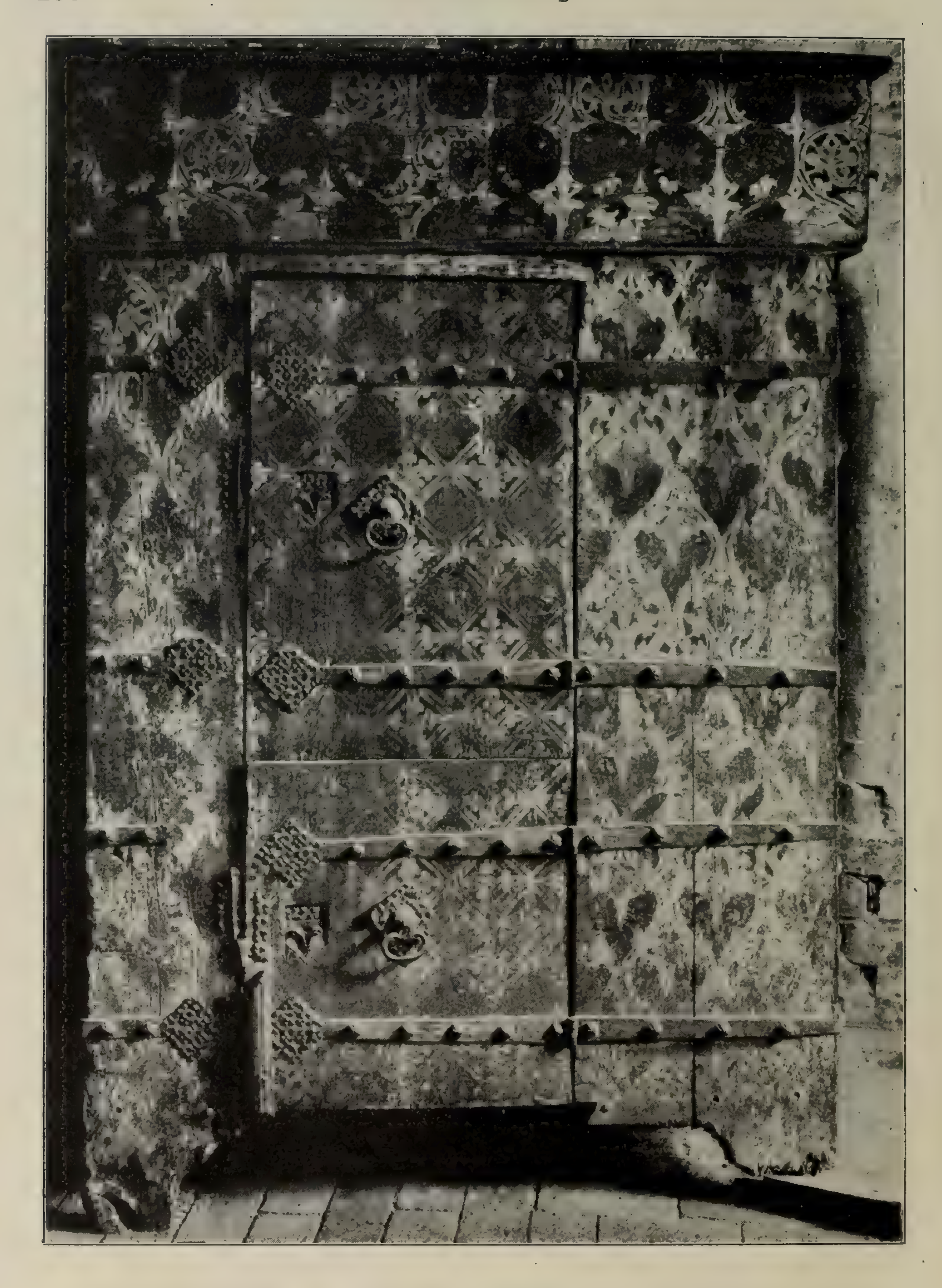


Abb. 204. Domkirche. Bemalter Schrank in der Sakristei.

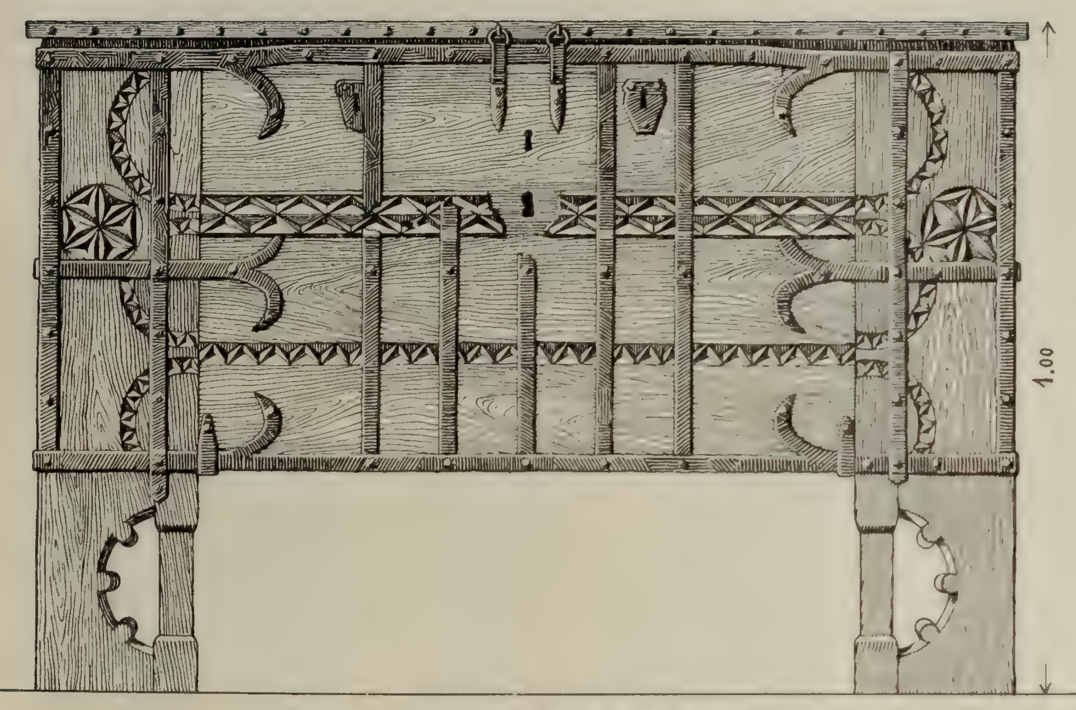


Abb. 205. Domkirche Truhe in der Sakristei.

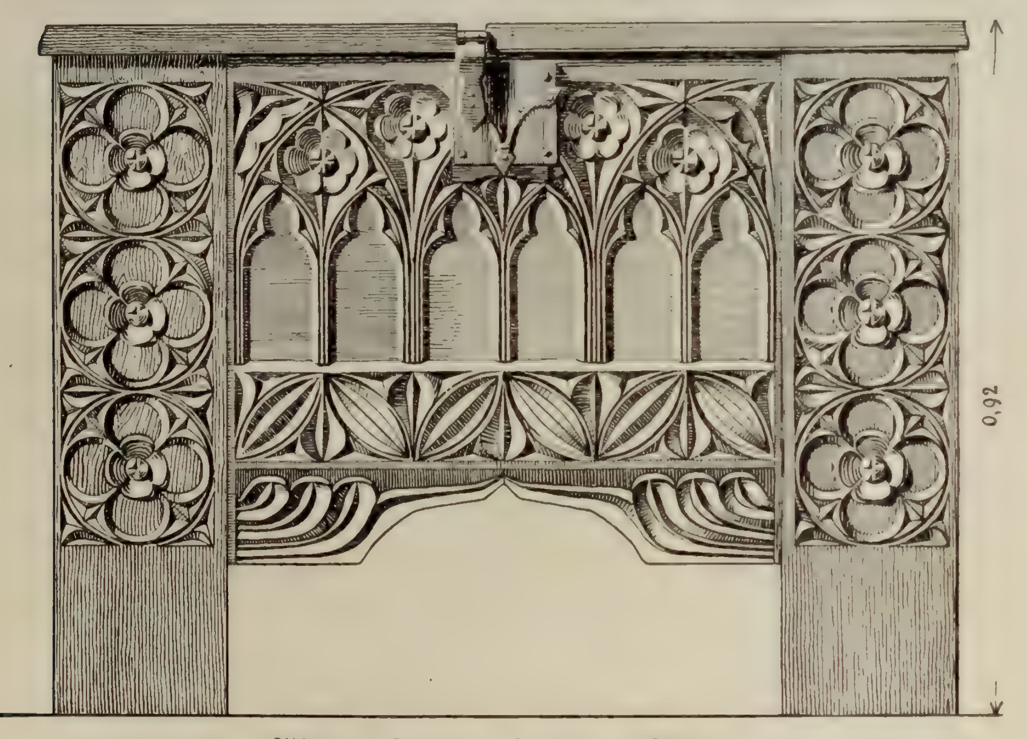


Abb. 206. Domkirche. Truhe in der Sakristei.

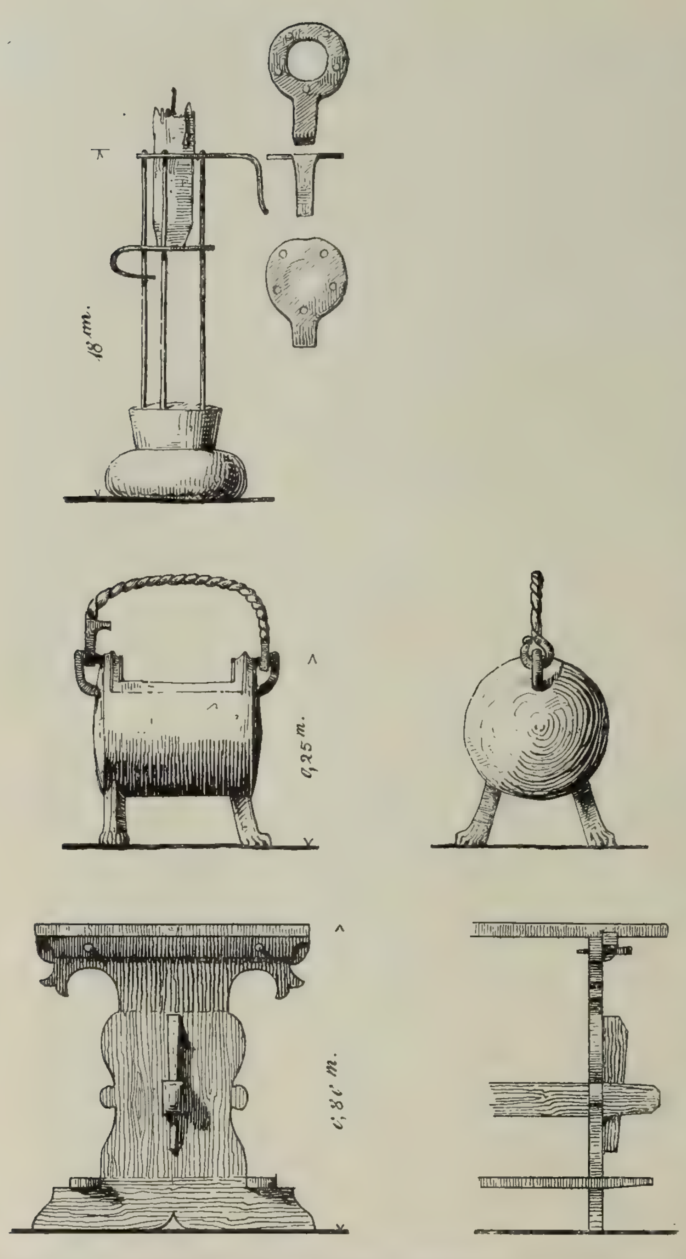


Abb. 207. Domkirche. Tisch, Tragofen und Leuchter in der Sakristei.

Dem Alter nach an zweiter Stelle steht wohl ein schlichter Eichenholzschrank von 1,52 m Breite und 1,95 m Höhe mit vier Türen, dessen gediegene Wirkung hauptsächlich in seinem reizvollen Beschlage (Abb. 203 oben) beruht.

Noch zierlicher gegliedert ist das Beschlagornament (Abb. 203 unten) des dritten Schrankes (Abb. 204), der, 2,16 m hoch, 1,40 m breit und 0,57 m tief und von Kiefernholz, auf allen äußeren Flächen mit einem Schablonenmuster in grün, schwarz und weiß bemalt ist. Seltsam, aber für seine einstigen Zwecke vermutlich sehr praktisch ist seine innere Einteilung, die sich auch im Äußern erkennen läßt. Der Hauptkasten öffnet sich auf der rechten Seitenfläche in einer hohen, schmalen Tür und vorn in zwei übereinanderliegenden, seitwärts verschobenen Halbtüren. Sein oberer, ein wenig vorgekragter Kopf von 34 cm Höhe bildet einen besonderen truhenartigen Kasten, dessen Deckel nach oben aufzuklappen ist. So diente der Schrank gleichzeitig zum Aufhängen und Einlegen von Kleidungsstücken sowie auch zur Aufbewahrung kleinerer Standgegenstände wie Bücher und Gefäße. Er entstammt, wie der vorige, dem 15. Jahrhundert.

Schließlich bleibe ein einfacher eichener, viertüriger Bretterschrank von 2,38 m Höhe, 2,25 m Breite und 0,48 m Tiefe aus dem 17. Jahrh. nicht unerwähnt.

Von zwei Truhen in der Sakristei hat die eine, altertümlichere (Abb. 205), eigenartig ausgebildete Füße und an der Vorderseite des Kastens, der wohl erst nachträglich mit zahlreichen schlichten Eisenbändern beschlagen wurde, zierlichen Kerbschnitt. Ihre Entstehung fällt wohl schon in das 14. Jahrhundert. Die zweite, reicher ausgestattete Truhe (Abb. 206) ist zum großen Teile mit Schnitzereien geometrischer und architektonischer Formen bedeckt, die, mit Sorgfalt ausgeführt, von vortrefflicher Wirkung sind. Eisenbeschlag fehlt ganz. Die Ornamentik weist auf das 14. Jahrhundert.

Ein einfacher kieferner Tisch (Abb. 207) mit Wangen, Fußbrettern und mittlerer Verspannung erinnert stellenweise noch an gotische Formgebung. 16. Jahrhundert.

Von Sitzmöbeln finden sich in der Sakristei vier steiflehnige, gepolsterte Stühle mit Lederbezug aus der Zeit um 1700. Zwei gepolsterte Renaissancestühle mit einem Rest farbiger Ledertapeten und ein gepolsterter Sessel mit Überzug von gepreßtem Leder befinden sich außerdem im Antiquarium.

Als zur Vervollständigung der Sakristeiausstattung gehörig sei hier noch ein kleiner, eiserner Tragofen (Abb. 207) angeführt, der, auf vier Tierfüßen stehend, an beweglichen Eisenbügeln tragbar ist. Einst gehörte zu ihm wohl ein Deckel, um die Wärme der die Trommel füllenden Kohlenglut zusammenzuhalten.

Von höchst einfacher, aber eigenartiger Einrichtung ist der in Abb. 207 wiedergegebene Leuchter.

Vom Inhalte der Sakristeischränke sei hier ein Bischofsstab (Abb. 208) angeführt, dessen obere Endigung aus Kupfer getrieben und stark patiniert ist. Sein zu geschlossener Kreisform gebogenes Horn endigt in einem gebuckelten Weinblatte nebst Ranke. Der Schaftteil der Endigung ist mit Maßwerk verziert. Der Stab wurde im Grabe des 1507 verstorbenen Bischofs Joachim von Bredow gefunden.



Abb. 208. Domkirche. Bischofsstab in der Sakristei (nach Bergau, Fig. 53).

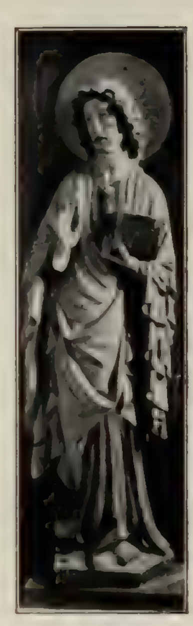


Abb. 209. Domkirche. Triumphkreuz in der Krypta.

Geschnitzte Figuren.

Kruzifix aus dem 14. Jahrh. hinter dem Hochaltar an der Wand stehend (Taf. 55). Die leider beschädigte Figur Christi ist aus Holz geschnitzt, mit Leinwand überzogen und auf Gipsgrund bemalt. Sie ist durch die treffliche Anatomie, den





Domkirche. Kruzifix hinter dem Hauptaltare mit Maria (links) und Johannes (rechts) neben dem Hauptaltare.

Adel des Gesichtsausdrucks und den freien, linienschönen Faltenwurf eine vorzügliche Arbeit. Zu ihr gehörten die beiden Figuren des Johannes und der Maria, die jetzt seitwärts vom Hochaltar an der Abschlußwand stehen. Besonders beachtenswert ist an ihnen der Faltenwurf; der Ausdruck der Gesichter und die farbige Wirkung haben durch die moderne Erneuerung der Bemalung in Ölfarbe sehr gelitten. Die Gruppe bildete vermutlich das „imago sanctae crucis“, welches nach einer Urkunde des Bischofs Dietrich Kothe vom 13. Dezember 1357 (Riedel VIII, 273) früher im Chore des Domes „versus meridiem“ aufgestellt war und auch im Breviarium des Bischofs Joachim v. Bredow öfter als „statua“ erwähnt wird (Wernicke, im „Bär“, 1878, S. 24—25).

Ein Triumphkreuz erheblich geringerer und späterer Arbeit (Abb. 209) hängt an der Scheidemauer, die den Westteil der Krypta abtrennt. Die Kreuzenden sind mit den Evangelistenzeichen in Vierpaßformen besetzt.

Fast unkenntliche Reste eines großen Kruzifixes liegen in der Südwestecke des Antiquariums.

Eine Christusfigur (Ecce homo) von 1,33 m Höhe, der beide Unterarme fehlen, ist ein nicht unschönes Werk aus der Zeit um 1500 (im Antiquarium).

Lebensgroßer betender Christus (in Gethsemane), gegenwärtig auf dem Altare der Krypta, schadhaft.

Maria mit Kind, in der Krypta, schlecht erhalten.

Petrus, in der Krypta, schadhaft.

Zwei lebensgroße Köpfe des Petrus und Paulus, die einst vergoldet waren und als Reliquienbehälter benutzt wurden; tüchtige Arbeiten aus gotischer Zeit, im Antiquarium (Taf. 49).

Eine männliche Büste von 34 cm Höhe mit langem, schlichtem Bart und Haar, ein Reliquienbehälter aus gotischer Zeit, im Antiquarium (Taf. 49).

Reste von vier Barockfiguren von 60 cm Höhe mit wildbewegter Gewandung und gespreizten Gesten, aus dem 18. Jahrh., im Antiquarium (Taf. 51 oben).

Grabdenkmäler und Epitaphien.

1. Das von Schlabrendorffsche Grabdenkmal im nördlichen Kreuzarme des Domes ist in Gestalt eines reich gruppierten Portalbaus aus Marmor ausgeführt, der die Eingangstür zu dem hier angebauten Erbbegräbnisse der Familie umschließt. Das Gewände zunächst um die Türöffnung ist mit einer Reihe von Familienwappen umkränzt. Die gebrochene, in malerische Schwünge aufgelöste Portalverdachung (Abb. 210) umfaßt eine reiche barocke Kartusche mit der Grabinschrift des Erbauers, des Domseniors Ewald Bogislaff v. Schlabrendorff († 1726) und seiner Gattin Louisa Henrietta († 1707). Die Bekrönung bilden eine geflügelte Gestalt des Chronos mit Sanduhr und Sense in der Mitte und zwei kleine, z. T. zerstörte Putten auf den seitlichen Schwüngen. Zu beiden Seiten der Tür stehen die lebensgroßen, nur wenig beschädigten Figuren der beiden Verstorbenen aus Alabaster (Taf. 56 A und B). Bei besonders feiner realistischer



Abb. 210. Domkirche. Oberteil des von Schlabrendorffschen Erbbegräbnisses im nördlichen Kreuzarm.



Domkirche. Edwald Bogislaff v. Schlabrendorff
(am Schlabrendorffschen Erbbegräbnis).



Domkirche. Loysa Henrietta v. Schlabrendorff

(am Schlabrendorffschen Erbbegräbnis).

Durcharbeitung der Formen und voller Porträtähnlichkeit der Köpfe spricht sich doch die barocke Auffassung in der etwas gezwungenen und gezierten Haltung der Gestalten aus. Das Faltenwerk der Gewänder hält sich ziemlich frei von Manier und unterstützt wesentlich den Ausdruck der Bewegungen. Meisterlich ist die Technik, mit der das Haargelock, das feine Gefältel an Halsbinde und Handmanschetten sowie sonstiges Beiwerk an Stickereien und Stoffmustern, Blumen und Spitzen aus dem feinkörnigen Material herausgearbeitet ist.

2. Grabstein eines totgeborenen Zwillingspaares (1623), 60 cm breit, 85 cm hoch (Abb. 211), stellt die beiden Kinder nebeneinander in einem Bettchen dar. Den unteren Teil des Steines schmückt eine Kartusche mit der Grabschrift, die Ecken zieren vier kleine Familienwappen.

Im Mittelschiffe befinden sich, im Westen beginnend:

3. Steinepitaph der Gemahlin des Feldmarschalls von Barfus, Frau Sophie Elisabeth Henriette geb. v. Schlabrendorff, † 1691 (Taf. 57). Eine schwarze Marmortafel mit der Grabschrift umfaßt in ihrem oberen Teile das schöne, lebensvolle Brustbild der Verstorbenen in Form eines kreisförmigen Medaillonreliefs aus weißem Marmor und wird darüber von einer mehrfach gekröpften segmentförmigen Verdachung abgeschlossen. Auf ihr strecken sich neben einem Totenschädel zwei wohlgenährte, bitterlich weinende Putten, die in den Händen gesenkte Fackeln halten und ihre Köpfe zum Zeichen der Trauer mit Schleiern umhüllen. Das Ornamentale in den beiden edel gezeichneten seitlichen Schnörkeln, in dem sie begleitenden Blattwerk und dem am unteren Ende der Tafel zwischen zwei als Konsolen dienenden Engelköpfen angebrachten Wappen ist von vollendeter Modellierung. Das Ganze, eines der edelsten Zierstücke des Domes, weist durch die darin ausgesprochene hohe künstlerische Kraft auf den Stil des großen Schlüter.



Abb. 211. Domkirche. Grabstein eines totgeborenen Zwillingspaares in der Schlabrendorffschen Gruft.

4. Das Wanddenkmal des Dechanten Adam von Königsmarck, † 1621 (Taf. 58), an der nördlichen Mittelschiffswand, aus verschiedenfarbigem Marmor, besteht in seinem reichen architektonischen Aufbau aus einem Hauptgeschoß, das von einem unteren Konsolenteile getragen und von einem schmaleren Obergeschoß überragt wird. Jeder dieser drei Teile enthält in der Mitte ein weißes Marmorrelief von zierlichster Arbeit. Das untere stellt Ezechiel mit den Totengebeinen dar, das mittlere Hauptbild in einer von Doppelsäulen begleiteten Rundbogennische das Weltgericht, das im oberen Aufsatze die Himmelfahrt. Vor dem Weltgerichte ist die Figur des Verstorbenen in knieender, betender Haltung mit einem Kreuz in den Händen dargestellt. Das in fein gezeichnetem Profil erscheinende Haupt des Greises schließt eine mächtige Halskrause ab, von welcher der lange Mantel, mit vielen Knitterfältchen durchsetzt, herabwallt. Die zahlreichen Nischen, die Vorsprünge der gekröpften Gebälke, die reiche Konsolenbildung der unteren Endigung sowie der krönende Abschluß des Ganzen sind von einer Schar schwungvoll entworfener Figürchen erfüllt, die unter anderen die Evangelisten und die sieben christlichen Haupttugenden erkennen lassen, großenteils aber nur dekorative Bedeutung haben. Das Gesims unter dem Hauptgeschoß ist mit einer langen Reihe von Wappen kleinsten Maßstabes besetzt. Das Ornamentale tritt glücklicherweise gegenüber der Architektur und der vorherrschend figürlichen Plastik zurück. Sein Charakter ist von einer weniger edlen Formgebung, da es sich überall in den manierierten Zügen des niederdeutschen Knorpelstils bewegt. Es beeinträchtigt wenig die großartige Wirkung des malerischen Gesamtaufbaues, dessen vielfach schätzenswerte sonstige Einzelheiten leider an dem jetzigen Platze des Epitaphs und bei der ungünstigen Beleuchtung des Mittelschiffs nicht genügend zur Geltung kommen.

Über der Chortreppe:

5. Epitaph des Alb. Ludw. Friedr. Grafen von Pappenheim, † 1733, aus Sandstein und weißem Marmor. Auf einem Sarkophage sinkt der vom Pfeile des Todes Getroffene zusammen, indem er der ihm gegenüberstehenden Minerva seine Linke zum Abschied reicht. Er starb mit 10 Jahren als Schüler der Ritterakademie.

6. Epitaph des Joachim Ehrentreich Katte, Kanonikus des brandenburgischen Stiftes, † 1694. Es besteht in einer wenig glücklichen Häufung schwer vereinbarer Bestandteile. Über dem Wappen mit der Katze halten zwei Putten mit Posaune und Palmzweig in den Händen die Domherrnmütze. Darüber ein Ölgemälde, das einen anderwärts für den Verstorbenen errichteten Obelisken darstellt und von schwungvollem Akanthus umgeben ist, dessen obere Spitze von einer Krone umfaßt wird. An den Seiten Reihen kleiner Familienwappen, unten eine Draperie mit der Grabschrift. Die Schnitzerei reich bemalt und vergoldet.

Im Antiquarium:

7. Totenschild des Werner von der Schulenburg, † 1644 (Abb. 212). Das Wappen des Verstorbenen mit seiner in Schnörkel aufgelösten Helmdecke wird von einem großen aus Astwerk gebildeten und mit vielen kleinen Wappen besetzten Kreise umgeben, an welchem unten die mit vier Engelsköpfen besetzte Inschrifttafel hängt. Das Ornamentale zeigt einen etwas entarteten Knorpelstiel.



Epitaph der Frau v. Barfus im Mittelschiffe der Domkirche.



Wanddenkmal des Dechanten Adam von Königsmarck
im Mittelschiffe der Domkirche.



Abb. 212. Domkirche. Totenschild des Werner von der Schulenburg (im Antiquarium).

8. Totenschild des Domherrn Melchior Heinrich von Katte, † 1664. Das roh gemalte Wappen nebst Inschrift ist im Kreise von den geschnitzten Familienwappen umrahmt.

9. Epitaph des Lehniner Klostervogtes Michael Happe, † 1565, 1568 datiert. Der Verstorbene kniet mit seiner Familie zu den Seiten eines Kruzifixes; darüber eine lange Inschrift.

10. Epitaph des Melchior Pfuell, † 1464, in Form eines Gehäuses, auf dessen Grunde sein Wappen gemalt ist.

11. Im südlichen Kreuzarm Grabmal der Sophie Gottlieb Peltzer[in], † 1751, in Rokokoformen. Auf einem mit dem agnus dei geschmückten Sockel steht eine Pyramidenform, an deren Vorderfläche über einem perspektivisch dargestellten Sarge und zwei trauernden Putten eine große Inschriftkartusche angebracht ist.

12. Über der Galerie im nördlichen Kreuzarme drei wenig ansprechende Epitaphien aus Holz, von denen das mittelste mit dem Standbild eines Domherrn bemalt ist.

An der Westwand des Nordkreuzarmes zwei lange, mit Schrift und einem Wappen bemalte Tafeln; außerdem sieben auf Holz gemalte Wappen von Domherren in länglicher Achteckform und einige andere, stark beschädigte Wappen und dekorative Malereien.

Grabsteine.

Der künstlerische Wert der Grabsteine des Domes sowie die Entwickelung dieses Zweiges der Kunst innerhalb Brandenburgs wird in der kunstgeschichtlichen Übersicht gewürdigt.

Für die geschichtliche Ausbeutung der Umschriften bieten sich außer den Originalen die folgenden Manuskripte und Veröffentlichungen dar:

Alphonse de Vignoles, „Inscriptions du Dome de Brandebourg", 1703, Manuskript in zwei Abschriften nebst Plan aus dem 18. Jahrh. im Domarchiv, gibt auch die jetzt nicht mehr vorhandenen sowie die aus Backstein verworren zusammengesetzten Grabsteine. Dieses Manuskript wurde von Stappenbeck benutzt (vgl. 29.—30. Jahresbericht des Hist. Vereins zu B., 1898, S. 115 f.).

Stappenbeck, Manuskript als Anhang zum Bericht über die 1834 ausgeführten Bauarbeiten, gibt die Steine in der Reihenfolge an, in denen sie damals aufgerichtet worden sind. Diese Quelle hat H. W. Schultze (Über das Alter und die Restaurierung der Domkirche, 1836) benutzt.

v. d. Knesebeck, Manuskript von 1836 im Domarchiv, Tit. VI, Lit. B. Nr. 39.

Schulz, Programm, S. 24 ff.; Riedel VIII, 506; Heffter, Wegweiser, 1852; G. Sello in Forsch. zur Brand.-Preuß. Gesch., 1892, Miszellen Nr. V, S. 530—534, Bergau, S. 226 ff.

Gegenwärtig noch vorhanden sind die folgenden Grabsteine und zwar im nördlichen Kreuzarme, beginnend an der Westwand:

1. Propst **Bertram von Holtzendorf**, † 1451. Figur unter Eselsrückenbogen. Eingegrabene Linienzeichnung. Umschrift in Minuskeln.

2. Propst **Peter Hüfner**, † nach 1464, vor seinem Tode verfertigter Grabstein. Figur unter einem Eselsrückenbogen. Linienzeichnung. Umschrift in Minuskeln.

3. Bischof **Arnold von Burgsdorff**, † 1485, bei Lebzeiten angefertigter Grabstein. Die Figur mit Mitra, Bischofstab und Pektoralkreuz steht in einer Arkade, zu ihren Füßen das Bistums- und das Familienwappen. Umschrift in Minuskeln. Linienzeichnung.

Unter der Galerie:

4. Kanonikus **Peter von Thure**, † 1281 (Abb. 213). Um den Kopf des Verstorbenen ein Kreis. In den Händen Buch und Palmenzweig. Umschrift in Majuskeln. Linienzeichnung.

5. Propst **Heinrich von Gacersleben**, † 1296. Gesicht abgetreten. Umschrift in Majuskeln. Linienzeichnung.

6. Bischof **Friedrich von Plötzke**, † 1316. Die Figur mit Mitra, Stab und Buch steht unter einem von zwei Säulchen getragenen und von einem Wimperg bekrönten Kleeblattbogen. Umschrift in Majuskeln. Linienzeichnung.

7. Bischof **Johann von Thuchem**, † 1321, ohne Architekturumrahmung. Umschrift in Majuskeln. Linienzeichnung. Der Stein ist oben 8 cm breiter als unten (Abb. 214).

8. Propst **Nikolaus von Klitzke**, † 1419. Die Figur mit Palmblatt und Buch steht unter einem Eselsrückenbogen. Stark beschädigte Umschrift in Minuskeln. Linienzeichnung.

9. Propst **Marquard von Krummensee**, † 1412. Die beiden oberen Ecken des Steines sind abgeschrägt. Die Figur unter einem Spitzbogen, der einwärts mit kleinen Dreiblattbögen besetzt ist. Zu ihren Füßen ein kleiner sitzender Hund und das Familienwappen. Umschrift in Minuskeln. Linienzeichnung.

Unter der Treppe:

10. Propst **Heinrich Reiche**, † 1331, ohne Architektur. Umschrift in Majuskeln. Linienzeichnung.

11. Der Konverse **Heinrich Britze**, † nach 1380 (Abb. 215). Die Figur in Laientracht, ohne Kopf-

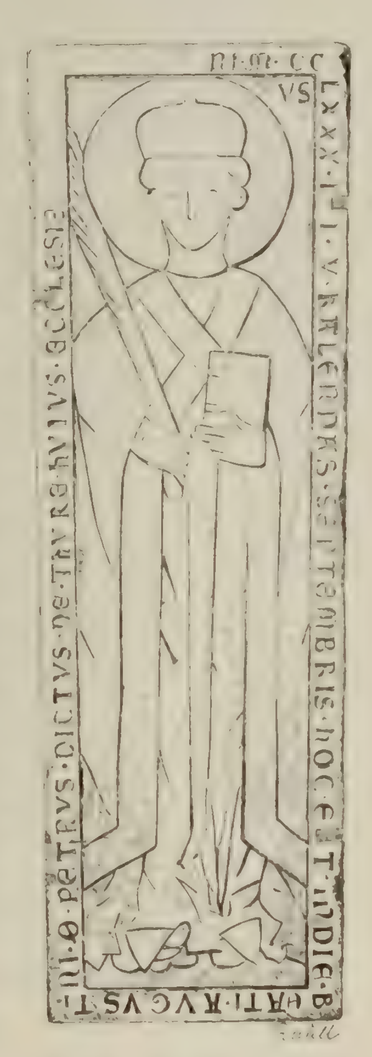


Abb. 213. Domkirche Grabstein des Kanonikus Peter von Thure (nach Bergau, Fig 59).

bedeckung; in der rechten, oberen Ecke ein kleiner Engel mit Rauchfaß. Umschrift noch in Majuskeln. Linienzeichnung.

An der Ostwand des nördlichen Seitenschiffs:

12. Bischof Dietrich von der Schulenburg, † 1393 (Tafel 59). Die anscheinend gut getroffene Porträtfigur in Hochrelief steht auf einem Löwen. In den unteren Ecken sind die Wappen des Stifts und der Familie angebracht, in den oberen schweben zwei Engel mit Spruchbändern hernieder. Umschrift in Minuskeln.

Am Westende des nördlichen Seitenschiffs, an der Nordwand:

13. Propst Werner von der Schulenburg, † 1644 (Taf. 60).

14. George Dietrich von der Schulenburg, † 1639, der fünfjährige Sohn des Vorgenannten.



Abb. 214. Domkirche. Grabstein des Bischofs Johann von Thuchem.

15. Katharina Dorothea von der Schulenburg, † 1629, Werners Tochter.

An der Westwand daselbst:

16. Kanonikus Balthasar von Döberitz, † 1602, ohne Kopfbedeckung, hält den Degen vor sich. In den vier Ecken kleine Wappen.

17. Propst Heinrich von Bredow, † 1641.

In der westlichen Vorhalle:

18. Dechant von Königsmarck (Taf. 61). Vorname und Jahreszahl sowie mehrere der acht kleinen Wappen sind zerstört. Die Einzelheiten sind mit großer Liebe ausgeführt. Der offenbar wohlgetroffene Gesichtsausdruck ist leider durch Zerstörung der Nase entstellt.

Am fünften westlichen Pfeiler der Südarkaden:

19. Bischof Stephan Bötticher, † 1459 (Taf. 62). Die Figur steht unter reichem Baldachin auf einem Hunde. Neben ihr ein Schreibpult mit Büchern und Schreibgerät. An



Domkirche.
Grabstein des Bischofs Dietrich von der Schulenburg.



Domkirche. Grabstein des Propstes Werner
von der Schulenburg.



Domkirche. Grabstein des Dechanten von Königsmarck.

der rechten Säule des Baldachins ein frühgotisches großes A, das nicht als Steinmetzzeichen zu deuten und noch unerklärt ist.

Am Ostende des südlichen Seitenschiffs:

20. Senior Friedrich von Hake, † 1615. Die handwerksmäßig gearbeitete Figur des Verstorbenen in Hochrelief füllt die nischenförmige Mulde des Grabsteins, deren schräge Seitenwandungen mit acht Familienwappen besetzt sind.

21. Dechant Adam Dobberitz, † 1627 (Taf. 63).

22. Maria Brend[in] (Brand) von Lindow, Gattin des Propstes von Bredow, † 1634. Die Relieffigur von vier Familienwappen begleitet.

23. Heinrich von Bredow, † 1613, einjähriger Sohn der vorigen.

Im südlichen Kreuzarme:

24. Bischof Joachim von Bredow, † 1507. Die Figur in einer Nische mit naturalistischem Rankenwerk. In den Ecken die Evangelistenzeichen. Zeichnung und Umschrift kaum noch erkennbar.

25. Dechant Petrus Direke, † 1510. Die handwerksmäßig in flachem Relief ausgeführte Figur mit faltigem Mantel ist von spätgotischem Astwerk umgeben. Am Fuße das Familienwappen. Umschrift in gotischen Minuskeln.

26. Kantor Mattheus Randow, † 1512. Zu den Füßen der Figur das Wappen. In den Ecken Maßwerk.

27. Kanonikus Joachim Damcker, † 1518. Zu den Füßen der ausdrucksvollen, Kelch und Buch haltenden Figur das Wappen.

28 Propst Friedrich von Britzke, † 1515. Das Gesicht ist stark abgetreten.

29. Kanonikus Balthasar Stapel, † 1518. Der stark zerstörte Stein ohne Wappen, mit Rundbogen.

30. Schatzmeister Philipp von Klitzing, † 1532. Der Bogen von Renaissancepfosten mit Balusterformen getragen. Stark zerstört.

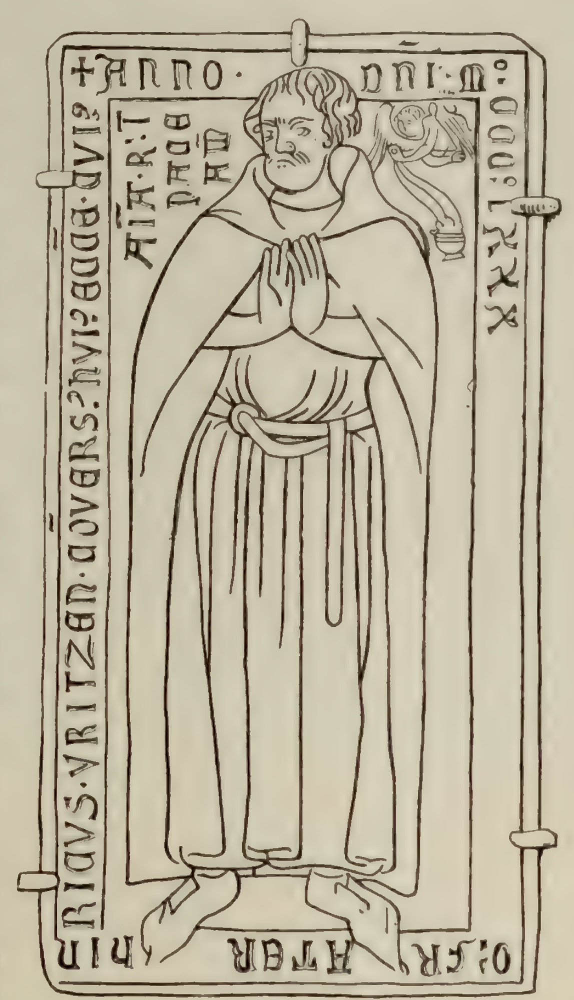


Abb. 215. Domkirche. Grabstein des Konversen Heinrich Vritze.



Abb. 216. Domkirche. Grabstein des Joachim Pfuel.

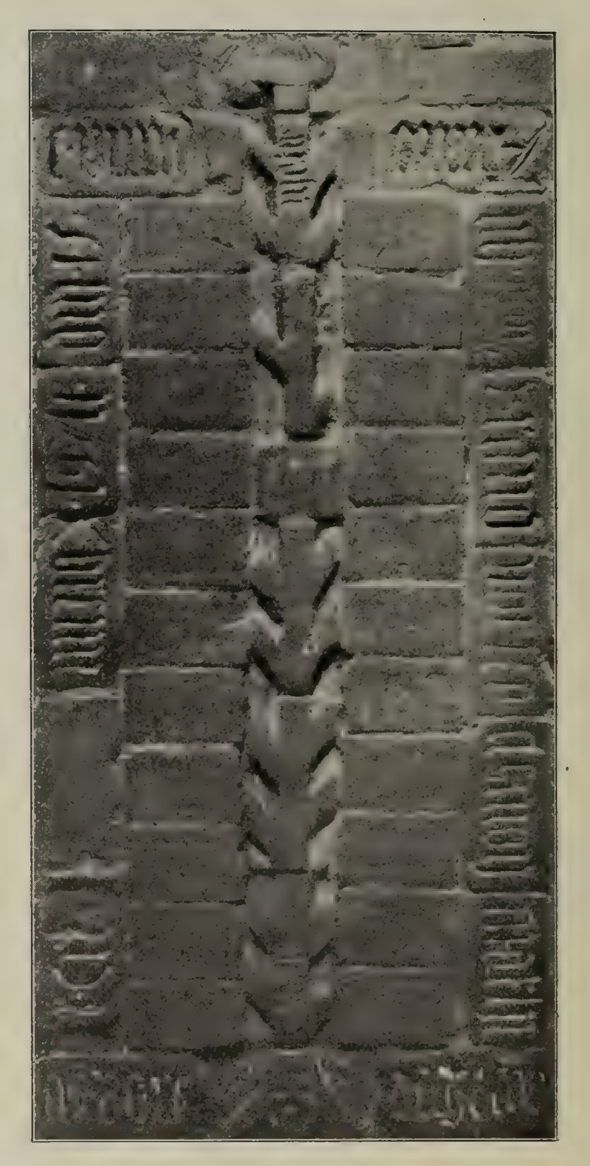


Abb. 217. Domkirche. Grabstein aus Backstein.

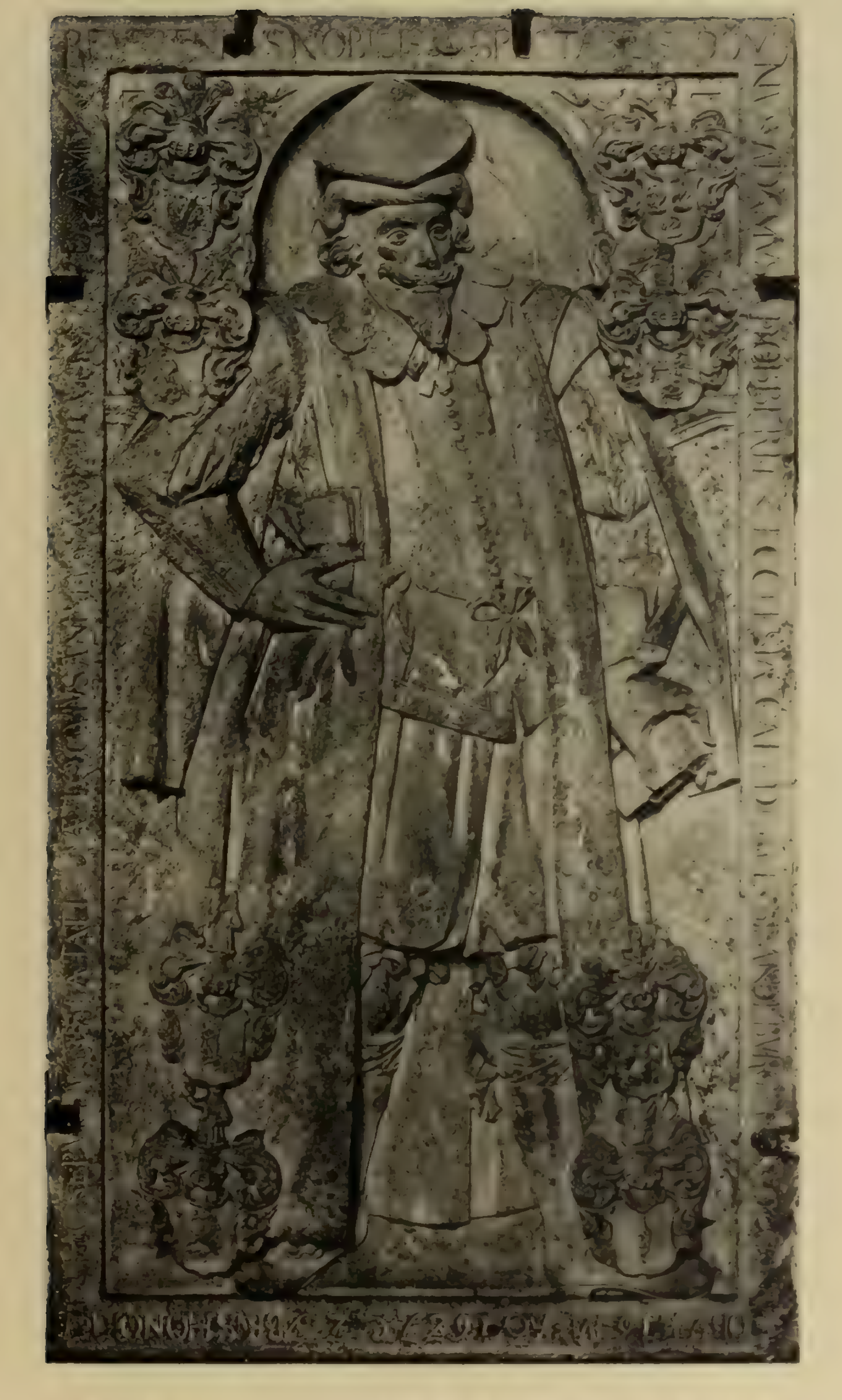
31. Kanonikus Albert Wegener, † 1532, mit Balusterpfosten und spätgotischem Blattwerk. Sehr abgetreten.

32. Kanonikus Otto Smedt, † 1536, mit Balusterpfosten und naturalistischen Blättern. Sehr abgetreten.

33. Kantor Peter Beme, mit gotischem Astwerk in den oberen Ecken. Inschrift und Figur kaum noch zu erkennen.



Domkirche. Grabstein des Bischofs Stephan Bötticher.



Domkirche. Grabstein des Dechanten Adam Dobberitz.

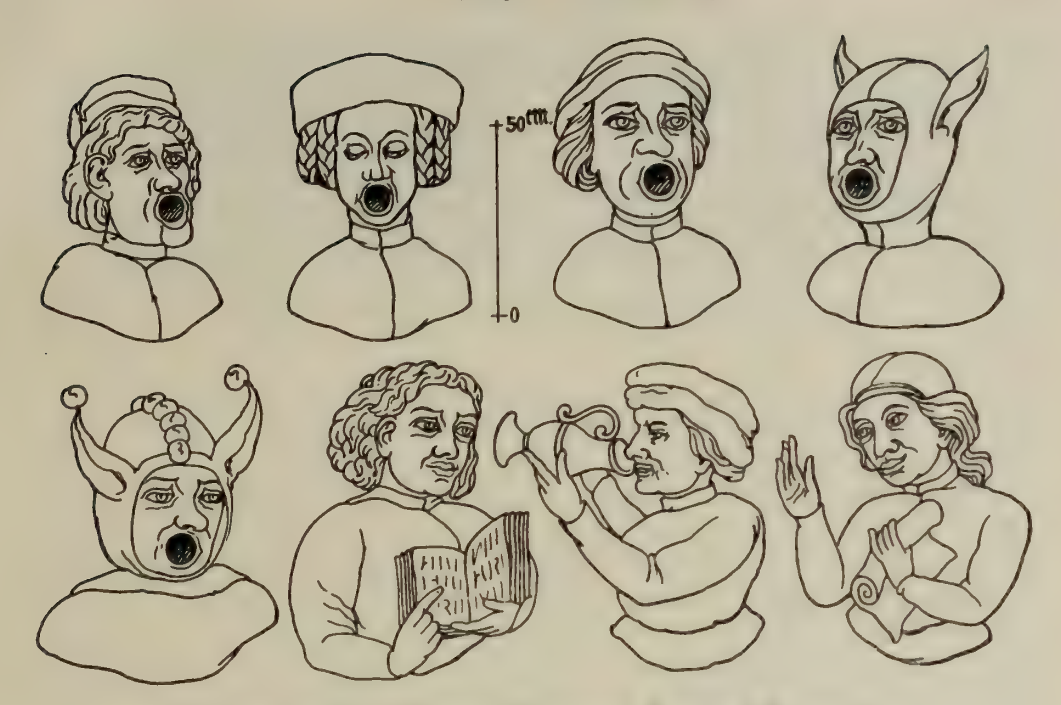


Abb. 218. Domkirche. Gemalte Köpfe an den Kappen des Chorgewölbes

Grabsteine aus mehreren gebrannten Tonplatten. Im Fußboden des südlichen Kreuzarmes liegen etwa sieben, die meist unvollständig sind und zum Teil die Figur des Verstorbenen in ausgegründetem Flachrelief, aus drei bis vier Platten zusammengesetzt, zeigen (siehe Bergau, Fig. 63). Die Umschriften mit vertieften Buchstaben sind aus Backstein gebildet. Von den Grabsteinen ohne Figur sind die beiden folgenden am besten erhalten:

34. Joachim Pfuel, † 1537 (Abb. 216). Im Mittelfelde Wappen und Ornament.

35. Ein durchweg aus Stücken in Backsteingröße hergestellter Grabstein (Abb. 217), dessen Umschrift gegenwärtig aus durcheinandergewürfelten unzusammenhängenden Stücken besteht, zeigt in der Mitte einen mit Astansätzen versehenen, in einer Krückenform endigenden Stab.

Malereien.

Wandmalereien. In der Domkirche selbst ist von Wandmalereien wenig erhalten. Schlecht aufgefrischte Reste von Engeln, welche Inschriften halten, finden sich in drei Arkadenbögen des Langhauses. Auch die Inschriften selbst, die sich auf die einst darunter befindlichen Altäre beziehen, sind beim Nachmalen offenbar mehrfach entstellt.

Im Chore befinden sich an den unteren Teilen der meisten Gewölbekappen große Köpfe, die in Umrissen gemalt und mit blassen braunen und blauen Tönen angelegt




Abb. 219. Domkirche. Gemalte romanische Friese in der Bunten Kapelle.

sind. Diese Köpfe sind so um die in das Innere führenden Abzugsröhren des Regenwassers, das durch das Dach dringt, gemalt, daß deren Öffnung jedesmal den Mund eines Kopfes bildet (Abb. 218). Die Tracht der Köpfe bezw. Brustbilder deutet auf das 15. Jahrh. als Entstehungszeit. Solche Köpfe waren Anfang des 19. Jahrh. im nördlichen Kreuzflügel des Domes noch sichtbar, wie v. Minutoli (Denkmäler mittelalterlicher Kunst, S. 21) berichtet. Die im Chore befindlichen wurden bei der Wiederherstellung des Innern i. J. 1892 aufgefrischt (vgl. Jahresber. des Hist. Ver. zu B., 1894, S. XXII).

Eine volle Ausmalung scheint nur die Bunte Kapelle besessen zu haben. Die figürlichen Bilder an den Bogenfeldern der Wände sind gegenwärtig bis zur völligen Unkenntlichkeit vergangen. Die Vermutungen Wernickes über die dargestellten Gegenstände siehe in Bergau, S. 202. Die ornamentalen Malereien der Kapelle, welche in den Jahren 1895 und 1896 durch August Oetken erneuert wurden, stammen aus zwei verschiedenen Zeiten. Der Übergangszeit, also der Zeit der Bauausführung, gehören die Friese verschiedener Zeichnung an, welche die Wandflächen in Kämpferhöhe teilen (Abb. 219 und 220), ferner wohl die stilistische Marmorierung der Gurte und die Ornamentmuster an den Diagonalrippen. Der Spätgotik sind hingegen die in rot, grün und schwarz ausgeführten Ranken der Gewölbekappen zuzuweisen.

Ältere Aufnahmen dieser ornamentalen Malereien aus der Zeit vor ihrer Erneuerung stammen von Brecht; sie befinden sich im Nachlasse des Konservators v. Quast und in v. Minutoli, Denkmäler mittelalterlicher Kunst 1836, Lfg. I, und Taf. IX, Fig. 2. Neuere Aufnahmen von Oetken siehe in Borrmann, Aufnahmen mittelalterlicher Wand- und Deckenmalereien in Deutschland, Taf. 33, 34 und 55.

Von den ehemals in den Chorfenstern des Domes befindlichen Glasmalereien sind nur wenige Reste erhalten und im mittleren Fenster zusammengestellt (Taf. 64). Die Bogenfelder und die vier oberen horizontalen Reihen nehmen ornamentale Stücke verschiedener Art ein. Sie bestehen in sieben verschiedenen, z. T. sehr reizvoll entworfenen aufsteigenden Friesen aus meist geometrischem Grundschema in Verbindung mit naturalistisch behandelten Blättern und Ranken. Vier andere Felder nehmen architektonische Motive ein, drei von ihnen im besonderen steile Wimperge, deren Kanten mit Blättern besetzt sind. Die schöne vollfarbige und doch ruhige Wirkung ist leider auch hier durch eine Anzahl ungeschickt eingeflickter Ersatzgläser zerrissen.




Abb. 220. Domkirche. Gemalte romanische Friese in der Bunten Kapelle.

Noch mehr ist dies freilich bei den figürlichen Feldern, welche die folgenden vier Reihen unter jenen füllen, und bei dem Mittelfelde der letzten ornamentalen Reihe der Fall. Dieses enthält eine ziemlich stark nachgedunkelte Maria mit dem Kinde als Kniestück. Die Anordnung und Bedeutung der übrigen Figurenfelder ist folgende:

1. Mehrere Heiligenköpfe, aufschauend.	2. König mit Zepter, vielleicht Gott-Vater.	3. Mehrere Heiligenköpfe, abwärtsschauend.
4. Engel mit Wappen (roter Leuchter auf gelbem Grunde).	5. Hl. Anna selbdritt zwischen zwei Fenstern.	6. Engel mit Wappen des Domstifts (zwei weiße überkreuzte Schlüssel auf rotem Grunde).
7. Die hl. Appollonia, sitzend, einen Zahn mit der Zange haltend.	8. Stehender Heiliger mit Buch, in Diakonentracht.	9. Der hl. Andreas, sitzend mit Kreuz.
10. Vornübergebeugter, bärtiger Alter mit erhobenen Armen.	11. Zwei Ritter im Mantel, mit langen Spitzschilden.	12. Großer Ritter im Plattenharnisch; dahinter noch ein Ritter in kleinerem Maßstabe.

Die Felder 7 bis 12 sind auf Taf. 65 farbig wiedergegeben. Die 12 figürlichen Bilder sind ihrem künstlerischen Charakter nach in zwei Gruppen zu scheiden. Zu der einen gehören die Bilder 4, 5, 6, 7, 8, 9 und 11. Sie sind dem Stile nach die früheren (etwa Anfang des 15. Jahrhunderts). Es sind ganze Figuren in kleinem Maßstabe von voller, satter Farbe und teppichartiger Wirkung. Jedes Feld stellt nur eine, höchstens zwei Figuren dar. Der Hintergrund besteht meistens in architektonisch ausgebildeten Innenräumen.

Die andere Gruppe aus der Zeit um 1500 besteht aus den Bildern 1, 2, 3, 10 und 12 und enthält nur Brustbilder oder allenfalls knappe Kniestücke wie 10 und 12. Dafür ist der Maßstab bedeutend größer. Der spätgotische Charakter zeigt sich außerdem in der reichlichen Anwendung von weiß, gelb und der sparsamen von rot. Das Blau ist ein wässeriges Indigo. Da andere Farben außer etwas grün an 10 und 12 nicht vertreten sind, so ist die Farbengebung etwas eintönig, wiewohl z. T. recht anziehend, wie z. B. in 10.

Die zwei benachbarten, 1849 gestifteten Chorfenster enthalten Wappen des preußischen Königshauses und seiner nächsten Verwandten. Das große westliche Fenster an der Südseite des Chores erhielt i. J. 1882 zur Erinnerung an die goldene Hochzeit Kaiser Wilhelms ein Glasgemälde, dessen Hauptbild die Hochzeit zu Kana darstellt. Es wurde nach Entwurf von Grunert im Atelier von Müller und Haselberger in Berlin angefertigt; seinetwegen wurde der Mittelpfosten des einst vierteiligen Fensters ausgebrochen.

Das Fenster im südlichen Kreuzarme der Kirche, eine Stiftung aus dem Jahre 1849, enthält die Wappen der damaligen Domherren.

Bildnisse. Bildnis des Arndt von Klot und seiner Gattin Barbara von Kalenberge, 1,26 m hoch, 0,57 m breit, 1591 auf Holz gemalt. Im Antiquarium: Bildnis eines Domherrn, auf Leinwand gemalt, an der Westwand des nördlichen Kreuzarms sowie Bildnis eines evangelischen Geistlichen, in Öl gemalt, an der nördlichen Abschlußwand der Vierung.

Außerdem befinden sich im Antiquarium:

Modell der Marienkirche aus Holz und Pappe, 37 cm lang, 23 cm breit und 23 cm hoch (Taf. 31); es stammt aus der früheren Berliner Kunstkammer (näheres siehe unter Marienkirche, S. 122, Anmerkung).

Kreisrunder Behälter von 20 cm Durchmesser und 10 cm Stärke mit verziertem Leder überzogen und mit Ösen zum Durchziehen von dünnen Riemen versehen.

Ledertasche mit Eisenbügel, 30 cm groß.

Stoßdegen aus der Zeit um 1800 sowie ein Sternsporn.

Liturgische Gewänder[1].

a. Leinen. 1. (A 1) Alba von weißem Leinen; die vier Plagulä sind von dem roten Seidenbrokatstoff der Kasel C 5.

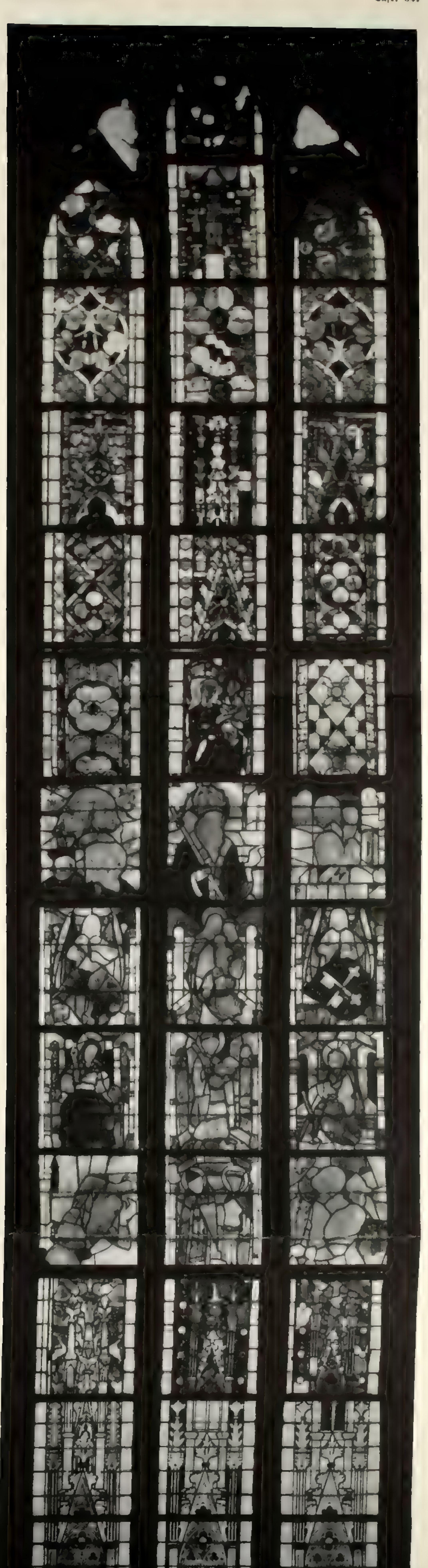
2. (P 16) Pluviale von roter Leinwand; wohl für einen Kirchendiener.

b. Atlas. 1. (C 4) Kasel aus purpurviolettem Atlas; das Dorsalkreuz enthält außer der Kruzifixusgruppe auf den Balkenenden oben Gott-Vater, rechts und links Petrus und Paulus in Brustbildern, unten St. Rochus in ganzer Figur in Reliefstickerei, in der bei den Gesichtern die Reliefunterlage für den Nasenrücken durch ein Holzstäbchen versteift ist.

2. (D 2) Dalmatika aus purpurviolettem Atlas.

c. Seidendamast. 1. (P 1) Pluviale aus weißem Seidendamast mit Hirschmuster. Der Klipeus und die Prätexta sind aus einer Brokatbordüre gebildet, die im Wechsel mit ornamentalen Vierecken die Worte Jesus und Maria enthält (Abb. bei Bock, Gesch. der liturg. Gew., I. Taf. IX).

[1]) Teils in der Sakristei, teils im Antiquarium befindlich. Die in Klammern beigefügten Bezeichnungen entsprechen den an den Originalen selbst angehefteten und schon von Wernicke im Bergau angewendeten.



Domkirche. Glasmalereien des mittleren Chorfensters.



Domkirche. Unterer Teil der Glasmalereien im mittleren Chorfenster.

2. (P 2) Pluviale, rot, aus sehr weichen glänzenden Seidenfäden. Das Muster zeigt einen mit Lilienrand umgebenen Kreis mit Ornamenten, die stark an kufische Inschriften erinnern, darunter zwei große Palmenblätter. Der Klipeus zeigt Maria mit dem Kinde als Brustbild und zwei musizierende Engel in Brokatstickerei (siehe Bergau, Fig. 43).

3. (C 1 u. D 3) Kasel und Dalmatika zeigen ein späteres Granatapfelmuster (Abb. bei Lessing, Die Gewebesammlung des Königl. Kunstgewerbemuseums, Bd. 6) in hellblau und orange. Die in Seidenplattstich ausgeführten Stickereien des Dorsalkreuzes der Kasel sind bis auf ein Brustbild des Gott-Vater und die Figur des hl. Andreas abgerissen. Rechts neben dem Fuße des Kreuzes ist das Bischofswappen des Joachim von Bredow angebracht. Die Dalmatika ist ohne Schmuck.

4. (C 2) Kasel, von der nur noch das Dorsalkreuz und das Futter erhalten sind. Das Dorsalkreuz enthält in grobem Plattstich die Anbetung der Könige, darunter die Beschneidung Christi und die Verkündigung.

5. (C 3) Rest einer Kasel und (D 8 u. D 9) zwei Dalmatiken, bräunlichgelb, mit schönem Granatapfelmuster. Das abgetrennte Dorsalkreuz der mit zarter, grüner Seide gefütterten Kasel enthält stark erhabene, schöne, doch vielfach zerstörte Stickerei, unten die Beschneidung, darüber die heiligen drei Könige; auf den Querarmen die Verkündigung und Heimsuchung; in der Vierung und darüber die heilige Familie mit den Hirten und Engeln. Auf der Brust und Rückseite der blauleinen gefütterten Dalmatiken ist je eine Plagula oben und unten angebracht mit farbiger, gut erhaltener Stickerei. Dargestellt sind bei der einen die Verkündigung und Krönung Mariä, Barbara, Katharina und Dorothea, Magdalena, Elisabeth und Helena, bei der anderen die Geißelung und Auferstehung Christi, die heiligen drei Könige, Andreas, Petrus und Paulus.

6. (D 6 u. D 7) Zwei Dalmatiken, orangefarben mit grobem Granatapfelmuster. Auf den Rückseiten sind je zwei Löwenköpfe aus vergoldetem Messing aufgenäht, aus deren Rachen Schnüre herabhängen.

7. (D 4 u. D 5) Zwei weißseidene Dalmatiken mit Granatapfelmuster.

8. (P 3) Pluviale, weiß, mit Granatapfelmuster; die Präterten enthalten in reicher Brokatstickerei sechs Standfiguren.

9. (P 4 u. P 5) Zwei Pluvialen mit Granatapfelmuster in stahlblau und orange. Die Präterten enthalten ebenfalls sechs Standfiguren in reicher Brokatstickerei.

10. (P 6) Pluviale aus rotem Seidendamast mit Präterten aus schwarzem Seidendamast.

d. Seidenbrokat. 1. (D 10) Rote Dalmatik; das Muster (Abb. bei Lessing a. a. O., Bd. 6) bildet ein kleiner Löwe, den zwei Palmenwedel kreisförmig umgeben; die Zwickel füllen Palmetten und Sonnen.

2. (D 11) Dalmatik aus rotem Seidenbrokat; das im Maßstabe kleine Muster zeigt einen Löwen unter einem Baum und einen Vogel mit Blume.

3. (P 7) Pluviale, rot mit grüner Seide gefüttert. Das Muster (Abb. bei Lessing a. a. O., Bd. 6) bilden Türme, die auf einer Sichelform stehen, und zwei gegenübergestellte Hunde auf einem Zelte, von dessen Spitze ein Drachenknoten herunterhängt.

4. (P 12) Pluviale aus mehrfarbigem Seidenbrokat mit kleinerem, spätem Granatapfelmuster, das unter spanischem Einfluß entstanden ist. Die Prätexten enthalten sechs Standfiguren von Heiligen in reicher Brokatstickerei.

5. (P 8) Pluviale, weiß-, grün-, rot- und goldgestreift. Das nach maurischen Motiven gezeichnete Muster (Abb. 221) zeigt in den Streifen abwechselnd Rehe, Löwen, Hasen, Adler, Pfauen, Halbmonde, Pinienäpfel und allerhand Rankenwerk. Der Klipeus ist abgerissen, die Prätexta zeigt in grobem Plattstich Darstellungen von Petrus, Johannes, Philippus, Elisabeth, auf der anderen Seite Paulus, Bartholomäus, Thomas untereinander; die vierte Figur ist abgerissen.

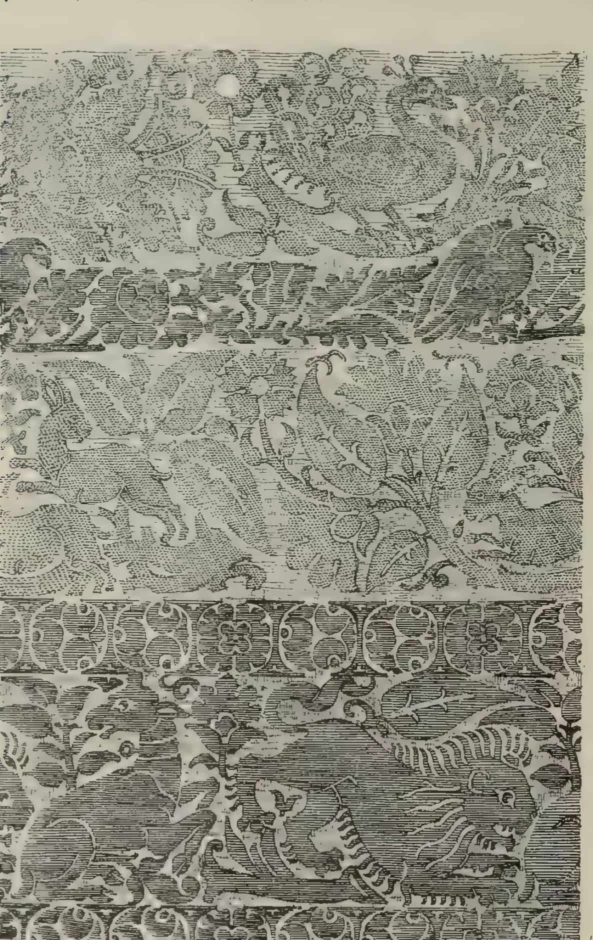


Abb. 221. Domkirche. Stoffmuster vom Pluviale P 8 (Maßstab 1/3 des Originals).

6. (P 9) Pluviale, rot mit Löwen- und Gazellenmuster (Abb. 222), italienische Arbeit nach maurischen Motiven; als Prätexta dient eine Seidenbrokatborde.

7. (P 11) Pluviale mit ganz verblaßtem Goldbrokatmuster und von ähnlicher Arbeit wie das vorige, zeigt auf gelbseidenem Grunde in zwei Reihen abwechselnd einen Orangenbaum mit zwei springenden Hirschen und einen Palmenbaum mit zwei Schwänen und zwei kleineren Vögeln. Die Prätexta, nur auf der rechten Seite erhalten, enthält untereinander in Plattstich unter Baldachinarchitekturen Philippus, Bartholomäus, Matthäus, Petrus und einen unerkennbaren Apostel.

8. (P 10) Pluviale, Seidenbrokat, gelb mit Silber. Das Muster besteht aus unregelmäßigen, auf die Spitze gestellten Sechsecken, in denen ein Greif und ein Spruchband mit der Legende a mon poer dargestellt ist



Abb. 222. Domkirche. Stoffmuster vom Pluviale P 9 (Maßstab 1/3 des Originals).

(die Legende ist bei Bergau, Fig. 16, richtiger wiedergegeben als in der Beschreibung bei Lessing a. a. O., Band 6. Ihre Bedeutung ist nach Wernicke [Bergau S. 216] zu erklären als à mon pouvoir). Die Randborde ist bestickt mit Vierecken, die noch mit Bandverschlingungen in verschiedenen Farben verziert sind.

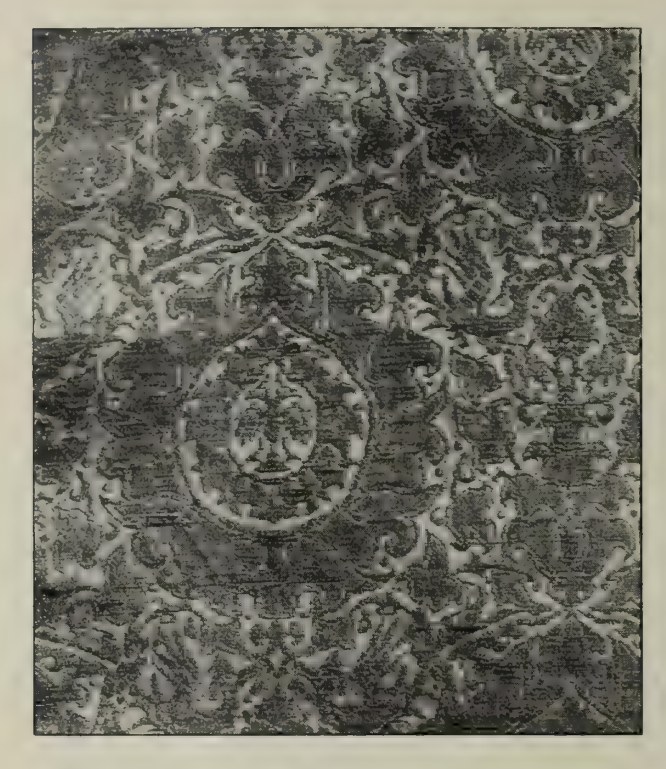


Abb. 223. Domkirche. Stoffmuster des Saumes an der Dalmatik D 12.

9. (C 5) Kasel, deren Granatapfelmuster kleineren Maßstabes (Abb. bei Lessing a. a. O., Bd. 6) nur in feinen, roten Konturen auf gelbem, mit dünnen Goldfäden durchschossenem Grunde dargestellt ist. Am unteren Rande ist auf der Rückseite das von Britzkesche Wappen angebracht.

10. Kasel aus rotem Seidenbrokat mit breiten Goldflächen. In dem einförmigen, sehr großen Muster tritt häufig ein Flammenmotiv auf (dasselbe Muster zeigt ein Stoffrest in der Sakristei des Havelberger Doms). Das Dorsalkreuz setzt sich aus sieben Quadraten zusammen, die in erhabener Brokatstickerei unter Baldachinen mit Zinnenkrönung die Leidensgeschichte in Figuren kleinen Maßstabes enthalten.

e. Sammet. 1. (D 12) Dalmatik, purpurrot, von altertümlich langem und weitem Schnitt. Unten ist ein 0,27 m breiter, das ganze Gewand umgebender Saum aus einem golddurchwebten Seidenstoffe mit sizilianischem Muster (Abb. 223, vergl. auch Lessing a. a. O., Bd. 6), aus dem auch die beiden Plagulä oben auf Brust Rückenseite bestehen.

2. (D 13) Dalmatik von gleichem Stoff und Schnitt, hat jedoch unten statt des Saumes nur zwei Plagulä aus dem betreffenden Stoff, oben dagegen die Plagula aus dunkelrotem, golddurchwebtem, ostasiatischem Seidenstoffe mit Drachenmuster.

3. (P 13 u. P 14) Zwei Pluvialen von sehr fein geschorenem, einfarbigem Purpursammet sind stark zerstört, ebenso die Stickereien in Plattstich, so daß vielfach nur noch die Vorzeichnungen für dieselben auf der Leinwand erhalten sind. Der Klipeus von P 13 enthält die heilige Jungfrau mit den heiligen drei Königen, der von P 14 die Verkündigung. Auf der Prätexta des ersteren sind ausschließlich männliche Heilige dargestellt, nämlich rechts Petrus, Andreas und Jakobus major, links Paulus, Johannes Evang. und Bartholomäus untereinander; auf der Prätexta der letzten durchweg weibliche Heilige, und zwar links Elisabeth, Margaretha und Agnes, rechts Katharina, Magdalena und Cäcilia. P 13 hat vorn unten links noch das Brandenburge

Stiftswappen auf gestürztem Schilde mit Mitra, rechts eine Variante des von Britzkeschen Wappens gleichfalls auf gestürztem Schilde. Diese fehlen bei P 14. Dieses Pluviale trägt auf der Schließe einen heraldischen Adler, der mit einem mit kleinen Herzformen behängten Halbmond belegt ist.

4. (C 7) Kasel und (D 14 u. D 15) zwei Dalmatiken, purpurrot, mit ausgespartem Granatapfelmuster. Die Kasel hat auf Brust und Rückenseite das Kreuz in älterer Form, d. h. mit schräg ansteigenden Kreuzarmen. Die Dalmatiken haben statt der vier Plagulä auf beiden Seiten zwei von oben nach unten herabgehende Streifen mit Stickereien. Diese, in Seidenplattstich ausgeführt, sind ziemlich gut erhalten, namentlich auf den Dalmatiken ist die Farbe sehr frisch, aber die Zeichnung sehr undeutlich. Sie stellen auf den Dalmatiken die zwölf Apostel in verschiedener Gruppierung, auf der Brustseite der Kasel Paulus, Matthäus, Andreas, Thomas (ein weiterer fehlt), auf der Rückseite Petrus, Johannes, Thaddäus, Philippus und zwei Bischöfe dar.

5. (C 8) Kasel und (D 16 u. D 17) zwei Dalmatiken, dunkelgrün, mit ausgesparten Umrissen eines Granatapfelmusters, die Dalmatiken ohne Ornament; auf dem Rückenkreuze der Kasel ist in Reliefstickerei die Kruzifixusgruppe mit Jonas und David auf dem Querbalken und Petrus und Paulus am Ende des Längsbalkens unter reicher gotischer Architektur angebracht. Unten rechts neben demselben befindet sich das Bischofswappen des Arnold von Burgsdorff in Plattstich.

6. (C 9) Kasel und (D 18 u. D 19) zwei Dalmatiken, purpurviolett, mit ausgespartem Granatapfelmuster. Die Kasel hat den weiten, älteren Schnitt; das Dorsalkreuz trägt in sehr erhabener Goldstickerei folgende Figuren: St. Gotthard, eine weibliche Heilige ohne Attribut, Johannes Evang. und auf dem Querbalken die Brustbilder der hl. Lucia und Dorothea. Die Dalmatiken, von engem Schnitt, haben auf dem Rücken je zwei Löwenköpfe mit Ringen. Daran hängen kleine, beschädigte, silbervergoldete Wappenschildchen mit Turnierhelmen, die in Emaille das von Britzkesche Wappen tragen; dasselbe kehrt am unteren Rande wieder.

7. (C 10) Kasel, purpurrot, in älterem Schnitt; als Sammet ist nur ein Muster von dünnen Ranken, Palmetten und Früchten ausgespart. Das Dorsalkreuz zeigt den Gekreuzigten, unten Magdalena, oben und auf den Armen die Brustbilder des David, Jonas und Jesaias in sehr grober und flüchtiger Applikationsstickerei.

f. Sammetbrokat. 1. (C 13) Kasel aus reichstem Sammetbrokat von höchst vollendeter Technik mit weinrotem Granatapfelmuster (Taf. 66). Die Rückseite zeigt in reicher Reliefstickerei die Insignien des Schwanenordens (Abb. in v. Stillfried-Rattonitz, Stammbuch des Schwanenordens III, S. 8) an einer Kette hängend, deren rechteckige Glieder annähernd die Form eines Kreises bilden. In diesem sind in Kreuzform fünf farbige Wappenschilde eingeschlossen mit dem Brandenburgischen Kurszepter, dem Brandenburgischen Adler, dem quadrierten Hohenzollernschild, dem Pommerschen Greifen und dem Nürnberger Burggrafenlöwen. Unterhalb befindet sich ein Schriftband in erhabener Goldstickerei, dessen dreizeilige, nicht mehr erkennbare Schrift einst den Namen und die Titel des Kurfürsten Friedrich II. enthielt. Die Kasel ist daher

vermutlich eine Stiftung des Kurfürsten gelegentlich der Einweihung der Schwanenordenskapelle an der Marienkirche im Jahre 1443. Die Kasel ist im allgemeinen gut erhalten; am meisten haben die lang durchgehenden Goldfäden gelitten.

2. (C 11) Kasel, grün, von außerordentlich schöner Zeichnung großen Maßstabes (Taf. 67). Das Muster ist teilweise mit gekräuselten Goldfäden gewebt (en or frisé). Um die im Gewebe (Taf. 68) laufend angeordneten Granatapfelformen symmetrisch auf der Kasel zu verteilen, wurde der Stoff in viele kleine Stücke geschnitten und anders zusammengenäht.

3. Eine ganze Kapelle, (C 12) Kasel, (D 20 u. D 21) zwei Dalmatiken und (P 15) Pluviale, leuchtend purpurrot, mit sehr ähnlichem Muster wie die vorige Kasel, aber sehr abgeschabt. Das Dorsalkreuz der Kasel enthält in Seidenplattstich die Kruzifixusgruppe mit Gott-Vater oben und zwei betenden Engeln auf den Enden des Querbalkens, am unteren Ende des Längsbalkens Andreas und Bartholomäus, zu Füßen Christi Maria, Johannes und Magdalena. Diese Stickereien sind die künstlerisch vollendetsten der Sammlung, zum Teil auch sehr gut erhalten. Fast ganz zerstört sind dagegen die auf dem Klipeus (Krönung Mariä), die auf der Prätexta (nämlich Petrus, Katharina, Jakobus major und die hl. Jungfrau) äußerst beschädigt, auf der anderen Seite sieht man Christus mit Buch, segnend, Magdalena, Thomas und einen Baldachin untereinander. Die Dalmatiken haben vergoldete Löwenköpfe, aus deren Mäulern dicke Seidenquasten mit vergoldeten Kugeln herabhängen. Außerdem tragen diese Gewänder auf den Rückenseiten unten über dem Saume die beiden zum Teil abgerissenen kursächsischen und kurbrandenburgischen Wappenschilde eingestickt. Sie sind also von einer brandenburgischen Fürstin aus sächsischem Hause gestiftet, entweder von Katharina, der Gemahlin Friedrichs II., † 1476, die selbst in derartigen Stickereien bewandert war, oder von Margareta, der Gemahlin Johann Ciceros, † 1501.

4. (C 14) Kasel und (D 22 u. D 23) zwei Dalmatiken, purpurrot; das Gold überwiegt und tritt so gekräuselt auf, daß die Gewänder schon in einem alten Inventar als „kraus gulden Stück" bezeichnet wurden. Das Granatapfelmuster ist zu einem Frucht- und Blumenmuster im Renaissancestil umgewandelt. Stickereien fehlen.

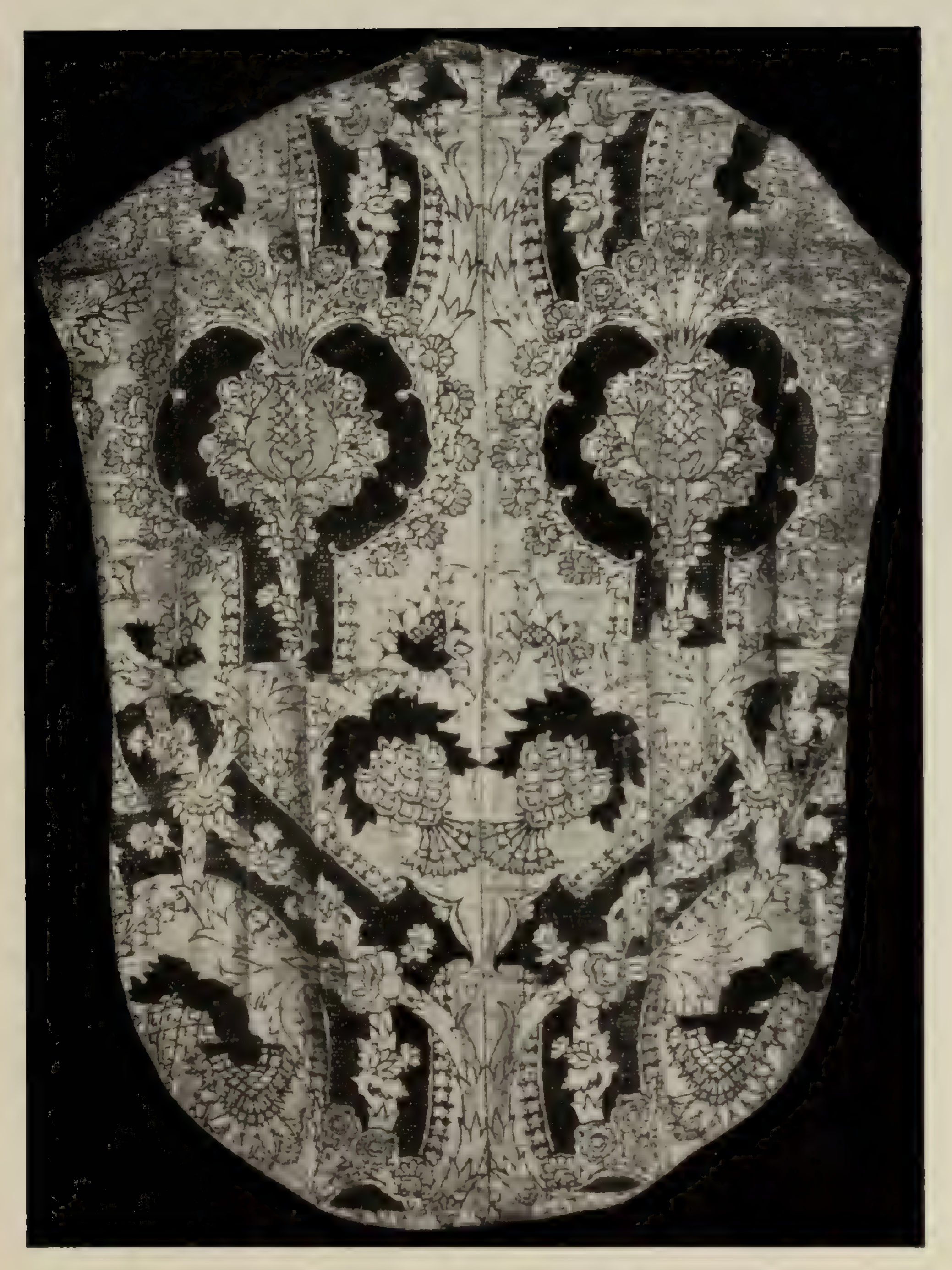
Stickereien.

Eine farbige Leinenstickerei in Plattstich, 2,0 m hoch und 4,20 m lang (teilweise abgebildet in Lessing, Wandteppiche und Decken des Mittelalters in Deutschland). Die Komposition der Zeichnung besteht aus vier Reihen von je acht Kreisen. Auf die mittelsten vier ist ein etwas größerer Kreis aufgelegt; die Zwickel zwischen den Kreisen sind mit Ornamenten romanischen Charakters ausgefüllt. Das Ganze ist von einer $1^1/_2$ cm breiten Borde eingefaßt. In den einzelnen Kreisen sind in knapper Fassung Vorgänge aus dem Leben Christi dargestellt[1]. Der mittelste größere Kreis enthält die Kreuzigungsgruppe, den Kruzifixus mit Maria und Johannes. Die vier

[1]) Siehe die Gegenstände der einzelnen Darstellungen in der Beschreibung des Tuches bei Wernicke in: „Christliches Kunstblatt", 1875, S. 35.



Domkirche. Kasel (C 13) mit den Insignien des Schwanenordens.



Domkirche. Kasel (C 11) aus grünem Sammetbrokat.



Domkirche. Stoffmuster der Kasel C 11.

(Herstellungszeichnung in 1/6 der natürlichen Größe).

Kreisabschnitte darum enthalten die vier Halbfiguren von Usia, David, Hiob und Habakuk mit den folgenden Inschriften: 1. „OBLATVS. EST. QVIA. IPSE. VOLVIT." 2. „FODERVNT. MANS. MEAS. T. PEDES. MEO." 3. „NVMQVID. CAPIES. LEVIATHAN. HO(A?)MO." 4. „CORNUA. IN. MANIBUS. EIVS." Die Gewänder der Figuren sind meist quergestreift in verschiedener Musterung. Die Heiligenscheine bestehen aus grüner, blauer oder brauner Seidenstickerei. Die Farben sind fast überall ganz verblichen, im übrigen ist der Zustand der Erhaltung leidlich. Nach den wenigen noch romanischen Architekturformen, der Schrift, der Kleidung und Bewaffnung zu urteilen, entstammt das Leinentuch noch dem 13. Jahrhundert. Die Zeichnung des Figürlichen ist z. T. recht unbeholfen, die schmückende Wirkung des Ganzen, auf die es ankam, wurde dadurch aber wenig beeinträchtigt. Das Tuch hat vermutlich als Mensadecke für besondere Gelegenheiten gedient. Es wurde im Jahre 1905 unter Benutzung aller vorhandenen Teile im Kunstgewerbemuseum zu Berlin wiederhergestellt.

(V 2). Bunte Leinenstickerei des 14. oder 15. Jahrh. von 1,15 m Breite und 2,68 m Länge. Die ganze Fläche wird von einem als Bandgeflecht in Paßformen gebildeten Muster bedeckt, dessen Felder in kleinem Maßstabe figürliche Szenen aus dem Leben von zwei Heiligen enthalten, unter denen die Katharina kenntlich ist. Die etwa 10 cm breite Borde des Leinentuches besteht aus verschlungenem Astwerk. Die Farben sind zum Teil gut erhalten.

(V 3). Ein Antependium mit farbenreicher Seidenplattstichstickerei unter teilweiser Verwendung von Gold- und



Abb. 224. Domkirche. Stoffmuster von einem Stück Seidendamast (Maßstab 1/3 des Originals).

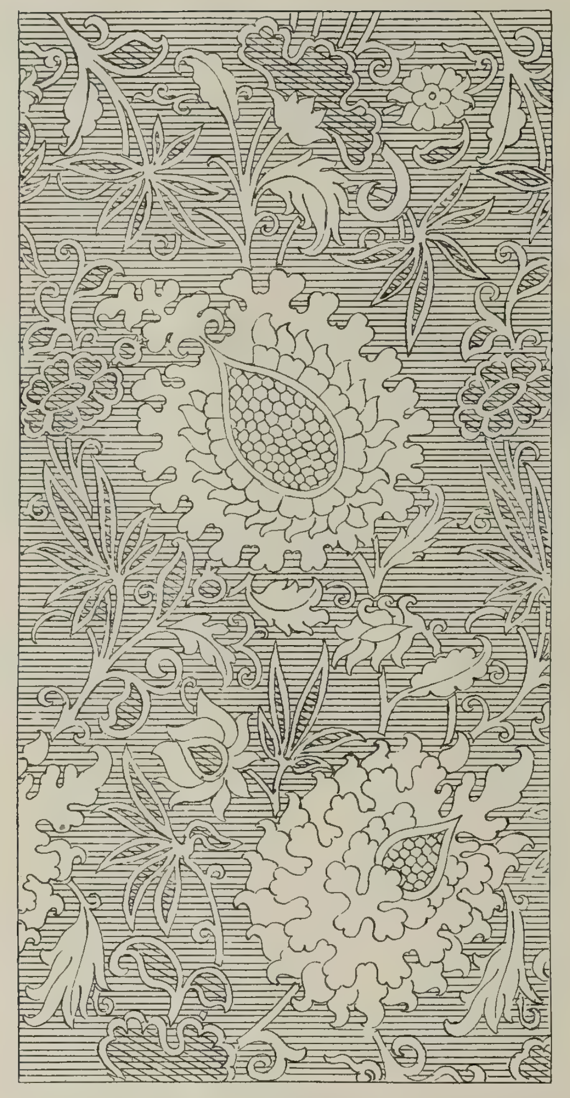


Abb. 225. Domkirche. Stoffmuster von einem Stück Seidenbrokat (nach Bergau, Fig. 41).

Silberfäden von 0,70 m Breite und 0,80 m Höhe. Auf der einen Seite ist die Krönung Mariä, auf der anderen die Verurteilung und Befreiung Petri dargestellt. Auf der oben und unten 15 cm und rechts und links 13 cm breiten Borde sind auf blauem Grunde oben und unten je drei Engel, rechts und links je drei weibliche Heiligenfiguren dargestellt (15. Jahrhundert). An der oberen Kante sitzen noch Reste der Altardecke aus grünem Seidenstoff, an der das Antependium hing. Aus der beiderseitigen Stickerei ist wohl zu schließen, daß man mit den Schauseiten wechselte. Wernicke (in Bergau, S. 220) erklärt das Stück als Prozessionsfahne. Die Stickerei ist leider an vielen Stellen beschädigt, ein Kopf und der Oberkörper der Maria fehlen.

Ein 0,42 m breites, 0,75 m langes Stück einer seidenen Applikationsstickerei, die Paulus als Kniestück unter einem grünen Baldachin darstellt. Der rötliche Grund ist mit Sternen übersät. Vermutlich der Teil eines geistlichen Gewandes.

(V 6). Leinenes Kelchvelum, 55×58 cm. Seine 6 cm breite Borde zeigt ein Rautenmuster in Plattstichstickerei aus Gold- und Silberfäden, dessen Hauptlinien in Kreuzstich aus roten Seidenfäden ausgeführt sind. In der Mitte steht in römischen Majuskeln „B·E·G·E·V·P AO 1647“.

(V 5). Kelchtuch, 62×53 cm, aus derber Leinwand, auf die mit hellblauer Farbe ein Gewebemuster aufschabloniert ist. Das Muster besteht aus übereckgestellten Quadraten, die aus 3 cm breiten Ketten gebildet werden. Die Vierecke sind mit zwei verschiedenen Granatapfelmustern gefüllt.

Stoffrest von etwa 0,50 m Breite und etwa 1 m Länge in unregelmäßiger Form (Abb. 224). Bräunlicher Seidendamaststoff, früher wohl dreifarbig mit arabisch-italienischem Muster des 14. Jahrhunderts; es setzt sich aus Zäunen, umeinandergedrehten Zweigen, auf denen Tiere hocken, und großen Palmetten, neben denen Adler herabfliegen, zusammen.

Ein Stück grünen Seidenbrokatstoffs von 30×42 cm Größe (Abb. 225); das zierliche Muster besteht aus grünen Blumen verschiedener Größe und grünen Blättern.

Zwei unregelmäßige Stücke graugelber Seidendamast von 32×26 cm mit italienisch-arabischem Muster des 14. Jahrhunderts (Abb. 226). Das Muster zeigt gekrümmte Baumstämme, unter denen ein Hund auf Blättern und Blumen sitzt; darüber ist noch ein Strahlenbündel und ein Adler.



Abb. 226. Domkirche. Stoffmuster von Seidendamaststücken (Maßstab 1/3 des Originals).

(B 4). Ein viereckiger Holzkasten von 18×19 cm im Viereck und 6 cm hoch mit Stoffklappe als Deckel. Die Seitenwände des Kastens sind mit Leinwand überzogen, die mit farbigen Mustern bestickt ist. Als Überzug der Deckelklappe ist ein beschriebenes Pergament verwendet mit einem großen farbigen und einigen kleineren Anfangsbuchstaben.

(B 7). Flacher Holzkasten, 22×27 cm im Viereck und 4 cm hoch, mit Leinwand überzogen. Im Grunde ist eine stark erhabene Seidenstickerei auf Brokatstoff angebracht, die Christus vor dem Kreuze stehend mit vor der Brust überkreuzten Armen darstellt. Neben ihm liegen die Leidenswerkzeuge und die Köpfe der beiden Verbrecher; in den unteren Ecken ist das Brandenburgische Stiftswappen und das Bredowsche Wappen angebracht. Dazu gehören zwei gestickte Figuren von 16 cm Höhe, Petrus und Paulus, auf zwei mit Leinwand überzogenen Brettchen, die den flügeltürartigen Deckel des Kastens bildeten (B 6).

(B. 9). Holzkasten, 25×25 cm im Viereck und 6,5 cm hoch; die Seitenwände sind mit einem auf Seide gestickten Rankenfries überzogen, ein Teil mit einem

goldenen Schilde mit grünem Wappentier. Im Grunde des Kastens liegt eine stark erhabene Seidenstickerei reichster Ausführung mit Verwendung von kleinen Metallauflagen, die den Englischen Gruß darstellt.

(B 11). Kleiner hölzerner Kasten, rot angestrichen und verschließbar, in Buchform, 22×22 cm im Viereck und 5 cm hoch. Auf seinem Grunde ist ein Teil eines Stiches aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts aufgeklebt, der den hl. Petrus und hl. Andreas zeigt. Auf der Innenseite des Deckels ist ein Pergament angebracht, das in elf Reihen Minuskelschrift den Zweck des Kastens angibt.

(B 1). Flache, viereckige, kleine, rotseidene Tasche, 22×22 cm, mit schmaler Klappe, an den Ecken grünseidene Quasten und vorn zwei grünseidene Hafteln zum schließen.

Eine Reliefstickerei auf Brokatstoff, 27 cm im Viereck, stellt die Kreuzigungsgruppe dar.

Bücher.

Ein Epistolarium von 23,5 cm Breite, 32 cm Höhe und 8 cm Stärke ist im Charakter des 13. Jahrh. auf Pergament geschrieben. Die Deckel des Bandes sind von Eichenholz, der obere ist besonders stark. Aus ihm ist eine rechteckige Vertiefung mit schräger Wandung nischenartig herausgehoben. Der Oberdeckel (Taf. 69) ist mit einer stark beschädigten, ja z. T. ganz fehlenden vergoldeten Silberbekleidung umhüllt, die auf der Schräge der Nische mit eirunden Halbedelsteinen besetzt ist. Auf deren Grunde thront in hohem Relief die Gestalt Christi in der Mandorla auf dem Regenbogen sitzend, in der Linken das Buch des Lebens, die Rechte segnend erhoben. Die Zwickel füllen die Tierzeichen der Evangelisten. Von der Metallbekleidung der oberen Randfläche ist nur ein kleines Stück mit einer langgestreckten Mönchsfigur und der Beischrift „Rutge“ erhalten. Aus ihr ist wohl zu entnehmen, daß Bischof Rutger, der i. J. 1235 den Altar in der Marienkrypta des Domes weihte, das Epistolarium gestiftet hat.

Ein Lektionarium von 21 cm Breite, 29 cm Höhe und 9 cm Stärke ist in zwei Spalten zwischen Linien auf Pergament geschrieben. Der Einband, dessen Deckel von Holz sind, war ursprünglich mit rotem Leder überzogen, von dem nur noch auf der Unterseite einige Reste mit sparsamer Prägung sichtbar sind. Auf dem oberen Deckel befestigte man dann eine stärkere in der Mitte nischenartig vertiefte Holzauflage, die mit getriebenem, teilweise vergoldetem Silber bekleidet wurde. Die Stärke des Deckels ziert ein Eichenlaubfries. Auf der oberen Randfläche drängen sich imitierte Edelsteine in Kronenfassung dicht aneinander. An der Schräge der Vertiefung läuft ein Weinlaubfries herum; in ihrem Grunde sitzt auf einem mächtigen, architektonisch ausgebildeten Throne Maria mit dem Jesusknaben in hochgetriebener Arbeit (Abb. 227). Von den zahlreichen Anfangsbuchstaben des Kodex ist nur einer von größerem Umfange. Er ist in geschlossener Umrahmung und in romanischem Formencharakter auf Goldgrund in Deckfarben gemalt. Alle übrigen sind wechselnd in rot und blau mit fadenfeinem Filigranornament verziert, das sich häufig zu einer Art Randleiste erweitert (11. Jahrhundert).



Domkirche. Deckel eines Epistolariums in der Sakristei



Abb. 227. Domkirche. Oberdeckel des Lektionariums in der Sakristei.

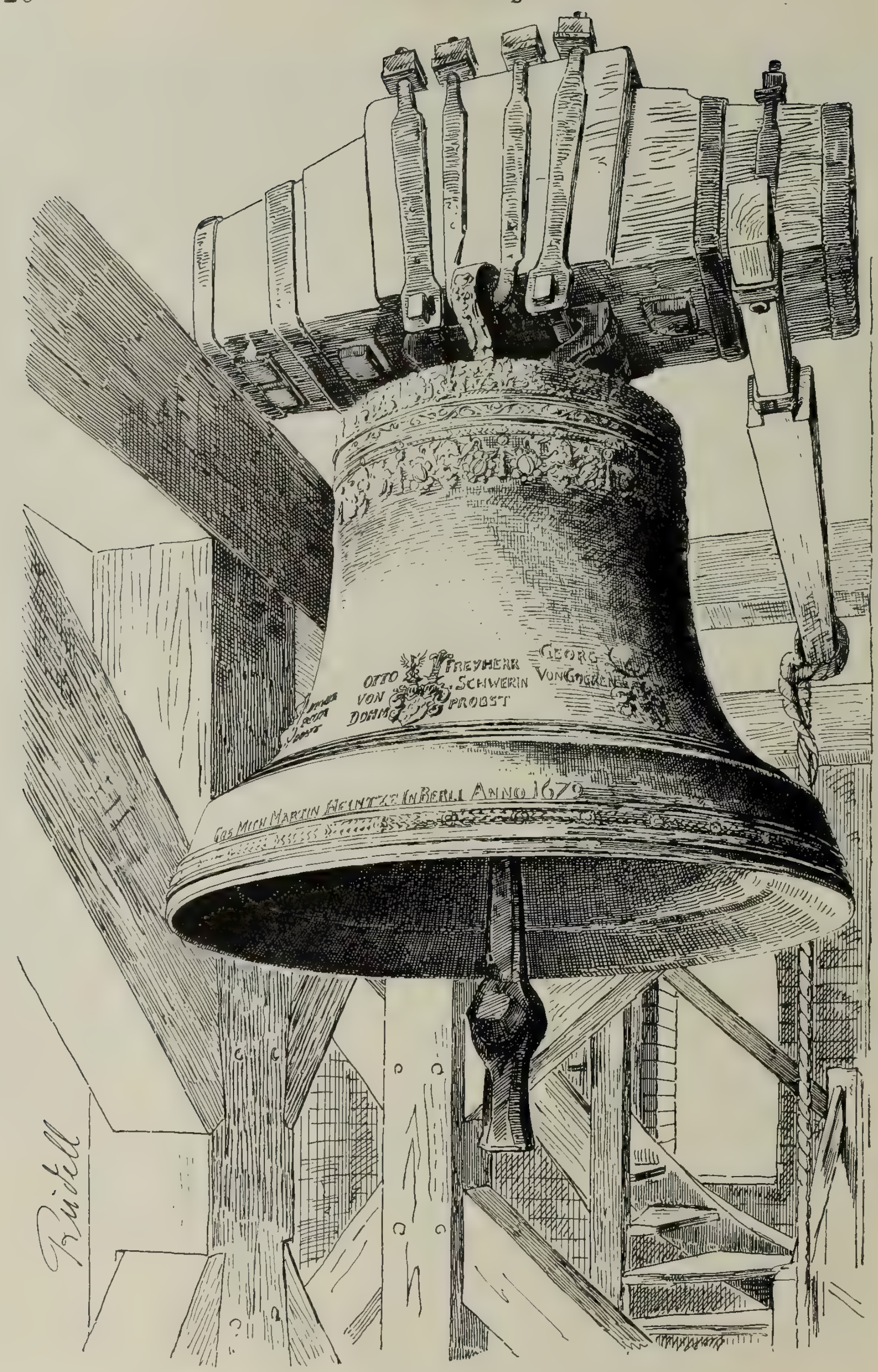


Abb. 228. Domkirche. Stundenglocke von 1679 (nach Bergau, Fig. 57)

In den Sakristeischränken befinden sich außerdem noch etwa zwanzig Meßbücher und Psalterien in Pergamentband aus dem Ende des 16. Jahrh. und zwei Bibeln in Folio von 1578 mit gepreßtem Pergamentbande von 1704.



Abb. 229. Domkirche. Verzierung der Glocke von 1679 (nach Bergau, Fig. 58).

Särge.

Im westlichen, durch eine Wand abgetrennten Teile der Krypta befinden sich dreizehn Särge. Unter ihnen ist ein Zinnsarg vom Anfange des 18. Jahrhunderts; die zwölf anderen sind profilierte Eichenholzsärge mit verzinntem Schmiedeeisenbeschlag in Rokokoformen. Von diesen zeichnet sich ein reicher ausgestatteter durch hübsches Rankenwerk und Blumengirlanden aus. Er birgt die Leiche des 1772 verstorbenen Sigismund Bogislav Friedrich Ernst v. Kleist, der das Ritterkolleg zu Brandenburg besuchte und im Alter von 17 Jahren starb.

Glocken.

1. Kleine schlanke Glocke von 0,50 m Durchmesser ohne Inschrift und Ornament.

2. Kleine schlanke Glocke von 0,56 m Durchmesser ohne Inschrift und Ornament.

3. Mittlere Glocke von 0,92 m Durchmesser. Ihre Inschrift am Halse in romanischen Majuskeln lautet: „Dum trahor audite. Ad sacra venite.“ Der Klöppel ist von eigenartiger hammerförmiger Ausbildung.

4. Die Stundenglocke (Abb. 228) von 1,10 m Durchmesser ist 1679 von Martin Heintze in Berlin gegossen. Sie ist durch reichen ornamentalen Schmuck (Abb. 229) und acht Wappen von Domherren ausgezeichnet.

5. Die größte Glocke von 1,55 m Durchmesser wurde von Joh. Greten aus Magdeburg i. J. 1697 gegossen.

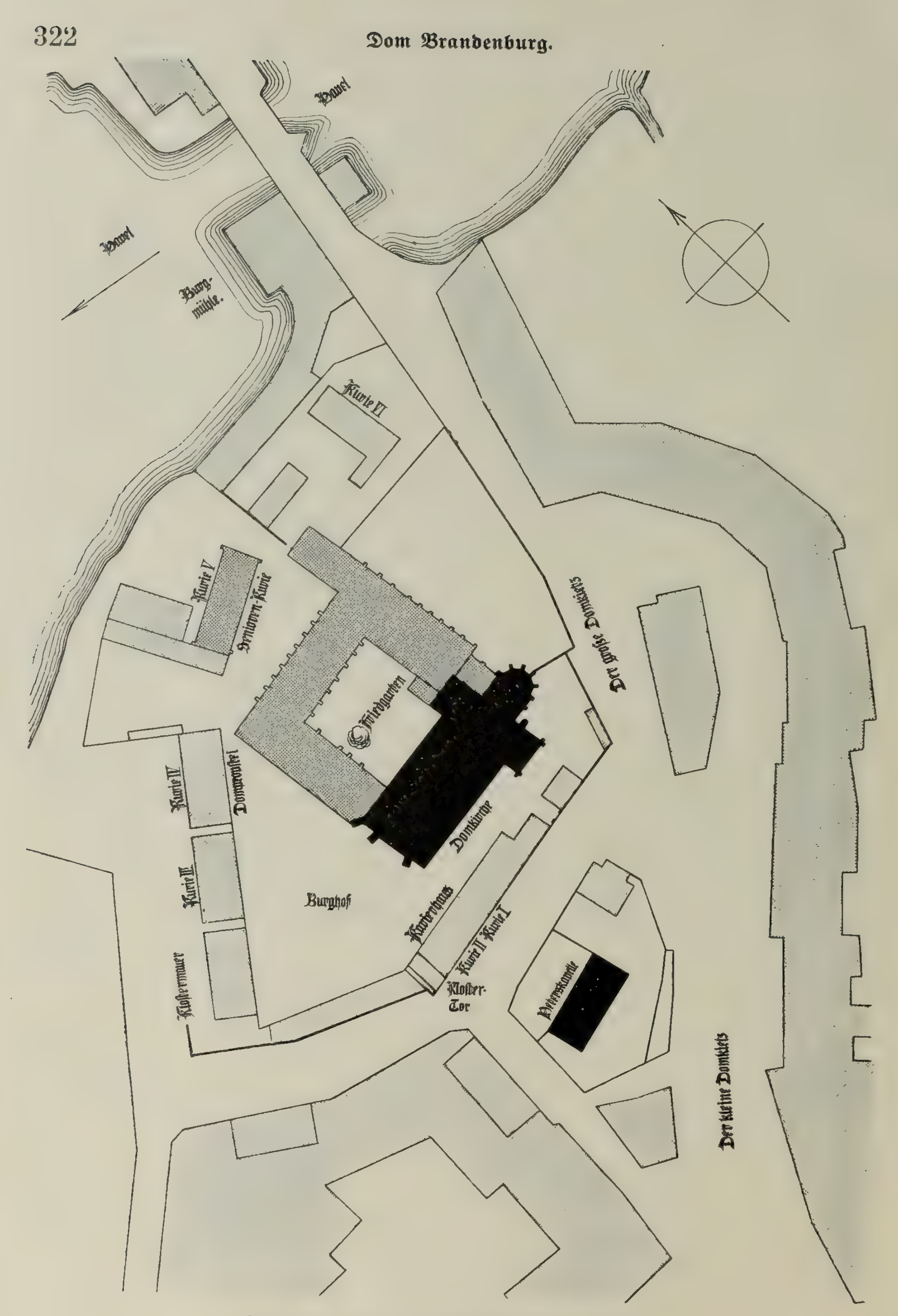


Abb. 230. Plan des Domklosters nebst Umgebung.

Domkloster.

Allgemeine Anlage des Klosters.

Die ganze Gruppe der zum Domkloster gehörigen Gebäude (Abb. 230) lag auf der Nordwestseite der die Dominsel durchziehenden alten Heerstraße (siehe die geschichtliche Ortsbeschreibung in der Einleitung). Die Urkunde Kaiser Friedrichs von 1179 bestätigte dem Domkapitel den Besitz, „fundi, in quo monasterium et claustrum cum officinis suis edificatum est“ (Riedel VIII, 111). Hier ist unter „monasterium“, wie auch sonst häufig, die Kirche, unter „claustrum cum officinis suis“ aber sind die Konvent- oder Klausurgebäude zu verstehen nebst der Gesamtheit der Gebäude, welche das gemeinsame Leben der Domherren und die Verwaltung und Ausnutzung ihrer Einkünfte erforderte. Denn die Domherren führten bis ins 15. Jahrh. eine der klösterlichen durchaus gleichartige kanonische Lebensweise, wie sie der Geistlichkeit von Dom- und Stiftskirchen im allgemeinen schon seit dem Jahre 755 durch die Regel des Bischofs Chrodegang von Metz vorgeschrieben war. Mit jener Beständigkeit, die alle kirchlichen Einrichtungen des Mittelalters beherrschte, behielt man auch im Klosterleben alte bewährte Vorschriften lange bei. In diesem Falle sind es die Regeln des hl. Augustinus, nach denen die Prämonstratenser lebten, während der ihnen nahestehende Orden der Zisterzienser die noch weiter verbreiteten des hl. Benedikt befolgte.

In der allgemeinen Anlage des Klosters macht sich dieser Unterschied indessen kaum bemerkbar. Auch die Prämonstratenser nahmen das im 12. Jahrh. allgemein gültige, aus den Vorschriften des hl. Benedikt hergeleitete Planschema an; im übrigen wurde die Anlage durch Geländeverhältnisse, durch die Lage zu den benachbarten Wasserläufen und Straßen sowie durch die Lage der Kirche bestimmt.

Von der nördlichen Hälfte der Insel, welche dem Domkapitel vom Kaiser Otto einst überlassen worden war, konnte nur der Teil für die gesamte Klosteranlage Verwendung finden, der auf einer Seite der Heerstraße ungetrennt beisammen blieb. Um seine Ausdehnung tunlichst zu steigern, bog man die Straße etwas nach Osten aus. Ihr zunächst mußte die Domkirche stehen, weil sie auf diese Weise sowohl den festesten und erhöhtesten Boden der flachen Insel gewann als auch für die Außenwelt am besten zugänglich wurde. Andrerseits mußten dem Kloster Ruhe, Abgeschiedenheit von der Straße und alle Vorteile gewahrt bleiben, die aus der Nähe der Havel zu ziehen waren.

So ergab sich als Klostergebiet das nordwestliche Viertel der bebaubaren Insel in Gestalt einer spitzovalen Mandelform, deren eine Spitze gen Nordosten nach Krakow, die andere gen Südwesten nach Parduin wies. Demzufolge hießen die in der Urkunde von 1238 (Riedel VIII, 153) angeführten Tore des Klosters das Krakower und das Parduiner. Der damalige Umfang des Klosters ist dort folgendermaßen umschrieben: „Der Ort der Kirche und all ihrer Nebengebäude in dem Umfange und der Ausdehnung vom östlichen Tore, das nach Cracow führt, den aufsteigenden Weg beim Friedhof und den absteigenden Weg entlang bis zu dem Tore, das nach Parduin führt, und von da so weit, wie sich die Gebäude erstrecken, bis wieder an das zuerst genannte Tor“

(„Locus ecclesie et omnium officinarum ejus per ambitum et per spatium, quod est a porta orientali, que ducit versus Cracowe per viam ascendentem juxta cymiterium et descendentem usque ad portam que ducit versus Parduin et ab ipsa porta per loca in quantum se extendunt edificia versus Obulam usque ad portam primo dictam").

Inmitten des so umgrenzten, mandelförmigen Klosterumfangs hatte nun die im Viereck geordnete Gruppe der Klausurgebäude, in denen sich zumeist das Leben der Mönche abspielte, eine stark abweichende Lage und Richtung, die ja der freilich ungenauen Orientierung der Domkirche folgen mußte. Aus der Abweichung beider Grundflächen von einander entstanden im Klosterumkreis drei Plätze.

Auf der Westseite des Vierecks lag der bedeutendste von ihnen, der sog. Burghof (Fromme, Nomenclatura, S. 66), zu dem das äußere Tor des Klosters führte, im Norden der Klausur ein kleiner innerer Hof, von dem aus man mittels eines Durchgangs in die Klausur und den Kreuzgang gelangte; im Osten der ganzen Gruppe lag der Klostergarten, der in seinem nördlichen, der Brauerei und der Burgmühle benachbarten Teile wohl in eine Art Ökonomiehof überging, während er gen Süden beim Chore der Kirche an den Laienfriedhof grenzte, welcher auf der dem Kloster abgewendeten Seite der Kirche zu liegen pflegte.

Gebäude außerhalb der Klausur.

Der Burghof oder äußere Klosterhof vor dem Westportale der Kirche diente zur Aufstellung und Auflösung der Prozessionen; hier drängte sich die Menge bei Kirchenfesten, wie bei der Palmenweihe am Himmelfahrtstage und am Palmsonntage, wo ganz Brandenburg in Prozession nach dem Dome zog. Bei solchen Gelegenheiten bot er den Händlern Raum zur Aufstellung der dabei nötigen Bedarfsgegenstände, wie Kerzen, Rosenkränzen, Bildern, Fähnchen und anderem. Wenn Gäste, beispielsweise der Markgraf oder dessen Abgesandte, im Kloster ankamen, so diente er den Reitern zum Abstieg von den Rossen. Für bemittelte, zu Pferde einreitende Gäste bestand dicht beim Torgebäude („Pforthause") ein Gasthaus. Es war vermutlich das 1581 als „Speisehaus" vorkommende Gebäude westlich vom Tore, von dem man vielleicht einige Fensterreste in dem Mauerwerk erkennen darf, das im Zuge der Klostermauer noch hinter dem Hofe des Küsterhauses erhalten ist. Zu ihm gehörten ausgedehnte Stallungen mit Heuböden für die Reitpferde der Gäste und ihrer Troßknechte. Noch heute erstrecken sich solche vom Tore nach diesen Gebäuden hin.

Am äußeren Rande des großen Burghofes lagen, wie man aus anderen Klöstern und den sich noch immer bewährenden Vorschriften des hl. Benedikt schließen kann, auch die kleinen Wohnungen und Werkstätten einzelner ein Handwerk betreibender Laienbrüder wie Schuhmacher, Schneider, Sattler, Radmacher und anderer.

Auch die äußere Schule dürfte hier zu suchen sein (siehe S. 335). Östlich neben dem Torhaus auf der Stelle der Kurie II stand das sog. „Karierhaus" (Gebauer, Festschrift, S. 47). Es diente vermutlich zur Austeilung bezw. Annahme der Zehnten.

Die Kurien, welche in der Zahl von sieben seit dem 16. Jahrh. den äußeren Rand des Klosters besetzten, jetzt aber meistens aus neueren Gebäuden bestehen, hatten

vordem zum Hospital und „anderer gemeiner Notdurft" gedient. Schon um 1450 erregte der Wandel der Canonici Anstoß; die vornehmeren unter ihnen hatten sich dem früher durchgeführten gemeinsamen Leben entzogen und wohnten in eigenen Häusern außerhalb des Stiftes, ja wohl gar fern davon und ließen sich durch Vikare in ihren Obliegenheiten vertreten. Ein halbes Jahrhundert später, i. J. 1507, wurde dann anläßlich der „Transmutation" eine veränderte Lebensweise der Kanoniker eingeführt. Infolgedessen wurde die Zahl der Domherren auf sechzehn und i. J. 1568 sogar auf sieben herabgesetzt. Seitdem befanden sich im Umkreise des Klosters sieben „curiae canonicales", von denen zwei im Süden der Kirche, die Kurien III, IV und V an der Westseite des Burghofes, die übrigen im Norden und Osten des Klosters lagen. Für ihre frühere Einrichtung ist bezeichnend, daß sie schon im 16. Jahrh. z. T. mit Badstuben versehen waren (Gebauer, Festschrift S. 53, Anmerkung 3).

Das Gebäude der alten Propstei ist nicht mehr vorhanden. Es lag zwischen den Kurien IV und V an der Grenze zwischen dem äußeren großen Burghofe und dem inneren Klosterhofe. Hier näherte sich ihm die Nordwestecke der Klausurgebäude auf etwa 4 m, so daß beide leicht durch einen „Schwibbogen" verbunden werden konnten. Es war dies ein torartiger Durchgang, der durch ein Obergeschoß überbaut war. Durch dieses konnte der Propst von seiner Behausung unmittelbar in das Obergeschoß des nördlichen und westlichen Klausurgebäudes gelangen. Rückwärts erstreckte sich das Grundstück nach der Havel hin. Hier enthielt es im Obergeschoß „nahe dem Wasser" eine eigene Wohnung für die Markgrafen, die seit alter Zeit das Recht des Ablagers im Kloster beanspruchten. Von diesem Fürstengemach gelangte man zur Ritterstube, einem geräumigen Gemach, dessen Wände gegen Ende des 17. Jahrh. die Bildnisse der Kurfürsten schmückten. Es schloß sich einerseits an einen großen langen Saal, von dem man auf einen Altan hinaustreten konnte, und andererseits an ein kleines Erkerzimmer. Für 1510 ist eine besondere Kapelle in der Propstei bezeugt (Gebauer, Festschrift S. 62 und S. 43, Anmerk. 2, nach dem Ausgabebuche des Propstes Joh. v. Meyendorff). Auch die in den Rechnungen von 1621/22 erwähnte Fürstenküche dürfte bei der Propstei zu suchen sein. Mittels des oben erwähnten Verbindungsganges griff die Propstei im 16. und 17. Jahrh. mehr und mehr auf den Westflügel der Klausurgebäude über, wovon ihr i. J. 1699 der größte Teil der Räume und Kellergewölbe zugesprochen wurde.

Im Jahre 1714 erwies sich das Propsteigebäude sehr baufällig, so daß man es abbrach und im folgenden Jahre auf dem Grundstück als Wohnung für den Dechanten v. Grumbkow einen Neubau in schlichtestem Barockcharakter, die noch bestehende Dechanei, errichtete. Der Erdgeschoßgrundriß des Entwurfes befindet sich bei den Propsteiakten im Domarchiv. Ihr Inneres bietet nichts von kunstgeschichtlich wertvollen Bauteilen. Erwähnt sei ein Ölgemälde von 1625, das die Stadt Brandenburg in nicht gerade künstlerischer Weise darstellt und als Kopie des Stadtprospektes von ungefähr 1590 im Rathause anzusehen ist (vgl. 34.—35. Jahresber. des Hist. Vereins zu B., S. 10, Anmerk. 11). Schließlich sind die Porträts eines Fürsten von Anhalt und des Dechanten von Errleben aus dem 18. Jahrh. zu nennen.

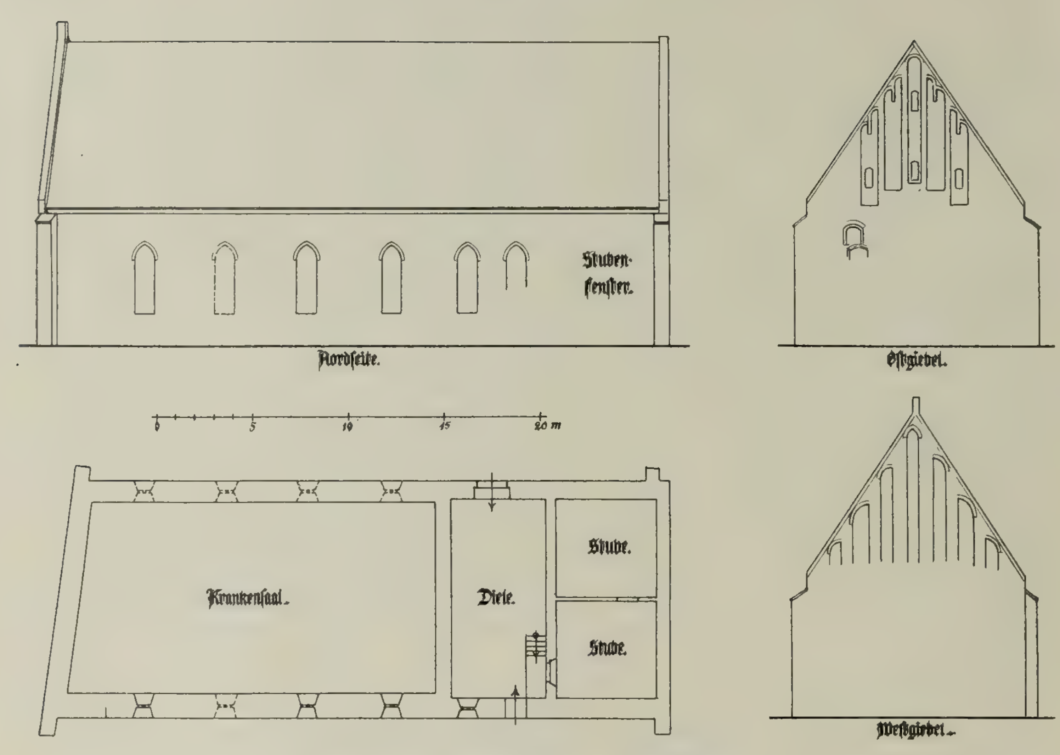


Abb. 231. Seniorenkurie des Domklosters.

Nordöstlich von der Propstei lag ein Gebäude, das, wiewohl stark verändert, in seinen alten Umfassungsmauern noch heute besteht (Abb. 231) und zwar als einziges der außerhalb der Klausur gelegenen mittelalterlichen Stiftsgebäude. Es ist die Kurie V, auch Seniorenkurie genannt. Nur ein ganz kleiner Teil von ihr am Südwestende ist unterkellert. Über diesem Keller lagen ein oder zwei kleinere Räume entsprechend erhöht, während der ganze übrige Teil, d. h. fast das ganze Haus, von einem großen zu ebener Erde gelegenen Saale mit schmalen, fast 4 m hohen Spitzbogenfenstern eingenommen war. Bei der Tiefe von etwa 10 m i. L. ist anzunehmen, daß seine Balkendecke durch eine mittlere Stützenstellung getragen wurde, vielleicht durch eine Reihe von Spitzbögen, wie bei dem fast gleichzeitigen Südteile des östlichen Klausurgebäudes. Die Durchfahrt am Ostende des Baues ist eine spätere Anlage, ebenso das jetzige Obergeschoß. Zu dessen Einrichtung mußten die Längsmauern des ursprünglich einstöckigen Baues erhöht werden. Das Dach wurde flacher gelegt und entspricht daher der Neigung der großenteils noch erhaltenen beiden Giebel (Abb. 231) nicht. Nach alledem ist in dem frühgotischen Bau das Stiftshospital zu erkennen, das in herkömmlicher Weise nahe dem Wasser und unfern der Propstei lag, da der Propst meist das Hospital zu beaufsichtigen hatte. Der Keller diente vielleicht als Badestube, die Zimmer darüber dem Arzt und der Apotheke. Der große hohe Raum war ohne Zweifel der Krankensaal. Die Stilformen des Gebäudes entsprechen vollkommen der

Entstehungszeit jener „Infirmaria major“, die 1230 von Bischof Gernandus erbaut worden und in deren neuem Saale 1237 die Versammlung von Kommissarien abgehalten wurde, welche den langjährigen Zehntstreit zwischen dem Markgrafen und dem Bischof begleichen sollte.[1])

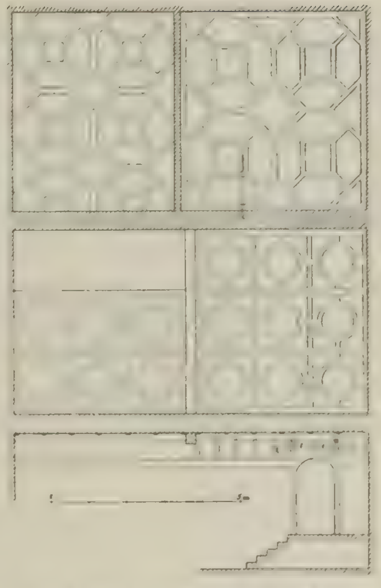


Abb. 232. Domkloster. Übersichtszeichnung der Stuckdecken im Erdgeschoß der Seniorenkurie.

Nach der „Transmutation“ wurde das Hospital zur Seniorenkurie eingerichtet. In ihrem Erdgeschoß befinden sich mehrere durch wiederholt aufgetragene Tünche stark verschmierte Stuckdecken (Abb. 232 und 233) aus dem 16. Jahrh. oder vielleicht gar erst vom Jahre 1618, wo (nach Gebauer, Festschrift, S. 43) ein Umbau stattfand. Hinter dem Gebäude, nach der Havel zu, lag ein Garten, der wohl einst für das Hospital zur Anpflanzung heilkräftiger Kräuter diente. 1717 stand hier „am Wasser“ ein „Sommerhaus“ oder „Lusthaus“.

Bis zum Jahre 1904 lehnte sich östlich an das Hospital des Kapitels Brauhaus, das 1617 bezeugt ist. Im 18. Jahrh. hatte sich die Brauerei durch Inanspruchnahme verschiedener Räumlichkeiten als Kornspeicher, Darre und Malzhaus auf den Nordostteil der Klausurgebäude ausgebreitet. Nahe an den nördlichen Ausläufer von deren Ostflügel, die sog. „Spiegelburg“, herantretend, ließ sie nur einen schmalen Durchgang zu dem am großen Domkietze belegenen Klostergarten frei. Bei ihrem Abbruche i. J. 1904 fanden sich auffallend wenig Fundamente. Da die Form ihres Grundrisses überdies ganz unregelmäßig und sie dem Hospital offenbar nachträglich angebaut worden war, so erscheint dieses Brauhaus als ein nachträglicher Zwischenbau

---

[1]) 1225 schenkte der Ritter Daniel v. Mukede dem Hospital der Kathedralkirche 4 Mansen in Pritzerbe (Riedel VIII, 140), 1230 wurde dieser zum Verwalter des neuzuerbauenden Domhospitals verordnet, („. . . super hospitali Brandeburg edificando“. Riedel VIII, 142).

1234 schenkte Bischof Gernand dem inzwischen errichteten Domspitale, „domui hospitalis in castro Brandeburg jam erecte“, einen Teil des Weinitzer Waldes. Das Hospital stand damals noch leer, denn die Spende geschah zur Erquickung der noch aufzunehmenden Armen, „ob refocillationem recipiendorum pauperum in eadem“ (Riedel VIII, 144). 1234 bestätigte Papst Gregor IX. dem Domkapitel u. a. das Hospital bei der Domkirche: „. . . . hospitale quoque pauperum et infirmorum juxta ecclesiam vestram quod vestris sumptibus construxistis cum omnibus pertinentiis suis et quatuor mansis in villa Pritzerbe et uno prato et quatuor mansis in villa Verchiezere et tribus mansis in villa Vorden cum quatuor choris siliginis et ordei, que omnia Daniel miles pro remedio anime sue eidem hospitali contulit intuitu pietatis“ (Riedel VIII, 147–148). 1238 wurde dann der Vergleich des Zehntstreites zwischen Bischof und Markgraf in dem wohl immer noch leerstehenden neuen Hospital abgeschlossen, „Acta sunt hec Brandeburch in infirmaria majore“ (Riedel VIII, 154).

Riedel (VIII, 34) faßt dieses Hospital irrtümlich nur als ein Zimmer auf.

zwischen jenem und der Klostergartenmauer, die hier von der Spiegelburg ausgehend nordwärts vorbeistreicht. Im Jahre 1909 ist an die Stelle der Brauerei eine Turnhalle und Abortanlage für die Ritterakademie getreten.

Ostwärts der Gartenmauer steht in der Richtung von Westen nach Osten eine einstöckige Wagenremise aus Ziegeln, die an der Nordseite die in einen Backstein geschnittene Jahreszahl 1545 trägt. Sie ist vermutlich „das Wagenschauer neber der Spiegelburg", das i. J. 1641 zur Seniorenkurie gehörte (vgl. Akten im Domarchiv).

Außerhalb der Klostermauern lagen noch zwei wirtschaftliche Betriebsanwesen, die Domziegelei und die Dommühle. Von der Havel zweigte hinter dem Garten der Kurie IV der sogenannte „Ziegelgraben" ab. Er führte zu dem an der Südwestecke des Klosters gelegenen „Ziegelhofe" des Kapitels. Die in den „Laken des Gränert," am Karpwehr gegen Mötzow oder auch an der unteren Havel bei Pritzerbe gegrabene „Schindelerde" wurde durch den Graben dem Ziegelhofe zugeführt, und andererseits wurden hier die für den Rat von Berlin und andere auswärtige Abnehmer gefertigten Ziegel zum Transport verladen. Er wurde erst Mitte des 19. Jahrh. zugeschüttet. Nordwärts lag außerhalb der Klostermauer am Steindamm die Mühle des Kapitels (1412 erwähnt, 1549 Domherrenmühle, 1576 Burgmühle genannt).

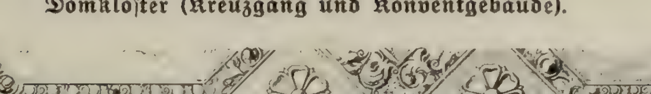
Kreuzgang und Konventgebäude.

Die regelmäßig angeordnete Gebäudegruppe um den Kreuzgang entsprach anfänglich in der Einteilung der Flügel, sowie der Lage und dem Zwecke der einzelnen Räume durchaus der eines Klosters des 13. und 14. Jahrhunderts. Indessen sind die einzelnen nach und nach erbauten Gebäudeteile schon während ihrer Entstehung vielfach wieder umgebaut worden und haben in der Zeit des Niedergangs noch weit mehr Änderungen erfahren. Am meisten geschah dies infolge der sogenannten „Transmutation" (1507), welche das gemeinsame Leben der Kanoniker aufhob, sodann durch die Reformation und schließlich durch die Einrichtung der Ritterakademie, welche von 1705 bis 1849 den Ost- und Nordflügel und durch Errichtung eines Neubaues an Stelle des Westflügels auch diesen einnahm.

Die Gebäude liegen im Norden der Kirche. Eine derartige Lage war freilich für den Zutritt von Licht und Sonnenwärme nicht gerade günstig, weil diese z. T. durch das hohe Kirchendach und den Turm abgehalten wurden, indessen bot andererseits die Nähe des Wassers auf der Nordseite für die anschließenden Klostergebäude so viele Vorteile, daß die Abweichung von der sonst üblichen Regel dadurch genugsam begründet erscheint.

Die drei Flügel des Kreuzganges umschlossen in Gemeinschaft mit der Domkirche einst den fast quadratischen Friedhof der Mönche, der infolge der Reformation im 16. Jahrhundert wüst wurde. In der Zeit von 1618 bis gegen 1700 war er als Garten eingerichtet (vgl. Gebauer, Festschrift der Ritterakademie, S. 43).

Die langgestreckten Konventgebäude um den Friedhof bildeten die Klausur der Mönche. Man konnte sie nur vom Kreuzgang aus betreten, der seinerseits selbst



0 1 2 m

Abb. 233. Domkloster. Teile der Stuckdecken in der Seniorenkurie (siehe S. 327).

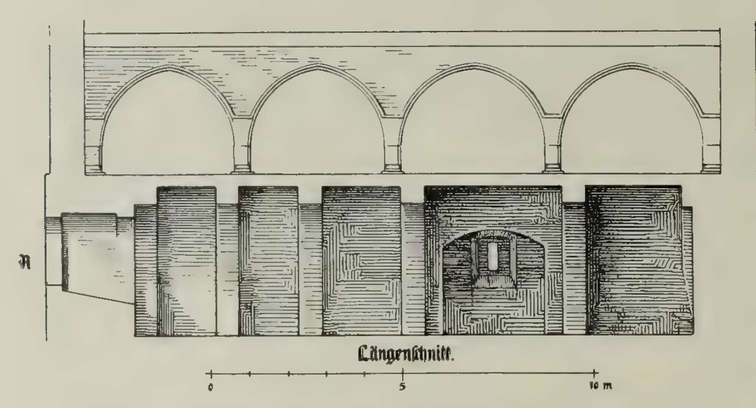


Abb. 234. Konventgebäude. Längsschnitt durch das Nordende des Ostflügels.

nach dem vollständigen Ausbau der ganzen Gruppe nur durch zwei Eingangshallen am Südende des Ostflügels und in der Mitte des Nordflügels mit den Außenhöfen in Verbindung stand.

Betrachten wir nun die drei Flügel der Konventgebäude nach der Reihenfolge ihrer inneren Bedeutung, die auch mit der ihrer Entstehung im allgemeinen zusammentrifft, so kommt dem Ostflügel, wie bei allen Männerklöstern, die erste Stelle zu.

Der Ostflügel. Der erste Wohnbau der Prämonstratenser zur Zeit des Baubeginns des Domes um 1165 schloß sich nördlich an das Querschiff an und wird, wie uns andere Klostergründungen lehren, aus Fachwerk bestanden haben. Er hatte vermutlich die Länge der jetzt neben ihm hinlaufenden sieben Joche des östlichen Kreuzganges. Das darf man wohl daraus entnehmen, daß der schon bald danach, etwa um 1180, noch in romanischer Form errichtete erste Steinbau nicht an der Kirche, sondern beim siebenten Kreuzgangsjoch an der Stelle, die jetzt noch durch eine stärkere Mauer ausgezeichnet ist, begonnen wurde. Wir finden an seinem äußersten nördlichen Ende, das über das übrige Gebäudeviereck nordwärts hinausschießt und in den älteren Akten und Rechnungen die noch unerklärte Bezeichnung „Spiegelburg“ führt, noch die Ansätze von breiten Ecklisenen, einige Rundbögen romanischer Fassung (gegenwärtig wieder unter dem Verputze verborgen) und einen Sockel von der gleichen Profilierung wie an den Pfeilern des Langhauses der Domkirche. Ja auch die Steinstärke überschreitet noch nicht 8 cm und entspricht damit ganz den wenigen Stilformen. Nur die nördliche Hälfte dieses Steinbaues war unterkellert; doch hatte dieser erste Keller des Konvents noch nicht die in Abb. 234 und 235 gezeichneten Gewölbe, sondern war vermutlich in altertümlicher Weise noch mit Balken überdeckt. Sein Eingang liegt am Nordende der Westseite.

Über die ursprüngliche Benutzung und Architektur der oberen Geschosse dieses Baues fehlt jeder Aufschluß, da sie fast bis auf den Sockel herab zerstört und durch Neubauten ersetzt und, so weit noch erhalten, außen völlig überputzt sind.

Erst etwa ein halbes Jahrhundert später, um 1230, ging man an den Ersatz des nächst der Kirche gelegenen Notbaues durch ein steinernes Kapitelhaus. Auch von ihm ist nur wenig erhalten, da es schon nach einem kurzen Bestande von wenigen Jahren infolge mächtiger Umwälzungen an Kirche und Konvent starke Veränderungen

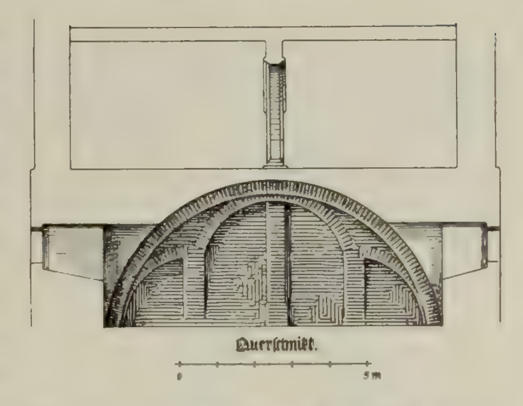


Abb. 235. Konventgebäude. Querschnitt durch das Nordende des Ostflügels.

erfuhr. Es ist daher nicht möglich, darin alle ursprünglichen Räume noch klar voneinander zu scheiden und ihre Bestimmung festzustellen; doch gelingt es wohl noch, die genaue Lage des ersten steinernen Kapitelsaales zu ermitteln, des wichtigsten aller Klosterräume, den wir im Erdgeschoß des östlichen Konventbaues voraussetzen dürfen.

Der Raum führte seinen Namen Kapitelsaal nach der Verlesung einzelner Kapitel der Satzungen des Ordens, zu der sich die Brüder täglich darin zusammenfanden. Sie selbst erhielten nach ihren gemeinsamen, hier stattfindenden Sitzungen den Namen „Domkapitel". Für die damit verbundenen gottesdienstlichen Handlungen enthielt der Kapitelsaal meist einen Altar, wenn nicht gar ostwärts eine kleine Kapelle daran vorgesehen war. In Brandenburg behalf man sich ohne diese, obwohl wir von bestimmten Vorgängen gottesdienstlicher Art daselbst erfahren. So wurde zur Weihnachtszeit hier (in capitulo) während der üblichen Vorlesungen, wenn die Stunde gekommen, die Geburt des Heilandes verkündet; der „lector" schwieg dann, die Brüder warfen sich nieder auf ihr Angesicht und ihr Psalmengesang erfüllte den Raum. In ihm saß das Kapitel auch zu Gericht über den Wandel und etwaige Verfehlungen einzelner Mönche, die in Gegenwart der Brüder vom Propste gerügt und zuweilen durch Geißelung gestraft wurden.

Die Bedeutung als Gerichtshalle behielt der Raum auch später noch, als die Lebensweise der Domherren längst eine viel freiere geworden und das Kloster überhaupt zu einem großen weltlichen Betriebe umgewandelt war; ja noch bis in die neuere Zeit wurden Händel und Prozesse darin entschieden, da das Domkapitel die Gerichtsbarkeit für den ihm gehörigen Teil der Burg und die ihm untergebenen Dörfer noch bis 1848 behielt.

Dieser, namentlich in der Frühzeit für das Leben im Kloster hochbedeutsame Raum war stets auch in seinem Äußeren am östlichen Kreuzgange durch eine besondere architektonische Gruppe von Öffnungen ausgezeichnet, nämlich von zwei unverglasten, symmetrisch zu beiden Seiten eines meist reicher ausgebildeten Portals angeordneten Fenstern. Es war dies der Ausgang einer architektonischen Entwicklung, welche der Kapitelsaal durchgemacht hatte, und die damit begann, daß er sich erst mittels einer Säulenstellung als offene Halle an den Kreuzgang anschloß. Aus der Säulenstellung war dann eine Art Zwerggalerie, eine Reihe von Fensteröffnungen mit mittlerem Portal geworden. Schon in Havelberg aber (siehe Verz. der Kunstdenkm., Westprignitz, Abb. 77) war in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Fensterreihe zu zwei kleinen Rundbogenöffnungen neben dem breiten mittleren Portal zusammengeschrumpft. In dieser Fassung finden wir das Motiv noch lange beibe-

halten, z. B. auch im Paulikloster zu Brandenburg (siehe S. 113). Nach alledem genügen im Ostflügel des Domkreuzganges die dürftigen Fensterspuren neben der Haupttür dieses Ganges als sicherer Anhalt dafür, daß hier ursprünglich der Kapitelsaal lag. Die Tür bewahrt noch vollständig ihre alte Erscheinung. Ihr Spitzbogen ist doppelt mit einem zierlichen Profil, außerdem aber mit der bezeichnenden Läuferschicht umzogen. Der Kämpferwulst erinnert an den der Westbögen der Krypta. Auch die beiden seitlichen Fenster hatten bereits Spitzbogen. Die Bogensteine daran werden nach dem Scheitel hin länger, um diesen zu verstärken. Die Kantensteine der Öffnungen sind mit schrägen Hieben bedeckt.

Ein weiteres Moment unterstützt die Annahme des Kapitelsaales an dieser Stelle. Es handelt sich dabei um eine auch kulturgeschichtlich wertvolle technische Anlage, nämlich eine Heizanlage ältester Art, die beiläufig bestätigt, daß hypokaustenartige unterirdische Heizanlagen bis in das 13. Jahrhundert hier in Gebrauch waren. Die unschätzbare Planvorlage des Klosters St. Gallen, von etwa 820, verzeichnet eine solche an drei Stellen: zweimal an den für das Hospital und Noviziat dienenden Häusern, an den gesamten Konventgebäuden aber nur einmal, am Ostflügel. Dies sowie die Beischriften des Planes lassen keinen Zweifel darüber, daß hier unter dem Dormitorium der einzige heizbare Raum der Brüder gelegen hat. Er wird als „domus fornace calens“ bezeichnet und nimmt den Platz des späteren Kapitelsaales ein. Aus mehreren Stellen in „Ekkehardi casus s. Galli“ (siehe Neuwirth, Die Bautätigkeit der alamanischen Klöster, Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaft in Wien, Bd. CVI, 1884, S. 28) geht nun klar hervor, daß die Kapitel in der Wärmstube, im Pyrale, wie es Ekkehard nennt, abgehalten wurden. Aus alledem ergibt sich, daß in St. Gallen nur der Kapitelsaal mit einem unterirdischen Heizkanal, wie ihn der Plan durch Heizöffnung am einen und Schornstein am anderen Ende andeutet, erwärmt wurde.

Der östliche Konventbau zu Brandenburg ist nicht unterkellert, mit Ausnahme der sogenannten Spiegelburg am äußersten vorgeschobenen Nordende. Dennoch findet sich an seiner Ostseite, unweit des Durchganges dicht über dem Erdreich, ja größtenteils innerhalb desselben, eine noch heute unvermauerte, scharfkantige Bogenöffnung von etwa 80 cm Breite. Es zeigt sich, daß sie gerade gegenüber der Kapitelsaaltür einmündet und ursprünglich ist. Der Verfasser hat ihren Bogenteil nur etwa 0,50 m weit nach der Tiefe verfolgt. Eine weitere Nachgrabung würde ohne Zweifel bestätigen, daß die Öffnung einem Heizkanal zugehört, der den Kapitelsaal gleichzeitig zur Wärmstube machte.

Ist damit dessen ursprüngliche Lage an dieser Stelle anzunehmen, so ist es hingegen kaum möglich, über die anfängliche Einteilung der Räume zwischen ihm und der Kirche Bestimmtes anzugeben. Zweifelhaft bleibt namentlich, ob die Marienkapelle bereits bestand, bezw. ob die Weihe ihres Altares im Jahre 1235 nur eine Neuweihe bedeutet. Sicher ist hingegen, daß, solange der Boden des Presbyteriums nur wenige Stufen über der Kirche erhoben war, auch die Sakristei nebst einer Gerkammer zu ebener Erde lag. Nahm die Kapelle bereits ihren gegenwärtigen

Platz ein, so folgten diese beiden im Südteile des Konventbaues und es blieb gerade noch Raum genug für eine aus dem Dormitorium herabführende Treppe und einen Durchgang vom Kreuzgange nach dem im Osten der Klausur auf dem Gelände des jetzigen Turn- und Spielplatzes belegenen Klostergarten.

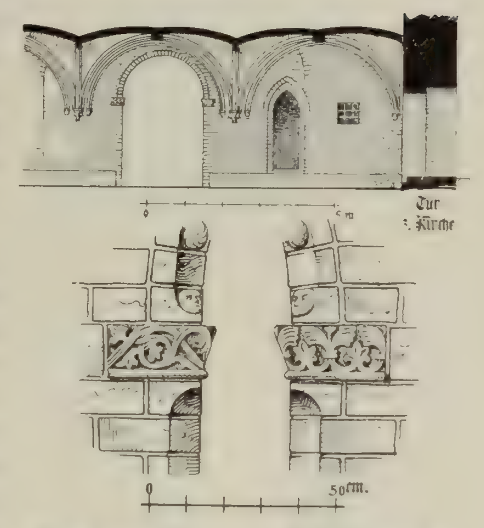
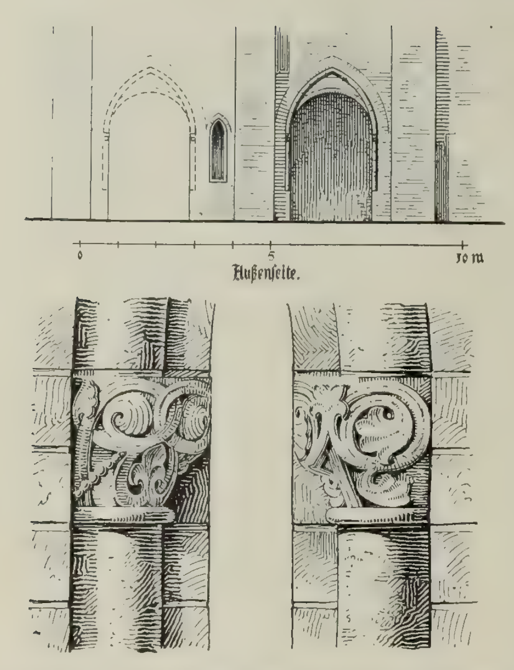
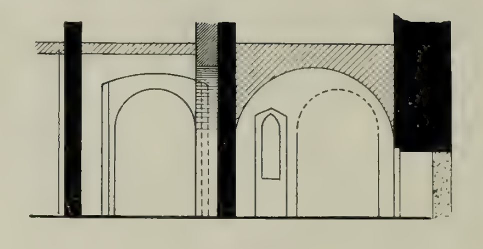


Abb. 236. Konventgebäude. Südteil der Ostwand des östlichen Kreuzgangs mit Einzelheiten der Durchgangsöffnung.

Auf die gesamte innere Raumteilung des noch nicht gar lange erbauten ersten monumentalen Konventbaus machte nun um eben diese Zeit der nachträgliche Einbau der Krypta in gleich hohem Maße wie auf die Domkirche seine weittragenden Wirkungen geltend, indem er zu einer völligen Umwälzung in der Anordnung der Räume führte. Seinetwegen mußten Sakristei und Gerkammer dem Chore auf seine neue Höhe folgen und kamen dadurch ins Obergeschoß. Dadurch wurde unten freier Raum gewonnen; man konnte den Kapitelsaal, der damit freilich seine charakteristische Gruppe von Öffnungen verlor, ein gut Stück weiter südwärts rücken. Er wurde der fast quadratische Raum, den gegenwärtig die dritte und vierte Achse von Süden bilden. Nachdem er im 17. oder 18. Jahrhundert durch eine Scheidewand halbiert worden war, behielt seine südliche Hälfte noch bis in die neueste Zeit die Bezeichnung „Kapitelstube". Diese Überlieferung, welche durch einen größeren mit Eisentür verwahrten Wandschrank für Wertsachen unterstützt wird, beseitigt jeden Zweifel darüber, ob dieser oder der nordwärts benachbarte größere Raum damals zum Kapitelsaal bestimmt wurde.

Die dem Kapitelsaale südlich benachbarte Achse wurde nun zum Durchgange nach dem Garten eingerichtet. Die Leibungsflächen seiner Rundbogenöffnung am Kreuzgange lassen diese noch heute als nachträglichen Durchbruch erkennen. Seine schräg ansteigenden Kämpferprofile erhielten romanischen Blätter- und Rankenschmuck, die Kehle am Bogen wurde mit Köpfchen und Muschelrosetten besetzt (Abb. 236). Das entsprechende Rundbogenportal am Garten ist außen von einem Spitzbogen mit eingesetztem Rundstab umrahmt, der am Kämpfer von Kapitellen (Abb. 237) unterbrochen wird — alles also Formen, die ganz denen der Bunten Kapelle und den Kryptenfenstern entsprechen. Die starken Seitenwände, von denen der Durchgang eingeschlossen wurde, erhielten damals eine gerade für den offenen, bei verschlossener Tür aber unbeleuchteten Raum sehr bezeichnende Bemalung durch weiße Quaderfugen auf hellem Putzgrunde. Der innere Ausbau erfuhr hier wie in allen übrigen von diesem Umbau betroffenen Räumen dadurch eine Verbesserung, daß die vordem vermutlich hölzernen Deckenstützen in der Mittellinie des Hauses jetzt durch eine Spitzbogenstellung zwischen viereckigen Pfeilern ersetzt wurden.





Innenseite.

Abb. 238. Konventgebäude. Querschnitt durch den Durchgang im Ostflügel und durch dessen Nebenraum.

Abb. 237. Konventgebäude. Portal des Ostflügels im ehemaligen Klostergarten, nebst Kapitellen.

Sie wurden gleichzeitig mit den neuen Teilungswänden errichtet. Die Decken blieben nach wie vor gerade, auch im Durchgange.

Der südwärts anschließende erste Raum des Hauses ist offenbar in bezug auf seinen ursprünglichen Zweck dem Durchgange beigeordnet. Sein Spitzbogenportal am Garten hat anscheinend durch Verstümmelung gelitten und ist wohl dem benachbarten Durchgangsportal (Abb. 237) ähnlich zu denken. Es ist indessen von einem schmalen, jetzt vermauerten spitzbogigen Auslugfenster begleitet gewesen, wie wir es auch bei dem Eingange zum Nordflügel finden werden, und dadurch ebenfalls als einstige Eingangshalle oder als Pförtneraufenthalt bezeichnet. Dem hier angestellten Pförtner lag vermutlich die nur vom Garten aus zu besorgende Heizung des unterirdischen Ofens ob. In seiner Zelle wurde wohl auch das dafür nötige trockene Holz sowie Gartengerät aller Art aufbewahrt und von den Mönchen mancherlei aus der Hand gelegt, dessen sie sich zu entledigen hatten, ehe sie die Kirche betraten. Sie hat daher auf der Kreuzgangseite außer einem vergitterten Sprechfenster eine kleine Spitzbogentür (Abb. 236); doch auch nach der Bunten Kapelle bestand früher eine Verbindung.

Der ursprünglich ebenfalls gerade gedeckte Raum erhielt später, wohl gleichzeitig mit der darüber liegenden Gerkammer (Tresor, jetzt Inspektionszimmer), ein Gewölbe, das den Tresor vor Feuersgefahr schützte. Als Unterstützung bezw. Widerlager für diese wurde die Mauer am Durchgange zu schwach befunden und deshalb durch eine aus zwei fast halbkreisförmigen Spitzbögen bestehende Bogenstellung verstärkt (Abb. 238). Eine derartige Erklärung des Bestandes dürfte zulässig sein, obschon die beiden Tonnen in ihrer jetzigen Ausführung wohl erst dem 17. Jahrhundert angehören.

Nördlich vom einstigen Kapitelsaale war bis zur nächsten starken Trennungsmauer nur ein kleinerer Raum mit Spitzbogentür übrig, in dem man das stets an dieser Stelle belegene Sprechzimmer (parlatorium) der sonst zum Schweigen angehaltenen Mönche erkennen kann, das man namentlich in Zisterzienserklöstern, wie Maulbronn, Bebenhausen und Eberbach findet. In Klöstern, die vornehmlich die Wissenschaften und den Unterricht pflegten, tritt an seine Stelle, meist unter der Bezeichnung „auditorium", ein kleiner Hörsaal, der für den Unterricht der inneren Klosterschule, zur Unterweisung der Novizen und als Disputiersaal diente. Auch in der Zisterzienserregel wird ein „auditorium juxta capitulum" genannt. Die Prämonstratenser waren allerdings den Wissenschaften weniger zugetan als dem Feldbau und der geistlichen Tätigkeit, und hatten sich anscheinend hier unter den schwierigen Verhältnissen ihrer ersten Missionstätigkeit mit dem Parlatorium neben dem Kapitelsaale begnügt.

Durch die oben beschriebene Verschiebung der Räume wurde nun hier, nördlich vom Kapitelsaale, ein größerer Raum gewonnen, den man nach der Analogie von anderen, besonders von Benediktiner- und Kluniazenserklöstern, mit Sicherheit als Auditorium oder Lehrsaal ansehen darf. Nach altem Brauche mußte dem Kapitelsaale durch möglichste Nähe der Kirche und Fernhaltung von allem weltlichen Getriebe seine Weihe gewahrt bleiben. Schon der „Ordo Farfensis", jene im 11. Jahrhundert für das Kluniazenserkloster Farfa im Sabinergebirge aufgestellte Bauvorschrift, ordnet das Auditorium gleich neben dem „capitulum", also diesem (von der Kirche aus jenseits) unmittelbar benachbart an. Auch in der Zisterzienserregel (Usus ordinis Cisterc. cap. 114, Migne, Patrologia latina CLXVI, 1492) wird das Auditorium neben dem Kapitelsaal angeführt. Es ist daher nicht Zufall, wenn wir in so manchen Klöstern an dieser Stelle einen entsprechenden Raum finden.

Die Einrichtung eines Auditoriums gelegentlich jenes Umbaues entspricht nicht allein den Erwartungen, die man im Hinblick auf die damals in hohem Ansehen stehenden bischöflichen Schulen Westdeutschlands auch für Brandenburg hegen darf; vielmehr hat es damit noch eine besondere Bewandtnis. Gerade von Gernand, dem ausgezeichneten und gelehrten Manne, der damals den bischöflichen Stuhl Brandenburgs inne hatte und eben diesen Umbau des Klosters und der Ostteile des Domes um 1230 unternahm, rühmt die Brandenburger Bischofschronik (Sello im XX. Jahresbericht des Hist. Ver. zu B., S. 4, 7 und 46), daß er die seltene Würde eines Magisters besessen habe, überdies aber, daß er sittenrein, milde, leutselig, fleißig und von so feinen Sitten gewesen sei, daß der Adel des Landes ihm (d. h. der Brandenburger Domschule) seine Söhne zur Erziehung „in litteris et moribus" anvertraut habe. Darf man hiernach für Gernands Zeit in Brandenburg eine „äußere Schule" von Ruf annehmen, so ist ebenso zuverlässig daraus zu schließen, daß sich der humane und gelehrte Bischof die Haltung einer guten „inneren Schule" für die Novizen angelegen sein ließ.

Dem dafür bestimmten Raume kam nun die Heizungsanlage zugute. Zur besseren Erhellung erhielt er in der Mitte ein großes breites Spitzbogenfenster mit

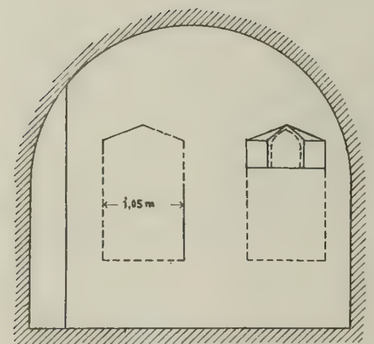


Abb. 239. Konventgebäude Fensterreste des Dormitoriumbaus im Inspektionszimmer des Alumnats.

zweimal abgestuftem Gewände; denn die ursprünglichen kleinen Fenster des Kapitels, von denen unmittelbar daneben noch eins erhalten ist, konnten für den neuen Zweck nicht genügen. Die Nordmauer des Auditoriums ist bis heute ohne Verbindungstür und deutet damit an, daß hier die Räume geistlicher Verwendung abgeschlossen waren und das Gebiet mehr äußerlicher Lebenshaltung begann.

Die gesunden Verhältnisse und schönen Formen des Übergangsstiles erkennen wir wie im neuen Auditoriumfenster auch in der östlichen Bogenarchitektur des Durchganges (Abb. 237). Sie ist von gleich wohltuender Erscheinung wie die Ostfront der Bunten Kapelle und die Kryptenfenster mit ihren gleichfalls gedoppelten Bögen. Der Einklang der Formen wie die inneren praktischen und technischen Zusammenhänge dieser Teile sprechen für deren Entstehen aus einem eingreifenden Umbau des Ostflügels, der mit der Bunten Kapelle und Sakristei gleichzeitig und demnach um 1235 zu setzen ist.

Im Obergeschoß schloß sich an die Sakristei zunächst ein später mit Rundbogentonne überwölbter Raum (das jetzige Inspektionszimmer des Alumnats), der mit jener durch eine jetzt vermauerte Spitzbogentür verbunden war und unter der Bezeichnung „Gerkammer“ wohl als Vestiarium für die prächtigen liturgischen Gewänder sowie als Tresor für die heiligen Gefäße, die Leuchter, Prozessionskreuze und Fahnen diente. Hier, zwischen Kirche und Schlafsaal, war alles dies am sichersten aufbewahrt.[1] Die Kammer hatte an der Westseite über dem Kreuzgangdache zwei schmale Spitzbogenfenster (Abb. 239) mit dem bezeichnenden flachgiebelförmigen Schluß der inneren Nischen, von denen eine z. T. noch frei liegt, die andere sich durch feine Risse im Putze bemerkbar macht.

Der größte Teil des Obergeschosses wurde ohne Zweifel durch den Schlafsaal (das Dormitorium) der Mönche eingenommen. Wir dürfen für ihn die z. Z. seiner Ausführung übliche zweiseitige Beleuchtung der Dormente annehmen. Seine ursprünglichen Fenster sind zwar alle unter dem Putze verborgen und am Anfange des 18. Jahrhunderts durch große viereckige ersetzt; doch konnte der Verfasser eines von ihnen so weit frei legen, daß die zu erwartende schmale Spitzbogenform dafür gesichert ist. Ihre inneren Nischen waren, wie anzunehmen ist, denen in der Gerkammer gleich. Bemerkenswert ist, daß sie anscheinend nicht die sonst vorgeschriebene Lage über Manneshöhe, sondern in gewöhnlicher Brüstungshöhe haben.[2] Der Mittelgang

---

[1]) Ihrer reichen Schätze wegen wurde die Gerkammer im Jahre 1412 von den Bürgern der Neustadt zur Deckung erlittenen Schadens mit Beschlag belegt (Riedel IX, S. 91).

[2]) Ob diese Fenster dem ersten Bau oder dem Umbau angehören, würde nur durch Entfernung größerer Putzflächen festzustellen sein.



Abb. 240. Östlicher Kreuzgangarm des Domklosters gen Norden gesehen.

zwischen den Bettreihen mündete wahrscheinlich geradezu durch Gerkammer und Sakristei in das Presbyterium der Kirche. Erst später wurde dieser störende Verkehr über die zu diesem Zwecke erbaute Galerie (linea, vgl. S. 228) im nördlichen Kreuzarm abgeleitet.

Nahe dem nördlichen Teile des Dorments befand sich ostwärts vermutlich das Latrinenhaus und ein Bad.

Der nach dem Friedgarten offene Kreuzgang war, so viel wir wissen, nur im Nordflügel zweistöckig angelegt. Er diente nicht nur zur Verbindung der einzelnen Räume untereinander und mit der Kirche, sondern im Erdgeschoß auch als Wandelgang bei schlechtem Wetter und als Schauplatz der zahlreichen Prozessionen, die im Laufe des Jahres hier (in ambitu) abgehalten wurden oder die doch wenigstens gewisse Strecken davon benutzten, wenn ihr Ziel sie aus dem Bereiche des Klosters hinausführte (extra monasterium), um dieses herum (per circuitum) nach der Peterskapelle (usque ad capellam sancti petri) oder gar nach dem Marienberg und den anderen Kirchen der Neu- und Altstadt. Da ein nördlicher Kreuzgangflügel längs der Kirche in Brandenburg nie zur Ausführung kam, so fiel dessen Gebrauchsweise im allgemeinen und seine Verwendung für gewisse besondere Zwecke dem östlichen Flügel (Abb. 240) zu. So mußten z. B. die erbaulichen Lesungen, welche man abends vor dem Schlußgottesdienste dort abzuhalten pflegte, hierhin verlegt werden, wofür die an den Wänden hinlaufenden gemauerten Bänke als Sitzplätze vorgesehen wurden. Hier fanden unzweifelhaft auch die wöchentlichen Fußwaschungen der Brüder untereinander und die jährlich am Gründonnerstage wiederkehrende Fußwaschung der Armen statt. Diese wird im Breviar von 1488 als „mandatum pauperum“ unter besonderen Angaben über die Herrichtung der Bänke vorgeschrieben (sacrista tabulam ad mandatum peragendum percuti procuret). Leider fehlt eine bestimmte Bezeichnung für den Ort der Waschungsfeier; er ist vielmehr nur allgemein umschrieben durch die Wendung: „itur ad locum ubi mandatum peragi debebit“. Nach der Fußwaschung der Armen schritt man zur Mahlzeit zum Refektorium hinüber (deinde transitur ad refectorium). Später erfolgte dann die Fußwaschung durch den Prälaten an den Brüdern (prelatus precingit se linteo et lavat et tergit et osculatur pedes fratrum). Aus dem Folgenden wird hervorgehen, wie wertvoll gerade hier die Nennung einer bestimmten Örtlichkeit gewesen wäre; dennoch werden wir gut tun, aus ihrem Fehlen zunächst keine weiteren Schlüsse zu ziehen, als den, daß der Ort der Feier je nach der Witterung dem Wechsel unterworfen war. Bei günstigem Wetter fand sie seit alter Zeit im „Lesegange“ statt, und das war in Brandenburg der Ostzug des Kreuzganges (Abb. 240).

Der östliche Kreuzgangflügel weicht von der durch das ganze Mittelalter gebräuchlichen Lage ab, indem er, statt in die Ecke zwischen Querschiff und Langhaus der Kirche zu münden, gerade gegen deren Nordkreuzarm stößt und sein Ende daran westwärts umbiegt. Diese höchst seltene Ausnahme erklärt sich aus dem Bestreben, den Kreuzganghof und damit die ganze Anlage der Konventgebäude größer zu erhalten, als die etwas kurze Kirche nach gewöhnlicher Weise ergeben haben würde und beruht vielleicht auf süddeutschem Einflusse (vergl. die kunstgesch. Übersicht).

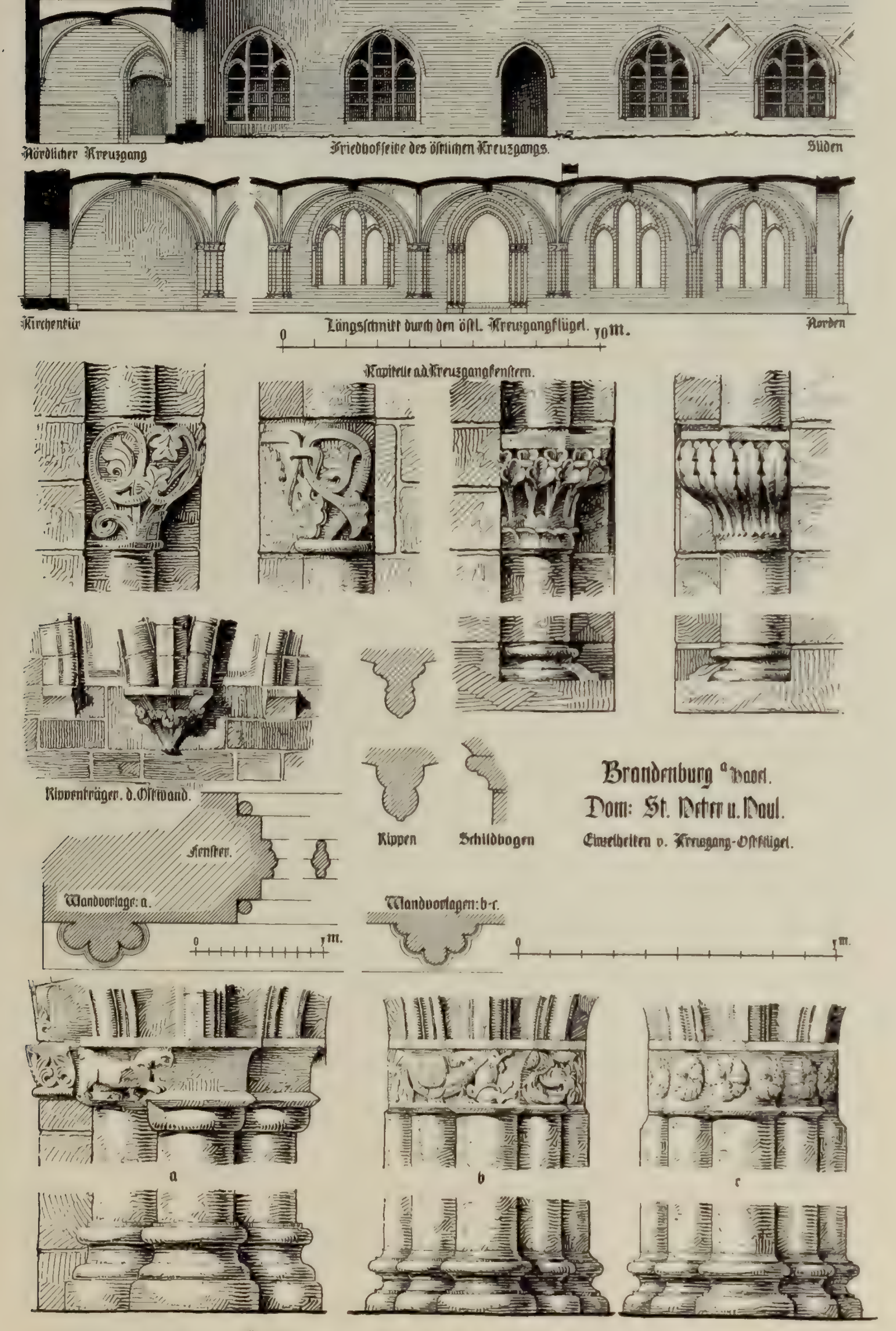


Abb. 241. Östlicher Kreuzgangflügel des Domklosters nebst Einzelheiten.

Etwa gleichzeitig mit dem frühzeitigen Umbau des Dormentflügels wurde nun auch der Steinbau des Kreuzgangs in Angriff genommen, zunächst freilich nur die fünf südlichen Joche des Ostzuges nebst einer ein Joch breiten Erweiterung vor dem Portal am Nordkreuzarm, also so viel wie nötig war, um diesen und die Tür des Auditoriums miteinander zu verbinden. Nördlich vom fünften Joche zeigt ein über den Gewölben liegender breiter Gurtbogen die Grenze an. Gerade der früheren Kapitelsaal-, späteren Auditoriumtür, gegenüber legte man dabei ein mehrmals abgestuftes und mit schönen Kämpferkapitellen (Abb. 242) geschmücktes Portal an, das scheinbar in den Friedgarten, in Wahrheit aber wohl in einen hier angebauten und nur von hier zugänglichen Raum führte. Für eine schon von Gurlitt (Historische Städtebilder, Serie I, Heft 3, S. 16) hier angenommene Brunnenhalle würde das Beispiel von St. Marien in Magdeburg sprechen, wo etwa an gleicher Stelle der bekannte, höchst charaktervolle kleine Bau liegt, welchem gewöhnlich die Bestimmung als Tonsur zugesprochen wird. Eine Brunnenanlage, die für die Reinigung und die Erneuerung der mönchischen Tonsur unentbehrlich erscheint und allgemein als damit verbunden angenommen wird, ist freilich weder in Magdeburg, noch in Brandenburg an dieser Stelle nachweisbar; sie würde auch von der sonstigen Lage der Klosterbrunnen gegenüber der Refektur abweichen. Wenn wir nun andrerseits hier in Brandenburg von einer Kapelle hören, die bis 1578 im Kreuzgarten bestanden hat (Gebauer, Festschrift, Seite 43, Anm. 2), und berücksichtigen, daß diese eigentlich nur frei im Raume oder an den östlichen Kreuzgang angelehnt gestanden haben kann, so ist die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß das Portal am Ostflügel zu dieser Kapelle geführt hat.

Die Architektur und der plastische Schmuck dieses Kreuzgangteiles gehören mit zu den kunstgeschichtlich merkwürdigsten Erscheinungen des Klosters. Die Außenwand der eingeschossigen Anlage sowohl wie die gleichzeitigen Gewölbe stellen auf einer kurzen Strecke von fünf Jochen eine rasche Entwicklung der Formen dar (Abb. 241). Die Rippen gehen von einem schweren, aus vollen Wulstformen gebildeten Profil zu einem weit zierlicher gegliederten über, das durch seine Rundstäbchen indessen noch die reiche und kraftvolle Wirkung der Übergangszeit bewahrt. Die fünf Schlußsteine sind mit dem agnus dei und den vier Evangelistensymbolen geschmückt; die geputzten Kappen waren z. T. mit einem einfachen Flechtmuster bemalt, von dem sich vor der Wiederherstellung des Kreuzganges i. J. 1905 noch ein Stück in der Südostecke erkennen ließ. Die gebündelten Dienste, im ersten Joche noch sehr stark und mit hohen dickwulstigen attischen Basen versehen (Abb. 241 unten a), werden schon im zweiten schlanker und zierlicher (Abb. 241 unten b), die Basen werden bald flach, fein und elastisch im Umriß, dazu mit Eckblättern geschmückt.

Während die Kämpfer am Durchgange nach dem Garten (Abb. 236) und an der Ecke des westlich umbiegenden Kreuzgangendes, ja auch einige Kapitelle der Fenstersäulchen noch einfaches romanisches Blatt- und Rankenwerk aufweisen, macht sich an den Kapitellen der ersten drei Bündeldienste in einer hohen Kehlenform ein etwas unbändiger, in kindlicher Unbeholfenheit vorgetragener Figurenschmuck (Abb. 241 unten u. 242) aus Ton breit, der einmal den fabelhaften Kampf einer Drachenfamilie mit einem

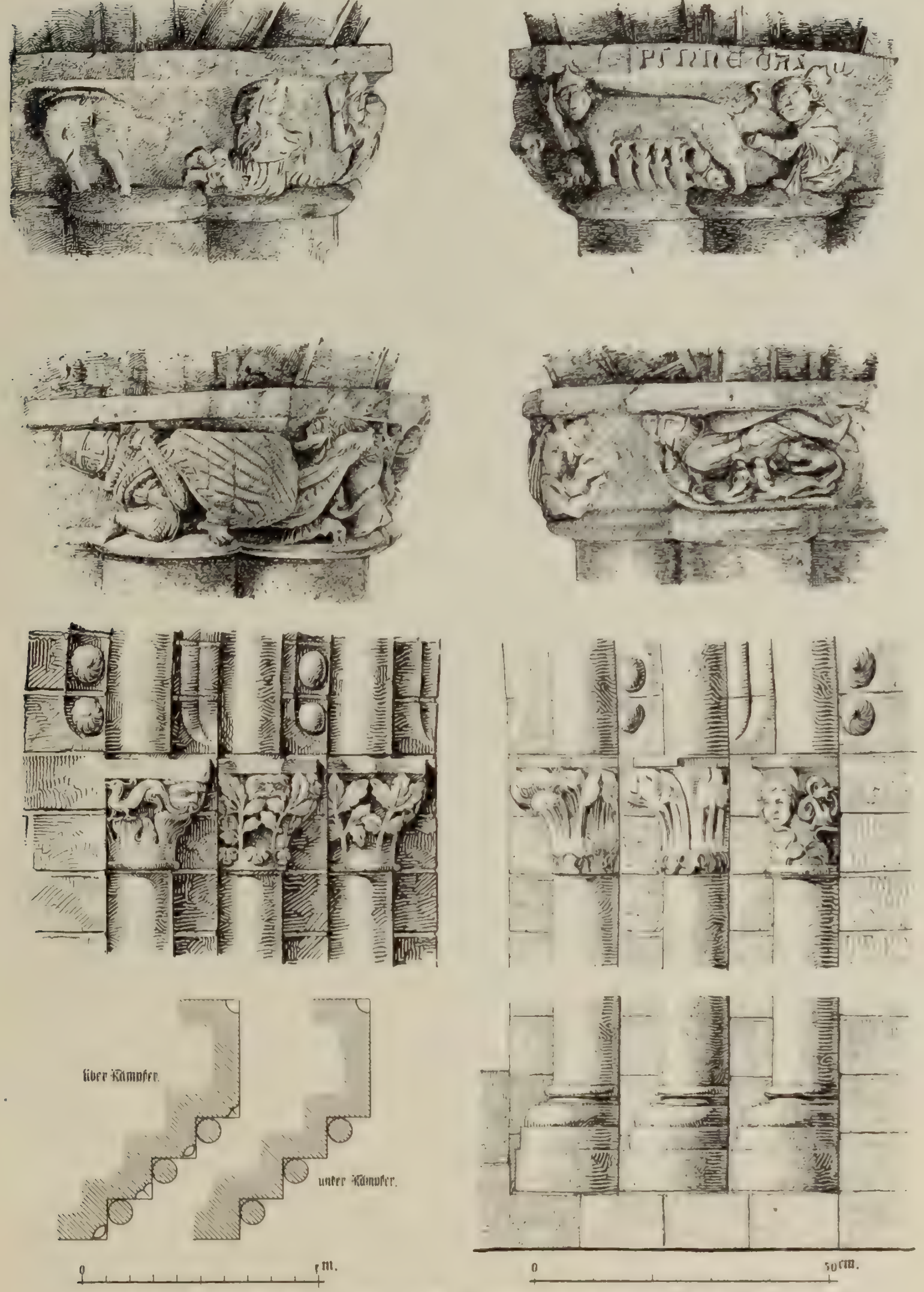


Abb. 242. Kämpfer der Wandvorlagen und Portalgewände im östlichen Kreuzgangflügel.

Ritter nebst Roß, dann aber eine derbe Verunglimpfung der Mutterreligion des Christentums vorführt und zwar in Gestalt einer sogenannten Judensau. Die stark beschädigte, durch eine Beischrift an der Deckplatte (Abb. 242 oben) erläuterte Darstellung ist wohl eine der ältesten dieses Inhalts in Deutschland.

In wunderbarem Gegensatze hierzu steht der frische, von reinstem Naturgefühl durchdrungene Liebreiz des naturalistischen Blätterschmucks aus Werkstein, welcher die nächsten Kapitelle der Dienste, die Säulen des Portals und der Fenster innen und außen, ja z. T. noch die der geschlossenen Rückwand des Ganges nachträglich eingebundenen Konsolen ziert (Abb. 241 u. 242). Die Anmut der beim Portal schon völlig gotisch gedachten Architektur wird durch Reihen von knopfartig wirkenden Köpfchen und Muscheln in der Kehle des Bogens erhöht.

Das sonst schlichte Äußere dieses Kreuzgangteiles zeigt für die Übergangszeit sehr bezeichnende Blenden in Form übereckgestellter Quadrate (Abb. 241 oben rechts), von denen je eine die Flächen zwischen den Fenstern belebt. Diese besaßen in den ersten Jochen bis zum Portale noch kein steinernes Pfostenwerk, erhielten es vielmehr erst kürzlich bei der Erneuerung des Kreuzgangs. Seine Stelle vertraten bis dahin 12 cm breite und 14 cm tiefe Nuten für dicke Holzrahmen. Dihm glaubt („Denkmalpflege" 1905, S. 57), daß sie „zur Aufnahme irgendwelcher Gliederung bestimmt gewesen seien, die aber nie zur Ausführung gekommen". Vielleicht war das Pfostenwerk hier von Holz gebildet. Auch die Strebepfeiler wurden neuerdings erst vor die Mauer gestellt, welche, durch unvernünftige Belastungen früher nach außen getrieben und im 18. Jahrh. im Inneren verstärkt und durch Zumauerung fast aller äußeren Öffnungen aufrecht erhalten, nun durch die Pfeiler vor weiterem Überneigen bewahrt wird. — Auch hier zeigt sich die Bearbeitung der hochgemauerten Kanten mit weitläufigen schrägen oder fischgrätenartig gelegten Schlägen.

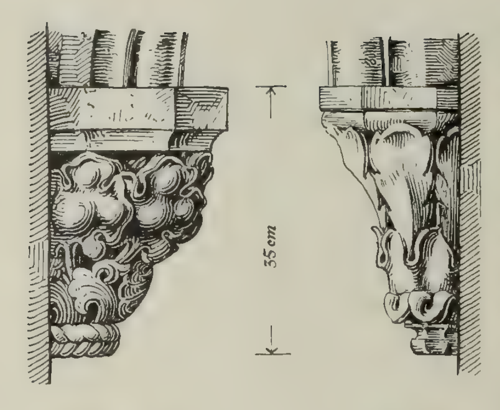
Die östlichen Kreuzgangflügel waren im frühen Mittelalter meist einstöckig, weil die Fenster der damals stets zweiseitig beleuchteten Schlafsäle nicht damit verbaut werden durften (vgl. die abweichende Meinung von Dihm in „Denkmalspflege" 1905, S. 57). Daß dieser Flügel auch hier ursprünglich einstöckig war, beweisen überdies die beiden Fenster der Gerkammer, deren Nischen Seite 336 beschrieben wurden. Für eine spätere Entstehung des Obergeschosses spricht auch dessen vom Erdgeschoß ein wenig abweichende Flucht. Der von Dihm über den Gewölben gefundene Plattenboden wird dem 14. Jahrh. angehört haben, in welcher Zeit häufig jene Umwandlung der gemeinsamen Schlafsäle in einzelne Zellen vor sich ging, die dann regelmäßig zur Überbauung des Kreuzgangs und zur Anlage eines breiten Mittelgangs führte. Derartig ist die Anordnung noch heute.

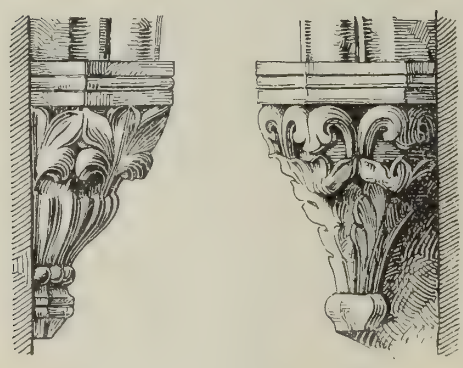
Ein bedeutender Umbau des 14. Jahrh. erstreckte sich über die nördliche Hälfte des östlichen Konventbaues. Der Keller am Nordende dieses romanischen Baues, in der sog. „Spiegelburg", wurde zunächst in großartiger Weise ausgebaut, indem man seine Außenmauern nach einwärts um $1^1/_2$ Stein verstärkte und über den frei gebliebenen Raum ein mächtiges, durch Gurte in unregelmäßigen Abständen verstärktes halbkreisförmiges Tonnengewölbe schlug (Abb. 234 u. 235). Die südliche Stirnwand

zeigt die in Abb. 235 ersichtliche merkwürdige Gliederung in Form eines halben Vierblatts mit allmählich ausgekragten Wandvorlagen. Auf seiner Scheitellinie errichtete man im Erdgeschoß eine eigenartige Bogenstellung, deren Pfeiler ohne Kämpfer in die tiefansetzenden Bögen übergehen. Darauf ruhte die Balkendecke. Der Fußboden ist mit Tonfliesen von 22 cm im Quadrat belegt. Diese kellerartige Bauweise im Innern sowie die einfachen, gegenwärtig meist vermauerten Stichbogenfenster scheinen das Erdgeschoß als eine Anlage für irgend einen wirtschaftlichen Betrieb zu kennzeichnen. Am nächsten liegt der Gedanke an eine Kelterei. Das Domkapitel besaß, wie wir wissen, am Marienberge einen Weinberg. Dessen Erträge mußte es selbstverständlich in eigner Kelterei verarbeiten und die gewonnenen Weine pflegen können.[1]) Kellereien sind an dieser Stelle häufig, ohne daß sich indessen ihre besondere Verwendung immer nachweisen ließe. Der erwähnte Umbau umfaßte nicht nur den über den Nordflügel hinausschießenden unterkellerten Teil, sondern reichte, wenigstens im Erdgeschoß, soweit wie der einstige romanische Bau. Das läßt sich für den Teil der in der Verlängerung des Nordflügels liegt, trotz nochmaligen späteren Umbaus in den Lücken des Verputzes noch deutlich an den Spuren der Stichbogenöffnungen an der Gartenseite erkennen.

Das Obergeschoß der Spiegelburg dürfen wir uns als ein „Promptuarium" oder eine „Camera" vorstellen, d. h. als Räume zum Aufbewahren von Vorräten und Gegenständen des täglichen Verbrauchs, namentlich von Wäsche, Kleidern und Schuhen. Räumen für solche Zwecke begegnet man anderwärts unter den angeführten Bezeichnungen öfters an dem von der Kirche abgelegenen Teile des Ostflügels. Eine den Akten des Domarchivs entstammende Nachricht, welche der Verfasser einer mündlichen Mitteilung des Herrn Dr. Gebauer verdankt, enthält die Anweisung, daß die Fenster der Spiegelburg wegen der darin aufbewahrten Gegenstände gut verwahrt werden sollten. Die hierin ausgesprochene Benutzung der Spiegelburg zur Aufbewahrung von Gegenständen berechtigt, auch in Brandenburg das Promptuarium oder die Camera in diesen Räumen anzunehmen. Nach den mehrfach genannten älteren Plänen und einzelnen Spuren, welche der alte Putz noch erkennen ließ, hatte das Obergeschoß schmale Spitzbogenfenster, die zu zweien unter einem Spitzbogen gekuppelt waren. Was diesen zweiten Umbau im Laufe des 15. Jahrhunderts verursacht haben kann, entzieht sich unserer Kenntnis. Es handelte sich anscheinend um die Herstellung eines großen stattlichen saalartigen Raumes mit gewölbter Decke und besserer architektonischer Ausstattung der Fenster als am früheren Bestande. Die Fenster sind noch fast unversehrt erhalten und wäre der Raum nicht als Rumpelkammer im Großen mißbraucht und „bis ans hohe Gewölb hinauf" mit Möbeln, Backsteinhaufen und „Urväter-Hausrat" vollgepfropft, so würde er noch heute einen prächtigen Eindruck

[1]) Wenn andere — französische und deutsche — Klöster in bevorzugten Weingegenden besondere Keltereien außerhalb des Konventes besaßen, so finden wir in Gegenden von mäßigem Weinbau die Kelterei auch zuweilen an dieser Stelle, am äußersten Ende des Ostflügels; so z. B. in Pontigny, wo die „pressoirs" noch weiter hinausgeschoben sind als hier (Viollet-le-Duc, Dict. de l'Arch. I, 273 und Fig. 8).





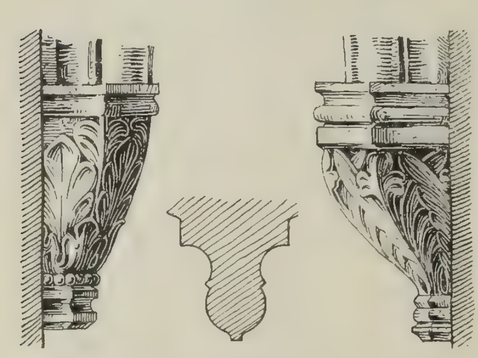


Abb. 243. Gewölbekragsteine im ehemaligen Auditorium des Domklosters (Ostflügel).

machen und uns, wie so manche andere gotische Halle, Bewunderung einflößen vor der gesunden gediegenen Bauweise, die hier aufs innigste mit edler malerischer Wirkung verbunden ist. Nach Lage, Größe und Ausstattung des Raumes kann kaum ein Zweifel sein, daß wir in dem auf drei Pfeilern kreuzgewölbten Saale eine Bruderhalle oder Fraternei zu sehen haben, also einen Aufenthaltsort und Arbeitsraum der Konventbrüder für die Zeiten, wo ihre geistlichen Pflichten sie nicht zu den Altären riefen (auf Taf. 43 mit Winterrefektorium bezeichnet, vgl. S. 346 oben).

Vor den quadratischen, an den Ecken abgefasten Kern der Pfeiler legen sich profilierte Vorlagen. Diese Gliederung der Stützen folgt ohne Kämpferunterbrechung den zu spitzen Scheiteln aufsteigenden Linien der mittleren Gurtbogenreihe. An den Wänden ruhen die Rippen auf einfachen, z. T. mit Blattreihen geschmückten Konsolen. Die Schlußsteine sind meist mit Rosetten verziert. Die geraden Gewände der zwei- und dreiteiligen Spitzbogenfenster haben abgerundete Ecken und in mittlerer Tiefe das seit dem 14. Jahrhundert gebräuchliche Verglasungsprofil aus drei Wülsten und Glasfalz. Von dem einstigen Pfostenwerke sind nur noch die Ansätze zu sehen. An die Stelle der früheren breiten und flachen Strebepfeiler traten damals zwei tiefe, aber weniger breite, wie sie der ausgereiften Gotik eigen sind. Die einfache Zugangstür vom Kreuzgang her hat nur gefaste Kante. Die einzige Tür der Nordwand entstand als neuerer Durchbruch. Die Nordostecke des Raumes fällt auf durch eine besondere schmale Öffnung in der Außenmauer, die hier innen und außen neben dem Strebepfeiler erheblich verstärkt ist. Merkwürdig ist auch ein einfacher viereckiger Pfeiler, der am südlichen der drei Mittelpfeiler angelehnt und dessen Bedeutung noch unerklärt ist (siehe den Grundriß Tafel 43).

Gleichzeitig mit der Einrichtung der Fraternei wurde auch der südlich benachbarte Raum, das Auditorium, mit Gewölben versehen. Unter den Schlußsteinen

findet sich einmal die gleiche Rosettenform wie dort. Die dort vereinzelten Blattkonsolen treten hingegen hier überall und in reicher Abwandlung der Motive auf (Abb. 243). Im übrigen mußten die Gewölbe, zumal die Gurte, eine andere Ausbildung erhalten, weil man hier die alte, bereits vom ersten Umbau her vorhandene Bogenstellung benutzte.

Die den Ostflügel in rückläufiger Richtung von Norden her stückweise überziehende, nachträgliche Einwölbung erreichte endlich auch den neueren, am Durchgange belegenen Kapitelsaal. Die gekünstelte, bizarre Art der Wölbung, welche aus netzförmig geordneten, rippenlosen Zellen in Dütenform besteht, gleicht der in der Peterskapelle beim Dome vollständig, selbst in der Sechseckform des Mittelpfeilers, und gehört der Zeit um 1500 an. Michaelis (Festschrift, Seite 88) spricht daher die Vermutung aus, daß ihre Ausführung gelegentlich der Aufgabe des gemeinsamen Lebens der Domherren i. J. 1507 erfolgt sein möchte.

In der Folgezeit und zwar etwa zwei Jahrhunderte lang ruhte dann hier die Bautätigkeit. Sie wendete sich nach der „Transmutation" begreiflicherweise von dem alten Konventbau und seinen engen Zellen ab und ließ sich vor allem die Einrichtung der Kurien angelegen sein, in welchen die Domherren hinfort jeder für sich lebten.

Erst die Einrichtung der Ritterakademie führte im Laufe des 18. Jahrhunderts wieder zu Abänderungen am Ostflügel. Zu ihnen gehören die Vergrößerung der Fenster, das Mansarddach mit den zahlreichen Dachfenstern und die Erhöhung des nördlichen Teiles um ein Stockwerk.

Im oberen Gange des Ostflügels befinden sich sechs stark nachgedunkelte Bildnisse von preußischen Königen und brandenburgischen Domherren des 18. Jahrhunderts. Darunter das Brustbild des Kanonikus Ludolf von Strantz, bezeichnet „G. de Clerk pinxit 1710" und das Bildnis des Dechanten, Generalfeldmarschall Fr. Wilh. von Grumbkow in ganzer Figur.

Gegenüber dem nördlichen Gange ist eine Marmorbüste des Akademiedirektors J. D. Arnold, von Gottfried Schadow aus dem Jahre 1806, aufgestellt.

Nordflügel. Der nördliche Zug der Konventgebäude war der Kirche am entlegensten und enthielt deshalb gewöhnlich diejenigen Räumlichkeiten, die sich mit der Würde und Heiligkeit des Gotteshauses am wenigsten vertrugen, wie Küche und Speisesaal. Sein Ostende schloß im Erdgeschoß zunächst meistens einen Raum in sich, der durch seinen Zweck im gewissen Sinne noch zum Ostflügel gehörte. Es war das calefactorium oder die Wärmstube. Um ihre nicht zu unterschätzende Bedeutung im Leben der Mönche zu ermessen, muß man sich die Unbilden gegenwärtig halten, welche der Kirchendienst mit seinen nächtlichen Stundengebeten zur kalten Winterszeit mit sich brachte. Kehrten die Brüder von dort zurück, so bedurften sie der Wärmstube zur Belebung der erstarrten Glieder. Sie mußte auch dazu dienen, das kalte Dormitorium mit seinen vielen schlecht verwahrten Fenstern zu temperieren, und damit war seine Lage in dessen Nähe erforderlich. Ebenso war die Fraternei im Ostflügel, der

Aufenthaltsort der Brüder am Tage, auf die Wärmequelle angewiesen. Sie wurde durch deren Nachbarschaft der wohnlichste Raum der Klausur und deshalb auch in Brandenburg sicher oft als Winterrefektorium benutzt. Diese Bezeichnung führt sie daher noch auf einem älteren Plane vom Ende des 18. Jahrhunderts im Domarchiv und noch heute an dem dafür dienenden Schlüssel. Übrigens ist ein Refektorium in verschiedenen Klöstern an dieser Stelle nachweisbar. Die eigentümlich ausgebildete Tür, welche den Saal mit der Wärmstube verband, ist noch gut erhalten. Sie läßt über ihrem Stichbogen den gleichgeformten Ansatz eines Tonnengewölbes erkennen. Die innere Einrichtung der Stube ist im übrigen durch vielfache neuere Umbauten vollständig zerstört. Sie wurde vermutlich gleichzeitig mit der Fraternei erbaut oder doch damals mit ihr neu hergerichtet. Ihre Ausdehnung nach Westen ist noch jetzt an einem kleinen Absatz und der von hier ab etwas veränderten Flucht der Nordfront kenntlich.

Der größte Raum im Erdgeschoß des Nordflügels war das Refektorium, der Speisesaal der Brüder; im Anfange des 19. Jahrhunderts befand sich darin die zur Brauerei gehörige Malzdarre, bis 1906 diente er als Turnhalle der Ritterakademie, jetzt steht der Raum größtenteils leer, ein Teil ist als Maschinenraum abgetrennt. Seine kühle, sonnenlose Lage gegen Norden war dem Zwecke für den Sommer ebenso günstig wie die Nachbarschaft der Wärmstube für den Winter. Über die Lage des Refektoriums an dieser Stelle kann sowohl nach den alten Bauvorschriften der verschiedenen Orden als nach der Analogie einer großen Zahl ausgeführter Klöster gar kein Zweifel sein.[1] Trotz der erheblich geringeren Breite der Räume dieses Flügels war doch eine Wölbung in zwei Schiffen durchgeführt, deren Spuren man noch rings an den Wänden verfolgen kann. Die Länge des Saales umfaßt vier Joche. Die Längsteilung der Gewölbe ist enger als im benachbarten Kreuzgange, wie es die Breite der Wärmstube ergab. Die Rippen ruhten auf drei mittleren Pfeilern, an den Wänden wohl auf Konsolen. Zwei Türen führten vom Kreuzgange hinein. Die Wand an dem westwärts anschließenden Eingange zur Klausur zeigt auf beiden Seiten eine architektonische Gliederung durch Lisenen und Stichbogenblenden, auch zwei Türöffnungen, deren Bedeutung nicht mehr festzustellen ist. Sie liegen etwa 50 cm unter Fußboden und könnten wohl am ehesten noch als Türen zum Keller erklärt werden, der hier mit einigen kleinen, vielleicht für Flaschenweine dienenden Abteilungen beginnt und sich mit einer Unterbrechung (unter der Eingangshalle und der nächsten Achse) bis gegen das Westende des Flügels erstreckt.

Die äußere Tür des Klausureingangs hat nicht mehr die alte Form; doch konnte der Verfasser vor der letzten Putzerneuerung die des dicht daneben befindlichen schmalen Auslugfensters aufnehmen (Abb. 244), das sehr dem Fensterchen im Pförtnerraum am Durchgange zum Garten ähnelt. Es läßt keinen Zweifel darüber, daß

---

[1] Gebauer (Festschrift, S. 44, Anmerk.) hält es für „höchst wahrscheinlich“, daß sich das Refektorium im Obergeschosse dieses Nordflügels befunden habe. Für eine solche sonst niemals vorkommende Lage im Obergeschosse liegen indessen auch hier keine Anzeichen vor.

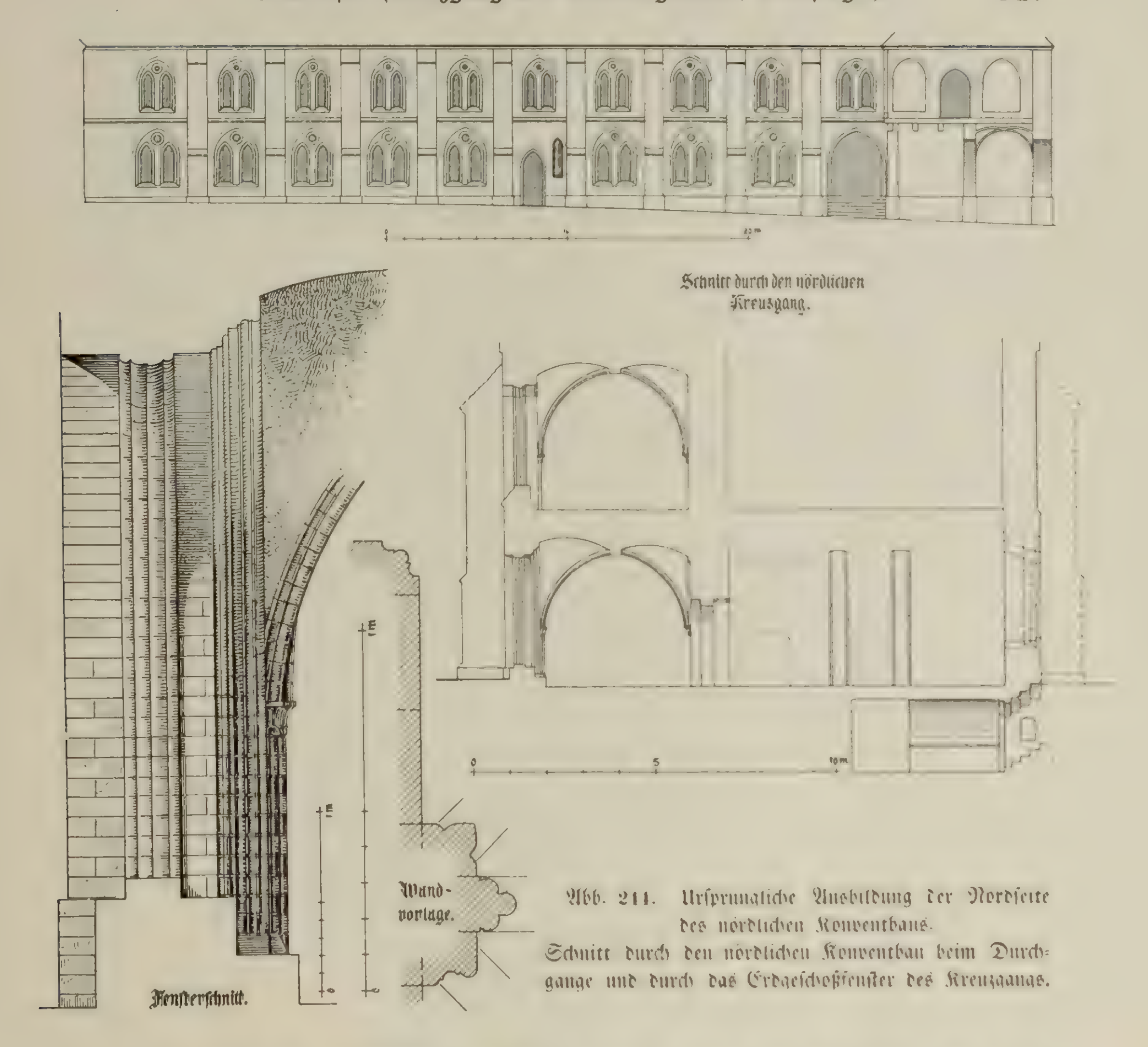


Abb. 211. Ursprüngliche Ausbildung der Nordseite des nördlichen Konventbaus. Schnitt durch den nördlichen Konventbau beim Durchgange und durch das Erdgeschoßfenster des Kreuzgangs.

hier ursprünglich der Eingang zur Klausur war. Seine Stelle entspricht zwar nicht der sonst allgemein üblichen Anordnung, ergab sich hier aber aus der Gruppierung der Gebäude um die Höfe.

In der westlichen Hälfte des Erdgeschosses lagen die Küchen. Es war dies ihr herkömmlicher Platz; überdies befindet sich hier noch heute die Küche für das Alumnat der Ritterakademie, und gerade bei Küchen behielt man stets gern die alten Herd- und Schornsteinanlagen bei, so daß für keinen anderen Zweck die Benutzungsweise so beständig war wie bei diesem. Von Klosterküchen sind zwei Arten zu unterscheiden, die „coquina regularis“ zur statutenmäßigen Speisenbereitung für die Konventualen, und die „coquina laicorum“ für die Kranken des Hospitals, die Novizen, die Konversen, für fremde Gäste und sonstige Laien, denen der Fleischgenuß nicht versagt war. Diese

hieß daher auch die Fleischküche und lag ohne Zweifel der Regularküche westlich benachbart.

Das Obergeschoß dieses Flügels enthielt nordwärts die großartige Bibliothek, in der auch die Abschreiber, die Kopisten der Bücher, saßen. Es waren zwei langgestreckte Räume, von denen der größere, östliche, bis über den jetzigen Erdgeschoßdurchgang hinausreichte. Beide Räume waren, nach alten Plänen von 1792 im Domarchiv zu schließen, noch im 18. Jahrh. an den drei Innenwänden mit Holzgalerien umgeben, um die Bücher auch an den oberen Wandteilen aufstellen zu können. Für die reiche Ausstattung mit einem ausgedehnten Gemäldezyklus, von dem wir durch eine ausführliche Beschreibung Hartmann Schedels[1]) wissen, daß er die Bibliothek schmückte, bot naturgemäß der Bücherraum selbst nicht genügende Wandfläche. Die Gemälde befanden sich demnach höchstwahrscheinlich auf den schmalen Endseiten und der langen nur von wenigen Türen durchbrochenen Wand des breiten Ganges über dem Kreuzgange, an dessen Fensterleibungen neuerdings Spuren ornamentaler Malerei gefunden wurden.

Wie es in mittelalterlichen Bibliothekräumen öfters vorkommt, stellten die Malereien im wesentlichen die Summe des damaligen Schulwissens als allegorische Figuren der „sieben freien Künste“ dar, welche in dem Trivium (Grammatik, Rhetorik, Dialektik) und dem Quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie) bestanden.

Nachdem der Bücherschatz bei dem Brande von 1593 und im Dreißigjährigen Kriege erhebliche Einbußen erlitten hatte, wurde die Bibliothek anscheinend in den oberen Gang (den späteren sog. Paradesaal) verlegt. Diese Lage hat sie noch um 1705 im Plane der Ritterakademie von Heinß (Abb 183). Schließlich aber wurde sie in den Eckraum gedrängt, den man früher „die große Stube“ nannte (siehe S. 350).

Der zweigeschossige Kreuzgang des Nordflügels ist mit den daran liegenden Räumen unter einem Dache vereinigt. In den Architekturformen ähnelt er sehr den beiden letzten Jochen des Ostflügels. Ein wesentlicher Unterschied besteht freilich in den Strebepfeilern, welche dort ganz fehlen, hier aber durch beide Geschosse reichen. Die Ausbildung der Fenstergewände des Erdgeschosses nebst der Profilierung der inneren Vorlagen zeigt Abb. 214. Die Kapitelle sind auch hier z. T. noch mit feinem naturalistischen Blattwerk geschmückt. Von den Schlußsteinen zeigt einer eine hübsche Melusine, drei andere mit Löwen als Schmuck haben fremde Profil-

[1]) Folgende Veröffentlichungen der Gemäldebeschreibung Schedels liegen vor:

Jul. v. Schlosser in den Jahresber. der kunsthistor. Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses XVII, Wien 1896, S. 96–100 (vgl. dazu auch Jul. v. Schlosser, „Beiträge zur Kunstgeschichte“ in den Sitzungsber. der Kais. Akad. der Wissenschaften in Wien, CXXIII, 1891, S. 147)..

Alw. Schultz in den Jahrbüchern der Königl. preuß. Kunstsammlungen I. 1 (1880), S. 35 ff.; außerdem im VII.—XII. Jahresber. des Hist. Ver. zu Brandenburg, 1881, S. 79.

v. Minutoli (a. a. O, S. 21) sah in „einem über dem Kreuzgange gelegenen gewölbten Gemache“, das zu den Räumen der Ritterakademie gehörte, also vermutlich im oberen Kreuzgange des Nordflügels, an der langen Wandseite, die Darstellung eines Turniers und an einer anderen Wand das fast in dreifach menschlicher Größe dargestellte Bild des niedergestreckten Goliath, auf den der winzig kleine David noch Steine schleudert.

ansätze und stammen vom frühgotischen Umbau der Kirche (siehe S. 218). Die Kapitelle und Konsolen des wenig späteren Westteils sind einfacher, einige von ihnen mit Reihungen von Ziegelmarken (Abb. 181, b) verziert. Die Öffnungen sind breite dreiteilige Spitzbogenfenster, die des Obergeschosses schließen hingegen im Stichbogen. Während das Pfostenwerk der unteren sich bei einigen noch bis auf unsere Zeit erhalten hatte, wurden die oberen durch Ausbrechen einfacher Rechteckfenster zerstört. Auch sie waren früher dreiteilig. Die Tür zum Friedgarten war bis 1901 korbbogenförmig geöffnet; auf der Innenseite war sie einst von zwei kleinen Spitzbogennischen begleitet, die aber erst bei der neulichen Herstellung durch Dihm wieder aufgedeckt wurden. Der östlichen Hälfte des Flügels hatte man leider schon vordem ein drittes, dem zweiten nachgebildetes Geschoß mit flachem Dache aufgesetzt.

Die Nordfront des Flügels mit ihren langweiligen Reihen öder, viereckiger Löcher und ihren jeder Gliederung baren Putzflächen ist trotz deren frisch erneuter Weißheit ein Zeichen der jämmerlichen Gefühllosigkeit für monumentale Schönheit geblieben, die um das erste Drittel des 19. Jahrhunderts hier herrschte. Den damals hier verübten Vandalismus wird man erst ganz ermessen, wenn man sich zu den herausgeschlagenen Gewölben des Refektoriums und den zerstörten Malereien der Bibliothek die in Abb. 211 skizzierte gotische Achitektur der Nordfront vergegenwärtigt, die der Verfasser nach früher von ihm aufgenommenen Spuren und mit Hilfe der alten Pläne von 1829 in der Bibliothek der Ritterakademie im wesentlichen noch feststellen konnte. Annähernd die westliche Hälfte hatte man schon vordem zugrunde gerichtet. Die Osthälfte folgte um 1830. Von all den Strebepfeilern, den Reihen schöner Bogenfenster, der ganzen großzügigen, streng monumentalen Wirkung mit ihrem kräftigen Relief, den schönen Verhältnissen, der malerischen Wirkung von Licht, Schatten und den dunklen Tiefen der Spitzbogenöffnungen ist keine Spur mehr zu erblicken. Nackte Öde überall! Verschwunden ist auch der Verbindungsbau auf einem Schwibbogen, der die Propstei mit der Nordwestecke des Konvents verband und den Hof vor jener Front des Nordflügels im Westen abschloß.

Westflügel. Vom Westflügel ist nichts mehr vorhanden, er ist in den Jahren 1869 bis 1870 durch das Schulgebäude der Ritterakademie ersetzt worden. Doch schon sein Zustand im 18. und am Anfange des 19. Jahrh., den uns die älteren Entwurfszeichnungen im Domarchiv und in der Bibliothek der Ritterakademie z. T. noch erkennen lassen, entspricht nicht mehr dem ursprünglichen Bau, den ein Brand i. J. 1593 oder 1596 (die Nachrichten weichen voneinander ab) stark mitgenommen hatte. Eine Darstellung der einstigen Anordnung und Benutzung der Räume begegnet hier also außerordentlichen Schwierigkeiten.

Die Räume hatten nach den Befunden von Geisler (Programm der Ritterakademie, 1871) eine Tiefe von etwa 25 Fuß und kleine in starken Mauern liegende Fenster. Die Stockhöhe war nach Geisler sehr groß. Nach dem Obergeschoßgrundriß des Ritterkollegs von Heinß (1705, vgl. Abb. 183) war dieser Flügel zweigeschossig, denn es sind hier im Obergeschoß Gewölbe eingezeichnet. Der hier gelegene Kornboden wurde aber in den

Jahren 1742—1743 völlig umgebaut, u. a. wurden die Seitenmauern eingerissen (Festschrift, S. 47). Infolgedessen sehen wir in den späteren Plänen von 1829 (in der Bibliothek der Ritterakademie) das Dach bis zu den Kreuzgangarkaden herabgeschleift.

Ursprünglich diente ein größerer Teil des durchweg unterkellerten Flügels nach alter Gepflogenheit als Zellarium, d. h. als großer Vorratsraum von Lebensmitteln, also zur Aufbewahrung von Brot und Räucherwaren, der Keller namentlich als Weinkeller.

Unter dem Dache war der „Kapitelsboden", wo das Domkapitel die Erträgnisse der eigenen Wirtschaft und die Naturalabgaben seiner bäuerlichen Untertanen „an Korn sammelte" (Gebauer, Festschrift, S. 47).

Die größten Räume des Flügels waren den Halbmönchen, den Laienbrüdern oder Konversen, zugewiesen, welche die Prämonstratenser wie andere Orden, seit der Ausbildung dieser Brüderklasse durch die Kluniazenser, für handwerkliche Arbeiten aller Art benutzten. Für Brandenburg sind sie sowohl durch das Breviar von 1488 wie durch einige Urkunden von 1378 und 1491 (Riedel VIII, 317 u. 448) bezeugt. Sie lebten stets außerhalb der Klausur. Zur Unterscheidung von den Ordensmitgliedern trugen sie statt der weißen eine graue Kleidung und den Bart ungeschoren, weshalb sie auch ,,barbati" genannt wurden. Sie wohnten nachts der Messe bei und beteten zu den kanonischen Zeiten die ihnen vorgeschriebene Zahl von Vaterunsern. Es waren wohl darunter viele ältere Männer, die sich von der Welt zurückgezogen hatten. Sie verrichteten die in Haus und Feld vorkommenden Dienste und aßen — wie die Ordensstatuten sich ausdrücken — im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot. Durch größere Ausdehnung dieser Einrichtung der Laienbrüderschaft haben die Prämonstratenser wie die Zisterzienser auf dem Gebiete der Bodenkultur bedeutende Erfolge gehabt.

Der Speise- und der Schlafsaal der Konversen lagen gewöhnlich im Erd- und Obergeschoß des Westflügels. Ihr Refektorium schloß vorteilhaft an die Fleischküche an und ist daher im Erdgeschoß in ihrer Nachbarschaft anzunehmen. Es war vermutlich der Speisesaal, der noch i. J. 1785 (Akten im Domarchiv) am Nordende des Flügels lag und erst i. J. 1792 zur Wohnung des Kochs eingerichtet wurde.

Im Obergeschoß lag „hart an der Kirche" noch im 17. Jahrh. ein „großer langer Saal" (Domarchiv, Kurien-Akten, Nr. 5), in dem wir wohl den einstigen Schlafsaal (das Dormitorium) der Konversen wiedererkennen dürfen. Nordwärts schloß sich an ihn die sog. „große Stube" (Akten im Domarchiv von 1641), vermutlich der Eckraum im Obergeschosse. Aus den Spuren, die hier innen und namentlich außen noch 1906 zu sehen waren und eine Spitzbogentür zwischen zwei Fenstern oder Blenden erkennen ließen, geht hervor, daß an dieser Stelle, wo sich die Klausurgebäude der Propstei nähern, beide durch einen gedeckten Verbindungsgang miteinander verbunden waren. Er scheint nur zur Hälfte auf einem „Schwibbogen", zur Hälfte aber auf Balken geruht zu haben (siehe den Herstellungsversuch in Abb. 244 rechts oben). Auch in Havelberg fanden wir die Propstei durch einen solchen „Schwibbogen" mit der Kirche und da-

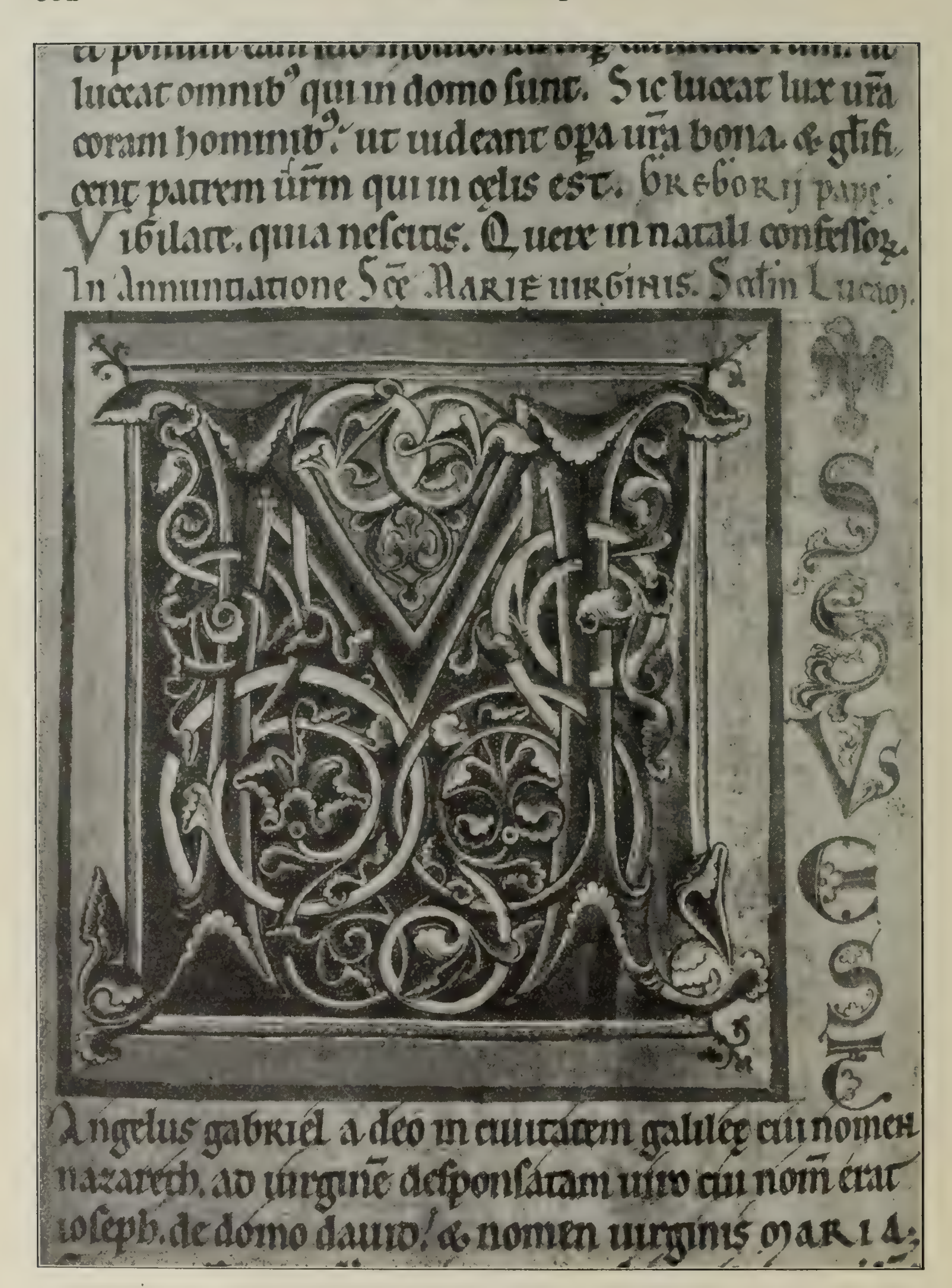
durch mit dem ganzen Konventbau verbunden (vergl. Kunstdenkm. der Prov. Brdbg., Westprignitz S. 51 und Plan auf S. 46 daselbst).

Der Westflügel bildete die Grenze bezw. den Übergang zwischen Kloster und Außenwelt. Die Bodenerträgnisse, die in Speicher und Keller unterzubringen waren, konnten hier am bequemsten eingebracht werden; denn an dieser Stelle allein konnten noch die Wagen anfahren. Noch bis Ende des 18. Jahrh. hatte die Klausur keinen fahrbaren Eingang (siehe die Projekte zur Schaffung eines solchen in den Plänen von 1792 im Domarchiv). Wegen zu geringer Höhe des Erdgeschosses des Westflügels konnte die geplante Durchfahrt hier nicht ausgeführt werden. Lagen aber die Speicherräume im Westen am großen äußeren Hofe, so brauchte beim Ein- und Ausladen der Kreuzgang nicht betreten zu werden. Auch für den persönlichen Verkehr mit den Menschen der Außenwelt mußten hier die nötigen Räume vorgesehen sein.

Im Erdgeschosse finden wir schon im 14. Jahrhundert eine Dornitz, ein heizbares Gemach, das Gebauer (Festschrift) mit dem „loco Capitulari hiemali“ und einem in den Akten öfter unter der Bezeichnung „Rose“ angeführten Raume gleichsetzt. Der Verfasser vermutet darin einen in anderen Klöstern an dieser Stelle häufig wiederkehrenden Raum, nämlich das „auditorium hospitum“, das gewöhnlich im Westflügel neben der Kirche lag und zum Empfange von Gästen und zu Verhandlungen mit Fremden in geschäftlichen Dingen diente. So kommen i. J. 1391 die Ratmannen beider Städte „upper Borch tu Br. vor des Prostes tu Br. Grote Dornze“, um mit dem Domkapitel über die Errichtung eines „Berchfrids“ an der Landwehr bei Mockzow zu beraten. Auch i. J. 1461 hören wir wieder von der „groten gemeynen hofedorntzen“ (Riedel VIII, 371—372 und 421). Die Rose bestand aus einem Vorgemach und einer Stube, die aber 1699 zum Teil eingefallen war. Im Laufe des 17. Jahrh. scheint sich die Gewohnheit eingebürgert zu haben, in diesem heizbaren Gemache der Rose die Kapitel abzuhalten, später aber sogar darin die Delinquenten „torquiren zu lassen“. Hieraus scheint sich ein Gebrauch gebildet zu haben, so daß die Rose allmählich zur Folterkammer wurde. In Plänen von 1827 sind die drei südlichen Joche des Kreuzgangs mit „Marterkammer“ bezeichnet. Gegen das Nordende des Westflügels und unweit vom „auditorium hospitum“ lag wohl die Elemosyne (Almosenausgabe), deren i. J. 1225 gleichzeitig mit dem Hospital gedacht wird.

Evangelienbuch im Domarchiv. Ein Evangelienbuch (Evangelistarium) des 13. Jahrh., das 25 cm breit, 35,5 cm hoch und 8,5 cm dick ist, erhielt unter Beibehaltung des ursprünglichen Oberdeckels im 16. Jahrh. einen neuen Einband; denn die Lederpressung des Unterdeckels hat den Stil der Übergangszeit von der Spätgotik zur Frührenaissance um 1550. Ihn umziehen zwei Friese; der schmale, äußere Fries zeigt spätgotisch stilisierte, lose um einen mittleren Stab geschlungene Blattranken, zwischen denen in Abständen abwechselnd Hirsche und Hunde laufen. Der innere, breitere Fries zeigt kleine Standfiguren und Ornament in Renaissancecharakter.

Der Oberdeckel ist zunächst mit rot gefärbtem Pergament bezogen, das an der 3 cm starken Kante mit eingeprägtem Zickzackornament verziert ist. Über dieses



luceat omnib' qui in domo sunt. Sic luceat lux ur̄a
coram hominib'. ut uideant op̄a ur̄a bona. & glifi
cent patrem ur̄m qui in celis est. Gregorii pape.
Vigilate. quia nescitis. Quere in natali confessor.
In Annuntiatione Sc̄e Marie uirginis. Sc̄dm Lucam.

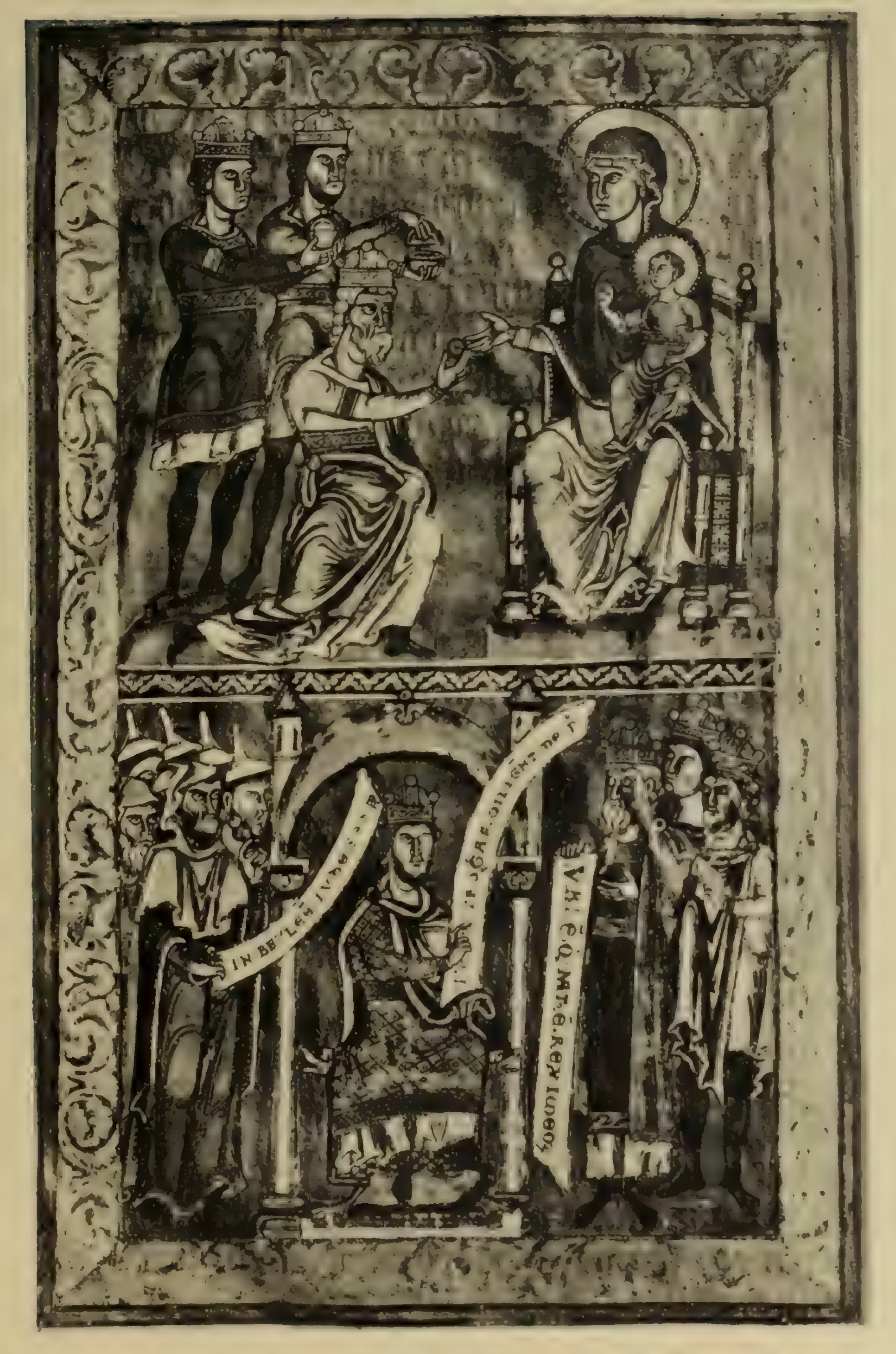
Missus est

Angelus gabriel a deo in ciuitatem galilee cui nomen
nazareth. ad uirginē desponsatam uiro cui nom̄ erat
ioseph. de domo dauid. & nomen uirginis MARIA.

Abb. 245. Initiale M aus dem Evangelienbuch im Domarchiv.



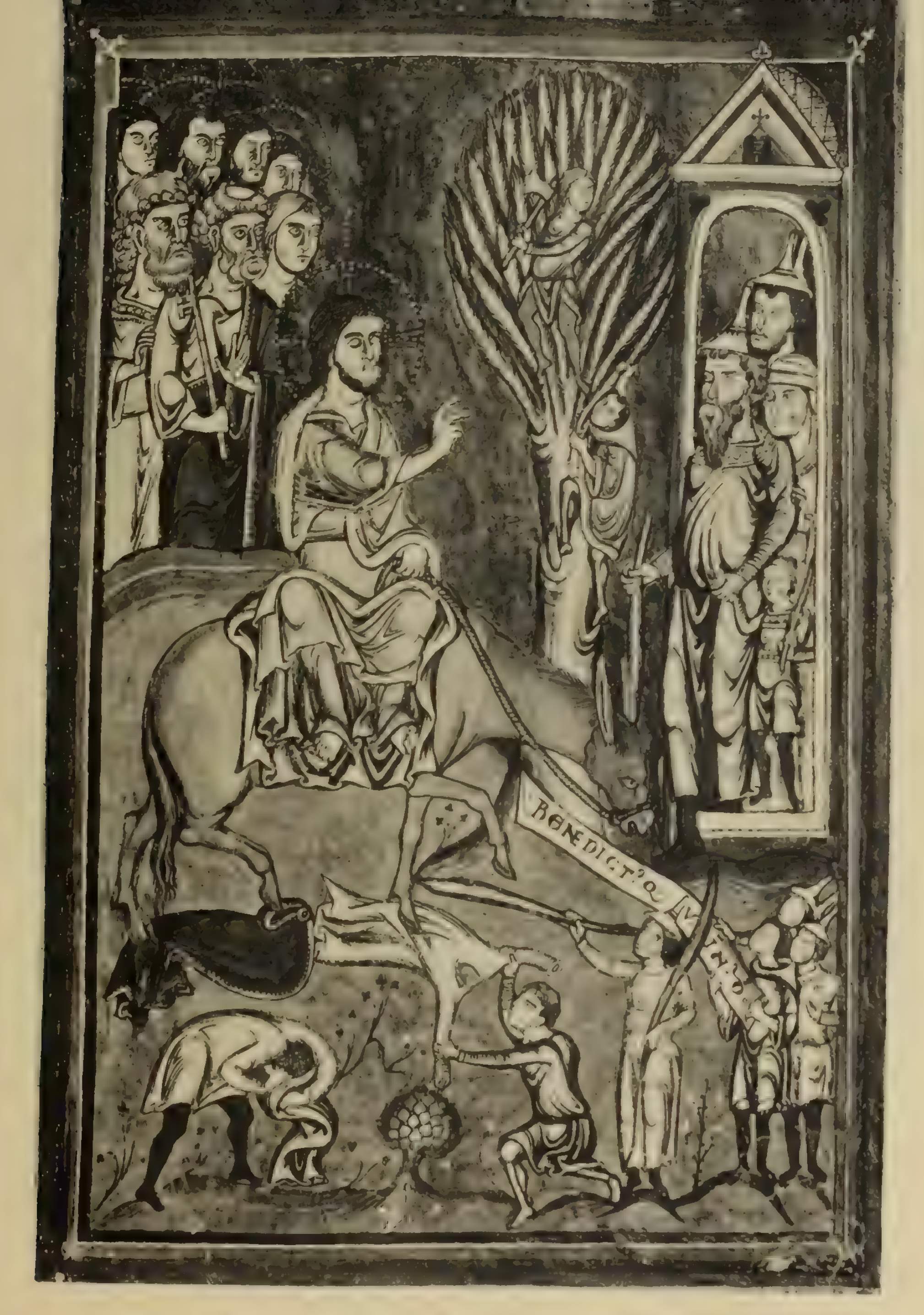
Domarchiv. Buchstabe L aus dem Evangeliarium.



Miniaturmalerei aus dem Evangelienbuch im Domarchiv.



Miniaturmalerei aus dem Evangelienbuch im Domarchiv.



Miniaturmalerei aus dem Evangelienbuch im Domarchiv.

Pergament legt sich eine Metallbekleidung aus vergoldetem Silber. Sie ist aus mehreren Stücken hergestellt, und zwar der Rand aus vier einzelnen Teilen, die Schräge der 1,5 cm tiefen Nische aus vier Stücken und der Grund ursprünglich aus einem Stück. Beschädigt ist der untere Rand des Deckels; der untere Teil der Vertiefung zeigt unter dem Kreuz eine große, mit Messingblech (?) ausgebesserte Lücke. Innerhalb der Nische ist in strenger Anordnung der Gekreuzigte mit Maria und Johannes dargestellt. Die Figur Christi mit sehr kurzem, fast ganz unterdrücktem Halse läßt den Kopf stark auf die rechte Schulter sinken. Der Schurz reicht nicht ganz bis zum Knie. Die Füße ruhen nebeneinander auf einem ziemlich großen, viereckigen Trittbrett. In den oberen Ecken hocken auf Wolken zwei Engel (ohne besondere Andeutung von Sonne und Mond!), die ihr Antlitz trauernd zwischen den Flügeln verhüllen. Die Inschrift oben am Kreuz ist in Majuskeln ganz ausgeschrieben.

Der 4 cm breite hohe Rand um die Vertiefung ist mit einer wechselnden Reihe von hochgewölbten wasserhellen Steinen (Berg-

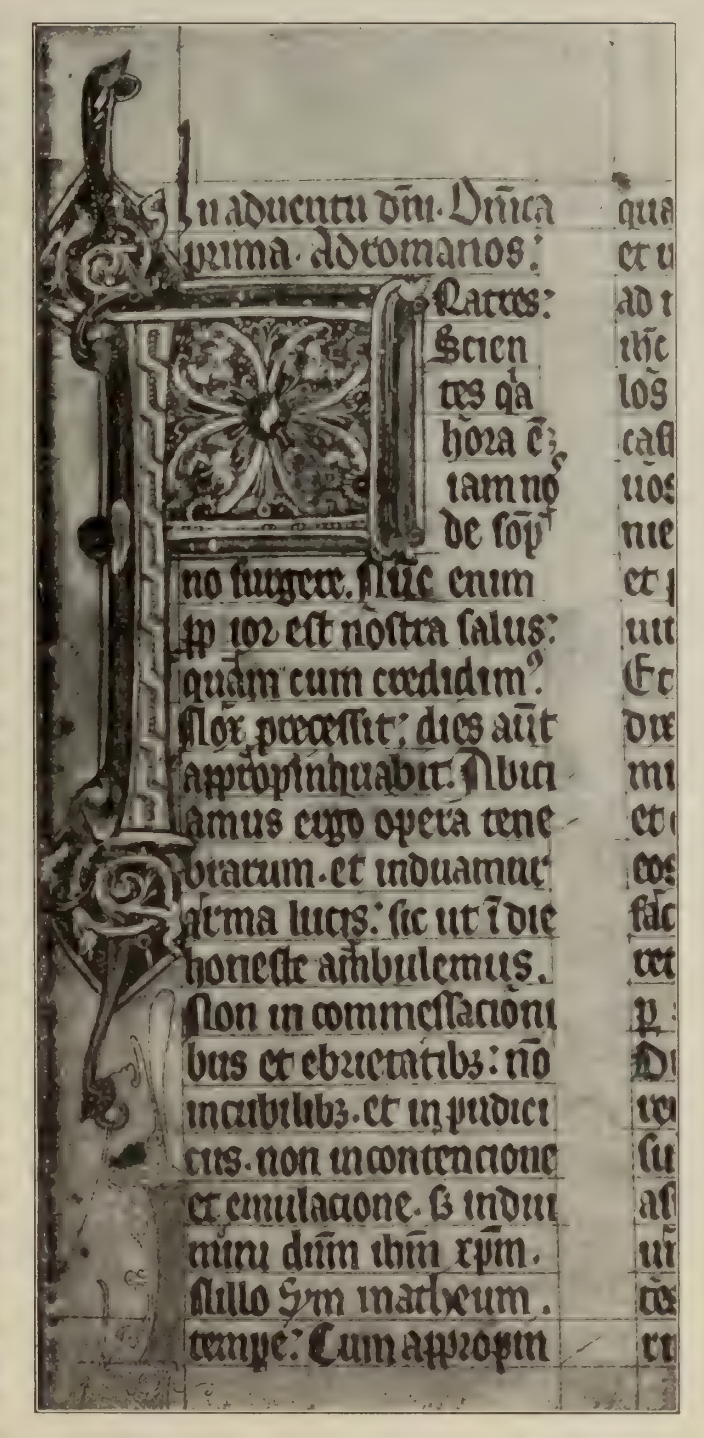


Abb. 216. Initiale F aus dem Evangelienbuche im Domarchiv.

kryſtallen?) von meiſt ovaler Form und erhabenen Kreismedaillons beſetzt. Die Rundmedaillons enthalten Schmuck von zweierlei Art. Einige beſtehen in durchbrochenen Reliefs, z. B. einer Kreuzigung, zwei kerzentragenden Engeln und dem Löwen als einzigem Evangeliſtenzeichen; die übrigen befanden ſich vermutlich in den drei fehlenden Medaillons. Die anderen ſechs Rundteile ſind mit Emailledarſtellungen aus rotem und dunkelgrünem Schmelz geſchmückt. Unter ihnen kehrt zweimal das ganze agnus dei mit der Umſchrift „Ave Maria gracia“ in Unzialbuchſtaben wieder. Die übrigen vier Emaillen zeigen verſchiedene einfache Maßwerkroſetten, in deren einzelnen Feldern chimäriſche Tiere, Weinblätter und ein Drudenfuß (Pentagramm) dargeſtellt ſind.

Dem Bande iſt vorn ein Doppelblatt von Papier nachträglich eingeheftet, auf dem ſich von 1796 bis 1865 mehrere fürſtliche Perſonen eingetragen haben.

Das ganz aus Pergament beſtehende Buch enthält auf beſonderen Blättern 19 vollſeitige Miniaturmalereien und im Texte 24 Initialen und kleinere Malereien. Das Ornamentale (Abb.245, 246 u. Taf.70) iſt noch rein romaniſch. Die figürlichen Darſtellungen ſind nicht alle auf Goldgrund gemalt; im allgemeinen läßt der äußere Reichtum der Ausſtattung gegen Ende des Bandes etwas nach; ſo bleiben z. B. die umrahmenden Ornamentfrieſe ſtellenweiſe unausgeführt. Für die Art der figürlichen Kompoſitionen mögen die Tafeln 71 bis 73 als Beiſpiele dienen. Der Ausdruck der meiſt edel gezeichneten Köpfe iſt faſt durchweg ernſt und bedeutend, Haar und Bart ſind mit großer Sorgfalt und Mannigfaltigkeit behandelt, die Haltung iſt nicht ungeſchickt und die Gewänder, ſchon frei von jener manieriert zackigen Zeichnung und wilden, flatternden Bewegung, fallen in weit ruhigerem Fluß als häufig bei den Wandmalereien des 13. Jahrhunderts. Die Tiere ſind oft unförmig und weniger charakteriſtiſch in der Zeichnung, die Bäume in ſtrenger Stiliſtik aus einzelnen Blattformen gebildet. Die meiſt deckenden Farben ſind vorzüglich erhalten, das Blau iſt ſtark mit Weiß gemiſcht.

Zwiſchen den Bildern von der Grablegung und der Auferſtehung Chriſti, auf Blatt 54—56, befinden ſich drei Seiten früher Notenſchrift auf einem Dreilinienſyſtem.

Unter den zahlreichen, in Deckfarbe gemalten Initialen dieſes Kodex ſind zwei Arten zu unterſcheiden, nämlich ſolche größeren Maßſtabes und von reicherer Wirkung in eckigem Rahmen auf Goldgrund gemalte, und kleinere ohne Umrahmung und Goldgrund in frei aufgelöſten Formen. — Der frühe Charakter der Minuskelſchrift kommt in den rundlichen Brechungen am oberen Ende der Grundſtriche zum Ausdruck. Einzelne Reihen des Textes ſind zinnoberrot, einige auch in Gold geſchrieben. Der Schriftſpiegel iſt ungeteilt.

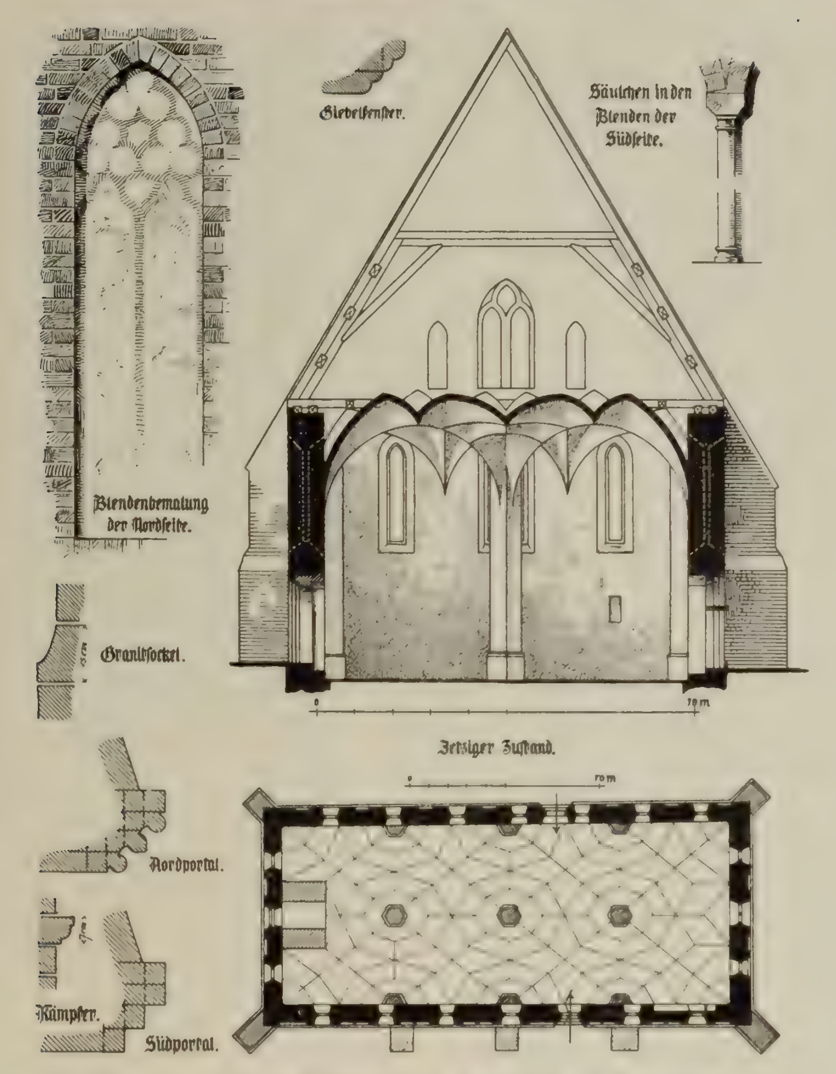


Abb. 247. Grundriß, Schnitt und Einzelheiten der Peterskirche.

St. Peterskirche.

Die Kirche (Abb. 217—219) ist ein rechteckiger, gewölbter, zweischiffiger Bau mit schräg gestellten Strebepfeilern an den vier Ecken, drei weiteren Strebepfeilern an der Südseite und zwei tiefen Pfeilern an der Innenseite der Westmauer, die einst einen Turm trugen. Die Fenster und je ein Portal an der Nord- und Südseite sind spitzbogig.

Baugeschichte. Schon vor der Mitte des 12. Jahrh. bestand in der Gegend oder vielleicht auch genau an der Stelle der heutigen Peterskirche die Burg- oder Schloßkapelle, an der vielleicht 1136 unter Pribislav (Heinrich) der Archipresbyter

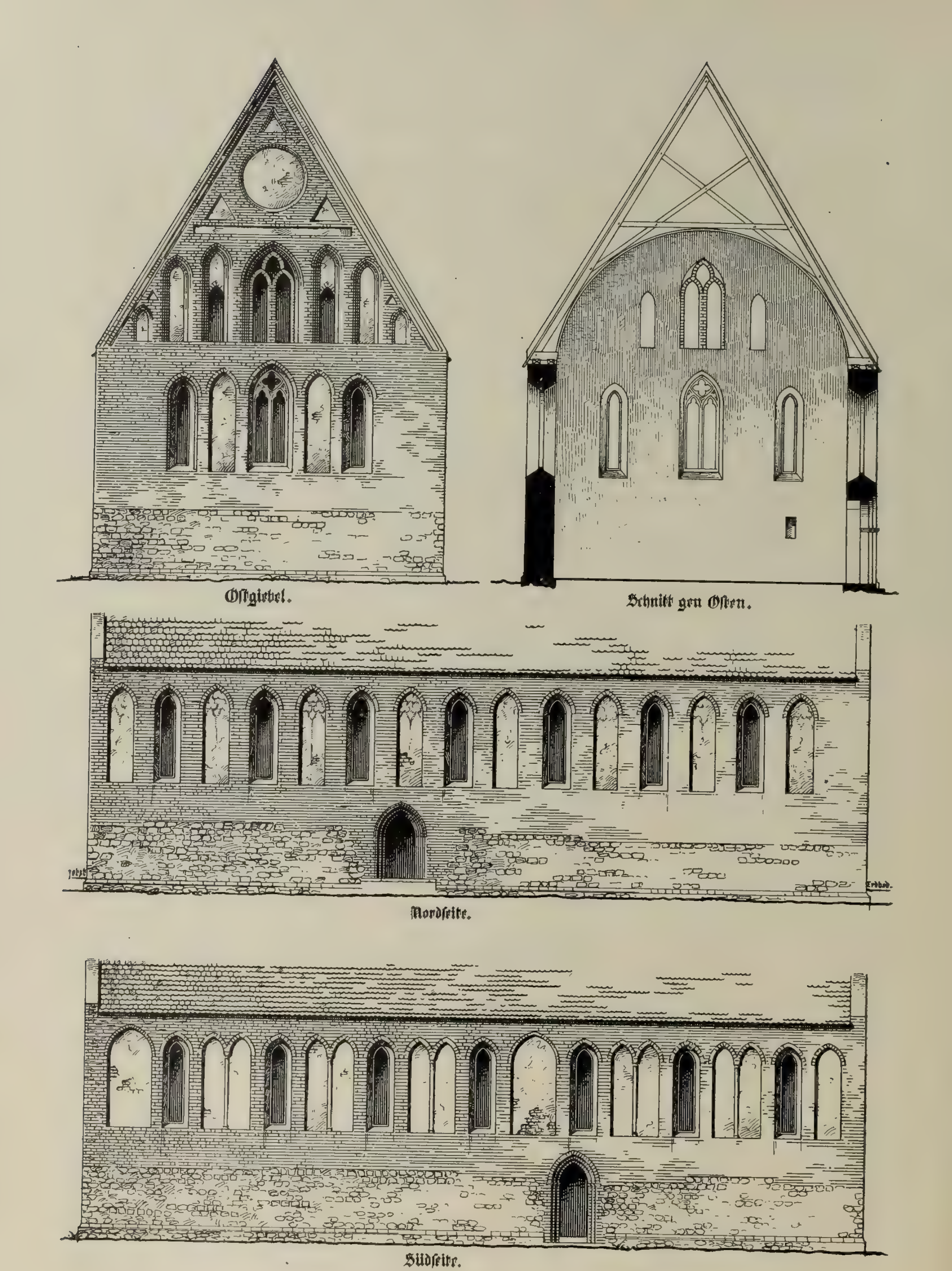


Abb. 248. Ostgiebel und Langseiten der Peterskirche nebst Schnitt mit der ursprünglichen Deckenausbildung.



Abb. 249. Inneres der Peterskirche.

Odalricus wirkte. In dieser „capella in castro Brandenburgensi“ wurde nach den Pöhlder Annalen Pribislav i. J. 1150 beigesetzt. In den Jahren 1179 und 1188 wird sie nicht unter dem Besitze des Domkapitels angeführt. Vermutlich seit Anfang des 13. Jahrh. diente sie als Parochialkapelle für die Burggemeinde, denn in der Bestätigungsurkunde Bischof Gernands von 1225 geschieht eines „Johannis de Capella parrochiani in Brandeburg“ (Riedel VIII, 140) Erwähnung. Erst i. J. 1237 geht sie aus markgräflichem in bischöflichen Besitz über, was 1254 durch den Markgrafen bestätigt wird. Bei allen diesen Gelegenheiten wird die Kapelle nie unter dem Namen St. Petri angeführt, der bis 1183 dem Dome vorbehalten blieb.

Erste Bauzeit des vorhandenen Baues. Auf sie geht der größte Teil der Umfassungsmauern zurück. Das Sockelgesims besteht an der Nord-, West- und Südseite aus Granit und zeigt ein ganz eigenartiges, sehr sorgfältig gearbeitetes Profil, nämlich eine Schräge, die zur Verschärfung ihrer unteren Kante in einer Kehle ausklingt. An der Ostseite besteht das Sockelprofil in einer gleichmäßig schwach gehöhlten Schräge und zwar aus Backsteinen von nicht ungewöhnlichen Maßen (28 . 13 cm). Sie sind regelrecht eingebunden und ursprünglich. Das Granitmauerwerk der unteren Teile bis 1,90 m über Sockel besteht aus gleichmäßig geschichteten Feldsteinen, die meist annähernd rechteckige Ansichtsflächen haben. Über die breit ausgestrichenen Fugen sind 2 cm breite Scheinfugen hingeführt, die in der im Mittelalter gebräuchlichen Weise durch eingeritzte Linien bezeichnet und weiß aufgezogen waren. Unter diesen Scheinfugen liegen nun stellenweise im alten Mörtel eingebettete Backsteinbrocken. Auch treten vereinzelt mitten in den Flächen Feldsteine mit einer scharf bearbeiteten geraden Kante (frühere Ecksteine) auf. Überdies zeigt der Bau ringsum eine regelmäßige horizontale Abgleichung der Feldsteinteile. Geht hieraus hervor, daß wir es nicht mit stehengebliebenen Resten eines älteren Baues[1]) zu tun haben, so zeigen andrerseits die granitenen Sockel- und die Ecksteine, welche jetzt inmitten der Fläche sitzen, daß hier altes Material zum zweiten Male verwendet worden ist und zwar erst nach der Einführung des Backsteinmauerwerks, also nicht vor der Mitte des 12. Jahrhunderts. Außer dem Sockel sind keine Granitprofile, besonders auch keine Granitportale vorhanden; vielmehr ist das frühgotische Backsteinportal der Südseite in regelrechtem Verbande gleichzeitig mit der Feldsteinmauer aufgeführt; die unteren Mauerteile sind mit den oberen und der Fensterarchitektur gleichzeitig. Der jetzige Bau ist daher nicht eins mit der markgräflichen Burgkapelle, er enthält auch keine zusammenhängenden Mauerreste von jener und läßt über deren Grundrißform keinen Schluß zu, außer den, daß ihr Umfang geringer als der der heutigen Kapelle war, was aus der unzureichenden Länge des Granitsockelprofils zu entnehmen ist. Die Kapelle erweist sich demnach in ihren Umfassungsmauern als ein einheitlich in einem Guß ausgeführter Bau, der trotz seiner frühgotischen Formen und der Backsteinlänge von nur 28 cm wohl erst nach 1314 entstand; – der frühere Bau wurde damals als „antiqua“ bezeichnet

[1]) Diese Auffassung vertritt Adler (Backsteinbauwerke, Bd. I, Brandenburg, S. 10) und im Anschluß an ihn Michaelis (Festschrift der Ritterakademie, 1905, S. 71).

und es wurde über seinen schlechten Zustand geklagt, Bischof Friedrich beschreibt ihn sogar als „in contumeliam dei adeo dirutam et omnino desolatam . . .“[1]) — Im Jahre 1320 übertrug Bischof Johann das Patronatsrecht über die Kapelle an das Domkapitel. Sie wurde damals Pfarrkirche für die Bewohner der beiden Kietze. Der Bau entbehrte, wie sich aus dem Obigen bereits ergibt, damals noch der Gewölbe und Strebepfeiler. Von den erwähnten zwei Portalen ist das südliche noch aus dieser Zeit. Es ist aus Backstein, mit schlicht abgestuften Gewänden, der Kämpfer wird durch ein schmales, teilweise zerstörtes Wulstprofil (Abb. 247) bezeichnet und der Bogen ist spitz geschlossen. Seine Backsteine sind, wie auch die der Fenster, an den Kanten durch schräge Hiebe gerauht, um die Öffnungen mit einem Streifen dünnen weißgefärbten Putzes zu umziehen und diesem mehr Haltbarkeit zu geben. Am Ostende der Südwand befindet sich innen die Kredenznische und eine breite Nische für den Meßpriester. Über dem oben beschriebenen Sockel und dem 1,90 m hohen Feldsteinmauerwerk sind die Wände in Backstein von 28 . 13 . 10 cm fortgesetzt. Bei 3 m über Fußboden beginnt ringsum eine reichgegliederte Architektur von schmalen Fenstern, die durchweg, aber in verschiedener Weise, mit Blenden abwechseln. Auf der Nordseite (Abb. 218) folgt auf ein schmales einteiliges Spitzbogenfenster eine gleich hohe und annähernd gleich breite Spitzbogenblende, auf deren geputztem Grunde durch eine einfache rote Flachmalerei (Abb. 247) zweiteilige gotische Maßwerkfenster angedeutet sind. Auf der Südseite (Abb. 248) wechseln in angenehmerem Rhythmus die Fenster mit breiten Doppelblenden ab, die durch sehr schlanke angelehnte Backsteinsäulchen mit einfachen Basen und Kapitellen getrennt und in zwei gekuppelten Spitzbögen geschlossen sind. Nur über dem Südportale links ist eine tiefere größere Blende ungeteilt geblieben. Vermutlich war auf ihrem geputzten Grunde ein Kruzifixus gemalt (die Blenden an den Ecken haben wohl teilweise beim Vorlegen der späteren Eckstrebepfeiler Änderungen erfahren). Hiernach war die dem großen Domkietze zugewendete Langseite als Schauseite ausgebildet. Ähnlich wie an den Langseiten war auch die Architektur im mittleren Teile der Giebelseiten gestaltet, nämlich mit je zwei Blenden und drei Fenstern, von denen das mittlere an der Westseite geschlossen, das östliche durch Pfosten geteilt war. Die ursprünglichen Fenster der Langseiten sind jetzt alle bis auf eines vermauert, so daß sie außen als Blenden erscheinen und nur an ihren schrägen Leibungen noch kenntlich sind. Im Innern war die Kirche geputzt und weiß getüncht bis auf die Leibungsflächen der Fenster, die nur von Kämpferhöhe an geputzt waren, mit Ausnahme eines 7 cm breiten Streifens an der Innenkante. Diese gekrümmten Putzflächen waren in lässiger Weise mit Linienverzierungen geschmückt, die beispielsweise ein einfaches rotes Gitterwerk bildeten oder in schrägen Rankenzügen in Form langgezogener Kantenblumen verliefen (nach geringen Spuren über den Gewölben). Das östliche Giebeldreieck (Abb. 218) entstammt ebenfalls noch dieser Bauzeit, fällt aber durch etwas

---

[1]) Gegenüber so bestimmten Ausdrücken der Urkunden erscheint mir meine frühere Datierung bald nach 1254 (36.—37. Jahresber. d. Hist. Ver. zu B., S. 82) heute nicht mehr haltbar, wiewohl sie den Bauformen entspricht.

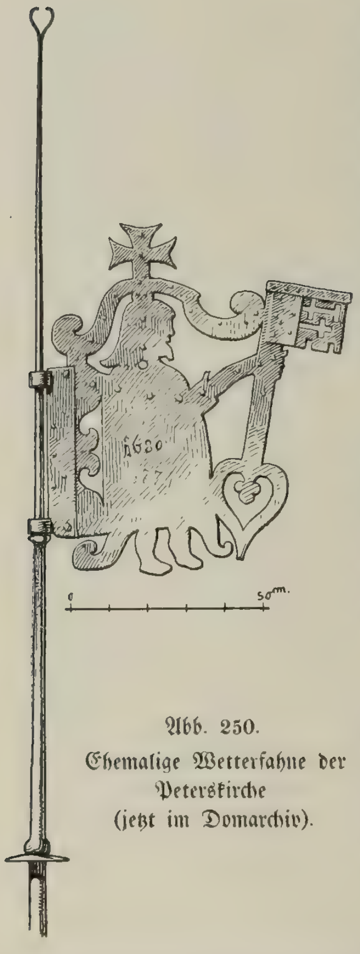


Abb. 250.
Ehemalige Wetterfahne der Peterskirche (jetzt im Domarchiv).

nachlässige Komposition und das plumpe Maßwerk des zweiteiligen Mittelfensters gegen das Übrige ab. Auf seiner Innenseite sind noch die Nuten vorhanden, in welche die großen Kreuzstreben des früheren Dachstuhls eingebettet waren. Hier zeigt sich auch, daß der Kirchenraum ursprünglich nicht durch eine gerade Balkendecke abgeschlossen war, sondern in Gestalt eines halbkreisförmigen hölzernen Tonnengewölbes in den Dachraum hineinreichte (Abb. 248). Bis zu diesem war die Giebelwand später einmal weiß getüncht worden, darüber zeigt sie noch heute die ungefärbten Backsteine.

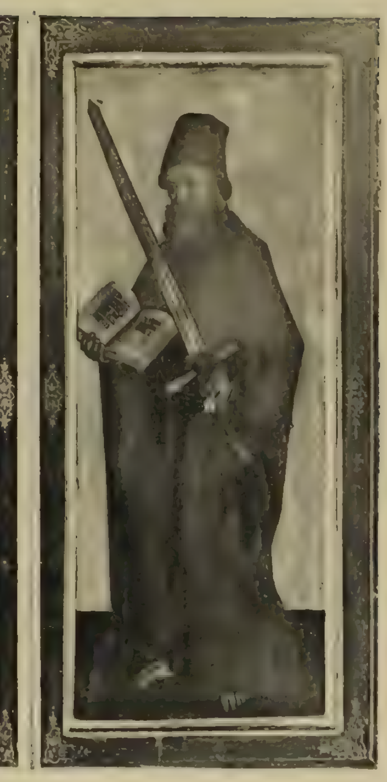
Der Westgiebel ist nicht mehr vorhanden, doch liegt eine Aufnahme vom Bauinspektor Heidfeld aus dem Jahre 1849 vor (abgebildet in der Festschrift der Ritterakademie, 1905, S. 80), sowie ein kleines Aquarell aus der Zeit um 1800 (abgebildet ebenda S. 81). Über dem Satteldache erhob sich anfangs vermutlich ein Dachreiter.

Zweite Bauzeit. Wohl am Anfange des 16. Jahrh. (vermutlich nach 1521) erhielt die Kirche endlich eine Wölbung in zwei gleich hohen Schiffen und an den Ecken je einen schräggestellten Strebepfeiler. Die Form der Gewölbe (Abb. 249) ist die im 16. Jahrh. öfter vorkommende eines rippenlosen Zellengewölbes, deren etwas unruhige Erscheinung weniger architektonisch als malerisch günstig wirkt, technisch aber wenig Vorteile bietet. Die drei sechseckigen Pfeiler nebst den entsprechenden Wandvorlagen, welche die Gewölbe tragen, haben keine Kapitelle, ja sie geraten mit den Kappenflächen in einen völlig ungelösten Zusammenstoß. Auf die Reihenanordnung der alten Fenster nahm die Wölbung keine Rücksicht, so daß sie meist vermauert und neu angelegt werden mußten. — Nicht lange nach der Ausführung der Gewölbe, die dem im Kapitelsaale gleichen, scheinen diese gefahrdrohend auf die Südmauer der Kirche gewirkt zu haben, so daß sie im Jahre 1588 durch drei Strebepfeiler (Jahreszahl am westlichen Pfeiler) gestützt werden mußte.

Dritte Bauzeit. Um diese Zeit (vermutlich 1582) erhielt die Westfront einen Turm, für den man an ihrer Innenseite zwei großenteils noch vorhandene rechteckige Pfeiler (Format 28 . 13 . 10 cm) hochführte. Die Form dieses ersten Turmes ist nicht mehr festzustellen, da er 1680 eine andere Fassung erhielt (siehe die Abb. in der Festschrift der Ritterakademie, S. 80 u. 81). Aus dieser Zeit stammt noch der Dachstuhl der Kapelle und die alte jetzt außer Gebrauch im Domarchiv befindliche kupferne Wetterfahne mit der Figur des Petrus (Abb. 250).







Peterskapelle. Malereien des Altars.



Abb. 251. Peterskirche. Flügelaltar an der Nordwand.

Weitere Erneuerungen am Turme fanden statt im Jahre 1699, wo er mit Blei gedeckt wurde, und 1720; eine weiß aufgemalte Inschrift über den Gewölben an der Innenseite der Nordmauer lautet: „Dieser Torm renefin (sic!) Anno 1720". 1724 erhielt die Wetterfahne diese (zweite) Jahreszahl. 1818 senkte sich der Turm nach Osten und drückte auf die Gewölbe, so daß sie Risse bekamen. 1819 50 wurde infolgedessen der Giebel und Turm der Westfront abgetragen. 1859 mußte die Kirche wegen Baufälligkeit geschlossen werden, worauf sie 1860 ausgebessert wurde.[1]

Innere Ausstattung.

Altar mit Sandsteinplatte und Reliquiengruft. Der Aufsatz in niederdeutscher Spätrenaissance ist von 1653 datiert. In der Staffel ein hl. Abendmahl in Querformat. Im Hauptteile sind drei Gemälde (Taf. 71) von einem älteren Altare, vermutlich dem Kreuzaltare der Domkirche, verwendet, tüchtige Arbeiten altdeutscher Schule (gegen 1500) auf Goldgrund. Das quadratische Mittelbild stellt Christus am Kreuze dar, dessen Blut von vier Engeln aufgefangen wird; neben dem Kreuze stehen Maria und Johannes. Am Fuße des Kreuzes kniet der Stifter, ein Prämonstratenser in langem weißem Gewande. Die Beischrift lautet: „Deus propitius esto mihi peccatori". Die seitlichen Bilder, die ehemaligen Flügel, stellen Petrus und Paulus in vortrefflich gelungenen Gestalten dar, Petrus mit Schlüssel und Tiara, Paulus mit erhobenem Schwerte. Der obere Aufsatz über dem

[1]) Die in vier Backsteine des nordöstlichen Strebepfeilers eingeschnittene, nur noch zum geringen Teile leserliche Inschrift, die Heffter in offenbar irrtümlicher Lesung auf Seite 27 (Anmerkung) des Wegweisers durch Brandenburg anführt und welche Bergau auf 1519 deutet, ist eine Grabinschrift und gibt über den Bau keinen Aufschluß.



Abb. 252. Märtyrertod des Paulus von einem Altargemälde in der Peterskirche.

Gebälke schließt eine Himmelfahrt Christi in kunstloser Malerei von 1653 ein. Die Rückseite der Flügel zeigt rechts den hl. Augustinus und den ritterlichen Donator auf braunrotem Grunde, links den hl. Antonius mit Pilgerstab und Glocke nebst der Donatorin. Ein kleines Wappen in der Ecke enthält einen dürren Baum auf schwarz und weiß geteiltem Schilde.

An der Nordwand ist ein früherer Flügelaltar aus dem 15. Jahrh. aufgehängt. In seinem Schreine stehen fünf vollrunde, großköpfige Figuren (Abb. 251) auf niedrigen Sockeln, nämlich Maria und zu jeder Seite zwei Heilige, denen, wie der Maria, Hände und Attribute fehlen. In den Flügeln befinden sich je zwei dekorativ auf Goldgrund ausgeführte Gemälde und zwar links oben Petrus und Christus auf dem Meere, links unten der verkehrt ans Kreuz geschlagene Petrus, rechts oben Bekehrung des Saulus (Paulus), rechts unten Pauli Enthauptung (Abb. 252).

Die Kanzel, sehr einfaches Handwerker-Barock, ist 1768 gestiftet. Daneben hängt eine Bildtafel, welche Christus im Brustbilde darstellt, in Spätrenaissance-Rahmen.

Epitaph an der Südwand (Abb. 253), in niederdeutscher Spätrenaissance, mit zwei gewundenen Säulen für Christian Selle († 1678); in der Mitte ein fast ganz zerstörtes Bild, das die Abnahme vom Kreuze darstellt.

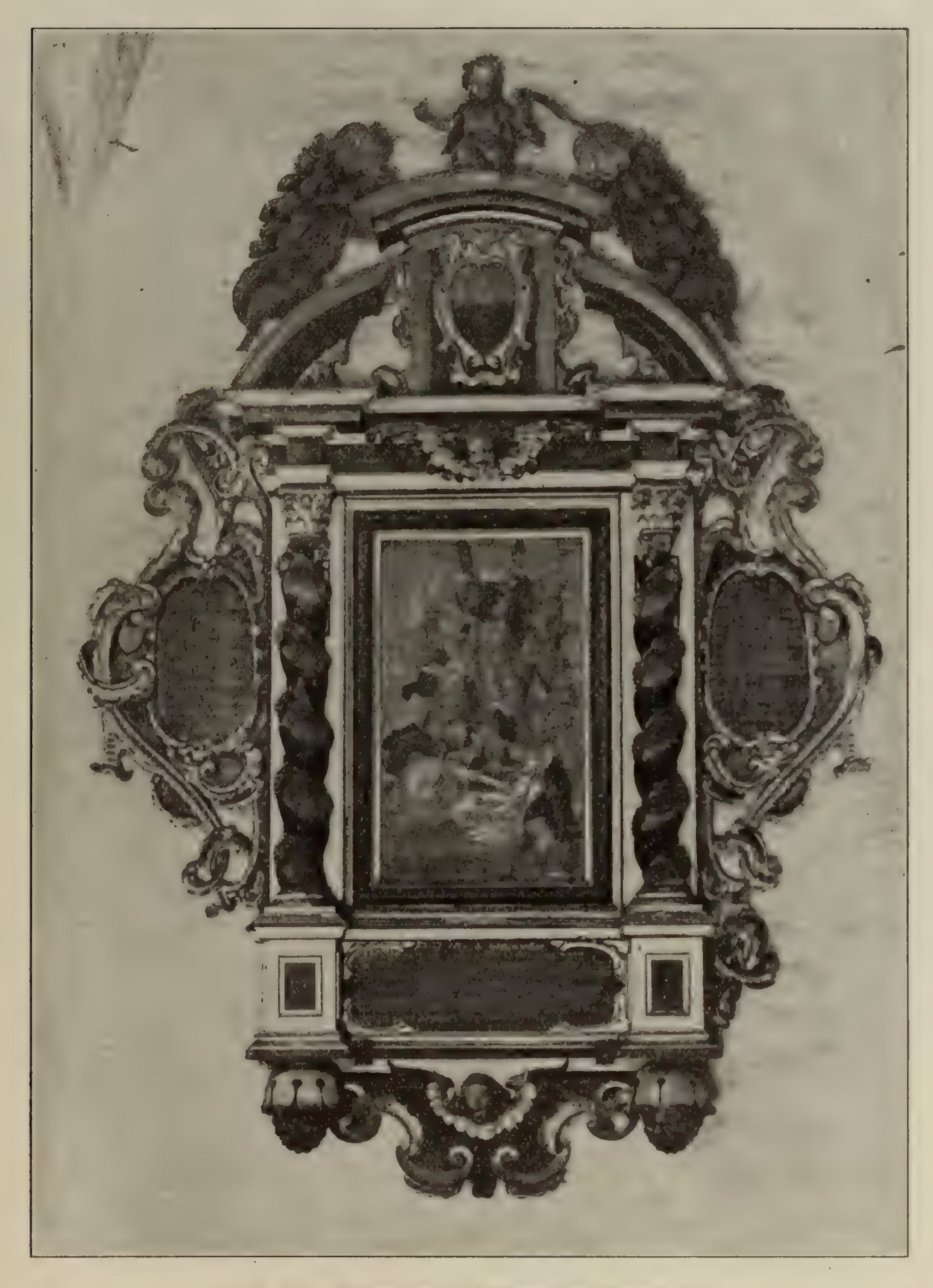
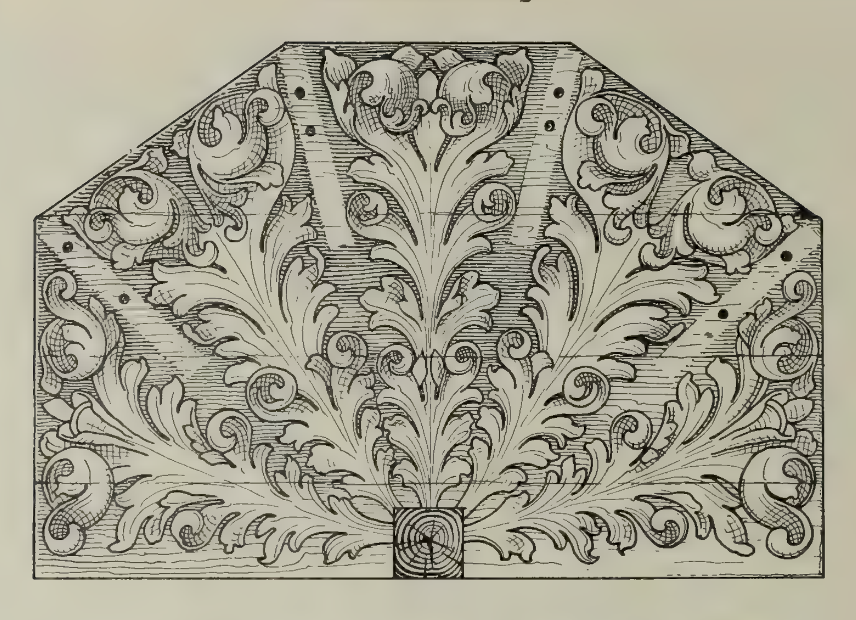


Abb. 253. Epitaph an der Südwand der Peterskirche.



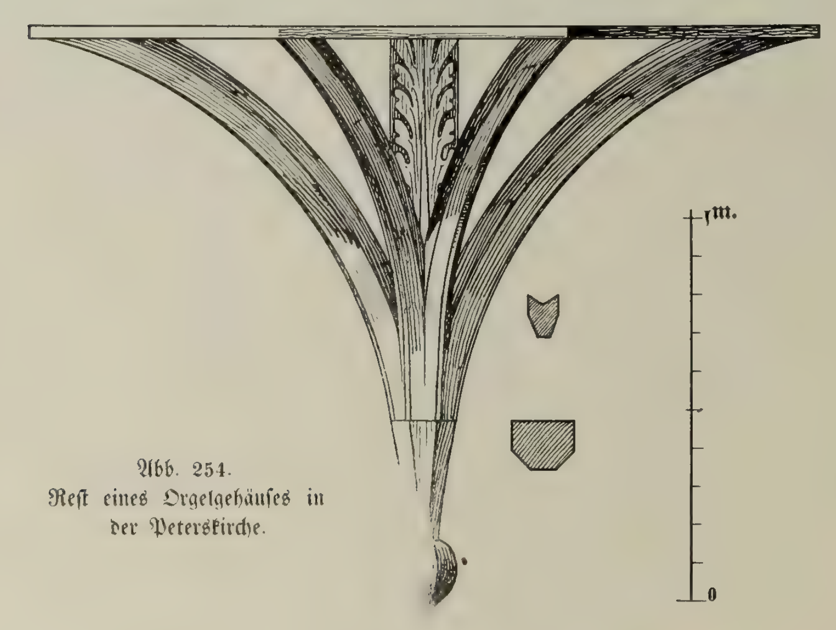


Abb. 254.
Rest eines Orgelgehäuses in der Peterskirche.

An der Südwand hängt ein Ölgemälde, die Anbetung der Könige darstellend, in niederdeutschem Barockrahmen.

Die Brüstung der westlichen Empore von 1653 ist mit einfachem Zahnschnittgesims versehen. In den schlicht umrahmten Füllungen sind die Wappen der Stifter gemalt. Es sind sieben Domherren, u. a. aus den Familien v. Putlitz, v. Schlieben und v. Bredow. Einige Füllungen blieben noch frei für weitere Wappen. 1692 wurde

die Empore in einer Jochlänge an der Nordwand herumgeführt und die Brüstung ebenfalls mit Wappen von Domherren geschmückt und zwar aus den Familien v. Katte, v. Grevenitz, v. Ribbeck, v. Schwerin und v. Schlaberndorff.

Am östlichen Ende dieser Emporenerweiterung hat die bemalte Konsolstütze eines älteren Orgelgehäuses (Abb. 254) Verwendung gefunden. Zur Vergrößerung ihrer horizontalen Brettlage ist bei dieser Gelegenheit ein fremdes Stück eingeschaltet worden. Das Blattwerk ist hellgrün auf dunklerem Grunde gemalt, schwarz umrissen, schattiert und mit weißen Lichtern aufgehöht. Ähnlich ist der mittlere Wandpfosten geschmückt; die gefasten Spangen hatten weiße Vorderkante, grün abschattierte Fasen und hellrote Seitenflächen.

Grabstein aus Tonplatten (Abb. 255) westlich vom zweiten Gewölbepfeiler von Osten. Er stellt eine schöne weibliche Figur in faltenreichem Gewande (vermutlich der Tracht einer geistlichen Brüderschaft) mit dem Rosenkranz in der Hand in flachem Relief dar. Die unvollständige und willkürlich zusammengestellte Inschrift lautet etwa: „die · thugentsame · f · Elisabet · Wikelmās · Hans · Cassels · wittwe · ist · in · got · vor". Das Wappen zu Füßen der Verstorbenen in Renaissanceformen zeigt ein Winkelmaß als redendes Wappenbild.

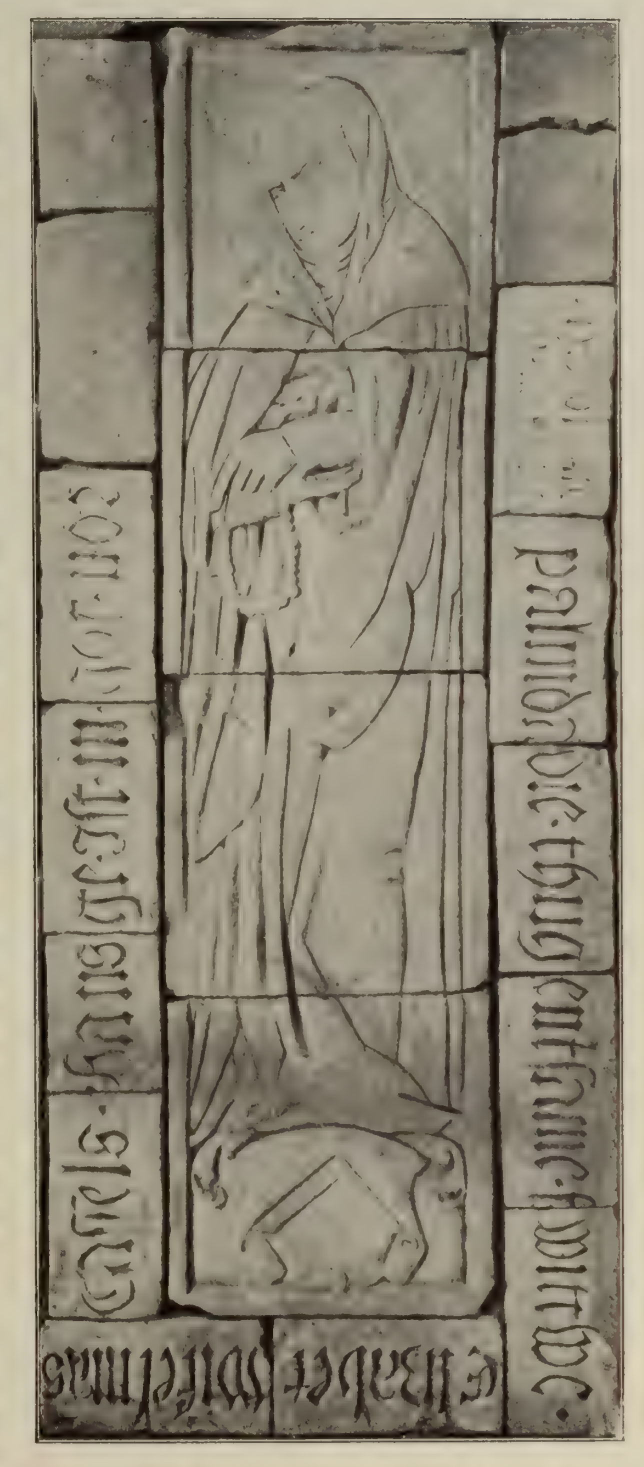


Abb. 255. Grabstein aus Tonplatten in der Peterskirche.

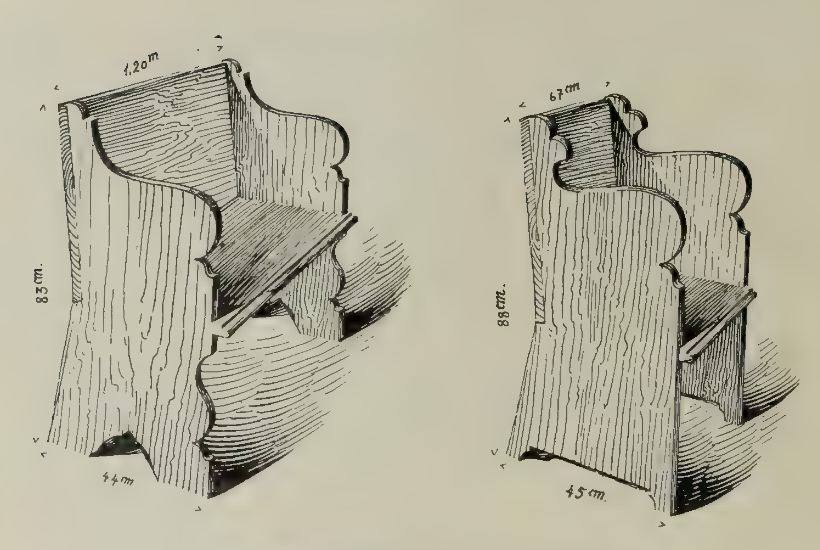


Abb. 256. Banksitze in der Peterskirche.

Grabstein des Gottfried Sturm († 1709). Grabstein des David Caspar Sturm († 1757), Exerzitienmeister am Ritterkollegium.

Auf der Empore stehen einige kurze Banksitze mit geschweiften Seitenlehnen (Abb. 256), kleine Epitaphien und Gestelle für Totenkronen (Abb. 257—260).

Außen befinden sich an und bei der Kirche folgende Grabsteine:

Auf der Südseite: Grabstein in handwerksmäßigem Spätbarock. Die Schrift auf der mittleren Tafel ist ganz unleserlich, darüber steht eine Urne (in Relief), die zwei Putten mit Flor umkränzen; unter der Schrifttafel überkreuzte Fackeln und eine geflügelte Sanduhr. — Grabstein der Witwe Katerbau († 1758). Die Schrift ist nur noch teilweise leserlich; in den vier Ecken etwas Rokokoornament. — Rokokograbstein links neben dem Portale mit unleserlicher Schrift; darüber das Auge Gottes und zwei Engelsköpfe in Wolken, unten Totenkopf und geflügelte Sanduhr.

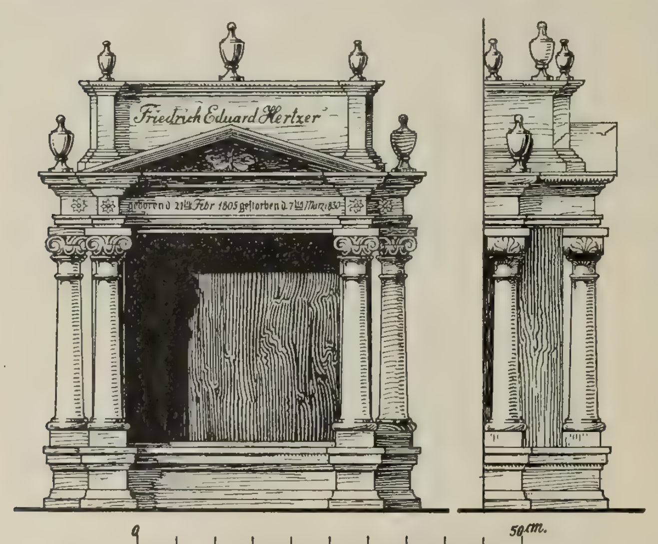


Abb. 257. Totenkronengestell in der Peterskirche.

An der Ostseite: Rokokograbstein mit zwei Putten,

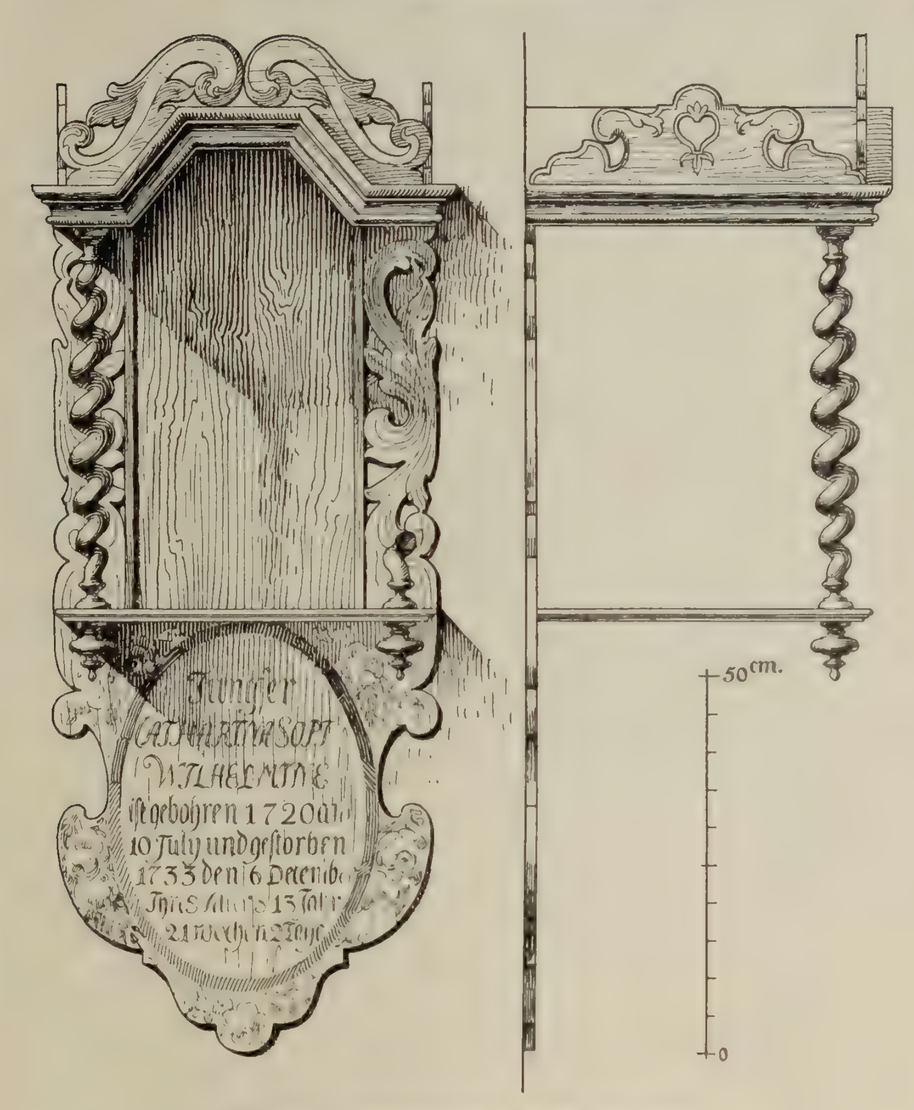


Abb. 258. Totenkronengestell in der Peterskirche.

die eine fünfzackige Krone halten. — Zwei andere Grabsteine mit unleserlicher Schrift sind dem ersten an der Ostseite ähnlich.

Grabmal des Apothekers Joh. Heinr. Blell († 1791), eine an den Ostgiebel gelehnte Sandsteinarchitektur. Eine gedrückte Rundbogenarkade wird eingeschlossen von zwei kannelierten Kompositpilastern und einem Gebälk mit Zahnschnitt, bekrönt von einer Vase mit zwei Putten.

Freistehendes Denkmal des Bäckermeisters zu Potsdam, Fried. Lehmann, † 1781 in Brandenburg. Es ist ein etwa 3 m östlich vom Ostgiebel freistehender Säulenstumpf, der einen Steinwürfel durchdringt (Abb. 261).

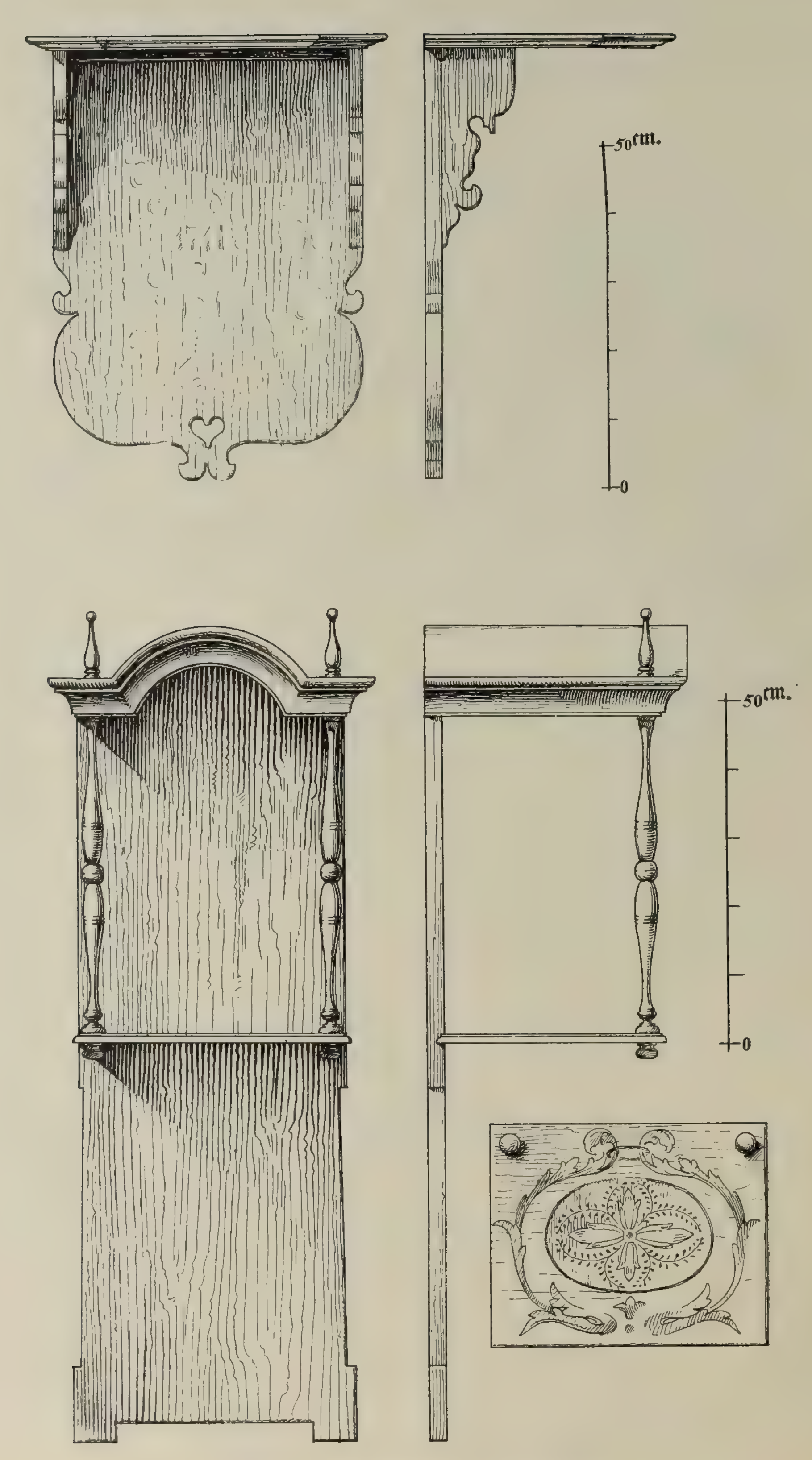


Abb. 259. Totenkronengestell in der Peterskirche.

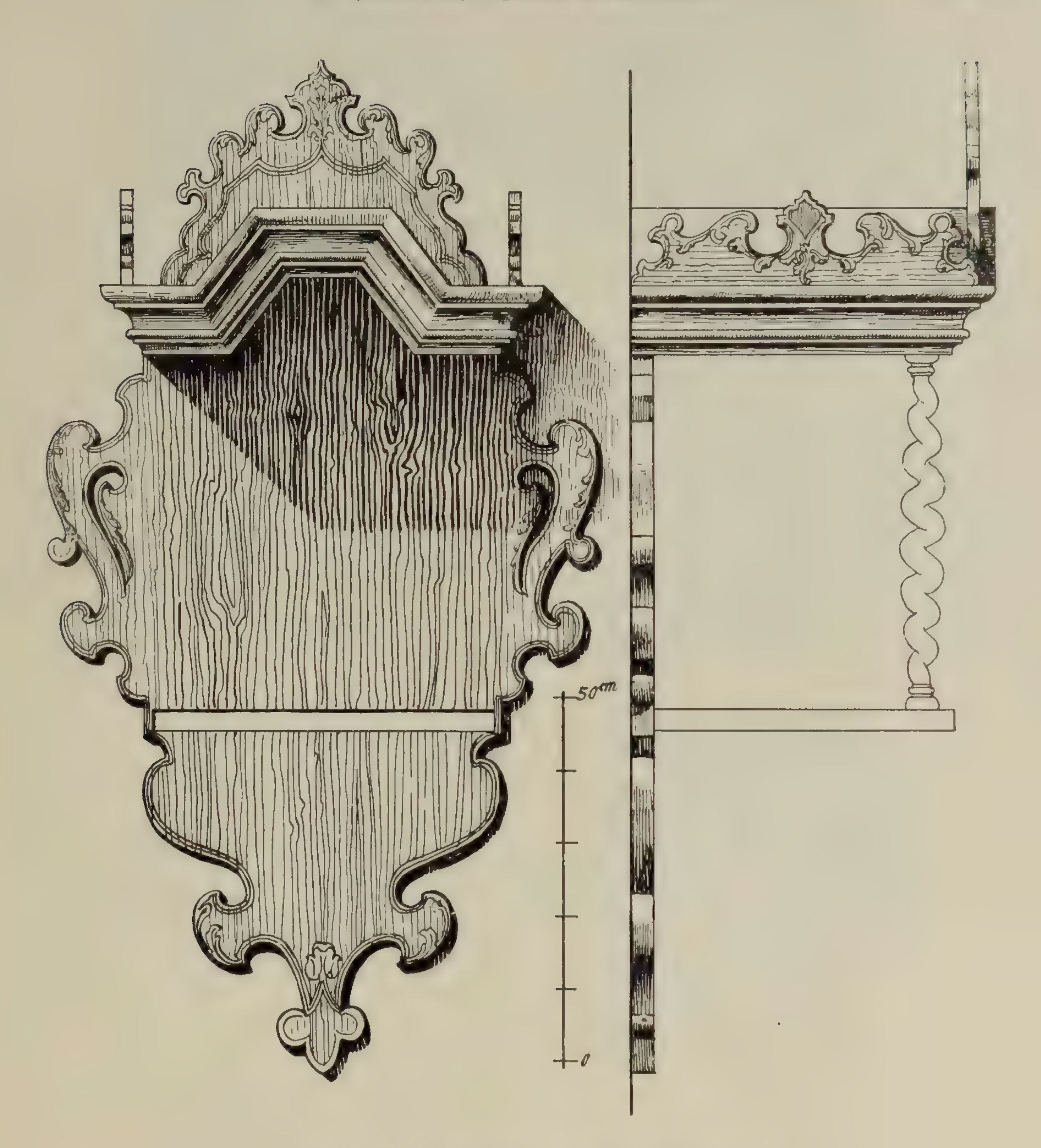


Abb. 260. Totenkronengestell in der Peterskirche.

Eine kleine Glocke, die von der Petrikapelle oder, wie Wernicke vermutet, aus der Marienkirche stammt, befindet sich z. Z. in der neuen katholischen Kirche neben St. Pauli. Sie ist von schlanker Form und hat 39,5 cm Durchmesser. Ihr kunstgeschichtlich nicht unwichtiger Schmuck, bestehend in acht Rundschilden (Abb. 262) mit figürlichen Darstellungen zwischen den zwei schmalen flachen Halsbändern, gestattet

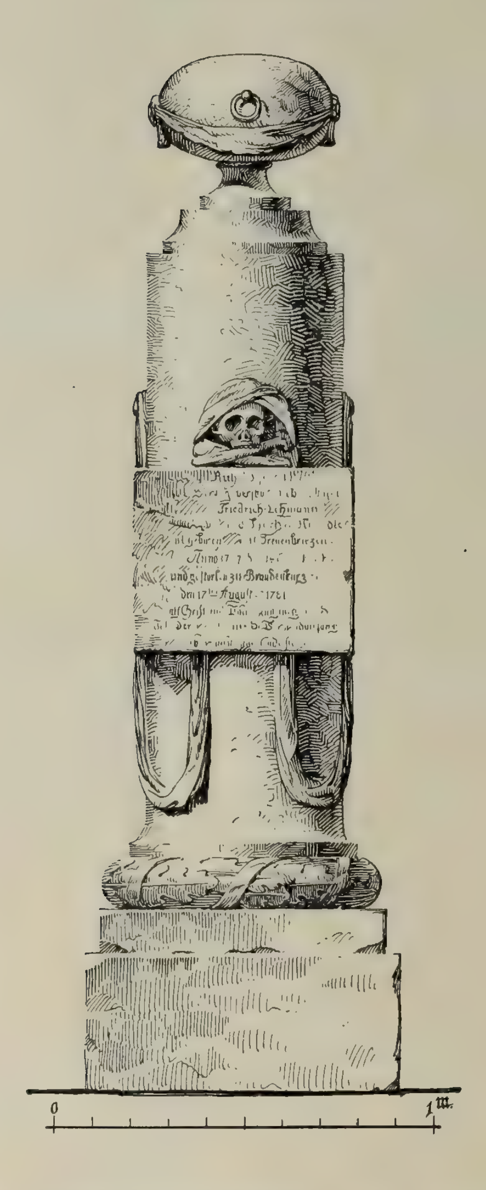


Abb. 261. Denkmal auf dem ehemaligen Friedhofe der Peterskirche.

ihre Entstehung um 1300 anzunehmen. Sieben der Rundschilde haben 4,5 cm Durchmesser und stellen in einer Sechspaßform dar: 1) eine weibliche sitzende Figur; 2) eine weibliche sitzende Figur in anderer Haltung mit einem Apfel in der rechten Hand; 3) einen Greif mit Löwenleib, vorn mit Vogelfüßen, hinten mit Pferdefüßen; 4) einen Ritter zu Pferde mit kleinem Dreieckschild und vorgestreckter Lanze; 5) einen Ritter in



Abb. 262. Reliefs einer in der katholischen Kirche befindlichen Glocke aus der Peterskirche.

Abb. 263. Eckhaus am Domkietz.

anderer Richtung mit Schild und Speer; 6) eine Chimäre mit Menschenkopf, Löwenleib, zwei Pferdefüßen und Flügeln; 7) eine ähnliche Chimäre in entgegengesetzter Richtung. Die achte Schildform hat 3,6 cm Durchmesser und zeigt einen heraldischen Adler der älteren Form mit erhobenem Kopfe. Zwei Bügel der Glockenkrone sind abgebrochen.

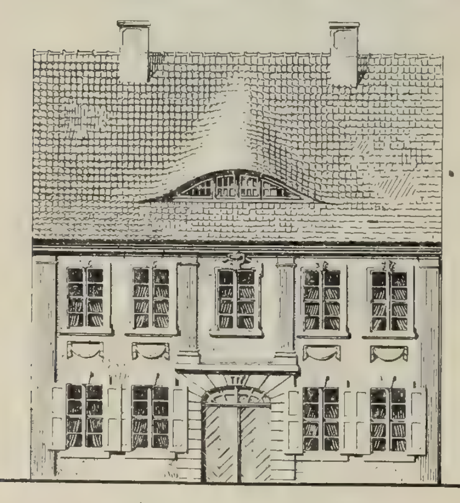


Abb. 264. Bäckerhaus am Domkietz.

Wohnhäuser.

Auf dem Gebiete der bürgerlichen Baukunst sind zwei nahe der Peterskirche gelegene Wohnhäuser auf der Dominsel beachtenswert, deren Ansichten die Abb. 263 u. 264 geben. Jenes, ein stattlicher Bau der Empirezeit, erscheint durch den Fries an den schwach herausgehobenen Mittelrisaliten mit dem kleineren Hause in der Gorrenbergstraße verwandt. Auch das Bäckerhaus (Abb. 264), östlich gegenüber von dem ersteren, folgt einem in der Neustadt vertretenen Typus.

Erläuterung zum Hefflerschen Plan.

Altstadt.

1 Rathaus, jetzt Gerichtshaus
2 St. Gotthards Kirche
3 St. Johannes Kirche
4 Saldersche Schule
5 Salzhaus
6 Plauer Tor
7 Rathenower Tor
8 Mühlentor
9 Wassertor
10 Salzpforte
11 Gerber- oder Schusterpforte
12 Kloster Straße
13 Bäcker Straße
14 Fischer Straße
15 (Seifenbeutel) jetzt Altstädt. Heide-Straße

Neustadt.

1 Rathaus
2 Katharinen Kirche
3 Pauli Kirche
4 Gymnasium
5 Post
6 St. Annen Tor
7 Stein Tor
8 Mühlen Tor
9 Wasser Tor
10 Pforte
11 Wollweber Straße
12 Kur Straße
13 Gorneberg
14 Büttel Straße
15 Petersilien Gasse
16 Sieber Gasse
17 Linden Straße
18 Gr. Münzer Straße
19 Kl. Münzer Straße
20 Teutsche Dorf
21 Temnitz
22 Abt Straße
23 Klapp Straße
24 Brüder Straße
25 Haide
26 Ehemalige Kommunikation
27 Schauspielhaus
28 Accise
29 Neue Tor
30 Seidenwaren Fabrik
31 Kooksöfen

Dom.

1 Petri Kirche
2 Petri-Pauls Kirche oder Dom
3 Ritter Akademie



Plan von Brandenburg (gegen 1850) nach Heffters Wegweiser.

Verzeichnis der Abbildungen.

a) In den Einleitungen:

Abb. — Seite

I. Siegelstempel des Domkapitels von 1755 im Domarchiv VIII
II. Wappenbild der Neustadt auf einem Kelch von 1563 in der Paulikirche . IX
III. Aufgedrucktes Siegel König Ottos I. auf der Gründungsurkunde des Bistums Brandenburg im Domarchiv . XI
IV. Silberne Münze mit dem Bildnis des Pribislaw-Heinrich auf der Vorder-, des Brandenburger Bischofs Wigger auf der Rückseite XII
V. VI. Einseitig geprägte Silbermünzen im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin XIV
VII. Stadtsiegel an Urkunden aus dem 14. und 15. Jahrhundert im Stadtarchiv XV
VIII. Siegel des Bischofs Heidenreich an der Urkunde vom 23. VI. 1287 im Domarchiv XVI
IX. Siegel der Neustadt an Urkunden aus dem 14. Jahrhundert im Stadtarchiv XVIII
X. Siegelstempel im Domarchiv . . . XX
XI. Siegel des Bischofs Friedrich von Plötzke XXII
XII. Siegel des Bischofs Ludwig von Neindorf XXII
XIII. Siegel Kaiser Karls IV. XXIII
XIV. bis XVII. Siegel des Bertram van Barut, Coppe van Ammendorp, Cune Baldewin und Hentze van deme Dore XXIV
XVIII. Siegel des Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg XXIV
XIX. Siegel des Erzbischofs Günther von Magdeburg XXVIII
XX. Siegel der Nikolaigilde XXIX
XXI. Siegel der Brandenburger Schöppen XXX
XXII. Siegel des Richters der Altstadt . XXX

Abb. — Seite

XXIII. Siegel des Bischofs Dietrich von Stechow XXXI
XXIV. Siegel des Priors Bertram . . XXXIII
XXV. Siegelstempel aus dem 15. Jahrhundert XXXIV
XXVI. Siegel des Bischofs Hieronymus XXXV
XXVII. Siegel des Erzbischofs Albrecht von Mainz und Magdeburg . . . XXXVI
XXVIII. Siegel des Bischofs Matthias von Jagow XXXVII
XXIX. Siegel des Herzogs Joachim zu Münsterberg, Bischof von Brandenburg XXXVII
XXX. Siegel des „Thumbropstes“ Johann XXXVII
XXXI. Siegel der Tuchmacher der Altstadt . XLV
XXXII. Siegel der Tuchknappen der Neustadt XLV
XXXIII. Siegel der Bäcker der Neustadt XLV
XXXIV. Siegelstempel in barockem Charakter XLVI
XXXV. Siegelstempel der Altstadt . . . LV
XXXVI. Randleiste aus der Werkstatt von Luc. Kranach d. j. aus einem Sammelbande der Bibliothek der Katharinenkirche LVII
XXXVII. Wandmalerei in der Katharinenkirche (St. Katharinen und St. Amalberga) LXXXVI
XXXVIII. Wandmalereien in der Katharinenkirche (Maria mit dem Kinde) LXXXVII
XXXIX. Wandmalereien in der Katharinenkirche. LXXXVIII
XL. Wandmalereien in der Katharinenkirche LXXXIX
XLI. Ansicht des Domes von Norden . XCIV
XLII. Ansicht der Altstadt von Südosten . XCIX

b) Im Verzeichnis der Denkmäler:

Stadt Brandenburg.

St. Gotthardtkirche.

Abb. — Seite

1. Die Altstadt nach dem Epitaph H. Trebaw 1
2. Grundriß 2
3. Schnitt durch den Chor mit Ansicht gegen Westen 7
4. Mittlerer Teil der Nordseite 9
5. Schnitt durch das Schiff mit Ansicht gegen Osten 10
6. Einzelheiten 11
7. Inschrift am oberen Rande der Taufe. . 15
8. Der Buchstabe A am Fuße der Taufe . 15
9. Ziborium 16
10. Triumphkreuz. 17

Abb. Seite
11. Geschnitzte Figuren der Bischöfe St. Gotthardt und St. Maternus 18
12. Epitaph des Bürgermeisters Hans Trebaw 20
13. Epitaph für Andreas und Anna Hartwich 21
14. Epitaph des Bürgermeisters Joachim Damstorff und Frau 23
15. Epitaph des Pastors Petrus Weitzke . . 24
16. Reliefs vom Epitaph des Bürgermeisters Schuller 26
17. Bibliothek. Gemalte Initiale A nebst Probe der Druckschrift eines Missale von 1480 27
18. Bibliothek. Buchstabe A aus einem 1518 in Basel gedruckten Missale für die Brandenburgische Kirche 28
19. Bibliothek. Gemalte Initiale R aus einem Missale 29
20. Bibliothek. Geschriebenes Alphabet aus einem Missale 29

Jakobskapelle.
21. Die Jakobskapelle auf ihrem gegenwärtigen Platze 30
22. Grundriß, Schnitt, Ostgiebel und Turmfenster 31
— Jakobskapelle und Flutgrabenbrücke um 1850 33

Johanniskirche.
— Plattenfries 34
23. Grundriß und Einzelheiten 35
24. Sakristei 36
25. Schnitt mit Blick gegen Westen und Westgiebel 37
26. Ostseite 39
27. Inneres gegen Osten 43
28. Das ehemalige Johanniskloster. Erdgeschoßgrundriß nach einer Aufnahme aus der Zeit vor d. J. 1775 45
— Leuchter 46

Katharinenkirche.
— Inschrift von der Taufe 47
29. Grundriß 49
30. Schnitt mit Blick gegen Osten 51
31. Westteil der Südseite 53
32. Dachgalerie und andere Einzelheiten der Nordkapelle 55
33. Einzelheiten 56
34. Figuren der hl. Katharina und hl. Amalberga 57
35. Anbau der Südseite nebst Einzelheiten . 60

Abb. Seite
36. Flügel vom ehemaligen Hauptaltare . . 63
37. Altaraufsatz, z. Zt. im Vorraum der Bibliothek 65
38. Teil des Orgelprospektes 67
39. Bronzetaufe 68
40. Die hl. Katharina, Gravierung der Patene 70
41. Taufkannen 71
42. Chorstühle 72
43. Geschnitzte Wange aus der Schöppenkapelle 73
44. Decke unter der Orgelempore 73
45. Initiale aus der Nr. 246 der Bibliothek 74
46. Grabmal des Joachim Heinse in der Nordkapelle 76
47. Epitaph des Bäckermeisters Martin Heinse 78
48. Grabmal des Ritters Berndt von der Schulenburg 80

Nikolaikirche.
49. Gitter am Erbbegräbnis des Kaufherrn Chr. A. Wagner 82
50. Grundriß und Querschnitt nebst Einzelheiten 83
51. Längenschnitt und Einzelheiten 85
52. Rest des Bogenfrieses der Hauptapsis . 86
53. Die Choransicht 89
54. Turm 92
55. Westteil mit dem Erbbegräbnis Rudolphi 93
56. Pilaster vom Grabmal Chr. Aug. Wagner und Grundriß vom Grabmal Rudolphi . 95

Paulikirche und Kloster.
57. Gemalte Inschrift im Westflügel . . . 96
58. Ostansicht nebst Einzelheiten 98
59. Blick in den Kreuzgarten gen Nordosten . 99
60. Portal und Profile vom Langhause . . 102
61. Westgiebel 103
62. Zweisitz, jetzt in der Sammlung des Historischen Vereins 105
63. Gedenktafel im Chore 106
64. Paulikloster von Südwesten 107
65. Paulikloster von Süden 109
66. Südflügel des Kreuzganges 111
67. Außer Gebrauch befindliche Taufe im Kreuzgange 112
68. Marienfigur im Kreuzgange 114
69. Kamin im Paulikloster 115
70. Westgiebel und Teilansicht der Klosterbrauerei 116
71. Ostgiebel der Klosterbrauerei 117
72. Längenschnitt und Teilansicht der Bücherei 118

Abb. Seite
73. Konsolen in der Bücherei 118
74. Querschnitt der Bücherei mit Ansicht des Klostereingangs 119
75. Profile der Bücherei 119
— Banktruhe 120

Marienkirche.

76. Schaubild nebst Kloster, unter teilweiser Benutzung des Gemäldes am Trebawschen Epitaph, in der Gotthardtkirche hergestellt 121
77. Längenschnitt 124
78. Unterer Grundriß 124
79. Südansicht 125
80. Emporengrundriß nach Adler 125
81. Auf dem Marienberge gefundene Formsteine, die teils im Erdgeschoßraume des Kriegerdenkmals, teils im Steintorturme aufbewahrt werden 129
82. Figur vom Erbbegräbnis der Familie Steinbeck auf dem Neustädtischen Friedhofe 135
83. Älteste Abbildung der Altstadt (1582) . 138

Befestigung.

84. Der Rathenower Torturm 141
85. Das Neustädter Mühltor 143
86. Mühltorturm der Neustadt 145
87. Der Ebebrecherturm 146
88. Der Steintorturm 147
89. Der Zinnenkranz des Steintorturmes . 149
90. Grundrisse u. Schnitt des Steintorturmes 151

Rathaus der Neustadt.

91. Abbildung des Neustädter Rathauses auf einer Schießscheibe von 1818 im Neustädter Schützenhause 153
92. Turm des Rathauses 154
93. Erdgeschoßgrundriß 155
94. Hintergiebel und Teil der Hofseite . . 158
95. Einzelheiten vom Hintergiebel 159
96. Anfang einer Innungsordnung der Tischler von 1685 162

97. Der Roland 165

Rathaus der Altstadt.

— Kämpfermotiv vom Hinterportal . . . 166
98. Das ehemalige Rathaus von Westen . 167
99. Giebel, Grundriß und Einzelheiten . . 169
100. Teil des Vordergiebels 171

Abb. Seite
101. Längsseite am Markte 173
102. Herstellungsversuch 174

Alte Bürgerhäuser.

103. Steinhaus der Altstadt 179
104. Gotisches Steinhaus der Altstadt (sog. Ordonnanzhaus). Grundriß und Ansichten 180
105. Frühgotisches Steinhaus der Neustadt beim ehemals Storbeckschen Hause. Grundriß, Langseite des Anbaus und Herstellungsversuch für die Giebelfront an der Hauptstraße 184
106. Wandbilder im frühgotischen Steinhause der Neustadt 184
107. Teil der Fassade in Abb. 105 186
108. Schlußsteine und Rippenprofil im Erdgeschoß des Hauses Altstädter Markt 31 186
109. Das frühere Haus Ecke Hauptstraße und Molkenmarkt 187
110. Haus Steinstraße 10 (nicht mehr vorhanden) 188
111. Das ehemalige Abtshaus (St. Annenstraße 37) 189
112. Portal des ehemaligen Abtshauses . . 189
113. Ehemaliges Haus Storbeck (Ecke Haupt- und Steinstraße) 190
114. Lageplan des ehemals Storbeckschen Hauses 191
115. Erdgeschoßgrundriß des ehemaligen Hauses Storbeck 191
116. Giebel des Storbeckschen Hauses . . . 192
117. Portal am Hause Storbeck 193
118. Das ehemals Carpzowsche Haus, Steinstraße 57, Ecke Brüderstraße 194
119. Portal, ehemals am Carpzowschen Hause 195
120. Haus Bäckerstraße 11 in seinem früheren Zustande 196
121. Seitenfront des Hauses Bäckerstraße 11 196
121a. Gebälke vom Hause Bäckerstraße 11 . 197
122. Das sog. Massowsche Freihaus Ritterstraße 19 198
123. Hofgebäude des Massowschen Freihauses 199
124. Oberlichtgitter am Hause Kurstraße 7 . 200
125. Haus Wiesicke, Kurstraße 7 200
126. Giebelfeld am Hause Kurstraße 7 . . 200
127. Ofen, früher im Hause G. Riedel . . 201
128. Haus G. Riedel an der Hauptstraße . 202
129. Haus Zieten, St. Annenstraße 12 . . 202
130. Haus „Zum Anker", Steinstraße 22 . 203
131. Teil des Hauses Kl. Münzstraße 6 . . 203
132. Haus Ritterstraße 22 204
133. Haus Ecke Hauptstraße und Packhof . . 205

Abb. Seite
134. Haus Altstädter Heidestraße 1 205
135. Haus Steinstraße 21 206
136. Haus Gr. Heidestraße 17 206
137. Fries am Hause Gorrenbergstraße 14 . 207
138. Haus Neustädter Markt 37 207
139. Haus Gorrenbergstraße 14 207
140. Neustädter Markt 7, Fassadenteil . . 208
141. Portalbekrönung am Hause Neustädter Markt 7 209
142. Haus Neustädter Markt 7 209
143. Doppelhaus in der Petersilienstraße . . 210
144. Gartenhäuschen am Jungfernstieg 5 . . 210
145. Ladeluke im Hofe Altstädter Markt 32 . 211
146. Altstädter Mühltorstraße 52, Haustür . 211
147. " " 51, Haustür . 211
148. Hauptstraße 42, Haustür 211
149. Altstädter Mühltorstraße 47, Haustür . 212
150. " " 25, Haustür . 212
151. Altstädter Fischerstraße 22, Haustür nebst Beschlag 212
152. Altstädter Mühltorstraße 8, Haustür . 212
153. Zunftabzeichen am Hause Wollenweberstraße 62 213

Schulen.

154. Alte Schule bei St. Gotthardt . . . 215
155. Wappen des Bischofs Dietrich von Stechow im Hofe der ehemaligen Saldrischen Schule 216
156. Ehemaliges Gymnasium bei der Katharinenkirche, jetzt Standesamt 217

Profane Ausstattungsgegenstände.

157. Nußbaumtür im Amtsgerichtsgebäude . 219
158. Geschnitzte Tür im Amtsgerichtsgebäude 220
159. Haustürbeschlag im Amtsgerichtsgebäude 221
160. Glastür im Hause Altstädter Mühltorstraße 55 221
161. Stuhl und Aushängeschild in der Sammlung des Historischen Vereins 222

Dom Brandenburg.

Domkirche.

— Zwei Engel einer gemalten Predella im Antiquarium 225
162. Einzelheiten vom romanischen Langhaus und Nordturm 235
163. Eckgliederung an zwei Pfeilern der Südseite des Langhauses 236
164. Grundriß der Krypta 240
165. Krypta von Südwesten 240
166. Wandvorlagen im Schiff der Krypta . 242
167. Säulen und Schlußsteine in der Krypta 243
168. Figurenkapitell in der Krypta 244
169. " " " " 245
170. Bunte Kapelle und Sakristei 250
171. Einzelheiten der Bunten Kapelle . . . 251
172. Einzelheiten der Westvorhalle 253
173. Schlußsteinzapfen im Mittelschiff . . . 253
174. Kragsteine und Profile des Mittelschiffs 254
175. Schlußsteine und Kapitelle in den Seitenschiffen 255
176. Profil des Portals am Nordkreuzarm . 256
177. Abschlußwand der Vierung gegen den Nordkreuzarm 256
178. Längsschnitt durch den Chor 260
179. Gemalter Fries auf der Ostseite des Nordkreuzarms 261
180. Teil der Galerie im Nordkreuzarm und Westportal 262
181. Ziegelmarken von Domkirche und Stiftsgebäuden 263
182. Kreisfüllungen an der Südseite und zwei Gewölbekonsolen des südlichen Seitenschiffs 263
183. Grundriß und Ostseite des Domklosters nach Heinß 266
184. Grundriß der Kirche in Höhe des Chores 267
185. Schlußstein des frühgotischen Umbaues . 268
186. Baldachin von einem Schnitzaltar an der Südwand des Antiquariums 269
187. Tabernakel im Antiquarium 270
188. Geschnitzter Fries vom jetzigen Hauptaltar 271
189. Geschnitzter Flügelschrein von 1476 (im Antiquarium) 275
190. Taufstein 277
191. Taufschüssel 278
192. Eiserner Radkronleuchter 280
193. Eiserner Bogenleuchter 281
194. Kniender Engel als Leuchter 281
195. Altarleuchter 282
196. Sanduhr im Antiquarium 282
197. Gestühlbrüstungen im Antiquarium . . 283
198. Gestühl im Hochchore 284
199. Levitensitz an der Nordseite des Chores 285
200. Gestühl in der Krypta 286
201. Frühgotischer Schrank in der Sakristei 287
202. Endigungen der Türbänder am frühgotischen Schranke 288
203. Beschlagteile von Schränken in der Sakristei 289

Abb. Seite
204. Bemalter Schrank in der Sakristei . . 290
205. Truhe in der Sakristei 291
206. Truhe in der Sakristei 291
207. Tisch, Tragofen und Leuchter in der Sakristei 292
208. Bischofsstab in der Sakristei 293
209. Triumphkreuz in der Krypta 294
210. Oberteil des von Schlabrendorffschen Erbbegräbnisses im nördlichen Kreuzarm . . 296
211. Grabstein eines totgeborenen Zwillingspaares in der Schlabrendorffschen Gruft . 297
212. Totenschild des Werner von der Schulenburg (im Antiquarium) 299
213. Grabstein des Kanonikus Peter von Thure 301
214. Grabstein des Bischofs Johann von Thuchem 302
215. Grabstein des Konversen Heinrich Writze 303
216. Grabstein des Joachim Pfuel 304
217. Grabstein aus Backstein 304
218. Gemalte Köpfe an den Kappen des Chorgewölbes 305
219. Gemalte romanische Friese in der Bunten Kapelle 306
220. Gemalte romanische Friese in der Bunten Kapelle 307
221. Stoffmuster vom Pluviale P 8 . . . 310
222. Stoffmuster vom Pluviale P 9 . . . 311
223. Stoffmuster des Saumes an der Dalmatik D 12 312
224. Stoffmuster von einem Stück Seidendamast 315
225. Stoffmuster von einem Stück Seidenbrokat 316
226. Stoffmuster von Seidendamaststücken . 317
227. Oberdeckel des Lektionariums in der Sakristei 319
228. Stundenglocke von 1679 320
229. Verzierung der Glocke von 1679 . . . 321

Domkloster.

230. Plan des Domklosters nebst Umgebung . 322
231. Seniorenkurie 326
232. Übersichtszeichnung der Stuckdecken im Erdgeschoß der Seniorenkurie 327
233. Teile der Stuckdecken in der Seniorenkurie 329
234. Konventgebäude. Längsschnitt durch das Nordende des Ostflügels 330
235. Konventgebäude. Querschnitt durch das Nordende des Ostflügels 331
236. Konventgebäude. Südteil der Ostwand des östlichen Kreuzgangs mit Einzelheiten der Durchgangsöffnung 333
237. Konventgebäude. Portal des Ostflügels im ehemaligen Klostergarten, nebst Kapitellen 331
238. Konventgebäude. Querschnitt durch den Durchgang im Ostflügel und durch dessen Nebenraum 334
239. Konventgebäude. Fensterreste des Dormitoriumbaus im Inspektionszimmer des Alumnats 336
240. Östlicher Kreuzgangarm des Domklosters gen Norden gesehen 337
241. Östlicher Kreuzgangflügel des Domklosters nebst Einzelheiten 339
242. Kämpfer der Wandvorlagen und Portalgewände im östlichen Kreuzgangflügel . 341
243. Gewölbekragsteine im ehemaligen Auditorium des Domklosters (Ostflügel) . . 344
244. Ursprüngliche Ausbildung der Nordseite des nördlichen Konventbaues. Schnitt durch den nördlichen Konventbau beim Durchgange und durch das Erdgeschoßfenster des Kreuzgangs 347
245. Initiale M aus dem Evangelienbuch im Domarchiv 352
246. Initiale F aus dem Evangelienbuch im Domarchiv 353

Peterskirche.

247. Grundriß, Schnitt und Einzelheiten . . 355
248. Ostgiebel und Langseiten nebst Schnitt mit der ursprünglichen Deckenausbildung . . 356
249. Inneres 357
250. Ehemalige Wetterfahne 360
251. Flügelaltar an der Nordwand 361
252. Märtyrertod des Paulus von einem Altargemälde 362
253. Epitaph an der Südwand 363
254. Rest eines Orgelgehäuses 364
255. Grabstein aus Tonplatten 365
256. Banksitze 366
257. Totenkronengestell 366
258. „ 367
259. „ 368
260. „ 369
261. Denkmal auf dem ehemaligen Friedhofe der Peterskirche 370
262. Reliefs einer in der katholischen Kirche befindlichen Glocke aus der Peterskirche 371

---

263. Eckhaus am Domkietz 372
264. Bäckerhaus am Domkietz 372

Verzeichnis der Karten und Tafeln.

a) In den Einleitungen:

1. Karten.

Plan der Stadt Brandenburg nach einer Aufnahme im Stadtvermessungsamt vom Jahre 1911 (mit der nachgetragenen alten Stadtmauer).

Geologische Karte der Stadt und ihrer Umgebung.

2. Tafeln.

Tafel

I. Siegel Brandenburger Markgrafen und des Erzbischofs von Magdeburg. 12. Jahrhundert.

II. Siegel Brandenburger Bischöfe. 12. und 13. Jahrhundert.

III. Siegel von Bischöfen und Pröpsten von Brandenburg und Merseburg. 13. und 14. Jahrhundert.

IV. Siegel Brandenburger Markgrafen. 14. Jahrhundert.

V. Siegel des Markgrafen Sigismund und des Kurfürsten Friedrichs I. 14. und 15. Jahrhundert.

VI. Siegel Brandenburger Bischöfe. 15. und 16. Jahrhundert.

VII. Stadt- und Schöppenstuhlsiegel. 14. bis 17. Jahrhundert.

VIII. Siegel von Zünften. 15. bis 17. Jahrhundert.

IX. Siegel Brandenburger Bürger und Mittelmärkischer Adliger. 14. bis 16. Jahrhundert.

b) Im Verzeichnis der Denkmäler:

1. Stadt Brandenburg.

St. Gotthardtkirche.

Tafel

1. Kirche von Südwesten.
2. Westseite.
3. Innenansicht gegen Osten.
4. Innenansicht gegen Westen.
5. Kanzel.
6. Teil der Kanzeltreppe.
7. Gedenktafel der Tuchmacher.
8. Bronzetaufe mit hölzernem Baldachin nebst zwei Figuren von einer Taufe Christi.
9. Taufe.
10. Steinepitaph des Bürgermeisters Michael During.
11. Gobelin.

Johanniskloster.

Tafel

12. Ostseite.

Katharinenkirche.

13. Westteil von Südosten gesehen.
14. Nordseite der Fronleichnamskapelle.
15. Teil des Giebels der Fronleichnamskapelle.
16. Inneres gegen Osten gesehen.
17. Der frühere Hauptaltar (sog. Wegerscher Altar).
18. Schrein des Hedwigaltars.
19. Orgel.
20. Kelchfüße.
21. Silberne Kanne.
22. Sandsteinrelief in der Fronleichnamskapelle.
23. Teil vom Grabmal des Joachim Heinß.
24. Mittelstück des Grabmals von der Schulenburg.

Tafel

Paulikirche und Kloster.

25. Lageplan und Erdgeschoßgrundriß des Klosters.
26. Südseite der Kirche nebst Schnitt durch die Klostergebäude.
27. Schnitt A B (siehe Grundriß) nebst Schnitt und Giebel des Ostflügels.
28. Inneres der Kirche gegen Osten gesehen.
29. Kelch in der Kirche.
30. Teile der Glasmalereien im mittleren Chorfenster der Kirche.

---

31. Nord- und Ostseite der Marienkirche nach dem Modell im Dome.
32. Bildnis des Landrats Bismarck-Schönhausen im Rathause.
33. Gildehumpen in der Sammlung des Historischen Vereins.
34. Kreuzabnahme, Buchsbaumrelief in der Wredowschen Kunstsammlung.
35. Plan intra et extra Moenia der beiden Kur- und Hauptstädte Brandenburg, aufgenommen und gezeichnet durch G. Hedemann.

Dom Brandenburg.

Domkirche.

36. Ansicht von Südwesten.
37. Inneres gegen Osten gesehen.
38. Reste der Apsidenlisenen und romanischen Chorfenster.
39. Inneres der Krypta gegen Südosten gesehen.
40. Schnitt durch den Nordkreuzarm nebst der Bunten Kapelle und der Sakristei. Schnitt durch das Querschiff nebst Krypta.
41. Ansicht eines Teiles der Nordseite nebst Schnitt durch den östlichen Konventbau. Querschnitt durch das Langhaus nebst Westgiebel.
42 A und B. Kämpferdarstellungen am Westportal.
43. Grundriß der Domkirche und der Klausurgebäude.
44. Schrein des Hochaltars.
45 A. Linker Flügel des Hochaltars (Innenseite).
45 B. Rechter Flügel des Hochaltars (Innenseite).
46 A. Linker Flügel des Hochaltars (Außenseite).
46 B. Rechter Flügel des Hochaltars (Außenseite).
47 A. Linker Schrein des böhmischen Altars.
47 B. Rechter Schrein des böhmischen Altars.

Tafel

48. Gemälde an der Predella des früheren Hauptaltars.
49. Gemalter Flügelaltar von 1465 an der Ostwand des Antiquariums. Altarstaffel von 1502. Drei geschnitzte Reliquienbehälter in Kopfform.
50. Linker Flügel des Altars von 1465 an der Ostwand des Antiquariums.
51. Flügelschrein an der Nordwand des Antiquariums. Reste geschnitzter Barockfiguren.
52. Kanzel.
53. Figurenfries am oberen Rande der Taufe.
54. Silberne Weinkanne von 1620.
55. Kruzifix hinter dem Hauptaltare mit Maria (links) und Johannes (rechts) neben dem Hauptaltare.
56 A. Eowald Bogislaff von Schlabrendorff.
56 B. Loysa Henriette von Schlabrendorff.
57. Epitaph der Frau von Barfus im Mittelschiffe.
58. Wanddenkmal des Dechanten Adam von Königsmarck im Mittelschiffe.
59. Grabstein des Bischofs Dietrich von der Schulenburg.
60. Grabstein des Propstes Werner von der Schulenburg.
61. Grabstein des Dechanten von Königsmarck.
62. Grabstein des Bischofs Stephan Bötticher.
63. Grabstein des Dechanten Adam Dobberitz.
64. Glasmalereien des mittleren Chorfensters.
65. Unterer Teil der Glasmalereien im mittleren Chorfenster.
66. Kasel (C 13) mit den Insignien des Schwanenordens.
67. Kasel (C 11) aus grünem Sammetbrokat.
68. Stoffmuster der Kasel C 11.
69. Deckel eines Epistolariums in der Sakristei.
70. Buchstabe L aus dem Evangeliarium im Domarchiv.
71.–73. Miniaturmalerei aus dem Evangelienbuch im Domarchiv.

Peterskapelle.

74. Malereien des Altars.

---

75. Plan von Brandenburg (gegen 1850) nach Heffters Wegweiser.

Verzeichnis der Familien, Stifter usw.

Seite
Albert IV., Erzbischof von Magdeburg 54
Albrecht, Erzbischof v. Magdeburg XXXIV, 236
Albrecht der Bär . . . . XII, XIII, XIV, XV, XVI, XVIII, XXXIX, XLIX
Angelus, Konrektor XXXVIII
Antony, David 75
Arnold, Bischof von Brandenburg . . LIII, 5
Arnold, J. D., Direktor der Ritterakademie 345
Arnttze, Martinus, Kanonikus 273
Baderich, Castellanus XIX
Bättken, Karl Friedr., Bürgermeister . . 79
Baitz (Baytz), Thomas, Pfarrer . XXXV, 77
Balbinus, Bohuslaus X
Balderam, Bischof XIX
Balduin, Bischof LII
Ballerstedt, Casp. Nic. 120
v. Barby, Wolfgang XXXVIII
v. Bardeleben, Hermann XXXVIII, XLI, LIV
— Johann LV
— Wichard . . . . XXXVIII, LV
v. Barfus, Sophie Elisabeth Henriette . . . . . . LXXXII, 297
v. Barke, Jakob Wins 117
v. Basedow, Georg Hahn, Junker . . . 22
Becherer, Zabel XXVII
Becker, Paulus, Ratsherr 77
Belicius, Joachim, Pastor 119
Beme, Peter, Domherr . . . XXXV, 304
Bernadotte, Marschall XLVI
Beumichen, Oberpfarrer 61
v. Bismarck-Schönhausen, Otto . . . . XLIX, 162
v. Blankenburg, Phil. 77
Blankenfeldt, Niklas, Bürgermeister XXIV
Blell XLI
— Joh. Christoph 79
— Joh. Heinr., Apotheker 367
— Joh. Pet. 79
Seite
Bötticher (Bodeker) Stephan, Bischof . . . . XXXI, LXXX, 225, 302
Bonifacius VIII., Papst 252
Bottstieg, Simon 110
Brando, Frankenherzog X
Brauer, Chr. 79
v. Bredow, Familie . . XXV, XXXI, XLVI, 317, 364
— Dietrich, Bischof XXV
— Heinrich, Propst 302, 303
— Henning, Bischof . . . . XXIV, XXXI
— Joachim, Bischof . . . . XXXII, 225, 293, 295, 303, 309
— Lippold, Hauptmann XXVII
— Johann, Bischof LIII
Brand v. Lindow, Maria 303
v. Britzke, Friedrich, Propst . 303, 312, 313
v. Brösigke XLVI
Buchholtz, Abraham 120
Buchholzer, Propst XXXVI
Bucholt, Joh., Bürgermeister 79
Bucholte, Christian LV
Büttner, Aug. Joh., Apotheker . . . 119
Burchard, Bischof von Havelberg XV, XXI
v. Burgsdorf, Arnold, Bischof LIII, 104, 301, 313
— Dompropst 265
Busch, Johannes XXXII
Busse, Bauinspektor XLIII
Carpzow, Simon, Konsul 197
Cassel, Hans 365
Cassel, Joachim, Domherr . . . XXXV
Christian II., König von Dänemark . . 136
Christiani, Dorothea 79
— Joh. Adam 79
Chrodegang, Bischof 323
Chuede, Georg 16
Clemens, Martha 27
Coberger, Anton 73
Coci, Nicolaus 273
Cölestin III., Papst XX

Seite
Conovius, Superintendent 25
— Petrus, Pastor 27
Conow, Doroth. 27
Crusius, Subdiakon, Pastor 27
— Thomas, Superintendent 27
Damcker, Joachim, Kanonikus 303
Dames, Hermann LIV
Damstorff, Joachim, Bürgermeister . 19, 23
Dietrich, Bischof von Brandenburg XXI, XXXII, LXXX, 227, 264
— Nicolaus 25
Diricke (Direke) Peter . . . XXXIII, 303
Distel, Daniel, Arzt 77
Dobberitz, Adam, Dechant 303
Dodilo, Bischof XII
v. Döberitz, Balthasar, Kanonikus . . 302
v. Dorstedt XLI
During, Michael, Bürgermeister . . . 19
— Ursula 22
Durings, Anna 19
Ekkehard, Bischof LII
Elisabeth von Bayern, Burggräfin XXV, 44
Elzholtz, Bürger, Brauer und Handelsmann 117
Engel, Joh. Christ. Fr. 22
v. Erxleben, Dechant 325
Eugen, Papst, ... XXVI
Ewald, Ernst, Direktor 222
Fabricius, Johann Friedrich, Justizbürgermeister 137
— Sophie 137
v. Fahrensbach, Oberst XL
Falk, Kultusminister XLVII
v. Falkow XXII
Finke, Daniel XLV
Fischer, Andreas, Pfarrer 120
— Petr. 120
Fleuretton, Kaufmann 150
Fouwell, Berthold, Schneiderältermeister 25
Friedrich Rotbart, Kaiser 323
Friedrich, Bischof . . . . XXI, 359
Friedrich I., Kurfürst (Friedrich VI., Burggraf) . . . . . . XXIV, XXV, XXVI, XXVIII, XXIX, XXXVII, LIII, 44, 126, 136
Friedrich II., Eisenzahn, Kurfürst XXV, XXVI XXVII, XXIX, XXXIII, 126, 313, 314.
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst . . . . XLI, 223
Friedrich III., Kurfürst (Friedrich I., König)
Friedrich Wilhelm I. . . . . XLII, XLIII, 126, 164
Friedrich II., der Große . . XLIII, XLIV, 162, 176, 222
Friedrich Wilhelm III. XLV
Friedrich Wilhelm IV. 268
Fromme, Valentin 77
v. Gaecersleben, Heinrich, Propst . . . 301
Gallas, General XL
Garcäus, Joachim, Superintendent . . 72
— Joh. 79
— Zacharias 22
de Gardeleve, Hinricus 252
Gebhard, Bischof 96
Gebhardt, Joh., Kaufmann 120
Gernand, Bischof . XIX, XXIX, LII, 236, 237, 249, 250, 252, 327, 335, 358
Ghiso ut dem Steenhuse 179, 183
Giselbert XIX
v. Görne . . . . XLVI, 22
Gottschling, Caspar, Magister XLV
Gregor IX., Papst . . . . XIX, XX, 327
v. Grevenitz 365
v. Gröben XLVI
v. Grumbkow, Fr. Wilh., Generalfeldmarschall, Dechant . 325, 345
Guardiani, Johannis 40
Günther, Erzbischof von Magdeburg . . . . . XXVIII, XXIX, XXXIII
— Graf zu Schwarzburg XXIV
Gustav Adolf, König von Schweden . . . . XL, 139
v. d. Hage (Hagen), Hypolita 74, 80
Hagen, Nicolaus, Bürgermeister 22
v. Hake, Friedrich 303
Hake, Wichman 117
Hans von Sagan XXVI
v. Haparck, Michael Hav 117
Happe, Michael, Klostervogt 300
v. Hardenberg, Dietrich, Bischof . . XXXIV
Fürst Hardenberg, Staatskanzler . . XLVII
Hartbert, Bischof XII

Seite
Hartwich, Andreas und Anna . . . 19, 21
Haveland, Val., Archidiakon . . . 25, 27
Heineken, Conrad, Dr. des Rechtes . . 120
Heinrich, Wendenfürst, siehe Pribislaw.
Heinrich I., König . . . . . . XI, 127
Heinrich II., Kaiser XII
Heinrich der Löwe XVI
Heinrich von Antwerpen . XIII, XVI, 234
Heinrich von Barby XXI
Heinse, Martin, Bäckermeister LXXX, 77, 78
— Joachim 76, 77
Heinsius, Direktor 77
Heinß, Joachim Christoph, Direktor der Ritterakademie 37
Helias (Elias?), Magister, Pfarrer 34, 38, 41
Hentzo LIII
Herrmann, Markgraf 252
Hesse, Math., Stifter 66, 74
Heuckenkamp, Joh. 117
Heyler, Joh., Lizentiat der Rechte XXXVIII, 115
Hieronymus, Bischof . . . XXXIV, LIII, 29
Höpfner, Anna 77
Hövels, Joach. Friedr., Pastor 77
Holtzberg, Georg Hein., Regimentsarzt . 94
v. Holtzendorf, Bertram, Propst . . 301
Honorius III., Papst 126
Hüfner, Peter, Propst 301
v. Hünicke XLVI
Huneke, Claves LV

Jaczo von Cöpenick . . . XIV, XVIII, 3, 88
v. Jagow, Matthias, Bischof XXXV, XXXVI, XXXVII, LIV
Innocenz III., Papst XX
— IV., Papst . . . . XIX, XX
Joachim I., Kurfürst . . . . XIX, XXXIII, XXXIV, 160
Joachim II., Kurfürst . . . . . XXXVII, XXXVIII, 104, 108, 115, 126
Joachim, Herzog zu Münsterberg, Bischof . . . . XXXVII, 29
Joachim Friedrich, Kurfürst . . XXXIX
Jobst, Markgraf XXIV
Johann I., Markgraf . . . . . XIX, XXI
Johann V., Markgraf XXI
Johann Georg, Kurfürst . XXXVIII, 217
Johann von Mecklenburg, Herzog XXIV
Johann, Bischof 359

Seite
Johann aus dem Steinhause . XXVII
Julius II., Papst XXXIII

v. Kalenberge, Barbara 308
Karl der Große X
Karpzow, Oberst XL
Katerbau 366
Katharina, Gemahlin des Kurfürsten Friedrichs II. . . 314
v. Katte. 279, 365
— Joachim, Ehrentreich, Kanonikus . . . 298
— Melchior Heinrich, Domherr 300
v. Kleist, Sigismund Bogislav Friedrich Ernst 321
Klinckow, Mathias LV
Klitzing, Philipp, Schatzmeister 303
v. Klitzke (Klitzken), Nikolaus, Propst 301
— Petrus, Propst 281
v. Klot, Arndt 308
v. Knoblauch 187
Knop, Henning LIV
Köhlau, Christ., Steuereinnehmer . . . 19
v. Königsmarck, Adam, Dechant LXXXI, 298, 302
Köppen, Eva 79
— Joachim 79
Kolb, Heinr. 166, 175
Kothe, Dietrich, Bischof 295
Kotho, Dietrich, Domherr 256
Kracht, Werner XXII
Kramers, Magdalena, Stifterin 66
Krenkel, Stadtrat 223
Kriele, Fr., Bürgermeister 22
— Joachim Friedr. 77
Krielius, Friedericus 77
Krüger, Daniel 77
— Maria 75
v. Krummensee, Marquard, Propst 301
Kruse, Mathies, Mühlmeister 44
Küparus, Kristian 22

Langen, Paul 75
Lehmann, Christianus Theodorus . . 117, 119
— Friedr., Bäckermeister 367
Leibnitz XLV
Lemann, Casbarus, Stifter 45
Lentz, Clemens 77

Seite
v. Lepell, Städteforstmeister XLIII
Levinus, Bischof 230
Liepe, Christian, Ratmann 22
Lintholz, Anna 197
v. Lochow XXXI
Louise Henriette, Kurfürstin 223
Ludolf, Bischof XIII
Ludwig, Bischof von Brandenburg XXI, XXII 126
Ludwig X., Landgraf von Hessen-Darmstadt . 162
Ludwig der Römer . . . . XXII, LIII
Ludwig der Ältere, Markgraf . . LIII, 138
Luther, Martin . . . . . XXXIV, 27, 74
Lybius, Christophorus, Pfarrer 25
Lynar, Graf Rochus, Artilleriezeugmeister . 62

Mansfeld XL
Margaretha, Gemahlin Johann Ciceros 314
Marie Antonie, Kurfürstin vpn Sachsen 223
v. Massow 189, 199
Mathias, Thomas 117
Mathilde von Quedlinburg, Äbtissin XII
Matthias, König von Ungarn . . . XXVI
— Thomas, Bürgermeister 19
— Konsul 18
Meindorf, Johann, Propst . . . XXXVI
Meine, Kersten LIV
Meinfried, Fürst zu Brandenburg . . . XIII
Meinicke, Karl, Stadtältester 148
Melanchthon 27, 73, 74
Metzenthin, Ephraim 75
v. Meyendorff, Joh., Propst 325
Meyns, Kersten, Bürgermeister . . . XXIV
Michaelis 148, 187
— Kaspar, Prädikant XXXV
Möller, Matthias, Buchdrucker . . . XLII
de la Motte Fouqué, Heinr. Aug., General . . . . XLVI, 44.
Müller, Judita 75
— Petrus 75
v. Mukede, Daniel, Kanoniker . XXIX, 327

Nicolaus, prefectus XIX
Norbert, Bischof . . . . XIII, XIX, LII
Nybede, Hans LIV

Odalricus, Archipresbyter 358
Ortwin, Propst zu Berlin XXVII
Otto I., Kaiser . . . . XI, 127
Otto II., Kaiser XII

Seite
Otto III., Kaiser XII
Otto I., Markgraf . . . . . . XV, LII
Otto II., Markgraf . . . . . XV, XVIII
Otto III., Markgraf . . . . XIX, XXI, 96
Otto IV., Markgraf XXI, XXVIII, 96, 108
Otto von Bamberg XI
Otto, Bischof . . . . XIX, LIII

Palmedach, Prior 116
Graf v. Pappenheim, Alb. Ludw. Friedr. 298
Peltzer, Sophie Gottlieb 300
Petrus, prefectus. XIX
Pfuel, Joachim 304, 305
Pfuell, Melchior 300
Philipp von Orleans 223
v. Pini, Oberstleutnant XLIII
Plawe, Anna 25
v. Plötzke, Friedrich, Bischof . XXXI, LIII
Prätorius 131
— Andreas, Superintendent . . . 27, 301
Prenne, Hans LV
Prenne, Matthäus, Lebuser Domherr . . 12
Pribislaw, Wendenfürst . . XIII, XIV, LXI, 1, 126, 127, 355, 358
v. Putlitz 364

v. Quast, Konservator . . . 27, 62, 104, 181, 187, 229, 258, 306
v. Quitzow 79
— Dietrich XXIV
— Hans . . . . XXIII, XXIV, XXV

Randow, Mattheus, Kantor 303
v. Rauch XLI
v. Redern XXXI
Reiche, Heinrich, Propst 301
Rettcher, Kath. Sophie 301
v. Ribbeck 365
Richter, Gewerbe- und Steuerrat . . XLIII
v. Rochow XXV
— Eberhard XLVI
— Wichard XXIII
Rochus, Graf Lynar, s. Lynar.
Romigius, Michael, Archidiakon . . . 77
Rost, Mant. 119
Rosinus, Andreas 75
Roter, Simon, Bürgermeister 22

Seite
Roter, Stadtschreiber . . . XXXIX, 177
Rothe, Domherr 256
Rudolf von Sachsen, Herzog . . . XXIV
v. Rudolphi, Jul. Alb. 93, 95
Ruk LV
Rutger, Bischof . . . . . XIX, 249, 318

v. Saldern, Matthias . . . 9, 215, 217, XXXVIII, LV
Schere, Peter LV
v. Schlabrendorff . . . . LXXXII, 365
— Ewald Bogislaff 295, 296
— Loysa Henrietta 295, 296
v. Schlieben 364
Schöne, Philipp, Dr. der Rechte . . . 120
Scholl, Lucas, Bürgermeister 108, 110, 160
Schröder 137
Schünemann, Andreas LV
v. d. Schulenburg . . . . XLI LXXX, 79
— Albrecht und Cune Georg 79
— Berndt, Ritter 79, 80
— Dietrich, Bischof . . . . XXXI, XXXII 48, 259, 272, 302
— George Dietrich 302
— Katharina Dorothea 302
— Levin 79
— Werner 298, 299, 302
Schuler (Schuller) Andreas, Bürgermeister 25, 26, 30
v. Schuler XLI
Schulz, (Scultetus), siehe Hieronymus.
Schutten, Jaspar, Bürgermeister . . XXIV
v. Schwerin . . . . XLVI, 365
Selle, Christian 362
Siegfried I., Bischof . . . XV, LII, 87, 94
Siegfried II., Bischof . . . XVII, XIX, XX, XXXII, LII
Sigismund, Kaiser XXIV
Smedt, Otto, Kanonikus 304
Stapel, Balthasar, Kanonikus 303
Staupitz. XXXIV
v. Stechow, Dietrich, Bischof XXXI, LIII, 215, 216
— Friedrich 56
— Werner, Kanonikus XXXIV
Steinbeck 135, 137
Stephan (Stefan), Bischof . XXI, XXXI, XXXII, LIII, 59, 226

Seite
Stolp, Andreas XXXIV
Storbeck . . . . XXXVIII, XLI, 184, 190, 191, 192, 193, 213
v. Stoppitz, Hinrik 117
Strahle, Christ., Stifter 15
v. Strantz, Ludolf, Domherr . . XLV, 345
Stratner, Jacob, Generalsuperintendent XXXVI
Stubenrauch, Joh. Friedr 119
Sturm, David Caspar 366
— Gottfried 366

Thal, Andreas, Superintendent 27
Thiele, Laurentius, Kirchenvorsteher . . . 11
Thietmar, Bischof von Merseburg XII, 232
v. Thuchem, Johann, Bischof LXXX, 301, 302
v. Thure, Peter, Kanonikus . LXXIX, 301
Tismar, Stifterin 161
Torstensen, schwedischer Feldherr . . . XLI
v. Trebaw (Trebow), Hans, Bürgermeister . . . . XLI, LXXIV, 1, 12, 19, 20, 22, 122, 137, 142, 216
v. Trott XXXII

Udo, Markgraf XII
Ulrich, Archipresbyter XIII
Uppschlacht, Niclas XXV
Urban, Papst XXVI

Vigo, Bischof XII
Virchow, Peter, Kirchenvorsteher 11
Viti, Petrus XXX
Volkmann, Oberst XLIV
Volkmar, Bischof XII
Volrad, Bischof . . . . XXI, 252
Vritze, Heinrich, Konverse . . . 301, 303
Wadeschinkel, Ludike LIV

Wagner, Christian August, Kauf- und Handelsmann
Waldemar XXI
Waldemar, der falsche . . XXI, XXII, LIII
v. Waldenfels 136, 154
v. Waldow, Johann, Bischof XXV, XXXI, LIII
v. Warberg, Antonius XXXVIII
Wedego, Petrus 70
Wegener, Albert, Kanonikus 304
Wegner, Zacharias, Proviantkommissar . XL
Weinlöben, Joh., Kanzler . . XXXVI, 75

Seite

Weitzke, Joachim, Pastor 110
— Petrus, Pastor 622, 24
— Petrus, Bürgermeister XC
v. Welchhausen, Adolph 77
Wichmann, Erzbischof von Magdeburg XIV, LII
Widukind von Corvey . . . . XI, XIII
Wiegandt, Dr. Musikdirektor 73
Wiesicke, Buchdruckereibesitzer . . 199, 200
Wigger, Bischof . . . . . XIII, XIV, XXV, LXI, 1
Wilbrandt, Joachim 110
Wilhelm, Markgraf von Meißen . . 139
Wilhelm I., Deutscher Kaiser . XLIX, 308
Wilmar, Bischof . . XIV, XV, LII, 87, 232

Seite

Wikelmas, Elisabeth . . . LXXXII, 365
Winklerin von Winkelfels, A. E. . . 44
Wintermann, Rentier 223
Wopak, Rentier 256
Würtze, Anna Kath. 77
v. Wulffen XXXII
— Kuno XII
v. Wutheno, Jorgen 117

v. Zedlitz, Karl Abraham XLVI
Zeuschel, Ulrich XXV
Zierisses, Katharina 19
Ziesler 120

Meisterverzeichnis.

Seite
Afinger, Bildhauer 18
Alberti, Maler 162
Berendt, Moritz, Maler 162
Berges, Bildhauer 75
Borthude, Stefan, Mauermeister . . . 94
Brand, Töpfermeister. 178
Bröbes, Kupferstecher 162
Brunsberg, Heinrich, Mauermeister LXXIII, 48, 50, 58, 59, 60
Chodowiecki, Maler und Kupferstecher . 223
de Clerc, G., Maler 345
Colasius, C., Maler 27
Correggio, Maler 223
Craft, Nicolaus, Mauermeister . 42, 148, 149
Derentin, Claus, Mauermeister 59
Dihm, Baurat 13, 349
Dürer, Maler 25
Elers, Otto, Glockengießer 30
Gärtner, J. B., Bildhauer 75
Glume, Bildhauer 268, 276
van Goyen, Jean, Maler 223
Graeb, Karl, Maler 223
Graff, Anton, Maler 223
Greten, Joh., Glockengießer 321
Grunert, Architekt 308
Gulden, Wilhelm, Maler LXXXIX, XC, 13
Hackenschmidt, Glockengießer 81
Hanß der schnytzer, Bildschnitzer . . . 283
Heidfeld, Bauinspektor 268
Heintze, Martin, Glockengießer 321
Henigh, Glockengießer 30
Heren, Thomas, Maler . . . XC, 22, 25, 122
Hieronymus, Tischlermeister 283
Hildebrand, Bildhauer 18
Jacob, Glockengießer . . . . . XXXIX, 12
Kaufmann, Herm., Maler 223
Koch, Bildhauer 64
Kraft siehe unter Craft.
Kranach, Lucas, Maler . LVII, LXXXIX, 22
Lederer, Hugo, Bildhauer XLIX
Lepke, Ferdinand, Bildhauer 222
Linnemann, Glasmaler 27
Lurch, Bildhauer 13
Meier, C., Glockengießer 15
Metz, Gust., Maler 223
Michael v. Utrecht, Spitzendecker . . 62
Moer, Wilhelm und Jaspar, Glockengießer 81
Moehring, Bruno, Architekt XLIX
Moldenhewer (Muldenhewer), Andreas, Glockengießer . . 12, 30, 110, 161
— Merten, Glockengießer 110, 161
Molner, Tyterich, Messinggießer . . . 68
Morino, Kupferstecher 113, 118
Nason, Pieter, Maler 223
Oetken, August, Maler 306
Paul, Architekt 57
Pauschen, Christoph, Mauermeister . . . 265
Pavel, S., Gießer 108
Pfannenschmidt, Maler 13
Pleydenwurf, Holzschneider 73
Reinstorp, Henrik, Baumeister . . . 6, 12
Remer (Riemer), Stephan, Ratsbaumeister 61, 160
Richter, Balthasar, Zimmermeister . . . 62
Rigaud, Hyacinthe, Maler 223
de Sala, Johannes Baptista, Mauermeister 62
Sandner, Zimmermeister 101
Schadow, Gottfried, Bildhauer . . 222, 345
Schievelbein, Bildhauer 75
Schinkel, Architekt 268
Schwendy, Alb., Maler 223
Spieker, Maler 223
Stappenbeck, Architekt 233, 234, 258, 268, 300
Stolp, Andreas, Hofmaler 279
Stüler, Architekt 268
Tabernaculus, Nicolaus, Bildhauer . . 272
Vyaghenens, Henric, Glockengießer . . . 81
Wagner, Orgelbauer 66, 268
Weger, Gerard, Bildhauer 64
Wohlgemut, Holzschneider 73
Wredow, Aug., Bildhauer 75, 222
Wüttigen, Georg Friedr., Maler . . . 66

Sachregister.

Altaraufsätze . . . 13, 64, 65, 66, 75, 101, 269—273, 274, 276, 361, 362
Altarbilder 13, 64, 66, 270, 271, 273, 274, 276, 361, 362
Altardecken 314
Altarleuchter siehe Leuchter.
Ambonen 227, 258
Antependien 27, 315
Aushängeschilder 213, 222

Balkendecken 72
Basiliken 1, 82, 225
Bildnisse siehe Gemälde.
Bischofstäbe 293
Bucheinbände . . . 29, 73, 178, 318, 321, 351
Bürgerhäuser . . . . 179 ff.
Chorgestühle siehe Gestühle.
Chorschlüsse . . . 1, 6, 31, 41, 47, 56, 58, 96, 97, 128, 233, 259
Dachreiter 8, 12, 13, 57, 61, 97, 100, 360
Dachstühle 8, 56, 90, 100, 103, 158, 360

Dominikanerkloster siehe Klöster.

Epitaphien siehe Grabmäler.

Fachwerkhäuser . . 187, 198 199, 212, 215
Franziskanerkirche siehe Ordenskirchen.
Franziskanerkloster siehe Klöster.
Fronleichnamskapellen 57

Gedenktafeln . . . 14, 22, 41, 108
Gemälde 14, 19, 22, 25, 26, 27,
(siehe auch Altarbilder) 44, 69, 71, 75, 110, 119, 120, 122, 132, 137, 142, 148, 160, 161, 162, 163, 182, 187, 216, 223, 308, 325, 345, 364
Gestühle 100, 105, 222, 282, 283, 287, 366
Giebel 5, 32, 36, 40, 52, 54, 58, 102, 104, 113, 115, 157, 160, 174, 181, 185, 189, 197, 198, 199, 261, 264, 326
Gießerzeichen 81, 110
Glasmalereien . . . 27, 33, 64, 74, 108, 163, 306
Glocken 12, 30, 33, 45, 48, 81, 110, 161, 321
Gobelins 27
Grabmäler . . . . 19—22, 25, 73, 74—80,
(siehe auch Grabsteine) 94, 119, 120, 137, 295, 300, 362, 367
Grabsteine . . . . 25, 75, 77—79, 80, 117—120, 297, 300—305, 365, 366

Hallenkirchen . . . . . . 5 ff., 17 ff., 130, 249
Handschriften siehe Miniaturmalereien.
Hausmarken 14, 61, 66, 69, 108
Holzplastik (figürliche) 13, 18, 64, 65, 66, 108, 117, 222, 269, 270, 271, 272, 271, 276, 295
Hospitäler 16, 116, 327

Kannen 44, 70
Kanzeln 13, 14, 66, 105, 265, 276, 362
Kapellen . . . . . . 6, 8, 9, 11, 12, 31, 47, 50—54, 57, 59, 61, 116, 134, 136, 216, 230, 358
Kelche 15, 33, 69, 108, 174, 278, 279
Klöster . . . . . 34, 46, 96, 113, 323 f.

Kreuzgänge . . . 113, 114 ff., 231, 248, 261, 324, 328—338
Kronleuchter . . . 16, 33, 70, 108, 137, 279
Kruzifixe 18, 94, 120, 294, 295
Krypten 130, 136, 226, 230, 237, 248, 257, 258
Lettner LXXI
Leuchter . . . . . 33, 44, 45, 70, 279, 281, (siehe auch Kronleuchter) 293
Literatur siehe Literaturverzeichnis.
Liturgische Gewänder . . . . 28 (siehe auch Stoffmuster)
Malereien . . . . 365 (siehe auch Wandmalereien, Altarbilder, Gemälde, Miniaturmalereien, Glasmalereien, Tapeten).
Meisterzeichen . . . . 13, 22, 61 (siehe auch Gießerzeichen und Hausmarken)
Meßgewänder, siehe Liturgische Gewänder.
Miniaturmalereien 178, 354
Monstranzen 279
Ordenskirchen . . . . 34 ff., 96 ff.
Orgeln 16, 66, 276
Plastik . . . 56, 75, 164, 241 ff., 340, 345 (siehe auch Altaraufsätze, Buchdeckel, Glocken, Grabsteine, Grabmäler, Holzplastik, Kanzeln, Orgeln, Taufen, Siegel, Sammlungen)
Portale 3, 9, 12, 40, 52, 57, 60, 102, 131, 157, 174, 187, 189, 197, 198, 199, 211, 254, 261, 263, 331, 333, 334, 340, 346, 355, 359
Prämonstratenser Bauten LXI, 1 ff., 81 ff., 121 ff., 225 ff.
Rathäuser . . . . 153 ff.
Reliquienbehälter 70, 271, 295
Sammlungen . . . . 222 ff.
Schmiedeeisenarbeiten 16, 70, 71, 95, 150, 199, 214, 218, 222, 223, 279-281, 289—293, 321, 360
Schränke 289, 292
Stadtansichten . . . 12, 162, 163, 176, 215
Stadtpläne . . . . XCIII ff., Taf. 35 und 75
Stickereien 28, 314, 315, 316, 317, 318
Stoffmuster . . . . . 27, 308—314, 316
Tapeten (gemalte) 218
Taufen 14, 15, 68, 117, 276
Taufschüsseln 16, 70, 276
Tortürme 142, 148, 152
Totenschilde 298, 300
Triumphkreuze, siehe Kruzifixe.
Truhen 293
Türen 187, 212, 213, 214, 218
Türme . . . . . . LXXIV, 3—5, 8, 12, 32, (siehe auch Tortürme) 42, 47, 62, 64, 94, 104, 127, 132, 134, 161, 176, 236, 265, 268, 360
Wandmalereien . . LXXXV f., 27, 42, 44, 54, 73, 92, 94, 113, 144, 160, 183, 185, 305, 340 348, 359
Wallfahrtskirchen 127
Wohnhäuser siehe Bürgerhäuser.
Zentralkirchen 121
Ziegelstempel 261, 264, 349

